This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

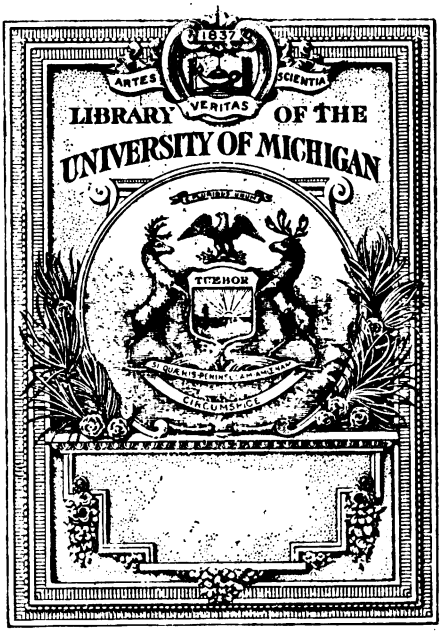
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

BT
75
.S38
1884

# Unſer Glaube.

# Unser Glaube.

## Ein Wegweiser auf religiösem Gebiet

für

denkende Christen

von

Dr. R. Schramm
Domprediger in Bremen.

Zweite Auflage.

Christus hat sich die Wahrheit genannt, nicht die Gewohnheit; was immer also gegen die Wahrheit ist, das wird unchristlich sein, auch wenn es eine alte Gewohnheit wäre. Tertullian.

Leipzig 1884.
Verlag von Joh. Ambr. Barth.

Alle Rechte vorbehalten.

# Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Als ein Wegweiser auf dem Gebiete religiöser Erkenntniß bietet sich dies Buch denkenden Christen dar. In allgemein verständlicher Sprache will es eine Reihe der wichtigsten religiösen Fragen erörtern und die Grundzüge des christlichen Glaubens im Gewande der modernen Bildung und Weltanschauung darstellen. . . . . Wie viele Veranlassung zu solchem Unternehmen in unserer Zeit vorhanden ist, weiß jeder Kenner unsrer kirchlichen Zustände. Ohne möglichst allgemeine Klarheit der religiösen Erkenntniß in unsern Gemeinden ist sicherlich keine gedeihliche Entwicklung der Kirche möglich. Daher schon ein so positiv gerichteter, tief frommer, gelehrter und dabei wundergläubiger Mann wie R. Rothe es als eine der dringendsten Aufgaben und Pflichten des praktischen Geistlichen in der Gegenwart bezeichnen konnte, der Gemeinde die Resultate der wissenschaftlichen Theologie, namentlich der kritischen Bibelforschung, mitzutheilen. In der That, die Gemeinde muß hören und wissen, mit welchem Rechte und mit welchen Gründen die liberale Theologie den christlichen Glauben vertheidigt, welche Auffassungen desselben sie Preis giebt oder verwirft, und welche Fortbildung der Lehre sie zu fordern gezwungen ist. Nur so wird das Christenthum wieder freudige, vor keiner Untersuchung und Anfechtung ihres Glaubens erschreckende Bekenner auch unter den Gebildeten erwerben. Das vorliegende Buch faßt dieses Ziel fest in's Auge. Es will den ewigen Wahrheitsgehalt des christ-

376514

lichen Glaubens darstellen, es will der Gemeinde den Standpunkt weisen, von welchem aus die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion als eine sichere und wohlberechtigte Hoffnung erscheint. Nicht alle und jede Frage aus dem Gebiet des christlichen Glaubens, aber doch die wichtigsten finden ihre Besprechung, und wer immer diese Blätter in die Hand nimmt, möge daraus ersehen, daß die protestantische Theologie der Gegenwart einen guten Grund hat, freudig und zuversichtlich der Zukunft zu vertrauen.

---

## Vorwort zur zweiten Auflage.

Die wohlwollende und günstige Aufnahme, welche das vorliegende Werk in den freisinnigen Kreisen der protestantischen Gemeinden gefunden hat, scheint zu der Annahme zu berechtigen, daß der Verfasser seinen Zweck, wie er denselben im Vorwort zur ersten Auflage angegeben, erreicht hat. Nicht bloß als ein Geschenk für reifere Confirmanden, sondern überhaupt als ein Wegweiser auf dem Gebiet des Glaubens für denkende Christen hat das Buch in weiten Kreisen Eingang und theilweise sogar die Anerkennung Andersgesinnter gefunden, ein bei der Schroffheit, womit sich heute die kirchlichen Parteien gegenüber stehen, immerhin dankenswerther Erfolg. Da aber die hier ausgesprochenen Glaubensanschauungen sich seitdem dem Verfasser in Theorie und Praxis nur immer fester begründet haben, so lag keine Veranlassung vor für diese zweite Auflage eine tiefer einschneidende Umarbeitung vorzunehmen; kleinere Verbesserungen wie die Fortführung der statistischen Data, summarische Angabe des Inhalts bei jedem Capitel u. dergl. wird man indessen sorgfältig ausgeführt finden.

Was nun aber die fernere Verbreitung und Benutzung des Buches betrifft, so ist augenscheinlich die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche ganz besonders danach angethan, die Unentbehrlichkeit von Schriften dieser Art zu beweisen. Stehen doch ganze große Landeskirchen unter dem Bann einer exklusiven und unduldsamen Rechtgläubigkeit. Wer aber jemals Zeuge davon gewesen ist, welch einen wahrhaft befreienden Eindruck schon auf die Herzen der Jugend eine vernünftige Auffassung des Christenthums macht, wie die meisten reiferen Kinder förmlich erleichtert aufathmen, wenn sie über den Herz und Gewissen gleichermaßen bedrückenden und verwirrenden Conflikt zwischen Glauben und Wissen, zwischen Kirche und Schule durch eine klare, offene Darlegung des wirklichen Sachverhalts hinausgehoben werden, der wird es begreiflich finden, daß der liberale Protestantismus den mächtigen Drang und die unbedingte Verpflichtung in sich fühlt, in immer weiteren Kreisen festen Fuß zu fassen und das Seinige zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft beizutragen. Unendlich viele unserer Zeitgenossen kennen das freisinnige Christenthum fast nur vom Hörensagen und selbst die orthodoxen Gemeindeglieder haben zum größten Theil gar keine Ahnung von dem Gewicht der Gründe, die für unsere Auffassung sprechen, weil ihnen weder diese Auffassung selbst, noch jene Gründe vollständig und deutlich mitgetheilt werden. Außerdem ist es eine notorische Thatsache, daß in Folge der staatlichen Begünstigung und Verbreitung der Orthodoxie Tausende von Familien in kleineren Städten gezwungen sind, ihre Kinder ganz gegen ihre Neigung von orthodoxen Geistlichen unterrichten und confirmiren zu lassen. Die Folge dieses Uebelstandes ist sehr häufig nicht etwa die, daß die Kinder dauernd orthodox gemacht werden, sondern die entgegengesetzte, daß ihnen sehr bald nach der Confirmation ihr ganzer Religionsunterricht hinfällig erscheint. Wie oft muß man das Bekenntniß hören: Ich habe einen orthodoxen Unterricht genossen, dann ist mir, sobald

ich in's Leben trat, die Unhaltbarkeit des ganzen Wunderglaubens klar geworden, und einmal irre an dem, was mir doch mit solcher Zuversicht als untrügliche Wahrheit verkündet worden war, glaubte ich mit der Kirche, ja mit der Religion überhaupt brechen zu müssen. Bei dem heutigen Stande der Geschichts- und Naturwissenschaft entsteht sogar in der Schule selbst häufig genug ein Zwiespalt zwischen dem auf Erfahrung und Beweise gestützten Unterrichte des Lehrers und den Sätzen der orthodoxen Kirchenlehre, welche die Kinder im Gottesdienst und Confirmandenunterricht hören. In Wahrheit ein für beide Theile gleich unerträglicher Zustand, der nur zu immer größerer Entfremdung des Volkes von der Kirche führen muß. Sollte es denn nicht der lebhafte Wunsch und eine heilige Pflicht aller Freunde des Volkes, vor allen der Theologen und der Lehrer sein, diesen Zwiespalt zu schlichten, den unvergänglichen Kern der christlichen Religion von der vergänglichen Schale zu trennen und der Welt zu zeigen, daß die rechte Religion mit aller gesunden Vernunft und Wissenschaft in vollstem Einklang steht?

Im Dienste solcher Aufgabe möge denn dieses Buch auch ferner wirken und Segen stiften.

Bremen, im März 1884.

# Inhalt.


Seite

Vorwort . . . . . V

1. **Die Religion.** Die Religion ein Vorzug des Menschen vor dem Thier. Innewerden des Unendlichen mittelst der Vernunft. Wehmüthiges Bewußtsein unserer Endlichkeit treibt zur Religion. Unentbehrlichkeit derselben nicht bloß für das Volk . . . . . 1

2. **Wahre und falsche Frömmigkeit.** Entstellungen der Religion und Einseitigkeiten. Die Religion muß Gefühl, Vorstellung und Willen gleichmäßig ergreifen. Verirrungen der pharisäischen, schwärmerischen und orthodoxen Frömmigkeit. Das Christenthum die ideale und höchste Religion . . . 15

3. **Offenbarung und Vernunft.** Anlage und Sehnsucht des Menschengeistes zu Gott hin, kann nicht auf Täuschung beruhen. Enthüllung oder Offenbarung Gottes im Geiste des Menschen geschieht immer nur durch die Vernunft als Organ. Falsch verstandene Aussprüche Christi und Pauli. Die Vernunft erkennt Gott in der Natur, in der Geschichte und im eigenen Gewissen 31

4. **Glauben und Wissen.** Der religiöse Glaube kein Meinen, sondern feste und begründete Ueberzeugung von ewigen Wahrheiten, daher Gottvertrauen, Gotteserkenntniß und sittliche Kraft. Das Wissen eine Ueberzeugung von endlichen Dingen. Wissen und Glauben ergänzen sich gegenseitig, können sich nicht widersprechen. Gränzen beider, Uebergriffe des einen oder andern 48

5. **Wort Gottes und heilige Schrift.** Lob der Bibel aus allen Zeiten. Ihre Verbreitung und Wirkung. Offenbarung oder Wort Gottes in ihr. Aber es giebt auch Wort Gottes außer der Bibel. Beispiele dafür. Der Geist, nicht der Buchstabe der Bibel Maßstab für alle andere Offenbarung. — Unfehlbarkeit der Bibel ein Irrthum, Menschenwort in derselben. Kennzeichen, woran Göttliches und Menschliches in der Bibel zu unterscheiden ist 59

6. **Die Entstehung der Bibel.** Religiöse Sagen und mündliche Ueberlieferungen im alten Testament. Das Gesetz und die Propheten 450 v. Chr. Die ersten Bücher des neuen Testamentes waren die Briefe des Paulus. Mündliche Ueberlieferungen aufgezeichnet in den Evangelien. Der Kanon um 370 abgeschlossen . . . . . 83

7. **Kirchenlehre und Naturwissenschaft.** Die Weltanschauung des Alterthums findet sich auch im alten und neuen Testament und beherrscht das ganze Mittelalter. Dante. Die kirchliche Glaubenslehre ruhet auf dieser Weltansicht und bedarf daher nothwendig einer Reform . . . . . 97

Seite

8. **Der Wunderglaube.** Wunder als Ereignisse gegen die gewöhnliche Ordnung der Dinge bei den Alten etwas allgemein Geglaubtes. Im alten wie im neuen Testament Wundergeschichten der seltsamsten Art, ziehen sich aber auch durch die ganze Kirchengeschichte hindurch. Hexenglaube Luthers. Entdeckungen der Naturgesetze durch Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton. Die ewigen und bleibenden Wunder Gottes in der Natur, Geschichte und dem Geistesleben 107

9. **Gott unser Vater.** Einfachheit und Faßlichkeit der christlichen Gottesidee. Gott ist Geist, Licht und Liebe. Christus spricht nur in Bildern und Gleichnissen von Gott. Unerforschlichkeit des göttlichen Wesens für den Menschengeist . . . . . 119

10. **Der Pantheismus und die Persönlichkeit Gottes.** Die Welt als Gottheit, gleich einem Meer, das Wellen wirft. Alles Einzelne als Theil der Gottheit, welche unbewußt und unpersönlich gedacht wird. Mängel dieser Ansicht. Die Persönlichkeit Gottes . . . . . 128

11. **Der Deismus.** Deistischer Gottesbegriff, welcher die Welt wie ein Uhrwerk auffaßt, unverträglich mit wahrer Frömmigkeit. Goethe und Schiller gegen denselben. Die christliche Gottesidee mitten inne zwischen Pantheismus und Deismus . . . . . 135

12. **Die Schöpfung.** Unvernunft des Materialismus. Religiöse Grundgedanken des biblischen Schöpfungsberichtes maßgebend für den Gottesglauben aller Zeiten. Was dagegen von dem irdischen Hergang der Schöpfung in der Bibel erzählt wird, ist nicht Gegenstand des Glaubens, sondern des Wissens, und daher einer Correktur durch die Naturwissenschaft unterworfen . . . 142

13. **Der erste Mensch und der Ursprung der Sünde.** Ist der Mensch göttlichen Geschlechtes oder nur ein Thier? Das Wesen der Sünde als herrschende Sinnlichkeit und Selbstsucht. Die Erklärung der Sünde als Werk des Teufels unzulänglich. Möglichkeit der Sünde von Gott gesetzt, damit der Mensch freien Willen habe. Die Willensfreiheit nicht aufzufassen als bloße Willkür . . . . . 151

14. **Die Erhaltung der Welt.** Schöpfung, Erhaltung und Regierung bei Gott nur ein und dasselbe. Linné, Oersted, Liebig, Newton und andere Naturforscher als Zeugen für den Glauben an einen Schöpfer. Die Unendlichkeit des Weltenraums, die Erhabenheit und Schönheit in der Natur deuten auf eine ewige Allmacht und Weisheit . . . . . 161

15. **Die göttliche Weltregierung.** Giebt es einen Weltzweck? Entwicklung der Welt zu immer größerer Vollkommenheit. Beispiele anscheinender Zweckverfolgung bei Thieren und Pflanzen. Die Weltgeschichte als Verwirklichung eines großen Zweckes. Deutschland als Beispiel . . . . . 171

16. **Zufall und Vorsehung.** Verschiedene Bedeutung des Wortes Zufall. Glaube an ein blindes Geschick unchristlich. Große Bedeutung scheinbar geringfügiger Umstände für den Gang der Weltbegebenheiten. Alle Dinge einbegriffen in den Weltenplan Gottes . . . . . 187

17. **Das Uebel in der Welt.** Ist das Uebel Strafe der Sünde? Stammt es aus einer andern Quelle als von Gott? Die Wirklichkeit zeigt mehr Freude als Schmerz bei den Creaturen. Das Leiden stört das innere Glück der Seele nicht, ist ein nothwendiges Erziehungsmittel für die Menschheit. Manche Tugenden werden nur durch Leiden erworben . . . . . 196

Seite

18. **Gott war in Christo.** Verheißungen des Messias im alten Testament. Offenbarung Gottes durch die Propheten und den größten derselben, Christus. Gott war auch in Plato und Paulus, in Christo aber völliger und kräftiger als in irgend jemand. Nicht der Art, sondern dem Grade nach ist seine Offenbarung Gottes von jeglicher andern verschieden . . . . . 209

19. **Christus der Sohn Gottes.** Bedeutung des Ausdruckes „Sohn Gottes" bei den Juden. Geistigere Auffassung bei Jesus selbst. Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in ihm und durch ihn. War Jesus sündlos? Vollkommene Liebe zu Gott und den Menschen . . . . . 215

20. **Der Menschensohn.** Daniels Weissagung. Halbdunkel des Ausdrucks Menschensohn, dessen messianische Bedeutung gleichwohl den Schriftgelehrten bekannt war. Zugleich Bezeichnung der wirklichen Menschheit Jesu . . . . . 223

21. **Lehrt das neue Testament die Gottheit Christi?** Jüdische Philosophie über den Messias als Offenbarer Gottes. Der Logos des Philo, die Weisheit Gottes bei Sirach. Das neue Testament spiegelt diese Ideen wieder, lehrt eine gewisse Göttlichkeit Christi, aber Unterordnung unter den Vater. Christus als erster aller Geschöpfe. Zeugnisse seiner wahren Menschheit . 227

22. **Die Lehre von der Gottheit Christi in der Kirche.** Heidnische Ueberlieferung von Göttersöhnen. Christus sollte mehr sein als sie. Protest der Ebioniten vergeblich. Sieg der Athanasianer über die Arianer. Christus als zweite Person der Gottheit gedacht ohne menschliche Persönlichkeit. Mangel dieser Lehre . . . . . 243

23. **Die Erlösung.** Das Lebenswerk Jesu war die Befreiung der Menschheit von der Sünde. Nur möglich durch den Geist und die Kraft Gottes in ihm. Die alttestamentliche Gnade Gottes keine Täuschung, aber im neuen Bunde vollendet. Der 49. Psalm . . . . . 253

24. **Der Opfertod Jesu.** Anfängliche Hoffnungen Jesu als Messias anerkannt zu werden. Allmähliche Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Leidens und Sterbens. Freiwilligkeit seines Todes. Größe des Opfers verglichen mit andern Helden und Märtyrern. Inwiefern die Sünde der Welt ihn an's Kreuz gebracht hat . . . . . 262

25. **Die kirchliche Lehre von der Versöhnung.** Bedeutung der Opfer bei Heiden und Juden. Abschaffung der Opfer im Christenthum. Der Tod Jesu gleichsam ein Ersatz dafür. Lehre Anselms vom stellvertretenden Leiden Christi, geprüft an der Lehre Jesu selber . . . . . 272

26. **Die Lehre Jesu.** Propheten waren Verkündiger des göttlichen Wortes und Willens. Anschluß Jesu an das alte Testament und weise Benutzung alltäglicher Erfahrungen. Das Reich Gottes oder Himmelreich als Quellpunkt einer neuen Religion und Moral. Als Lehrer lebte Jesus zugleich vorbildlich für die Seinen . . . . . 282

27. **Christus der König im Reiche der Wahrheit.** Die Weissagungen von einem zweiten David. Aber Jesu Reich ein geistiges, ewiges, ein Reich der Wahrheit und der Liebe in den Herzen. Kann noch ein Größerer kommen als er? Segen und Bedeutung der Persönlichkeit in der Religion, verfehlte Religionsbildungen ohne geschichtliche Anknüpfung. Zeugnisse über die Herrlichkeit Christi aus dem Munde von Goethe, Schiller, Strauß, Renan, Heinrich Lang. Verehrung Jesu, aber nicht Götzendienst . . . . . 295

Seite

28. **Die Wunder des neuen Testaments.** Blinder Glaube kein Beweis christlicher Gesinnung. Prüfung der Wundergeschichten nothwendig. Erste Klasse derselben Heilwunder. Geschichtlicher Kern erkennbar und wohl zu erklären. Hoheit und Reinheit des Charakters Christi. Zweite Klasse im Volksmunde aus Gleichnißworten entstanden. Jesus hielt solch Wunderthun für sündhaft. Dritte Klasse absichtliche Wunderdichtung im Johannesevangelium, poetische Einkleidung religiöser Ideen in die Form von Geschichten . . 316

29. **Der Geist Gottes und die Bekehrung des Menschen.** Der Geist Gottes im alten Testamente. Unterscheidung zwischen menschlichem und göttlichem Geist. Reich des Geistes und Sieg des Guten in der Menschheit. In der christlichen Kirche bildet sich die Lehre von dem heil. Geist als der dritten Person der Gottheit. Berufung, Bekehrung, Heiligung als Stufen des Heilsweges . . . . . 344

30. **Die unsichtbare Kirche.** Verwechselung des von Christus gestifteten Reiches Gottes mit der äußerlich sichtbaren Kirche. Die Reformation deckte diesen Irrthum auf. Die verschiedenen Kirchen nur unvollkommene Versuche das Christenthum oder Reich Gottes zu verwirklichen. Werth solcher Kirchen für das religiöse Leben. Union derselben in verschiedener Weise möglich 355

31. **Das katholische Prinzip.** Sinnliche Darstellung des Göttlichen als Prinzip des Katholicismus, zeigt sich in der Lehre von der Kirche, vom Priesterthum, vom Glauben und von den Sakramenten. Rückfall in jüdisches und heidnisches Wesen. Für einen gewissen Culturzustand und als Uebergangsform dennoch berechtigt . . . . . 366

32. **Protestantismus und Katholicismus in ihren Wirkungen.** Deutsche Philosophen fast alle protestantisch. Einfluß der Confession auf Bildung, Industrie, Reichthum, politische Freiheit und Macht. Erklärung für diese Erscheinungen . . . . . 376

33. **Uebersicht der christlichen Confessionen.** Mitgliederzahl der verschiedenen Confessionen. Die griechisch-katholische, lutherische, reformirte, anglikanische Kirche, Baptisten, Mennoniten, Quäker, Irvingianer, Methodisten, Herrenhuter . . . . . 385

34. **Vom Gebet.** Das Gebet eine Lebensäußerung der Frömmigkeit. In seiner Vollkommenheit nichts anderes als Leben in Gott. Werth von Formeln und vorgeschriebenen Gebeten. Erhörung immer gewiß, wenn wir um die wahren Güter bitten . . . . . 394

35. **Taufe und Abendmahl.** Symbolische Handlungen in der Religion. Zahl der Sakramente. Aberglaube bei denselben. Ihr Wesen und innere Berechtigung. Die Taufe als christliche Sitte. Das Abendmahl als Gedächtniß- und Brudermahl . . . . . 407

36. **Das ewige Leben.** Der Glaube an das ewige Leben seit Jahrtausenden ein Quell des Segens. Materialistische Läugnung der Unsterblichkeit mit ihren Consequenzen. Der Geist über der Natur. Beginn des ewigen Lebens schon im Diesseits der beste Weg zur Gewißheit. Sonstige sogenannte Beweise der Unsterblichkeit. Verheißungen Christi. — Bilder der Bibel über das Wie des zukünftigen Lebens. Fortleben der Persönlichkeit, Wiedersehen, Vergeltung in der Ewigkeit . . . . . 422

# 1. Die Religion.

Die Religion ein Vorzug des Menschen vor dem Thier. Innewerden des Unendlichen mittelst der Vernunft. Wehmüthiges Bewußtsein unserer Endlichkeit treibt zur Religion. Unentbehrlichkeit derselben nicht bloß für das Volk.

---

Alle Völker der Erde haben Religion, die hoch gebildeten, mit allen Künsten und Wissenschaften Vertrauten ebensowohl wie die unwissenden und rohen. Zwar haben einige Reisende behauptet, wilde Stämme gefunden zu haben, denen all und jeder Begriff, jede, auch die dunkelste Vorstellung von Gott, jede Unterscheidung zwischen gut und böse selbst fehlte. Auf die wiederholte Frage, was er für gut und was für böse halte, antwortete jener Negerfürst, von welchem Sir Samuel Baker erzählt, nach längerem Nachdenken: gut sei es, wenn Jemand Andern ihre Heerden, ihre Weiber und Kinder wegnehme, böse aber, wenn man sich alles dieses nehmen lasse. Allein selbst solche Wahrnehmungen beweisen noch nichts gegen den Satz an der Spitze dieses Abschnitts. Die kundigen Forscher und Kenner der Menschheit sagen vielmehr, daß es nur die Schwierigkeit der fremden Sprache sei, oder die Unfähigkeit, die Wilden zu verstehen, sich ganz auf ihren Standpunkt und in ihren Vorstellungskreis zu versetzen, wodurch für den reisenden Europäer der Schein entstehe, als ob überhaupt gar keine Art von Religion bei diesen Völkern vorhanden sei, in Wahrheit aber hätten sie eine Art von Glauben, eine wenn auch sehr niedrige und rohe Form religiöser Vorstellungen und Gebräuche. Doch wie dem auch sein mag, so viel steht jedenfalls fest, alle Völker der Erde, die sich nur einigermaßen zu einem wirklich menschlichen Dasein erhoben, die nicht in einem fast thierischen Zustand versunken sind, alle diese haben Religion. Die Religion reicht, wenn auch in den verschiedensten Formen und Gestalten,

in der That grade so weit wie die Menschheit. Denn auch aus den ältesten Zeiten unseres Geschlechtes, so hoch das Gedächtniß und die Geschichte zurückreicht, aus allen Zeitaltern hören wir von dem Vorhandensein der Religion. Sie ist dagewesen in den Zeiten der ersten Kindheit unseres Geschlechtes, sie ist dagewesen in jener Urzeit, da unsere Sprache entstand, — denn schon die ältesten Wurzeln und Stämme menschlicher Rede, welche die Gelehrten aufgedeckt und erklärt haben, weisen hin auf religiöse Vorstellungen —, sie hat im Alterthum und dann herab bis auf die neueste Zeit überall unter den Nationen ihre Stätte gehabt, sie wird in der Gegenwart zwar von Vielen verlacht, verspottet, gescholten, eine Kinderkrankheit des menschlichen Geschlechts genannt, allein sie übt trotz alledem noch einen so gewaltigen Einfluß, greift so sichtbar in den Gang der Weltbegebenheiten ein — man denke nur an den ungeheuren Einfluß, welchen der Katholizismus grade jetzt in Deutschland übt — und lebt augenscheinlich so tief im Herzen der Völker, daß weder der Spott noch die Gleichgültigkeit gegen eine so wichtige und gewaltige Macht in der Ordnung ist, sondern vielmehr die ernste Frage von allen Gebildeten erwogen und untersucht werden sollte: Was ist denn eigentlich Religion? Worin besteht ihr wahres Wesen? Woher hat sie ihren Ursprung? Welches ist ihre wahre Gestalt? Welches ihr Zerrbild und ihre Entartung? —

Wir sagten, die Religion reiche so weit wie die Menschheit. In der That das gilt in mehr als einem Sinn. Es gilt nicht bloß als historische Thatsache, die wir bei allen Völkern wahrnehmen, es gilt auch in dem Sinne, daß die Religion prinzipiell den Menschen von den unter ihm stehenden Wesen unterscheidet. Die Religion bezeichnet die Hauptgränze zwischen dem Menschen und dem Thier. Sie ist eine nur menschliche, dem Menschen als solchen eigenthümliche Erscheinung. Kunsttriebe, ja verständige Ueberlegung, höchst berechnete, uns in Erstaunen setzende Handlungsweise finden wir auch bei einigen Thieren. Was in dieser Beziehung von der Lebensweise der Ameise, der Biene, von dem Scharfsinn und der Klugheit des Elephanten und anderer Thiere mitgetheilt wird, gränzt ja an das Unglaubliche und zeigt merk-

würdige Aehnlichkeit mit menschlicher Geistesthätigkeit. Aber wer hat je ein Thier beten oder Opfer bringen sehen? Wer könnte auch nur eine Spur von irgend einer religiösen Thätigkeit in ihrem Seelenleben nachweisen? Niemals ist dergleichen im Ernste und mit einem Schein von Grund auch nur behauptet worden. Die Religion gehört dem Menschen allein an, daran kann kein Zweifel sein.*) So muß sie also auch in der Natur und Anlage des Menschen, in dem was er vor dem Thiere voraus hat, ihren Grund und ihr Wesen haben. Diesen Vorzug des Menschen nun vor dem Thiere pflegt man gewöhnlich mit dem Worte Vernunft zu bezeichnen. Damit ist wirklich auch zugleich der Ursprung und das Wesen der Religion im Allgemeinen angedeutet. Denn Vernunft kommt her von vernehmen. Die Vernunft befähigt den Menschen etwas zu vernehmen, was dem Thiere ewig verschlossen und unvernehmbar bleibt. Das Thier hat nur Verstand, d. h. das Vermögen die Dinge der sinnlichen Welt wahrzunehmen und in gewissem Maße zu beurtheilen. Aber das Gebiet des Uebersinnlichen, des Unendlichen, des Ewigen kann mit dem Verstande nicht wahrgenommen werden. Dazu befähigt den Menschen erst die höhere geistige Anlage, die wir (nach Kants Vorgang) mit dem Worte Vernunft bezeichnen. Die **Religion**, die in dieser wurzelt, ist **das Innewerden des Unendlichen im Geiste des Menschen**. Selbst endlich vermag dennoch der Menschengeist das Unendliche wahrzunehmen, zu erkennen, zu ergreifen, in ihm zu leben und zu weben. Und eben diese Wahrnehmung des Unendlichen durch den Menschengeist ist das Wesen aller Religion.

In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Uns einem Bessern, Höhern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben.
Wir nennen's fromm sein. Goethe.

---

*) „Der Glaube an einen Gott ist dem Menschen natürlich wie seine aufgerichtete Stellung. Diesen Glauben nicht zu haben, ist ihm so widernatürlich wie die niedergeworfene, bloß zum Suchen an der Erde hingebückte Stellung des nicht himmelanstrebenden Thieres. Ersticken kann er diesen Glauben, aber in der Ordnung ist er da, und wo er sich nicht findet, da ist Mißgestaltung des Erkenntnißvermögens." Der Philosoph Friedrich Heinrich Jakobi.

So beschreibt einer, der das Menschenherz gründlich gekannt hat, den dunkeln Drang nach Gott, der in jeder Seele schlummert. „Wir nennen's fromm sein," sagt er. Fromm sein aber und Religion haben ist ein und dasselbe. Auch das Wort Religion selbst deutet auf ein solches Sehnen des Geistes nach der Unendlichkeit, denn Religion bedeutet eigentlich so viel wie ehrfürchtige Scheu vor höheren Mächten, Gewissenhaftigkeit im Dienste der Gottheit.

Diese Bestimmung des Begriffes der Religion ist nun freilich nur noch sehr allgemein und bedarf durchaus der näheren Erläuterung. Indessen vorläufig wollen wir doch feststellen, daß auch schon diese ganz allgemeine Bestimmung: „Religion ist Wahrnehmung des Unendlichen im endlichen Geiste" die Bestätigung ihrer Richtigkeit an verschiedenen Thatsachen findet. Wir erinnern uns dabei nämlich sogleich an die Ueberlieferungen aus alter Zeit, welche berichten, daß die Menschen einst die Naturerscheinungen, namentlich die großen, gewaltigen, zum Gegenstand religiöser Verehrung gemacht haben. Vor allen war es der Himmel mit seiner Unermeßlichkeit, mit den majestätischen Erscheinungen seiner Gestirne, dem Rollen seines Donners und dem Leuchten seiner Blitze, welcher das Gefühl des Unendlichen und die Vorstellung einer unaussprechlich großen Erhabenheit in dem Menschen hervorrief. Die ältesten Bezeichnungen für das Göttliche fast in allen Sprachen der Welt sind von dem Wort Himmel hergenommen.*) Aehnliche Empfindungen der Unendlichkeit rief das Meer hervor, auch die Erde mit ihrer immer wiederkehrenden, unerschöpflich Leben spendenden Fruchtbarkeit. Diese unendlich große Naturkraft ist es, welche alle Heidenvölker in den einzelnen Gottheiten verehren, zu denen sie sich bekennen. Auf sie wies das geheimnißvolle Rauschen und Flüstern der heiligen Haine, auf sie auch das Murmeln der Quellen und das Brausen des Windes. Es wäre daher ein Irrthum, wenn man die Verehrung

*) Im Sanskrit heißt Dyu der Strahlende, d. h. der Himmel; von daher stammen alle Bezeichnungen Gottes in den abgeleiteten Sprachen: persisch Dews, griechisch Zeus, lateinisch Deus. — Im Chinesischen heißt ebenfalls Tien zugleich Gott und Himmel u. s. w.

der heidnischen Götzen und Götzenbilder gegen unsere Erklärung der Religion geltend machen wollte. Die einzelnen Götter des Heidenthums sind nachweislich im Anfang nur Bilder und Darstellungen jenes unsagbar Großen, Unendlichen gewesen, wonach das Menschenherz einen unauslöschlichen Zug der Sehnsucht empfindet. Erst später verwechselte man dann das einzelne Bild der Gottheit mit dieser selbst. — Wenn man dieser Entstehung des religiösen Gefühls im Angesicht der Naturerscheinungen gedenkt, so erkennt man auch den richtigen Werth der Behauptung, die Religion sei aus der Furcht entstanden (Lucrez: timor fecit deos). Daran ist allerdings so viel wahr, daß dem Menschen vor der Unendlichkeit, die er in der Erhabenheit und Gewalt der Naturerscheinungen erkennt, zuerst ein Grauen ankommt, er wird sich dabei seiner eigenen Kleinheit, Beschränktheit und Ohnmacht bewußt, und auf niedriger Stufe der Religion kann dieser Eindruck sogar der vorherrschende bleiben. Aber auch die freundlichen, segensreichen Mächte der Natur wecken religiöse Gefühle, und bei einiger Entwicklung erhebt sich der Mensch über das bloße Grauen vor dem Unendlichen, er entdeckt das letztere auch in seinem eigenen Geiste, und versenkt sich liebend und hingebend in die Gottheit. Die Furcht schafft also nicht erst die Götter, wie der Römer behauptet hat, — warum hätte sie sonst nicht auch den Thieren, die sich doch auch vor Donner und Blitz fürchten, Götter gegeben? — aber sie kann eine Zeit lang die religiösen Gefühle und Vorstellungen vorwiegend beherrschen.

Eine zweite Bestätigung für die Richtigkeit unserer Auffassung der Religion finden wir in der Wahrnehmung, daß nichts so sehr zur Religion führt und treibt, wie die Erkenntniß der Endlichkeit und Vergänglichkeit aller Dinge. Je klarer und deutlicher der Mensch erkennt, daß das Wesen dieser Welt vergeht, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, daß „ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde, wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr", desto lebhafter erwacht in ihm auch das Verlangen nach etwas Bleibendem, Ewigem; das Gefühl der Endlichkeit wird zur Sehnsucht nach dem Unendlichen, der Schmerz

über die Hinfälligkeit des eigenen Lebens wird die Geburtsstätte der Religion, die Traurigkeit im Angesichte der Gräber und des Todes gestaltet sich zum Triumph und zur Freude in der Gewißheit eines ewigen unvergänglichen Besitzes. So allgemein, wie die Religion ist bei allen Völkern des Erdballs, ebenso allgemein ist auch dieses Gefühl der Endlichkeit, dieser Schmerz und diese Klage über die Eitelkeit und Nichtigkeit des irdischen Wesens, woraus eben das Verlangen nach ewigen Gütern und die Wahrnehmung des Unendlichen hervorgeht. Nennen wir die Religion die Himmelsblume, deren Blüthenkelch sich der Sonne der Unendlichkeit zuneigt, so ist die Empfindung der Endlichkeit der Erdboden, aus dem die Blume sich erhebt, und in welchem sie wurzelt. Aus diesem Grunde ist es von nicht geringem Interesse für unsere Untersuchung, die große Zahl der Klagen und Schmerzensäußerungen über die Vergänglichkeit aller Dinge zu beobachten, welche wie ein ununterbrochenes Seufzen durch die Sprachen und Lieder aller Völker hindurchtönen. Sie erwecken nicht bloß in unserm eigenen Herzen einen lauten Wiederhall und finden in unsern tiefsten Empfindungen lebhafte Zustimmung, sondern sie sind auch eines der kräftigsten und unwidersprechlichsten Zeugnisse für die Anlage des Menschen zur Religion und für die in der Menschennatur offenbar begründete Nothwendigkeit derselben. Denn kein Thier erkennt oder bejammert im Voraus sein Schicksal, keines weiß etwas von dem ihm einmal bevorstehenden Tode, alle genießen sie nur die Gegenwart, freuen sich ihres Daseins und kosten die Freuden des Augenblicks aus. Nur der Mensch erkennt seine Endlichkeit und betrauert die Kürze seines Daseins. Erwüchse ihm aus dieser klareren Erkenntniß nicht zugleich die Ahnung eines Höheren, die Wahrnehmung des Unendlichen, so besäße er in der That in seiner Vernunftanlage einen höchst zweifelhaften Vorzug vor den vernunftlosen Geschöpfen, so müßte ihm mit Recht jenes harmlose und unbesorgte thierische Leben beneidenswerth erscheinen gegen seine traurige Klarheit über das eigene Geschick. Der religionslose Mensch kommt auch wirklich zu solchen Gedanken, ihm ist der Mensch eben nur ein klügeres, aber auch unglückliches Thier, und die

Erkenntniß der Vergänglichkeit wird dann nothwendig zum troſtloſen Weltſchmerz, zur herausfordernden Anklage gegen den erbarmungsloſen Zufall, der dem Menſchen das Licht der höheren Erkenntniß gegeben habe, nur um ihm ſeine Endlichkeit und Vergänglichkeit zum quälenden Bewußtſein zu bringen. Ueber ſolchen Schmerz und ſolche Klage kann nur die Religion, das Innewerden der Ewigkeit und unſrer Beſtimmung für dieſelbe, wahrhaft und dauernd hinausheben. Jeden unverdorbenen und für unmittelbare Eindrücke des Gemüthes noch empfänglichen Menſchen werden deshalb auch alle Klagen der Weiſen und Dichter über die Endlichkeit unwillkürlich religiös ſtimmen. Man darf nur den Stimmen der Völker in ihren Liedern, in den ſchönſten Erzeugniſſen ihrer Poeſie lauſchen, um ſich ſogleich von der Wahrheit dieſer Behauptung zu überzeugen. Einige dieſer Stimmen mögen auch hier gehört werden.

„Das majeſtätiſche Rauſchen des Stromes der Weltgeſchichte, ſagt ein neuerer Forſcher*), iſt immer von der zweifelnden, zagenden, klagenden Frage begleitet worden: Warum und wozu das Alles? Durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtauſende herab tönt heiſerſtimmig dieſe Elegie, bald herzzerreißend ſchmerzlich, bald weltekelvoll reſignirt. Alle Zeiten und alle Völker haben daran gedichtet, jede in ihrer, jedes in ſeiner Art. Klagte ſchon der indiſche Brahmane: „Leben iſt Leiden“, ſo ſpitzte der Jünger Buddhas dieſen Schmerzenslaut der Creatur zu dem Bekenntniß zu: „Alles war nichts, iſt nichts, wird nichts“, und drückte der hebräiſche Dichter dieſem Glaubensbekenntniß das bleierne hoffnungsloſe Siegel ſeines „Alles iſt eitel“ auf. Auf die gramſchwere Frage des perſiſchen Heldenſängers: „Iſt das Welträthſel wie ungelöſt ſo auch unlösbar?“ wußte ein weiſeſter Denker nur die Antwort zu geben: „Gehe vorüber an der Welt, ſie iſt nichts.“ Der troſtloſe Klang, vor Uralters ſchon im Morgenlande laut geworden, hat allezeit im Abendland Wiederhall gefunden. Das buddhiſtiſche Thema: „Die Welt iſt nur eine Schaumblaſe“, fand ſeine Variation durch den großen

*) Joh. Scherr.

britischen Seher: „Der Erdball selbst wird untergehn und wie ein leeres Schaugepränge spurlos verschwinden", wie nicht minder durch den großen Castilianer: „Das Leben ein Traum", und durch unsern großen Deutschen: „Rauch ist alles irdsche Wesen, wie des Dampfes Säule weht, schwinden alle Erdengrößen, nur die Götter bleiben stät."

Weinend betrat ich die Erde zuerst und verlasse sie weinend,
Nichts auf irdischer Bahn fand ich als Thränen und Schmerz.
Thränenbegabtes Geschlecht, so jammerbelastet und kraftlos
Steigest du nieder zur Gruft, wo du in Asche zerfällst. Palladas.

Nimmer geboren zu sein ist Erdgebornen das Beste;
Nimmer mit Augen des Lichts strahlende Fackel zu sehn,
Oder geboren sogleich zu des Hades Thoren zu wandeln
Hoch von der Erde bedeckt liegend im hüllenden Grab. Theognis.

Ach das Glück, das wir genossen,
Wie die Blüthe, kaum entsprossen,
Knickt oft eine Winternacht.
So den Reichen wie den Armen
Nach der Losung ohn Erbarmen
Schlägt des Todes finstre Nacht.

Glücklich ist, wer nie geboren;
Wer das zweite Loos erkoren,
Geht zum Hades schnell zurück.
Jeder Mühsal preisgegeben,
Sterbliche, ist unser Leben.
Wer genoß je reines Glück?

Wen hat in der Jugend Hoffen
Nicht Enttäuschung schwer getroffen,
Leichtsinn, Zwietracht, blutger Streit?
In des Alters bösen Tagen
Häufen sich dann neue Klagen,
Mißmuth und Verlassenheit. Sophokles.

Was so die lebensfrohen Griechen unter dem heiteren Himmel ihres sonnigen und freudenreichen Vaterlandes doch auch empfunden haben, das klingt besonders wehmüthig und herzergreifend aus den Gesängen unseres eigenen Volkes und seiner Stammesverwandten wieder. Mitten in der frohsten Laune ergreift den gemüthvollen Menschen plötzlich die Erinnerung an

die Vergänglichkeit und drängt ihm die Thräne in's Auge. Mitten in einem seiner launigsten, übermüthigsten Lieder überkommt diese Stimmung auf einmal den Dichter, daß er ausbricht in die herrlichen Worte:

Doch Freuden sind wie Mohnblumen ausgestreut,
Du greifst nach der Blume — ihre Blüthe ist dahin;
Oder wie der Schneefall auf dem Strom,
Einen Augenblick weiß — dann schmilzt er für immer;
Oder wie des Nordwinds tolle Jagd,
Die vorübersaust, ehe du ihre Stelle zeigen kannst;
Oder wie des Regenbogens liebliche Gestalt,
Die verblaßt mitten im Unwetter.
Kein Mensch kann fesseln Zeit noch Fluth!*) Robert Burns.

In den Mauern eines alten Bergschlosses, unter den Ruinen der Vergangenheit singt einer unserer Dichter, dessen Leier für diese Töne besonders gestimmt schien:

Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenschoße nun!
Kaum daß halbversunkne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank wie ihre Grüfte,
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten
So entfleucht das Traumbild eitler Macht,
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen der Erinnerung geweiht
Und Gesänge der Unsterblichkeit.

*) But pleasures are like poppies spread,
You seize the flower, its bloom is shed,
Or like the snow-falls in the river,
A moment white, — then melts for ever,
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place,
Or like the rainbow's lovely form
Evanishing amid the storm.
No man can tether time or tide.

Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab.

**Andreas Gryphius klagt:**

Die Herrlichkeit der Erden
Muß Staub und Asche werden,
Kein Fels, kein Erz bleibt stehn.
Das, was uns hier ergötzet,
Was man als ewig schätzet,
Muß wie ein leichter Traum vergehn.

Was sind doch alle Sachen,
Die uns so trotzig machen?
Sie währen kurze Zeit.
Was ist der Menschen Leben?
Mit Pracht und Glanz umgeben
Ist's doch nur Tand und Eitelkeit.

Wir rechnen Jahr auf Jahre,
Indessen wird die Bahre
Vor unser Haus gebracht,
Dann müssen wir von hinnen,
Eh' wir uns noch besinnen,
Und uns umfängt des Grabes Nacht.

Der große Philosoph Schelling glaubte im Menschenantlitz selbst, auch in dem heitern Antlitz der schönsten antiken Statuen einen Zug unüberwindlicher Traurigkeit zu entdecken, weil der Mensch die Bedingungen seiner Existenz nimmer in seine Gewalt bekomme; und endlich der glücklichsten einer, der im Schoße des Glückes gelebt wie selten ein Mensch, ein Mann, ausgestattet von der Natur mit einem kraftvollen, in Schönheit und Gesundheit strahlenden Körper, mit einem wahrhaft königlichen Geist, ein Fürst unter den Dichtern: Goethe, dieser angebetete Liebling seiner Zeitgenossen wie seiner Nation, diese Sonne, um die alle Andern sich drehten, dem Fürsten ihre Huldigung darbrachten, den seine Vaterstadt krönte, wie einen Sieger zu Olympia, und dem bis in das späteste Greisenalter die Frische des Geistes erhalten blieb, der Körper keinen Dienst versagte, die Verehrung des heranwachsenden Geschlechtes in unverminderter Fülle zu Theil

wurde, auch Goethe hat von seinem Leben ein merkwürdiges Geständniß der Nichtigkeit abgelegt. „Im Grunde, so äußerte er sich einst im Gespräch, ist mein Leben nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der mir immer von neuem gehoben sein wollte."

Mit diesen Zeugnissen aus alter und neuer Zeit, die sich leicht in's Unendliche vermehren ließen, sei es hier genug. Angesichts derselben fragen wir: Wären alle diese Klagen nicht wahrhaft markerschütternd und herzzerreißend, wenn dem Angstschrei der Menschheit aus der Tiefe nicht eine Antwort aus der Höhe zu Theil würde, wenn der tiefen und schmerzlichen Empfindung der Endlichkeit nicht eine ebenso tiefe und freudige Empfindung des Unendlichen entspräche? Aber diese Antwort ist da, dieser Trost und diese Erhebung sind bereit für jedes fühlende Herz, es ist die Religion, welche alle Schmerzen des kranken Busens stillt, alle Wunden des zerrissenen Herzens heilt, alle Räthsel des vielverschlungenen Lebens löst. In ihr wird der Mensch inne, daß er sich über den Staub und die Vergänglichkeit vermöge seiner ewigen Bestimmung zu erheben vermag, und daß er nicht bloß für die Eitelkeit und Nichtigkeit geschaffen ist. Damit ist der Weltschmerz überwunden, der Busen wird ruhig, das Auge wird helle, und die Ewigkeit schüttet ihren Trost in reicher Fülle über die Seele aus. Nun lösen sich auf einmal alle Qualen in Wonne, alle Mißtöne der Welt in selige Harmonien auf, nun klingt auf einmal ein ganz anderer Ton aus den Liedern und Reden des zur Religion erwachten Menschen; wie ein Jubelruf schallt es im herrlichsten Ton einer unerschütterlichen felsenfesten Ueberzeugung:

Ich weiß, woran ich glaube, ich weiß, was fest besteht,
Was in dem Erdenstaube nicht mit zu Staub verweht!

Das ist die Macht und der Trost der Religion, das ist das Innewerden eines Unendlichen mitten im Strudel und Strom der vergänglichen und endlichen Welt.

„Ich habe 50 Jahre gelebt, sagt der fromme Gellert, und manchfaltige Freuden des Lebens genossen. Keine sind dauer-

hafter, unschuldiger und glücklicher für mich gewesen, als die mein Herz nach dem Rathe der Religion gesucht und genossen hat. Das bezeuge ich auf mein Gewissen. — Ich habe 50 Jahre gelebt und viele Mühseligkeiten des Lebens erduldet, aber ich habe nirgends mehr Licht in Finsternissen, mehr Stärke, mehr Trost und Muth in den Leiden gefunden, als bei der Quelle der Religion. Dies bezeuge ich auf mein Gewissen. — Ich habe 50 Jahre gelebt und bin mehr als ein Mal an den Pforten des Todes gewesen, ich habe es erfahren, daß Nichts, Nichts ohne Ausnahme als die göttliche Kraft der Religion die Schrecken des Todes beseitigen hilft; daß nichts als der heilige Glaube an unsern Heiland und Erlöser den bangen Geist bei dem entscheidenden Schritt in die Ewigkeit stärken und das Gewissen, das uns anklagt, stillen kann. Das bezeuge ich vor Gott."

Freilich dies sind Erfahrungen und Zeugnisse Einzelner, und ihnen stehen die Behauptungen Anderer gegenüber, welche sagen, sie für ihren Theil könnten sehr gut ohne Religion fertig werden, und wünschten nichts sehnlicher, als außerhalb des Schattens derselben zu leben und zu sterben. Da steht Zeugniß gegen Zeugniß und mit diesen Letzteren ist nicht weiter zu rechten. Aber das kann und muß man doch betonen und wiederholen, daß die Geschichte noch kein religionsloses Volk gesehen hat, und daß der einzige Versuch dieser Art kläglich gescheitert ist. Denn selbst in der Zeit des wildesten Taumels menschlicher Leidenschaften, nach der französischen Revolution und der Abschaffung des Christenthums, erklärte doch Robespierre im Convent die Religion überhaupt für unentbehrlich. „Hüten wir uns, sagte er, diesen heiligen Instinkt der Völker zu verletzen! Denn wo ist das Genie, das durch seine Erfindungen diese große Idee ersetzen könnte, diese Beschützerin der bürgerlichen Ordnung und aller Tugenden?" Auf seinen Antrag beschloß der Nationalconvent: „Das französische Volk erkennt das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele."

Es ist aber ein trauriger Irrthum zu wähnen, die Religion sei nur nöthig, um Ordnung und Sitte aufrecht zu erhalten, gleichsam ein Zaum und Zügel für das niedrige Volk, dessen der

höher Gebildete nicht bedürfe. Wir haben oben zu zeigen versucht, daß sie im Gegentheil gerade für den Denkenden, sein Loos und Dasein erkennenden Menschen die einzige wahre Trösterin, daß sie in der Natur des Menschen selbst, in seiner Vernunftanlage begründet ist. Wer daran zweifelt und die Religion nur für gut hält die Unwissenden am Gängelbande der Gesetze zu regieren, der wird bald inne werden, wie leicht und schnell dieser ihr zugemuthete Knechtsdienst versagt, es wird ihm gehen wie jenem Staatsmann unter Napoleon I., der vom Kaiser beauftragt die Gemüther des Volkes auf die Wiederherstellung des Gottesdienstes durch seine Beredtsamkeit vorzubereiten, in mehreren glänzenden Reden den Gedanken entwickelte, daß die Religion eine Nothwendigkeit für die Masse des Volkes sei. Eine dieser Reden machte besonders starken Eindruck. Zwei Tage, nachdem sie gehalten, bemerkte der Redner, daß ein Portier in der Thürsteherloge eifrig in einer Zeitung las. „Was machst Du da?" fragte er ihn. — „Ich las eben Ihre Rede." — „So? Nun was sagst Du denn dazu?" — Schnell versetzte der Portier: „Sie ist herrlich, prächtig; ja, gewiß ist die Religion für das Volk unentbehrlich; allein Sie haben sehr Recht, für Leute, wie Sie und ich, liegt die Sache anders." Gewiß hatte der Mann vom Standpunkte jenes Redners aus Recht, denn die Religion ist entweder eine allgemeine und nothwendige Angelegenheit aller Menschen ohne Unterschied, oder sie ist eine Täuschung, und Jeder, auch der Ungebildetste hätte im letzteren Falle das Recht sie von sich zu werfen, sobald er der Täuschung inne geworden. Daß sie aber keine Täuschung, daß sie das innerste Bedürfniß des menschlichen Herzens, daß sie der geheimnißvolle, nur allmählich bei Manchen ertödtete, aber ursprünglich allgemeine Zug der Menschenseele zu Gott ist, das bezeugen selbst Solche, die mit dem Christenthume gänzlich zerfallen sind, dadurch, daß sie in unserer Zeit laut den Ruf erheben: „Es muß eine neue Religion erfunden werden!" *) Also doch immer wieder eine Reli-

*) So schreibt, um nur wenige Beispiele anzuführen, die bekannte und beliebte Schriftstellerin F. Lewald aus Rom: „Rahels Wort, es müsse eine neue Religion erfunden werden, ist für mich seit lange eine Ueberzeugungs-

gion! Wir denken, die folgenden Blätter werden zeigen, daß es weder einer neuen Religion bedarf, noch daß es möglich ist eine zu erfinden, sie werden zu gleicher Zeit aber auch lehren, welche Form das ewig junge und ewig lebensfähige Prinzip des Christenthums annehmen muß, um der Erkenntniß und dem Wissen unseres Jahrhunderts gerecht zu werden, um der Menschheit die heilenden, segnenden, erfrischenden Kräfte der Religion in einer Gestalt zu bieten, in der sie dieselbe aufnehmen und ihrer ohne Widerspruch mit ihren übrigen Errungenschaften, ohne Widerspruch mit ihrer ganzen Culturentwicklung wahrhaft froh werden kann.

---

sache. Es muß wieder dazu kommen, daß die Menschen sich ihrer Zusammengehörigkeit in der Gemeinsamkeit eines sie belebenden Gedankens bewußt werden und es muß auch ein Symbol für diesen Gedanken und diese Zusammengehörigkeit gefunden werden. Hat es doch sogar hier alltäglich seinen Reiz, wenn um 12 Uhr Mittags der Kanonenschlag die Mittagsstunde verkündet und ich mir sage: Jetzt achten alle auf den einen Schlag. Wie diese neue Gemeinde sich herstellen, wer ihr die Form geben, wer ihr Symbol erfinden wird, ich weiß es nicht, aber herstellen wird sie sich, gefunden wird es werden u. s. w." Als ob es nicht schon da wäre! — Joh. Scherr, ein dem Christenthum keineswegs geneigter Autor sagt: „Weil die Religion der Idealismus der Massen ist, wird die religiöse Idee stets die Welt beherrschen. Die Religion ist die geistige Seite des Volkslebens, des Volkes Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst und Poesie. Darin liegt das Geheimniß ihrer Macht und ihrer Dauer." — Selbst die entschiedensten Materialisten scheinen nicht ohne eine Art von Verehrung des Weltalls oder des Stoffes und der Kraft auskommen zu können und fordern eine Versöhnung zwischen Religion und Naturwissenschaft, freilich in ihrem Sinne und nach ihrer Art. So sagt z. B. Büchner: „Die Herstellung einer organischen Einheit der Naturkunde mit der religiösen und wissenschaftlichen Bildung ist die Hauptaufgabe der Humanität und Civilisation in unserer Zeit." Und „selbst auf Grund einer materialistischen Weltanschauung können gewisse Hoffnungen genährt werden, welche man bisher für ausschließliches Eigenthum des religiösen Glaubens hielt. Die materialistische Anschauung gipfele durchaus nicht in der Verwerfung jener Hoffnungen, sondern erlaube ihnen Raum zu geben, da sie die unberechenbaren Tiefen der materiellen Weltkräfte kenne und also die Möglichkeit von Leistungen derselben zugeben müsse, die wir wegen unseres beschränkten, menschlichen Standpunktes nicht einmal ahnen." — Da haben wir mit anderen Worten wieder das Eingeständniß, daß es ein Welträthsel, ein Geheimniß giebt, welches kein Verstand ergründet, welches nur die Religion dem Menschen nahe bringt und erschließt.

# 2. Wahre und falsche Frömmigkeit.

Entstellungen der Religion und Einseitigkeiten. Die Religion muß Gefühl, Vorstellung und Willen gleichmäßig ergreifen. Verirrungen der pharisäischen, schwärmerischen und orthodoxen Frömmigkeit. Das Christenthum die ideale und höchste Religion.

Die Geschichte der Menschheit zeigt die traurige Thatsache, daß um nichts in der Welt so erbittert, so heftig, so leidenschaftlich gekämpft worden ist wie um die Verschiedenheiten in der Religion. Um geringfügiger Abweichungen, um weniger uns höchst nebensächlich erscheinender Lehrsätze willen hat ein Bruder den andern zum Tode überantwortet, sind Scheiterhaufen errichtet und Folterqualen in Anwendung gebracht worden. Der Jude blickte mit der äußersten Verachtung auf alle Heiden und nannte sie „unreine Thiere", der Muhamedaner betitelt noch heute alle Andersgläubigen als „Giaurs" d. h. Hunde; der Katholik schilt die von seiner Kirche Getrennten Schismatiker und Ketzer und spricht ihnen die Seligkeit ab, und auch unter uns Protestanten tritt oft genug eine Rohheit und Lieblosigkeit im Beurtheilen anders Denkender hervor, die uns mit Schrecken erfüllt. Alle solche Aeußerungen der Verachtung und des Hasses nun gehen ersichtlich aus der Meinung hervor, daß die eigene Religion die wahre, die der Andern aber eine falsche sei. Nirgends tritt diese gegenseitige Lieblosigkeit stärker und widerwärtiger vor Augen, als gerade an der Stätte, die durch das Leben und Sterben des Heilandes geweiht und geheiligt sein sollte, in Jerusalem. Es ist geradezu entsetzlich zu hören, was uns Augenzeugen über die Parteiwuth, über den blinden Haß, über die gränzenlose Verachtung, über die reine Aeußerlichkeit in religiösen Dingen berichten, womit dort eine Confession die andere behandelt, griechische, katholische, koptische Christen und die Juden einander befeinden und alle zusammen wieder von den Muselmännern verachtet werden. Der Zank und die Schlägereien brechen oft selbst an den heiligsten Stätten der Anbetung aus. Das Grab Christi wird entweiht durch den Haß derer, die sich

seine Jünger nennen, und die türkischen Soldaten müssen dann dafür sorgen, daß die Anhänger der Religion der Liebe Frieden mit einander halten. Wahrlich, das klingt wie ein Hohn auf das Lob der Religion, das wir oben verkündet haben. — Trägt wirklich die Religion selber die Schuld an solchem Gräuel? Oder giebt es vielleicht Entstellungen derselben, Carricaturen des Heiligen, die naturgemäß um so häßlicher sind, je holder und schöner die wahre Gestalt der Sache ist, welche sie verzerren? So ist es in Wahrheit. Die wahre Religion gleicht dem Antlitz eines Engels, aber ihre Entstellungen lassen in den verzerrten und unkenntlichen Zügen oft kaum mehr eine Spur ihrer wahren Herrlichkeit entdecken. Dennoch darf der Mißbrauch einer Sache ihren rechten Gebrauch uns nicht verleiden, wir werden nur mit Sorgfalt und Fleiß zu forschen haben nach dem Unterschiede der wahren und falschen Religion, um uns vor der letzteren zu hüten, jene aber mit Eifer und Hingebung zu erstreben. Zu solchem Zweck ist es nun nöthig, die im vorigen Abschnitt gewonnene Ansicht vom Wesen der Religion etwas näher zu betrachten und zu erklären.

Die Religion, sagten wir, ist Innewerden des Unendlichen im endlichen Geiste. Das ist unwidersprechlich richtig, aber es ist noch zu allgemein; es bedarf der näheren Bestimmung und Erläuterung. In welcher Form oder Gestalt, so werden wir fragen, erscheint denn das Unendliche dem endlichen Geist? Und mit welchen Organen nimmt dieser es wahr? Da lehrt uns nun die Seelenkunde, daß der menschliche Geist, wiewohl er an sich einer ist und ungetheilt, doch verschiedene Fähigkeiten oder Vermögen oder Arten der Thätigkeit in sich schließt. Man unterscheidet gewöhnlich drei solcher Geistesvermögen: das Gefühl, den Willen und das Vermögen der Vorstellungen. Wir wollen bei dieser gangbarsten Eintheilung stehen bleiben, da sie für unsern Zweck genügt. Das Unendliche nämlich erscheint dem Menschengeiste in allen dreien dieser seiner Formen, im Gefühl nimmt er es unmittelbar und ahnungsvoll wahr als den Quell aller Seligkeit, aber freilich auch mit einer gewissen allem Gefühl eigenen vagen Unbestimmtheit, in der Vorstellung erscheint es

ihm als bestimmter, aber bald mehr bald weniger bildlicher Begriff, endlich in seinem Willen ergreift er es als das Gute, das er unbedingt und schlechterdings zu thun, zu verwirklichen verpflichtet ist. Die wahre Religion, wir können auch sagen das reine Ideal aller Religion besteht nun darin, daß das Unendliche in allen drei Geistesthätigkeiten des Menschen gleichmäßig wahrgenommen und ergriffen wird, daß der ganze Geist des Menschen sich eintaucht in die Fluthen der Ewigkeit, daß Gott ihm gegenwärtig und nahe sei sowohl im Gefühl wie auch im Willen und in der Vorstellung. Geschieht dies aber nicht, bemächtigt sich die Religion nicht des ganzen Geistes, gelingt es ihr durch Schuld der Umstände oder des Menschen nicht in allen drei Gebieten seines Geistes die Herrschaft zu gewinnen, bleibt sie bloß Sache des Gefühls, oder des Willens, oder der Vorstellung, so entsteht eine einseitige und darum auch falsche Auffassung des Unendlichen, ein Zerrbild der wahren, eine falsche Religion. Freilich giebt es außer diesen drei Einseitigkeiten auch noch gröberen Mißbrauch des Heiligen, die Religion kann ja geradezu zum Deckmantel der Bosheit gemacht und als Aushängeschild für ganz andere als religiöse Zwecke benutzt werden, Herrschsucht, Ehrgeiz, Heuchelei, Habsucht haben sich oft in ihr Gewand gekleidet und die Maske der Frömmigkeit vor das Gesicht genommen, allein alle diese handgreiflichen und leicht erkennbaren Mißgestalten sind dem gesunden Fortschritt und Wachsthum der Religion in der Menschheit kaum so gefährlich geworden wie gerade jene drei einseitigen, halb wahren und halb falschen Auffassungen und Darstellungen derselben. Den Heuchler zu entlarven, den Habsüchtigen oder Ehrgeizigen in seinem Eigennutz bloßzustellen ist immer noch leichter, als Jemand, der wirklich Religion, aber einseitige Religion hat, von dieser seiner Einseitigkeit zu überführen und zu überzeugen. Weil der Bruchtheil der ewigen Wahrheit, den er besitzt, ihm für heilig und unantastbar gilt, ist es oft unendlich schwer ihm zu zeigen, daß er dennoch nicht die wahre, nicht die vollkommene Religion zu eigen hat. Wir wollen, um dies zu verdeutlichen, die drei einzelnen

Seiten des religiöſen Geiſteslebens, die zu eben ſo vielen Einſeitigkeiten ausarten können, der Reihe nach ſchildern.

Das religiöſe Gefühl kennen wir wohl alle aus eigener Erfahrung und Beobachtung. Es beſteht in jener Erhebung unſeres Geiſtes, die wir unwillkürlich empfinden, wenn unſer Fuß die ehrwürdigen Hallen eines großen Domes betritt, wenn an unſer Ohr der fromme Geſang einer andächtigen Gemeinde tönt, oder wenn wir in der Natur ergriffen werden von dem Anblick des Erhabenen und Schönen, und beides nur als die Spuren und Fußſtapfen jenes Unendlichen erkennen, den wir Gott nennen. Je inniger und tiefer unſere Empfindungen in ſolchen Augenblicken ſind, deſto religiöſer fühlen wir uns geſtimmt. Kein Buch der heiligen Schrift iſt ſo erfüllt von dieſen religiöſen Gefühlen, ſo getragen und durchglüht von ſolcher Innigkeit der religiöſen Empfindung wie der Pſalter. „Wo findet man, ſagt Luther, feinere Worte von Freuden, denn die Lobſpalmen und Dankpſalmen haben? Da ſieheſt du allen Heiligen in's Herz wie in ſchöne luſtige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, luſtige Blumen darin aufgehen von allerlei ſchönen fröhlichen Gedanken gegen Gott und ſeine Wohlthat. Wiederum wo findeſt du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagpſalmen haben? Da ſieheſt du abermal allen Heiligen in's Herz wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finſter und dunkel iſt's da von allerlei betrübtem Anblick des Zornes Gottes. Alſo auch, wo ſie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen ſie ſolche Worte, daß dir kein Maler alſo könnte die Furcht oder Hoffnung abmalen, und kein Redekundiger alſo vorbilden. Daher kommt es auch, daß der Pſalter aller Heiligen Büchlein iſt, und ein Jeglicher Pſalmen und Worte drin findet, die ſich auf ſeine Sachen reimen und ihm ebenſo ſind, als wären ſie um ſeinetwillen alſo geſetzet, daß er ſie auch ſelbſt nicht beſſer ſetzen noch finden kann, noch wünſchen mag." Was Luther hier mit feinem Verſtändniß als Hauptvorzug des Pſalters rühmt, das ſind gerade die beiden wichtigſten religiöſen Gefühle, das der Reſignation und das der Begeiſterung, wie ſie in den Pſalmen in ewig muſtergültigen und jedes religiöſe Gemüth er-

greifenden Formen für immer ausgesprochen sind. Wenn dem frommen Menschen die Gewißheit der Nähe und Güte seines Gottes entschwindet, wenn er seiner Schuld und Sünde sich bewußt wird, dann ergreift ihn die Furcht, welche sich aber durch die Religion zum Glauben an die Vergebung und zur Resignation, zur stillen Ergebung in den Willen Gottes verklärt, und wenn andrerseits auf den Höhepunkten des inneren Lebens die Gemeinschaft mit dem Ewigen das Herz erquickt und entzückt, dann strömt das Gefühl der Freude oder der religiösen Begeisterung durch die Seele und bricht in hellen Jubel, in lautes Lob des Allerbarmers aus. Zwischen jenem Tief- und diesem Höhepunkt bewegt sich die ganze Skala religiöser Gefühle auf und nieder, und in den Psalmen (mehr oder minder aber auch in den übrigen biblischen Büchern) ist nun, wie gesagt, grade dies das Ergreifende, darin gerade liegt ihre religiöse Kraft und Schönheit, daß sie alle Farbentöne der religiösen Empfindung so meisterhaft und urwüchsig kraftvoll wiedergeben. Damit ist nun aber auch eine unsrer drei Anforderungen an alle wahre Religion gekennzeichnet. Die wahre und vollkommene Religion muß den Menschen in seinem innersten Gemüth, in seinem tiefsten Herzen, dem Quell und Brennpunkt aller Gefühle ergreifen. Jede Art der Frömmigkeit, welcher dieses Erforderniß fehlt, welche den Menschen kalt läßt, ihn religiös nicht demüthigt und nicht begeistert, wird eine einseitige, eine unvollkommene sein. Die Tiefe und Innigkeit der religiösen Empfindung gehört mit Nothwendigkeit zu einer gesunden und wahren Frömmigkeit. Gemüthlose, herzlose, gefühllose Menschen können deshalb unmöglich eine gottgefällige, wahre und vollkommene Religiosität besitzen.

Als zweites Erforderniß haben wir sodann die Ergreifung des Unendlichen durch die vorstellende Thätigkeit des Geistes aufgestellt. Das Gefühl an sich bleibt immer in einer gewissen Unbestimmtheit und Allgemeinheit. Erst durch die Vorstellungen unseres Geistes erhalten wir Licht und Klarheit. Auch in der Religion arbeitet der menschliche Geist sogleich darauf hin, das Unendliche sich vorstellig zu machen, sich ein Bild oder einen

Begriff von ihm zu entwerfen. Die Religion stellt Lehren auf über Gott und sein Verhältniß zur Welt, und der religiöse Mensch hat das unaustilgbare Bedürfniß, sich den Gegenstand seiner Anbetung, wie er ihn im Gefühl unmittelbar erfaßt hat, nun auch für seine Gedanken zur bestimmten Auffassung zu bringen. Auf sehr niedrigen Stufen religiöser Bildung, bei heidnischen Völkern nehmen diese Vorstellungen des Göttlichen naturgemäß noch einen sehr sinnlichen, rohen Ausdruck an, selbst der Klotz, der Stein, das Thier werden als Darstellungen des Unendlichen betrachtet. Je höher die Religion aber ausgebildet wird, desto reiner und angemessener erscheint auch ihre Lehre von Gott; und auch hier liegt es nahe daran zu erinnern, daß eine jede Form der Religion, welche es entweder verschmäht sich überhaupt Vorstellungen von Gott zu bilden, d. h. also, welche in bloßen frommen Gefühlen, in Empfindungen schwelgen und schwärmen will, oder welche es versäumt ihre Vorstellungen von Gott fortzubilden, zu läutern, zu reinigen, unfehlbar ebenfalls in einen einseitigen krankhaften Zustand gerathen muß.*) Zur wahren Frömmigkeit wird es ebenso nothwendig gehören eine klare Einsicht in das Wesen Gottes, geläuterte Vorstellungen über das Unendliche zu haben, wie tiefe Empfindungen, denn ohne solchen Regulator artet das bloße Gefühl sehr leicht in Schwärmerei oder Mysticismus (blinden Glauben) aus. Es kann freilich nicht Aufgabe und Pflicht jedes einzelnen einfachen Mannes sein, in den religiösen Vorstellungen zu jener höchsten Klarheit sich durchzuarbeiten, welche nur das Resultat langwierigen und geübten Denkens zu sein pflegt, aber das wird man doch als Erforderniß wahrer Religiosität behaupten dürfen, daß der Mensch wenigstens nicht grundsätzlich jede bessere Belehrung über göttliche Dinge von sich weise, daß er sich nicht absichtlich und geflissentlich in das oft sehr unheilige Dunkel seiner Gefühle begrabe, daß er so zu sagen die Ignoranz in

*) Ueber die Gesetze, nach welchen die religiösen Vorstellungen sich fortbilden müssen, hat der Verfasser ausführlich gehandelt in der Monographie über „Die Erkennbarkeit Gottes", Bremen, Heinsius; auf welche hier verwiesen sein mag.

religiösen Dingen nicht als etwas selbstverständliches, für den Werth seiner Frömmigkeit gleichgültiges betrachte und förmlich cultivire. Wer sich in seinen vorgefaßten Meinungen verrennt, nur in seinen Gefühlen lebt und systematisch jede Belehrung und Aufklärung über das Göttliche von sich weist, von dem sollte man nie, auch nicht bei den gluthvollsten und innigsten Gefühlen, sagen, daß er wahre und vollkommene Frömmigkeit besitze. Das Unendliche hat ihn ja nicht völlig durchdrungen, es hat nur eine Sphäre seines Geistes erwärmt, das Uebrige aber kalt und todt gelassen. Die Religion aber — wir wiederholen es — ist Innewerden des Unendlichen im ganzen Geiste des Menschen.

So müssen wir denn auch darauf bestehen, daß bei wahrer Religiosität auch das dritte unserer Geistesvermögen, der Wille, von Gott ergriffen und zur Thätigkeit erweckt wird. Das Unendliche im Gefühl und in der Vorstellung aufnehmen, es aber für den Willen gänzlich unbeachtet lassen, das kann unmöglich die ganze und volle Religion sein. Leider hat man sich beinahe schon daran gewöhnt, die Moral als mit der Religion nur in einem sehr entfernten Zusammenhang zu denken. Daß ein sehr frommer Mensch auch unmoralisch handeln und dabei doch fromm sein und bleiben könne, das ist eine Annahme, die eben so sehr zur Verachtung der Religion beitragen muß, wie sie auf einer gänzlichen Verkennung ihres wahren Wesens beruht. Wir wollen nicht läugnen, daß es eine Sittlichkeit, eine Moral giebt ohne Religion, d. h. ohne Beziehung auf das Unendliche — wiewohl bei jeder tieferen Sittenlehre immer wieder die Beziehung auf das absolut Gute, auf das Unbedingte, d. i. Gott zum Vorschein kommt — aber eine wahre vollkommene Religion, die nicht zugleich die Verwirklichung des Guten, des Sittlichen als ihr Ziel in sich schlösse, eine solche giebt es nicht. Man muß sich nur nicht durch die einseitigen und falschen Darstellungen der Religion, wie sie uns im Leben und in der Geschichte häufig begegnen, an dieser Wahrheit irre machen lassen. Wir behaupten ja nicht, daß es nicht Menschen in Menge gegeben habe, die religiös sein wollten und dabei unsittlich handelten; was wir behaupten, ist nur dies, daß zum Ideal der Religion, zu ihrer reinen und

vollkommenen Verwirklichung nothwendig auch die Richtung des Willens auf das Unendliche, d. i. in diesem Falle das Gute, gehöre.*) Und so können wir alles dieses noch einmal zusammenfassend sagen: die wahre Religion besteht in einer Durchdringung des ganzen Menschengeistes nach Gefühl, Vorstellung und Wille durch das Unendliche.

Mit dieser für manche unserer Leser vielleicht etwas schwierigen, aber für unsern Zweck nicht gut zu entbehrenden Darstellung haben wir nun eine Höhe der Betrachtung gewonnen, von welcher aus wir einen umfassenden und übersichtlichen Blick über das ganze Gewühl religiöser Systeme, Ansichten und Meinungen thun können und eine überraschende Klarheit des Urtheils erlangen. Bisher nämlich haben wir von der Religion immer nur gesprochen als von einer im Innern des einzelnen Menschen vorkommenden Erscheinung, wir haben sie nach ihrer Entstehung und Anlage im Menschengeiste beleuchtet und zu zeigen versucht, worin ihr höchstes Ziel, ihre vollkommenste Gestalt bestehen müsse. Nun aber müssen wir zur Ergänzung des Gesagten daran erinnern, daß diese in der Vernunftanlage unseres Geistes begründete Erscheinung auch eine äußere Macht im Leben der Völker gewonnen und bestimmte Einrichtungen, Sitten, Lehren für ganze Völker oder kleinere Gemeinschaften festgesetzt hat. Das Wort Religion hat denn bekanntlich auch sehr häufig diese Bedeutung, daß wir darunter nicht die bestimmte Erscheinung im Seelenleben des Einzelnen, sondern jene festbegründeten äußeren Formen der Frömmigkeit verstehen, wie sie sich z. B. im Christenthum, Judenthum, Islam, Buddhismus u. s. w. eine für Hunderttausende mustergültige und bindende Gestalt gegeben haben. Wir haben absichtlich von diesen

*) Im Deutschen bedeutet das Wort fromm ursprünglich nur so viel wie brav, bieder. Ein frommer Ritter bedeutete also früher so viel wie ein braver Ritter, der Ausdruck „frommes Pferd" hat sich sogar noch erhalten und heißt bekanntlich nur ein „zahmes" Thier. An dieser eigentlichen Bedeutung des Wortes Frömmigkeit kann man daher recht deutlich sehen, mit wie großem Rechte wir den Begriff des Sittlichen durchaus mit dem Religiösen in Zusammenhang setzen, denn der scharfe Instinkt unsrer Sprache hat ganz gewiß von einem richtigen Gefühle sich leiten lassen, wenn er den Namen für die religiöse Thätigkeit des Geistes hernahm von dem, was er sonst als Tüchtigkeit bezeichnete.

verschiedenen Religionen der Menschheit zuerst gar nicht geredet, um die Betrachtung nicht zu verwirren, und um zunächst das Wesen der Religion selbst rein und unbeirrt um andere Rücksichten aus ihr selbst und der natürlichen Anlage des Geistes zu entwickeln. Nachdem wir aber auf diesem Wege das Ideal der Religion gefunden haben, ist es jetzt an der Zeit, die gewonnene Einsicht zu verwerthen und zur Beurtheilung der verschiedenen religiösen Systeme, der Volksreligionen, anzuwenden.

Die Religion zeigt in ihrer Entwickelung unter den Menschen und in der allmählichen Ausbildung, welche sie dabei erlangt hat, eine auffallende und interessante Aehnlichkeit mit der Kunst. Wie diese hat sie anfänglich nur dürftige und unbeholfene Darstellungen und Formen der Erscheinung gefunden, dann allmählich sich vollkommener gestaltet und endlich eine Höhe und Vollendung erreicht, welche für alle Zeiten mustergültig bleiben wird. Wenn wir an einigen Stellen unsrer norddeutschen Tiefebene uralte Reste von Denkmälern aus altersgrauer Vorzeit entdecken, welche, zur Ehre und zum Andenken Verstorbener errichtet, in wenig mehr bestehen, als einigen zusammengestellten und übereinander gelegten Steinen, bei deren Herstellung nur die Symmetrie, aber kaum irgend eine höhere Regel der Baukunst die Menschen geleitet hat, so erkennen wir zwar auch darin die ersten dürftigen Anfänge menschlicher Kunstfertigkeit, aber welch ein Abstand besteht zwischen diesen einfachen, rohen Bauten und jenen herrlichen Denkmälern griechischer Kunst, deren Abbilder uns noch heute entzücken! Offenbar dürfen wir den Begriff und das Ideal der Kunst nicht aus diesen ersten noch rohen Versuchen ihrer Darstellung ableiten, sondern werden nach ihrem eigenen inneren Wesen und Gesetz sowie nach ihren höchsten und edelsten Erscheinungen in der Menschheit forschen. Mit der Religion verhält es sich genau ebenso. Auch sie hat ihre dürftigen Anfänge, ihre unvollkommenen Darstellungen gehabt, auch sie ist, wie die Kunst von den Griechen, so von einem andern Volke, den Hebräern, zu ihrer vollendetsten Ausbildung gebracht worden; aber während bei Betrachtung und Beurtheilung der Kunst Niemand so ungerecht sein wird, seinen Maßstab von dem Bilde

eines Pfuschers statt von denjenigen des Raphael zu nehmen, gehört es bei den Gesprächen über Religion gegenwärtig fast zum herrschenden Ton, Geringschätzung und Verkennung von einzelnen verfehlten religiösen Versuchen und Gestalten herzuleiten und die Religion selbst zu verdammen, weil viele ihrer Vertreter Anlaß und Ursache zu berechtigtem Tadel geben. Wie ungerecht und thöricht erscheint doch solches Verhalten, wie einseitig und unbillig ist dieser Maßstab! Statt zu fragen: Was ist die Religion in ihrem Ideale und in ihrer Vollendung? hält man sich an ihre Carricaturen. Freilich, eine gewisse Entschuldigung mag dieses Verfahren darin finden, daß es bisher in der Menschheit mehr unvollkommene als vollkommene Religion gegeben hat. Aber ist das mit der Kunst etwa anders gewesen?

Doch prüfen wir nun selbst die verschiedenen Erscheinungsformen der Religion in der Weltgeschichte, so leuchtet sogleich und fast auf den ersten Blick ein, daß ohne Zweifel diejenigen Religionssysteme, welche wir nach allgemeinem Urtheil als die höchsten und besten zu bezeichnen pflegen, ihren Vorzug grade dem Umstand verdanken, daß sie bestrebt gewesen sind den ganzen Geist des Menschen zu ergreifen, Gefühl, Wille und Vorstellung gleichermaßen religiös zu bilden. Nirgends ist dies so augenscheinlich wie bei derjenigen Religion, welche wir als die wahre schlechthin, als die vollkommene Religion mit Recht namhaft zu machen gewohnt sind, bei der christlichen. Nehmen wir, wozu wir gewiß das Recht haben, Christus selber als den ersten und besten Christen an, so müssen wir nach den über ihn noch vorliegenden Zeugnissen wahrhaft erstaunt sein über das Gleichmaß religiösen Geisteslebens, das bei ihm gewaltet hat, über diese ebenmäßige und entzückend harmonische Ausbildung aller drei Geistesrichtungen in seiner religiösen Persönlichkeit. Sein religiöses Gefühl ist jedenfalls in einer höchst normalen, von jeder Excentricität freien aber kräftigen Weise entwickelt gewesen, das sehen wir aus der Innigkeit und Liebe, womit er den Hauch Gottes überall empfunden hat, in den Lilien des Feldes so gut wie in dem Gange der Weltbegebenheiten und seines eigenen Lebens. Wenn von irgend einem, so darf man von ihm sagen:

Er hat allezeit am Herzen Gottes geruht und in seiner religiösen Empfindung überall die führende und leitende Vaterhand des Ewigen gespürt. Auf der andern Seite welche reinen und edeln Vorstellungen von Gott als dem barmherzigen himmlischen Vater verdankt ihm die Menschheit. Ueber die Lehre Christi in ihren einfachsten, aber großartigen Grundzügen werden wir nie hinaus kommen. Und endlich diese Energie des sittlichen Charakters bei ihm, diese ganz entschieden religiös gefärbte und dabei so überaus menschlich edle und reine Sittenlehre, die er selbst in seinem Reden und Handeln vorbildlich verwirklicht hat, so daß man das Christenthum fast ebenso gut eine neue heilige Moral wie eine neue Religion nennen kann: ihr Grundprinzip die Liebe gegen Gott und Menschen, ihr höchstes Ziel die völlige Vereinigung des Menschengeistes mit dem ewigen, unendlichen Gottesgeist in Wille, Gefühl und Vorstellung, — sehet da das Ideal aller Religion, die Verklärung und Erfüllung aller Hoffnungen und Ahnungen unseres Geschlechtes!

War es nicht die Erkenntniß dieses Ideales der Religion und die Sehnsucht nach ihm, welche unsern Schiller mit Abneigung gegen die vielen bestehenden, mangelhaften Darstellungen und Formen der Religion erfüllte und ihm das Wort in den Mund gab:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

Aus Religion d. h. aus wahrer, wirklicher, ächter Frömmigkeit, will er sagen, seien ihm die vorhandenen Arten derselben mit ihren Fehlern und Auswüchsen, mit ihren Mängeln und Schwächen sammt und sonders nicht genügend. Insofern hatte er wenigstens Recht, als auch innerhalb des Christenthums das Ideal der Religion nicht ohne Entstellung und Entartung geblieben ist. Der christliche Geist kränkelte bald an einer Ueberschätzung der religiösen Vorstellungsformen, bald an einer einseitigen Betonung des religiösen Gefühls, bald auch an einer einseitigen und verkehrten Ausbildung des religiös erregten Willens.

Diese letztere Verirrung ist eine in allen Religionen auftretende Krankheit. Christus selbst hatte sie in seinem Volke vor-

gefunden und auf das Entſchiedenſte bekämpft. In ſeiner Zeit waren es die Phariſäer, welche dieſe Art von Frömmigkeit vertraten und danach können wir die ganze Erſcheinung das Phariſäerthum in der Religion nennen. Seine Eigenthümlichkeit beſteht darin, daß der Menſch zwar richtig erkennt, wie die Religion von ihm auch ein kräftiges Handeln, eine Bethätigung ſeines Willens und ſeiner religiöſen Geſinnung fordert, daß er aber dieſe Bethätigung nicht in einer ernſten und liebeerfüllten Handlungsweiſe gegen ſeine Nebenmenſchen, ſondern in allerhand äußerlichen religiöſen Gebräuchen und Ceremonien findet. Die Phariſäer gingen pünktlich dreimal jeden Tag zur vorgeſchriebenen Gebetsſtunde hinauf in den Tempel und ſprachen dort lange Gebete, ſie faſteten in jeder Woche zweimal und gaben mit peinlicher Genauigkeit den zehnten Theil ihrer Einnahme an den Tempelſchatz, auch wenn es ſich dabei nur um einige Körner ihrer Gartenernte („Till, Münze und Kümmel“ ſagt Chriſtus) handelte. Sie erfüllten alſo das Kleine d. h. die Aeußerlichkeiten der Religion mit Gewiſſenhaftigkeit, aber nur um dadurch Freiheit und Dispens von den großen und wichtigen Vorſchriften der Nächſtenliebe, der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit zu erlangen, denn Niemand war hochmüthiger, hartherziger und liebloſer gegen die Armen und Unterdrückten als eben ſie. Sie raubten ohne Scheu der Wittwe Erbe und Eigenthum und entſchuldigten ſich vor ihrem eigenen Gewiſſen mit den langen Gebeten, die ſie ſo regelmäßig herſagten. Chriſtus hat ſolche Entartung der Religion mit ſeinen glühendſten und herbſten Strafworten gegeißelt, er hat ein furchtbares Wehe über die verblendeten Blindenleiter geſprochen, die nicht allein ſelbſt den Eingang in das Reich Gottes verlieren, ſondern auch andere hindern hineinzukommen. Gleichwohl iſt das Phariſäerthum niemals ausgeſtorben, es tritt in jeder Religion und in immer neuen Geſtalten auf, macht ſich überall ebenſo breit und beanſprucht noch immer ebenſo der wahre Vertreter der Religion zu ſein, wie einſt zur Zeit Jeſu. Solche Leute nennen ſich noch heute gern die Frommen, während ſie von wahrer Frömmigkeit ſo weit entfernt ſind wie die Nacht vom Tage.

Eine zweite Fälschung und Entartung der Religion entsteht, wenn einseitig das fromme Gefühl gepflegt wird. Diese Krankheit der Frömmigkeit nennen wir Schwärmerei oder Mysticismus. Die edle und rechte Mystik, d. i. die Erhebung zu Gott durch die Innigkeit und Tiefe der religiösen Empfindung, ist, wie wir oben schon andeuteten, aller wahren Religion durchaus eigenthümlich. Wird diese geheimnißvolle — das bedeutet das Wort mystisch — Erhebung zu Gott im Gefühl aus der Religion verbannt, so sinkt die letztere alsbald zu seichter Moral oder ebenso seichter und flacher Aufklärung herab. Aber ebenso schlimm, unter Umständen noch schlimmer als diese beiden, ist der bloße Cultus des Gefühls in der Religion; denn das Gefühl ohne Klarheit der Vorstellung, ohne sittliche Energie des Willens ist ein gefährliches Ding, es gleicht einem Schiff ohne Compaß und Steuerruder, und man weiß nie, wohin es treiben wird, und wozu es kommen kann. Die bloße Innigkeit des Gefühls in der Religion ist deshalb noch lange nicht ein Beweis und Zeichen für die Wahrheit und Vollkommenheit derselben. Im Gegentheil sehen wir, daß manche heidnische Religionen es bei der größten Rohheit der Vorstellungen über Gott und bei tiefer sittlicher Versunkenheit doch zu einer wahrhaft schwärmerischen Inbrunst des religiösen Gefühls gebracht haben. Welch' eine Gluth der religiösen Empfindungen und welch' eine Kraft der Hingebung an die Gottheit mußte doch dazu gehören, wenn die Phönizischen Mütter ihre Kinder dem Götzen Moloch in die glühenden Arme legten und sie so der Gottheit verbrannten! Und jene Baalspriester, welche dem Elias auf dem Berge Karmel gegenüberstanden, liefen in ihrer religiösen Begeisterung um den Altar und ritzten sich die Haut mit Messern, daß das Blut floß. Darum war und blieb der Baal und Moloch doch ein Götze. Das bloße Gefühl ist eben blind und bedarf zu seiner Leitung und Erleuchtung das Licht der Vorstellung.

Die dritte Einseitigkeit in der Religion ist vielleicht die am weitesten verbreitete und hat auch in unsrer Zeit noch unzählige Vertreter. Sie besteht darin, daß der Mensch seine Religion ausschließlich oder überwiegend in der Form bestimmter Vor-

ſtellungen von Gott, beſtimmter Gedanken über ihn erblickt und darüber die geiſtige Gemeinſchaft mit dem Unendlichen in Gefühl und Willen vernachläſſigt. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß die Religion in dieſer einſeitigen Weiſe wie ein Wiſſen von Gott und göttlichen Dingen, wie eine beſtimmte Lehre aufgefaßt wird. Daran iſt ja ſo viel wahr und richtig, daß eine ausgebildete Lehre von Gott nothwendig zu jeder rechten Religion gehört, und wir finden auch wirklich bei den vollkommenſten Religionen (im Judenthum, Islam und Chriſtenthum), nicht aber bei rohen heidniſchen Völkern, eine ſyſtematiſche Ausbildung der religiöſen Lehre, die im Chriſtenthume ſogar zu einer wirklichen Wiſſenſchaft, der Theologie, geworden iſt; aber die ganze Religion in dieſer Form der Vorſtellungen- und Lehrſätze über das Göttliche zu ſuchen, zu ſagen, die rechte und wahre Religion habe derjenige, der die rechten und wahren Vorſtellungen von Gott beſitze, das iſt eine offenbare Entſtellung des wahren Sachverhalts. Es kann Jemand über göttliche Dinge ſo richtig denken und reden wie Chriſtus ſelber und dabei doch von wahrer Religion keinen Funken in ſich haben. Denn die richtige Lehre von Gott kann man ja rein äußerlich und gedächtnißmäßig annehmen, wenn das Herz aber dabei kalt, der Wille ſchlaff bleibt, ſo nützt die reine und richtige Lehre gar nichts, ſie kann im Gegentheil die Verdammniß des Menſchen nur um ſo größer machen, weil ſie Zeugniß gegen ihn ablegt als gegen einen, der das Rechte gewußt, aber nicht gethan hat. Gegen ſolche bloße Verſtandesreligion mit ihrer eiſigen Kälte und mit ihrer ſittlichen Gleichgültigkeit, gegen ſolche todte Orthodoxie d. i. Rechtgläubigkeit, welche ſich einbildet in ihren alten Lehrſätzen und Formeln das Heil zu beſitzen, aber auch gegen jede bloße Verſtandesreligion, welche nur an der Aufklärung der Meinungen und Vorſtellungen ſich genügen läßt, gilt das ſchöne Wort Lacordaires: „Am Tage des Gerichts werden Köhler in ihren Holzſchuhen und Kitteln kommen, welche mehr Glauben und Licht haben als manche Gottesgelehrten und Philoſophen, weil die Liebe weiter ſieht als der Verſtand, und weil die Wahrheit, wenn die Seele in ſie einſtimmt, dieſelbe mit ſich fortträgt wie der Adler ſeine Jungen

auf seinen Rücken nimmt und sie der Sonne entgegenträgt." Gewiß, so ist es. Denn die religiöse Gesinnung des Menschen, die Kraft und Innigkeit, mit welcher er das Gute und Göttliche sich aneignet, es in sein Herz und seinen Willen aufnimmt, und es im Leben zu verwirklichen trachtet, das ist überall die Hauptsache und ist mehr werth als alle bloßen, wenn auch noch so richtigen Begriffsbestimmungen, Formeln und Glaubenssätze über Gott.

Nachdem wir nun alle diese krankhaften Erscheinungen des religiösen Lebens haben an uns vorübergehen lassen, können wir abermals zusammenfassend und ergänzend sagen: Die wahre Religion ist das Leben des menschlichen Geistes in Gott und mit Gott. Wer seine ganze Seele mit allen ihren Kräften und Fähigkeiten versenkt in den Urquell alles Lebens, wer in Gemüth, Wille und Denken die Gemeinschaft mit Gott sucht und pflegt, der hat wahre Religion. Und betrachten wir andrerseits die verschiedenen geschichtlich gewordenen Religionssysteme, Volks- und Landesreligionen, so werden wir auch hier urtheilen müssen: Die wahre Religion ist diejenige, welche das Gemüth der Menschheit am innigsten ergreift und am tiefsten befriedigt, welche die Vorstellungen über Gott auf die reinste Weise giebt und sich gegen keine Läuterung, gegen keine berechtigte Fortbildung dieser Vorstellungen verschließt, endlich welche den Willen am kräftigsten stählt, ihn zu sittlicher Energie treibt und beseelt. Welche das vermag, das ist die vollkommene, das ist die ideale Religion, die Religion der Menschheit, der auch die Zukunft gehören wird. — Giebt es eine solche Religion? — Dem Christen schlägt bei dieser Frage das Herz höher, er ist sich bewußt: seine Religion, die Religion Jesu, hat diese Frage nicht zu scheuen, sie kann getrost jede Kritik über sich ergehen lassen, sie ist den Ansprüchen gewachsen, welche der Maßstab der idealen Religion an sie erhebt. Als Christen sind wir fest überzeugt: Wir *haben* die wahre Religion, und keine andere braucht erfunden zu werden, um das Sehnen der Menschenbrust nach dem Unendlichen, Ewigen, dauernd zu stillen. Das Christentum ist die wahre, die vollkommene Religion. — Aber indem wir dieses sagen, fällt uns plötzlich schwer auf's Herz die Erinnerung, daß auch jene

Krankheiten und Einseitigkeiten in der Religion dem Christenthum nicht erspart geblieben sind, daß es allezeit mehr Christen dem Namen, als der Wahrheit nach gegeben hat, und daß jene himmlische Reinheit des Herzens und Willens, jene ruhige Klarheit des Geistes, von welcher unser Meister erfüllt war, keineswegs das Erbtheil aller derer geworden ist, die sich nach ihm genannt haben. Das Christenthum hat es unternommen, die Welt zu überwinden und zur idealen Religion zu erziehen, und es hat die Kräfte dazu in sich, aber wie weit ist das Ziel noch entfernt, wie viel Schwachheit, wie viel Thorheit, wie viel Aberglauben, wie viel Beschränktheit begegnet uns doch auch noch im Christenthum! Diese Wahrnehmung ist nicht ohne Betrübniß und Schmerz, sie hat ihren Stachel, aber sie hat für uns auch ihr Heilsames und Gutes. Sie wird uns trotz des Glaubens, daß wir im Christenthum die wahre und ideale Religion besitzen, vor dem Hochmuth und der Lieblosigkeit gegen Andersgläubige bewahren. Sie wird uns lehren, daß mitunter die wahre Religion bessere Vertreter und frömmere Verehrer unter Juden und Muhamedanern gehabt hat, als unter den Christen. Sie wird uns daran erinnern, daß der bloße Name „Christ" noch kein Schutzmittel ist gegen Verfälschung und Entstellung der Religion, und wird uns zu liebevoller Anerkennung jeder aufrichtigen Frömmigkeit auch in andern Confessionen und Religionssystemen antreiben. Nie werden wir uns unsrer eignen Religion überheben, nie auf die Anhänger einer andern Lehre mit Geringschätzung herabblicken dürfen, am allerwenigsten wollen wir vorschnell mit unserem Urtheil über anderer Menschen Frömmigkeit richten, bloß nach ihrer Zugehörigkeit zu dieser oder jener Partei oder Richtung. Wo eine Seele den Ewigen sucht, wo ein Herz dürstet nach dem lebendigen Gott wie der Hirsch nach dem frischen Wasser, da lasset uns voll Ehrfurcht stille stehen und diesem Zuge der Sehnsucht lauschen, da lasset uns, wenn wir es können, barmherzig und liebevoll unsere Hülfe anbieten und auch die Irrenden auf den Weg der Wahrheit weisen, das ist die Art und Aufgabe des wahren Christenthums.

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knieen
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehn.
Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde,
Womit ein armes Herz emporringt von der Erde.
Ein Kind mit Lächeln kämpft, ein andres mit Geschrei,
Daß von der Mutter Arm es aufgenommen sei.*)

## 3. Offenbarung und Vernunft.

Anlage und Sehnsucht des Menschengeistes zu Gott hin, kann nicht auf Täuschung beruhen. Enthüllung oder Offenbarung Gottes im Geiste des Menschen geschieht immer nur durch die Vernunft als Organ. Falsch verstandene Aussprüche Christi und Pauli. Die Vernunft erkennt Gott in der Natur, in der Geschichte und im eigenen Gewissen.

Das Leben des Geistes in Gott, das religiöse Leben der Seele, ist eine Thatsache, die auch der ärgste Feind der Religion nicht läugnen und nicht bestreiten kann. Der Menschengeist erkennt ein Unendliches über sich und in sich und wird von dieser Unendlichkeit auf eine wunderbare und einzige Art ergriffen und erhoben. Hiergegen können die Gegner der Religion nur eins einwenden, sie können sagen: „Die ganze religiöse Wahrnehmung ist Phantasie, Einbildung, Täuschung; es giebt gar kein Unendliches, Ewiges, das der Mensch wahrnehmen, es giebt keinen Gott, in welchem und mit welchem er leben könnte. Dieser Gott der Religion, dieses Unendliche im frommen Gefühl ist nichts als ein Spiegelbild des menschlichen Geistes selber, ein Erzeugniß der eigenen Gedanken.“ Und so sagen sie wirklich. Das aber ist wie wenn uns Jemand beweisen wollte, unser Auge sehe zwar eine Sonne, aber in Wahrheit gebe es keine, oder unser Hunger sei eine Einbildung, eine Täuschung, und es gebe kein Brot, um ihn zu stillen. Nein, die Menschen mögen sich oft geirrt haben in ihren Vorstellungen über die Natur des Lichts und der Sonne, über das Wesen der Nahrung und ihre Bestandtheile, aber daß Licht und Sonne und Brot da waren, darüber haben sie sich nicht getäuscht, ihre eigene Natur lehrte sie das mit unwiderstehlicher Kraft der Ueberzeugung, und der leiblichen Anlage wie

*) Fr. Rückert.

dem leiblichen Bedürfniß entsprach die Außenwelt. Grade so kann auch die Forderung unsrer Vernunft, ihre Anlage und Richtung zu einem Unendlichen hin, keine Täuschung sein; der Gott, den der Mensch sucht und den er braucht, muß da sein, wir sind zu ihm und für ihn geschaffen, und unser Herz ist unruhig in uns, bis es Ruhe gefunden hat in ihm. Diese Gewißheit hat der religiöse Mensch unmittelbar in sich selbst. Sie verdankt ihre Kraft und Stärke durchaus nicht erst den Beweisen und Gründen, die mit Scharfsinn für das Dasein Gottes geltend gemacht werden können, wie sie auch durch keinen Spott und keine Verstandesgründe zu erschüttern ist, sie ist ebenso unmittelbar und ursprünglich und unwiderstehlich da, wie die Ueberzeugung des Sehenden vom Dasein der Sonne, wie der Naturtrieb des Hungrigen nach der Nahrung. Darum werdet ihr die Religion niemals aus dem Herzen der Menschheit reißen, ihr Zweifler und Spötter, und den Glauben an Gott wird es auf Erden geben, „so lange noch ein Menschenherz weint in seinem Schmerz, so lange noch ein Sünderherz lacht in seinem Trotz.“ Diese feste unerschütterliche Gewißheit, daß er sich nicht täuscht, daß seinem Sehnen und Suchen der Gegenstand nicht fehlt, daß es wahrhaftig jenes Unendliche — nennen wir es nun nicht mehr mit diesem unbestimmten philosophischen Namen — also daß es einen Gott gebe, und daß folglich die Religion ein Verhältniß des Menschen nicht zu einer bloßen Vorstellung, sondern zu dem höchsten Realen, zu einem wirklichen Wesen sei, diese Gewißheit drückt der religiöse Mensch aus mit dem Worte Offenbarung. Gott hat sich uns selber geoffenbaret, sagen wir, d. h. unsere Religion geht ebenso sehr von ihm aus als eine Wirkung seines Geistes in uns, wie sie von uns ausgeht als ein Streben unseres Geistes nach ihm. Die Religion ist das Verhältniß zweier wirklich Existirender, des Menschengeistes und des göttlichen Geistes zu einander, sie ist nicht bloß einseitig ein Denken, Fühlen, Wollen des endlichen Geistes, sondern ebenso sehr auch ein Wirken und Weben des ewigen Geistes in uns. Das liegt ja in der Natur der Sache. Ein Gott, der nicht bloß in Gedanken, sondern wirklich und wesentlich existirt, von dem Alles kommt und Alles abhängt,

kann ja gar nicht anders, als sich selbst bezeugen und selbst einwirken auf den geschaffenen Geist. Offenbarung nun heißt so viel wie Enthüllung eines Verborgenen, aber doch auch vorher schon Vorhandenen. Die Religion ist Offenbarung, weil in ihr der den übrigen irdischen Wesen verborgene, aber dennoch vorhandene Gott für den Menschengeist sich selber enthüllt und bezeugt. Darum beruft sich auch alle und jede Religion auf Offenbarung Gottes, denn thäte sie dies nicht, gäbe es irgend eine Religion, die behauptete, nur Erzeugniß menschlichen Denkens zu sein, von Gott keine Einwirkung erfahren zu haben, so würde diese mit solcher Behauptung sich selbst läugnen, würde damit zugeben nur Einbildung, nicht wirkliches Innewerden und Ergreifen Gottes zu sein. Denn wer Gott wirklich ergreift, der muß auch von ihm ergriffen werden, muß seine Wirkungen an seinem Herzen spüren. Nun ist es aber Thatsache, daß die Wirkungen des Allmächtigen auf das Menschenherz abhängig sind von der Empfänglichkeit eben dieses Herzens. Je unreiner das Gefäß, desto weniger liebt es der Gottesgeist sich in dasselbe zu ergießen, je heller und klarer der Spiegel, desto vollkommener und herrlicher das Bild des Ewigen, das er wiederstrahlt. Es giebt also auch Stufen und Grade der göttlichen Offenbarung. Die verschiedenen Religionssysteme auf Erden verhalten sich nicht einfach wie Wahrheit und Lüge gegen einander — so hat nur die Beschränktheit und der Haß aller Zeiten geurtheilt — sondern wie vollkommene und unvollkommene Offenbarung Gottes. Allerdings kann der Gegensatz so groß sein, daß, wie z. B. zwischen Christenthum und Fetischdienst, das Verhältniß einen ungeheuren Abstand und auf der einen Seite kaum noch Funken des ewigen Lichtes zeigt, allein ganz von Gott verlassen und ohne jeden Schimmer seines Lichtes, ohne jede Einwirkung seiner Gnade ist keine Menschenseele und keine Religion. Nur die Lieblosigkeit und der Fanatismus bringen es dahin, einige tiefstehende Religionen wegen ihrer Verirrungen als wirkliche Teufelsverehrung zu bezeichnen. — Also je mehr Offenbarung, desto mehr und desto vollkommnere Religion, je weniger Offenbarung, desto

eines Pfuschers statt von denjenigen des Raphael zu nehmen, gehört es bei den Gesprächen über Religion gegenwärtig fast zum herrschenden Ton, Geringschätzung und Verkennung von einzelnen verfehlten religiösen Versuchen und Gestalten herzuleiten und die Religion selbst zu verdammen, weil viele ihrer Vertreter Anlaß und Ursache zu berechtigtem Tadel geben. Wie ungerecht und thöricht erscheint doch solches Verhalten, wie einseitig und unbillig ist dieser Maßstab! Statt zu fragen: Was ist die Religion in ihrem Ideale und in ihrer Vollendung? hält man sich an ihre Carricaturen. Freilich, eine gewisse Entschuldigung mag dieses Verfahren darin finden, daß es bisher in der Menschheit mehr unvollkommene als vollkommene Religion gegeben hat. Aber ist das mit der Kunst etwa anders gewesen?

Doch prüfen wir nun selbst die verschiedenen Erscheinungsformen der Religion in der Weltgeschichte, so leuchtet sogleich und fast auf den ersten Blick ein, daß ohne Zweifel diejenigen Religionssysteme, welche wir nach allgemeinem Urtheil als die höchsten und besten zu bezeichnen pflegen, ihren Vorzug grade dem Umstand verdanken, daß sie bestrebt gewesen sind den ganzen Geist des Menschen zu ergreifen, Gefühl, Wille und Vorstellung gleichermaßen religiös zu bilden. Nirgends ist dies so augenscheinlich wie bei derjenigen Religion, welche wir als die wahre schlechthin, als die vollkommene Religion mit Recht namhaft zu machen gewohnt sind, bei der christlichen. Nehmen wir, wozu wir gewiß das Recht haben, Christus selber als den ersten und besten Christen an, so müssen wir nach den über ihn noch vorliegenden Zeugnissen wahrhaft erstaunt sein über das Gleichmaß religiösen Geisteslebens, das bei ihm gewaltet hat, über diese ebenmäßige und entzückend harmonische Ausbildung aller drei Geistesrichtungen in seiner religiösen Persönlichkeit. Sein religiöses Gefühl ist jedenfalls in einer höchst normalen, von jeder Excentricität freien aber kräftigen Weise entwickelt gewesen, das sehen wir aus der Innigkeit und Liebe, womit er den Hauch Gottes überall empfunden hat, in den Lilien des Feldes so gut wie in dem Gange der Weltbegebenheiten und seines eigenen Lebens. Wenn von irgend einem, so darf man von ihm sagen:

Er hat allezeit am Herzen Gottes geruht und in seiner religiösen Empfindung überall die führende und leitende Vaterhand des Ewigen gespürt. Auf der andern Seite welche reinen und edeln Vorstellungen von Gott als dem barmherzigen himmlischen Vater verdankt ihm die Menschheit. Ueber die Lehre Christi in ihren einfachsten, aber großartigen Grundzügen werden wir nie hinaus kommen. Und endlich diese Energie des sittlichen Charakters bei ihm, diese ganz entschieden religiös gefärbte und dabei so überaus menschlich edle und reine Sittenlehre, die er selbst in seinem Reden und Handeln vorbildlich verwirklicht hat, so daß man das Christenthum fast ebenso gut eine neue heilige Moral wie eine neue Religion nennen kann: ihr Grundprinzip die Liebe gegen Gott und Menschen, ihr höchstes Ziel die völlige Vereinigung des Menschengeistes mit dem ewigen, unendlichen Gottesgeist in Wille, Gefühl und Vorstellung, — sehet da das Ideal aller Religion, die Verklärung und Erfüllung aller Hoffnungen und Ahnungen unseres Geschlechtes!

War es nicht die Erkenntniß dieses Ideales der Religion und die Sehnsucht nach ihm, welche unsern Schiller mit Abneigung gegen die vielen bestehenden, mangelhaften Darstellungen und Formen der Religion erfüllte und ihm das Wort in den Mund gab:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

Aus Religion d. h. aus wahrer, wirklicher, ächter Frömmigkeit, will er sagen, seien ihm die vorhandenen Arten derselben mit ihren Fehlern und Auswüchsen, mit ihren Mängeln und Schwächen sammt und sonders nicht genügend. Insofern hatte er wenigstens Recht, als auch innerhalb des Christenthums das Ideal der Religion nicht ohne Entstellung und Entartung geblieben ist. Der christliche Geist kränkelte bald an einer Ueberschätzung der religiösen Vorstellungsformen, bald an einer einseitigen Betonung des religiösen Gefühls, bald auch an einer einseitigen und verkehrten Ausbildung des religiös erregten Willens.

Diese letztere Verirrung ist eine in allen Religionen auftretende Krankheit. Christus selbst hatte sie in seinem Volke vor-

gefunden und auf das Entschiedenste bekämpft. In seiner Zeit waren es die Pharisäer, welche diese Art von Frömmigkeit vertraten und danach können wir die ganze Erscheinung das Pharisäerthum in der Religion nennen. Seine Eigenthümlichkeit besteht darin, daß der Mensch zwar richtig erkennt, wie die Religion von ihm auch ein kräftiges Handeln, eine Bethätigung seines Willens und seiner religiösen Gesinnung fordert, daß er aber diese Bethätigung nicht in einer ernsten und liebeerfüllten Handlungsweise gegen seine Nebenmenschen, sondern in allerhand äußerlichen religiösen Gebräuchen und Ceremonien findet. Die Pharisäer gingen pünktlich dreimal jeden Tag zur vorgeschriebenen Gebetsstunde hinauf in den Tempel und sprachen dort lange Gebete, sie fasteten in jeder Woche zweimal und gaben mit peinlicher Genauigkeit den zehnten Theil ihrer Einnahme an den Tempelschatz, auch wenn es sich dabei nur um einige Körner ihrer Gartenernte („Till, Münze und Kümmel" sagt Christus) handelte. Sie erfüllten also das Kleine d. h. die Aeußerlichkeiten der Religion mit Gewissenhaftigkeit, aber nur um dadurch Freiheit und Dispens von den großen und wichtigen Vorschriften der Nächstenliebe, der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit zu erlangen, denn Niemand war hochmüthiger, hartherziger und liebloser gegen die Armen und Unterdrückten als eben sie. Sie raubten ohne Scheu der Wittwe Erbe und Eigenthum und entschuldigten sich vor ihrem eigenen Gewissen mit den langen Gebeten, die sie so regelmäßig hersagten. Christus hat solche Entartung der Religion mit seinen glühendsten und herbsten Strafworten gegeißelt, er hat ein furchtbares Wehe über die verblendeten Blindenleiter gesprochen, die nicht allein selbst den Eingang in das Reich Gottes verlieren, sondern auch andere hindern hineinzukommen. Gleichwohl ist das Pharisäerthum niemals ausgestorben, es tritt in jeder Religion und in immer neuen Gestalten auf, macht sich überall ebenso breit und beansprucht noch immer ebenso der wahre Vertreter der Religion zu sein, wie einst zur Zeit Jesu. Solche Leute nennen sich noch heute gern die Frommen, während sie von wahrer Frömmigkeit so weit entfernt sind wie die Nacht vom Tage.

Eine zweite Fälschung und Entartung der Religion entsteht, wenn einseitig das fromme Gefühl gepflegt wird. Diese Krankheit der Frömmigkeit nennen wir Schwärmerei oder Mysticismus. Die edle und rechte Mystik, d. i. die Erhebung zu Gott durch die Innigkeit und Tiefe der religiösen Empfindung, ist, wie wir oben schon andeuteten, aller wahren Religion durchaus eigenthümlich. Wird diese geheimnißvolle — das bedeutet das Wort mystisch — Erhebung zu Gott im Gefühl aus der Religion verbannt, so sinkt die letztere alsbald zu seichter Moral oder ebenso seichter und flacher Aufklärung herab. Aber ebenso schlimm, unter Umständen noch schlimmer als diese beiden, ist der bloße Cultus des Gefühls in der Religion; denn das Gefühl ohne Klarheit der Vorstellung, ohne sittliche Energie des Willens ist ein gefährliches Ding, es gleicht einem Schiff ohne Compaß und Steuerruder, und man weiß nie, wohin es treiben wird, und wozu es kommen kann. Die bloße Innigkeit des Gefühls in der Religion ist deshalb noch lange nicht ein Beweis und Zeichen für die Wahrheit und Vollkommenheit derselben. Im Gegentheil sehen wir, daß manche heidnische Religionen es bei der größten Rohheit der Vorstellungen über Gott und bei tiefer sittlicher Versunkenheit doch zu einer wahrhaft schwärmerischen Inbrunst des religiösen Gefühls gebracht haben. Welch' eine Gluth der religiösen Empfindungen und welch' eine Kraft der Hingebung an die Gottheit mußte doch dazu gehören, wenn die Phönizischen Mütter ihre Kinder dem Götzen Moloch in die glühenden Arme legten und sie so der Gottheit verbrannten! Und jene Baalspriester, welche dem Elias auf dem Berge Karmel gegenüberstanden, liefen in ihrer religiösen Begeisterung um den Altar und ritzten sich die Haut mit Messern, daß das Blut floß. Darum war und blieb der Baal und Moloch doch ein Götze. Das bloße Gefühl ist eben blind und bedarf zu seiner Leitung und Erleuchtung das Licht der Vorstellung.

Die dritte Einseitigkeit in der Religion ist vielleicht die am weitesten verbreitete und hat auch in unsrer Zeit noch unzählige Vertreter. Sie besteht darin, daß der Mensch seine Religion ausschließlich oder überwiegend in der Form bestimmter Vor-

ſtellungen von Gott, beſtimmter Gedanken über ihn erblickt und darüber die geiſtige Gemeinſchaft mit dem Unendlichen in Gefühl und Willen vernachläſſigt. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß die Religion in dieſer einſeitigen Weiſe wie ein Wiſſen von Gott und göttlichen Dingen, wie eine beſtimmte Lehre aufgefaßt wird. Daran iſt ja ſo viel wahr und richtig, daß eine ausgebildete Lehre von Gott nothwendig zu jeder rechten Religion gehört, und wir finden auch wirklich bei den vollkommenſten Religionen (im Judenthum, Islam und Chriſtenthum), nicht aber bei rohen heidniſchen Völkern, eine ſyſtematiſche Ausbildung der religiöſen Lehre, die im Chriſtenthume ſogar zu einer wirklichen Wiſſenſchaft, der Theologie, geworden iſt; aber die ganze Religion in dieſer Form der Vorſtellungen- und Lehrſätze über das Göttliche zu ſuchen, zu ſagen, die rechte und wahre Religion habe derjenige, der die rechten und wahren Vorſtellungen von Gott beſitze, das iſt eine offenbare Entſtellung des wahren Sachverhalts. Es kann Jemand über göttliche Dinge ſo richtig denken und reden wie Chriſtus ſelber und dabei doch von wahrer Religion keinen Funken in ſich haben. Denn die richtige Lehre von Gott kann man ja rein äußerlich und gedächtnißmäßig annehmen, wenn das Herz aber dabei kalt, der Wille ſchlaff bleibt, ſo nützt die reine und richtige Lehre gar nichts, ſie kann im Gegentheil die Verdammniß des Menſchen nur um ſo größer machen, weil ſie Zeugniß gegen ihn ablegt als gegen einen, der das Rechte gewußt, aber nicht gethan hat. Gegen ſolche bloße Verſtandesreligion mit ihrer eiſigen Kälte und mit ihrer ſittlichen Gleichgültigkeit, gegen ſolche todte Orthodoxie d. i. Rechtgläubigkeit, welche ſich einbildet in ihren alten Lehrſätzen und Formeln das Heil zu beſitzen, aber auch gegen jede bloße Verſtandesreligion, welche nur an der Aufklärung der Meinungen und Vorſtellungen ſich genügen läßt, gilt das ſchöne Wort Lacordaires: „Am Tage des Gerichts werden Köhler in ihren Holzſchuhen und Kitteln kommen, welche mehr Glauben und Licht haben als manche Gottesgelehrten und Philoſophen, weil die Liebe weiter ſieht als der Verſtand, und weil die Wahrheit, wenn die Seele in ſie einſtimmt, dieſelbe mit ſich fortträgt wie der Adler ſeine Jungen

auf seinen Rücken nimmt und sie der Sonne entgegenträgt." Gewiß, so ist es. Denn die religiöse Gesinnung des Menschen, die Kraft und Innigkeit, mit welcher er das Gute und Göttliche sich aneignet, es in sein Herz und seinen Willen aufnimmt, und es im Leben zu verwirklichen trachtet, das ist überall die Hauptsache und ist mehr werth als alle bloßen, wenn auch noch so richtigen Begriffsbestimmungen, Formeln und Glaubenssätze über Gott.

Nachdem wir nun alle diese krankhaften Erscheinungen des religiösen Lebens haben an uns vorübergehen lassen, können wir abermals zusammenfassend und ergänzend sagen: Die wahre Religion ist das Leben des menschlichen Geistes in Gott und mit Gott. Wer seine ganze Seele mit allen ihren Kräften und Fähigkeiten versenkt in den Urquell alles Lebens, wer in Gemüth, Wille und Denken die Gemeinschaft mit Gott sucht und pflegt, der hat wahre Religion. Und betrachten wir andrerseits die verschiedenen geschichtlich gewordenen Religionssysteme, Volks- und Landesreligionen, so werden wir auch hier urtheilen müssen: Die wahre Religion ist diejenige, welche das Gemüth der Menschheit am innigsten ergreift und am tiefsten befriedigt, welche die Vorstellungen über Gott auf die reinste Weise giebt und sich gegen keine Läuterung, gegen keine berechtigte Fortbildung dieser Vorstellungen verschließt, endlich welche den Willen am kräftigsten stählt, ihn zu sittlicher Energie treibt und beseelt. Welche das vermag, das ist die vollkommene, das ist die ideale Religion, die Religion der Menschheit, der auch die Zukunft gehören wird. — Giebt es eine solche Religion? — Dem Christen schlägt bei dieser Frage das Herz höher, er ist sich bewußt: seine Religion, die Religion Jesu, hat diese Frage nicht zu scheuen, sie kann getrost jede Kritik über sich ergehen lassen, sie ist den Ansprüchen gewachsen, welche der Maßstab der idealen Religion an sie erhebt. Als Christen sind wir fest überzeugt: Wir *haben* die wahre Religion, und keine andere braucht erfunden zu werden, um das Sehnen der Menschenbrust nach dem Unendlichen, Ewigen, dauernd zu stillen. Das Christentum ist die wahre, die vollkommene Religion. — Aber indem wir dieses sagen, fällt uns plötzlich schwer auf's Herz die Erinnerung, daß auch jene

Krankheiten und Einseitigkeiten in der Religion dem Christenthum nicht erspart geblieben sind, daß es allezeit mehr Christen dem Namen, als der Wahrheit nach gegeben hat, und daß jene himmlische Reinheit des Herzens und Willens, jene ruhige Klarheit des Geistes, von welcher unser Meister erfüllt war, keineswegs das Erbtheil aller derer geworden ist, die sich nach ihm genannt haben. Das Christenthum hat es unternommen, die Welt zu überwinden und zur idealen Religion zu erziehen, und es hat die Kräfte dazu in sich, aber wie weit ist das Ziel noch entfernt, wie viel Schwachheit, wie viel Thorheit, wie viel Aberglauben, wie viel Beschränktheit begegnet uns doch auch noch im Christenthum! Diese Wahrnehmung ist nicht ohne Betrübniß und Schmerz, sie hat ihren Stachel, aber sie hat für uns auch ihr Heilsames und Gutes. Sie wird uns trotz des Glaubens, daß wir im Christenthum die wahre und ideale Religion besitzen, vor dem Hochmuth und der Lieblosigkeit gegen Andersgläubige bewahren. Sie wird uns lehren, daß mitunter die wahre Religion bessere Vertreter und frömmere Verehrer unter Juden und Muhamedanern gehabt hat, als unter den Christen. Sie wird uns daran erinnern, daß der bloße Name „Christ“ noch kein Schutzmittel ist gegen Verfälschung und Entstellung der Religion, und wird uns zu liebevoller Anerkennung jeder aufrichtigen Frömmigkeit auch in andern Confessionen und Religionssystemen antreiben. Nie werden wir uns unsrer eignen Religion überheben, nie auf die Anhänger einer andern Lehre mit Geringschätzung herabblicken dürfen, am allerwenigsten wollen wir vorschnell mit unserem Urtheil über anderer Menschen Frömmigkeit richten, bloß nach ihrer Zugehörigkeit zu dieser oder jener Partei oder Richtung. Wo eine Seele den Ewigen sucht, wo ein Herz dürstet nach dem lebendigen Gott wie der Hirsch nach dem frischen Wasser, da lasset uns voll Ehrfurcht stille stehen und diesem Zuge der Sehnsucht lauschen, da lasset uns, wenn wir es können, barmherzig und liebevoll unsere Hülfe anbieten und auch die Irrenden auf den Weg der Wahrheit weisen, das ist die Art und Aufgabe des wahren Christenthums.

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knieen
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehn.
Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde,
Womit ein armes Herz emporringt von der Erde.
Ein Kind mit Lächeln kämpft, ein andres mit Geschrei,
Daß von der Mutter Arm es aufgenommen sei.*)

## 3. Offenbarung und Vernunft.

Anlage und Sehnsucht des Menschengeistes zu Gott hin, kann nicht auf Täuschung beruhen. Enthüllung oder Offenbarung Gottes im Geiste des Menschen geschieht immer nur durch die Vernunft als Organ. Falsch verstandene Aussprüche Christi und Pauli. Die Vernunft erkennt Gott in der Natur, in der Geschichte und im eigenen Gewissen.

Das Leben des Geistes in Gott, das religiöse Leben der Seele, ist eine Thatsache, die auch der ärgste Feind der Religion nicht läugnen und nicht bestreiten kann. Der Menschengeist erkennt ein Unendliches über sich und in sich und wird von dieser Unendlichkeit auf eine wunderbare und einzige Art ergriffen und erhoben. Hiergegen können die Gegner der Religion nur eins einwenden, sie können sagen: „Die ganze religiöse Wahrnehmung ist Phantasie, Einbildung, Täuschung; es giebt gar kein Unendliches, Ewiges, das der Mensch wahrnehmen, es giebt keinen Gott, in welchem und mit welchem er leben könnte. Dieser Gott der Religion, dieses Unendliche im frommen Gefühl ist nichts als ein Spiegelbild des menschlichen Geistes selber, ein Erzeugniß der eigenen Gedanken.“ Und so sagen sie wirklich. Das aber ist wie wenn uns Jemand beweisen wollte, unser Auge sehe zwar eine Sonne, aber in Wahrheit gebe es keine, oder unser Hunger sei eine Einbildung, eine Täuschung, und es gebe kein Brot, um ihn zu stillen. Nein, die Menschen mögen sich oft geirrt haben in ihren Vorstellungen über die Natur des Lichts und der Sonne, über das Wesen der Nahrung und ihre Bestandtheile, aber daß Licht und Sonne und Brot da waren, darüber haben sie sich nicht getäuscht, ihre eigene Natur lehrte sie das mit unwiderstehlicher Kraft der Ueberzeugung, und der leiblichen Anlage wie

*) Fr. Rückert.

dem leiblichen Bedürfniß entsprach die Außenwelt. Grade so kann auch die Forderung unsrer Vernunft, ihre Anlage und Richtung zu einem Unendlichen hin, keine Täuschung sein; der Gott, den der Mensch sucht und den er braucht, muß da sein, wir sind zu ihm und für ihn geschaffen, und unser Herz ist unruhig in uns, bis es Ruhe gefunden hat in ihm. Diese Gewißheit hat der religiöse Mensch unmittelbar in sich selbst. Sie verdankt ihre Kraft und Stärke durchaus nicht erst den Beweisen und Gründen, die mit Scharfsinn für das Dasein Gottes geltend gemacht werden können, wie sie auch durch keinen Spott und keine Verstandesgründe zu erschüttern ist, sie ist ebenso unmittelbar und ursprünglich und unwiderstehlich da, wie die Ueberzeugung des Sehenden vom Dasein der Sonne, wie der Naturtrieb des Hungrigen nach der Nahrung. Darum werdet ihr die Religion niemals aus dem Herzen der Menschheit reißen, ihr Zweifler und Spötter, und den Glauben an Gott wird es auf Erden geben, „so lange noch ein Menschenherz weint in seinem Schmerz, so lange noch ein Sünderherz lacht in seinem Trotz.“ Diese feste unerschütterliche Gewißheit, daß er sich nicht täuscht, daß seinem Sehnen und Suchen der Gegenstand nicht fehlt, daß es wahrhaftig jenes Unendliche — nennen wir es nun nicht mehr mit diesem unbestimmten philosophischen Namen — also daß es einen Gott gebe, und daß folglich die Religion ein Verhältniß des Menschen nicht zu einer bloßen Vorstellung, sondern zu dem höchsten Realen, zu einem wirklichen Wesen sei, diese Gewißheit drückt der religiöse Mensch aus mit dem Worte Offenbarung. Gott hat sich uns selber geoffenbaret, sagen wir, d. h. unsere Religion geht ebenso sehr von ihm aus als eine Wirkung seines Geistes in uns, wie sie von uns ausgeht als ein Streben unseres Geistes nach ihm. Die Religion ist das Verhältniß zweier wirklich Existirender, des Menschengeistes und des göttlichen Geistes zu einander, sie ist nicht bloß einseitig ein Denken, Fühlen, Wollen des endlichen Geistes, sondern ebenso sehr auch ein Wirken und Weben des ewigen Geistes in uns. Das liegt ja in der Natur der Sache. Ein Gott, der nicht bloß in Gedanken, sondern wirklich und wesentlich existirt, von dem Alles kommt und Alles abhängt,

kann ja gar nicht anders, als sich selbst bezeugen und selbst einwirken auf den geschaffenen Geist. Offenbarung nun heißt so viel wie Enthüllung eines Verborgenen, aber doch auch vorher schon Vorhandenen. Die Religion ist Offenbarung, weil in ihr der den übrigen irdischen Wesen verborgene, aber dennoch vorhandene Gott für den Menschengeist sich selber enthüllt und bezeugt. Darum beruft sich auch alle und jede Religion auf Offenbarung Gottes, denn thäte sie dies nicht, gäbe es irgend eine Religion, die behauptete, nur Erzeugniß menschlichen Denkens zu sein, von Gott keine Einwirkung erfahren zu haben, so würde diese mit solcher Behauptung sich selbst läugnen, würde damit zugeben nur Einbildung, nicht wirkliches Innewerden und Ergreifen Gottes zu sein. Denn wer Gott wirklich ergreift, der muß auch von ihm ergriffen werden, muß seine Wirkungen an seinem Herzen spüren. Nun ist es aber Thatsache, daß die Wirkungen des Allmächtigen auf das Menschenherz abhängig sind von der Empfänglichkeit eben dieses Herzens. Je unreiner das Gefäß, desto weniger liebt es der Gottesgeist sich in dasselbe zu ergießen, je heller und klarer der Spiegel, desto vollkommener und herrlicher das Bild des Ewigen, das er wiederstrahlt. Es giebt also auch Stufen und Grade der göttlichen Offenbarung. Die verschiedenen Religionssysteme auf Erden verhalten sich nicht einfach wie Wahrheit und Lüge gegen einander — so hat nur die Beschränktheit und der Haß aller Zeiten geurtheilt — sondern wie vollkommene und unvollkommene Offenbarung Gottes. Allerdings kann der Gegensatz so groß sein, daß, wie z. B. zwischen Christenthum und Fetischdienst, das Verhältniß einen ungeheuren Abstand und auf der einen Seite kaum noch Funken des ewigen Lichtes zeigt, allein ganz von Gott verlassen und ohne jeden Schimmer seines Lichtes, ohne jede Einwirkung seiner Gnade ist keine Menschenseele und keine Religion. Nur die Lieblosigkeit und der Fanatismus bringen es dahin, einige tiefstehende Religionen wegen ihrer Verirrungen als wirkliche Teufelsverehrung zu bezeichnen. — Also je mehr Offenbarung, desto mehr und desto vollkommnere Religion, je weniger Offenbarung, desto

weniger und desto unvollkommnere Religion, das ist das Resultat unsrer Betrachtung.

Hiernach versteht es sich nun ganz von selbst, daß die Offenbarung, die Enthüllung Gottes im Menschengeiste, sich nicht etwa bloß auf eine jener drei Geistesthätigkeiten des Menschen, nicht bloß auf die Vorstellung oder den Willen oder das Gefühl beziehen kann, sondern sich auf alle drei zugleich erstrecken muß. Sonst würden ja die einseitigen Formen der Frömmigkeit, von denen wir oben sprachen, gradezu durch die göttliche Einwirkung selber begünstigt und gefördert werden. Gott offenbart sich uns, das kann nur heißen: er wirkt auf unser ganzes inneres Leben, er giebt sich uns kund in unserm Gemüth, er reinigt und kräftigt unsern Willen, er bildet und läutert unsere Vorstellungen von ihm, und alles dieses thut er zugleich und nie Eines einseitig und auf Kosten des Andern. Die Offenbarung ist also nichts anderes als das Leben und Weben des göttlichen Geistes in uns, die erziehende, reinigende, helfende, hebende, stärkende, tröstende Thätigkeit und Arbeit des großen Gottes in und an der Seele des Menschen. „Die Offenbarung ist allseitige göttliche Liebesbeweisung für die Menschen, Mittheilung des Heiles an dieselben. Religiöse Lebenserweckung und Lebensmittheilung, das ist ihr Zweck."*) So und nur so darf man sie auffassen und erklären, wenn man nicht das ganze religiöse Gebiet verwirren und die Religion in unleidliche und unauflösliche Widersprüche verwickeln will. So gefaßt und erklärt aber hat der Begriff der Offenbarung nicht bloß nichts Widersprechendes oder gar Unvernünftiges in sich, er folgt vielmehr mit Nothwendigkeit aus dem Wesen der Religion und zeigt eine gewisse Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit Erscheinungen des geistigen Lebens auf andern Gebieten (z. B. der Poesie), die uns sehr wohl bekannt sind. „Jede Produktivität höchster Art, sagt u. a. Goethe, jedes bedeutende Apercü, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folgen hat, steht in Niemandes Gewalt und ist über alle irdische Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als

*) J. Nitzsch.

unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. In solchen Fällen ist der Mensch als das Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses." Es ist klar, daß, wenn solche Erfahrungen selbst von dem weltlichen Dichter und Erfinder unwillkürlich gemacht werden, der religiöse Mensch noch viel entschiedener und dringender darauf hingewiesen ist, das göttliche Leben und Wirken in sich zu spüren, zu beobachten und sich desselben zu freuen. In diesem Sinne ist die Offenbarung das Herzblut und die treibende Kraft, das Auge und Licht aller Religion.

Hätte man diese, wie wir glauben höchst einleuchtende und in sich selbst begründete Erklärung der Offenbarung nicht seit lange auf eine wahrhaft unverantwortliche Weise verkannt, so würde die Kirche schwerlich in einen so offenen Widerspruch gegen Vernunft und Wissenschaft gerathen sein. Leider aber verfielen die christlichen Theologen lange Zeit in den traurigen Irrthum, die Offenbarung sei vor allem eine Mittheilung von Kenntnissen und Vorstellungen über Gott und göttliche Dinge, welche Gott dem Menschen entweder auf eine übernatürliche Weise einflöße (gleichsam einhauche, daher Inspiration genannt) oder äußerlich, aber auch auf eine übernatürliche Weise, nämlich durch Engelsmund, Himmelsstimmen, direkte Rede vom Himmel herab u. s. w. übergebe. Diese Ansicht beruhte augenscheinlich auf dem Glauben an den Buchstaben der Bibel. Denn im alten Testament war ja erzählt, daß Gott mit den ersten Menschen auch in Menschengestalt verkehrt habe, (das Wandeln Gottes in der Abendkühle des Paradieses, 1. Mos. 3, 8), daß er mit eigenem Finger die zehn Gebote auf die steinernen Tafeln geschrieben, 2. Mos. 31, 18, daß er Abraham besucht und bei ihm Milch, Fleisch und Kuchen gegessen habe, 1. Mos. 18, 6–8, und was dergleichen mehr ist. Daß dies Alles nur kindliche Auffassungen, bildliche Einkleidungen für den großen Gedanken eines inneren Verkehres zwischen Gott und der gläubigen Seele und zuletzt sagenhafte religiöse Ueberlieferungen sind, das begriff man nicht, und weil man es

nicht begriff, weil man es grob äußerlich als buchstäblich so geschehen annahm, deshalb kam man auf jene Auffassung der Offenbarung als einer übernatürlichen Mittheilung von Kenntnissen. Nun war mit einem Male das ganze Wesen der Religion als eines Lebens in Gott verkannt. Nun war zum Schwerpunkt und zur Hauptsache in der Religion die Lehre geworden, und diese noch dazu in der Form einer übernatürlichen göttlichen Mittheilung. Nun war endlich — und das war vielleicht das Schlimmste dabei — die ganze eigene Thätigkeit des Menschengeistes in dem religiösen Leben auf Nichts reduzirt, die Offenbarung kam ja von außen, ohne sein Zuthun, ohne seine Mitwirkung an ihn heran, sie wirkte auf ihn mechanisch, zauberhaft, übernatürlich, das ganze große geistige Ringen der Menschheit, der Jahrtausende lange Kampf der Geister um das höchste Gut erschien nun einfach als ein ebenso geist- wie herzloses Schauspiel: die Einen hatten von Gott auf übernatürliche Weise die wahren Begriffe, die wahre Religion nannte man es, erhalten, die Andern waren ohne diese Mittheilung geblieben, also in ihrer falschen Religion, das war Alles. Die verschiedenen Religionen standen sich nun gegenüber wie Wahrheit und Lüge, aber zugleich auch wie Uebernatürliches und Natürliches; denn die Religionen der Heiden beruhten, wie man sagte, nur auf einer natürlichen Kenntniß von Gott, die man allenfalls noch zugeben wollte, die aber an sich gar nicht im Stande sei, den Menschen zu erlösen. Das vermöge nur die übernatürlich geoffenbarte Religion, die aber, eben weil sie über alles Natürliche hinausgehe, auch nach der Vernunft des Menschen gar nicht zu fragen habe, vielmehr mit derselben fast bei allen ihren Lehren in Widerspruch stehe. Die großen Kirchenversammlungen der christlichen Kirche versäumten nicht, diese Anschauung so zu benutzen, daß sie Alles, was sie selber über Gott und Christus und den heiligen Geist lehrten, für geoffenbarte Wahrheit erklärten, eine sehr bequeme Art, jeden Widerspruch der Vernunft als unerheblich bei Seite zu schieben. Die geoffenbarte Wahrheit sollte ja übernatürlich sein, die Vernunft als etwas Natürliches hatte also zu schweigen. Auf diese Weise ist zuerst die katholische Kirche und dann aus ihr hervorgehend die

protestantische zu all jenen Lehren über Dreieinigkeit, Gottheit Christi, Erbsünde, ewige Höllenstrafen, Abendmahlsdogma u. s. w. gekommen, welche noch heute von den sogenannten Orthodoxen für Offenbarungswahrheiten ausgegeben werden, während sie auf der andern Seite das vernünftige Denken immer wieder gegen die christliche Religion überhaupt und gegen ihre Behauptung einer Offenbarung einnehmen. Hier giebt es nur einen Ausweg: die Kirche, oder vielmehr ihre Theologen müssen zur Erkenntniß kommen, daß alle Offenbarung Gottes ewig zugleich vernünftig und natürlich ist, und daß die falsche Anwendung des Begriffes der Offenbarung auf Vorstellungen und Lehren, die höchst menschlich entstanden sind, (deren Ursprung von diesem oder jenem noch dazu kaiserlich beeinflußten und commandirten Concil wir genau nachweisen können), nicht bloß der Kirche, sondern aller Religion die Herzen und Geister mit Nothwendigkeit entfremdet. Der Kirche ist es genau so gegangen, wie der Dichter es aus dem Munde des Teufels dem Menschen voraussagen läßt: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, so hab ich dich schon ganz gewiß", d. h. die Kirche hat mit ihrer Lehre von einer übernatürlichen, der Vernunft überhobenen Offenbarung sich selber ihr Fundament im Herzen der Menschen untergraben. Denn worauf anders ruht alle Religion als eben auf unsrer Vernunft, auf unserm Vermögen Gott zu vernehmen? Behaupten, die Vernunft habe nichts mit der Offenbarung zu thun, das ist grade so gereimt, wie wenn man sagen wollte, das Auge habe nichts mit dem Lichte zu schaffen. Wohl wird das Auge erleuchtet und hat nicht in sich selbst das Licht, aber daß es die Farben erkenne und Licht und Finsterniß unterscheide, das ist sein Amt und seine Aufgabe. So ist die Vernunft das Organ des Menschen, die Wirkungen des Ewigen aufzunehmen und das Leben Gottes in sich zu empfangen. Offenbarung im rechten Verstande und Vernunft gehören zusammen und sind für einander da. Es ist traurig, daß man das erst noch sagen muß, während doch Christus selbst schon (nach Johannes) gesagt hat: „Ich bin die Wahrheit." Kann es denn für den Menschen zweierlei Wahrheiten geben, eine aus seiner Vernunft, und eine

andere von außen her ohne seine Vernunft, mitunter auch gegen dieselbe?

Man hat freilich gesagt, die Vernunft des einzelnen Menschen sei mitunter sehr unvernünftig, und darum könne eine religiöse Lehre vollkommen richtig, ja Offenbarung sein, wiewohl Einzelne oder Viele mit ihrer unvernünftigen Vernunft ihr widersprächen. Das ist richtig, aber darum handelt es sich hier gar nicht. Die Frage ist hier nur die, ob die Vernunft des Menschen überhaupt, als eine ihm von Natur her zukommende Anlage, zugleich auch das Organ für die Offenbarung Gottes, für die Religion sei, oder ob diese nur auf übernatürliche Weise an den Menschen herankomme. Das ist der Kern der Sache. Kommt sie übernatürlich, dann ist die Vernunft dabei höchstens in zweiter Linie betheiligt, kommt sie vermittelst der Vernunftanlage, dann hat die Vernunft in allen religiösen Angelegenheiten das erste Wort zu reden, unvernünftige religiöse Gefühle, Vorstellungen, Handlungen darf und kann es dann nicht geben, die rechte Religion muß Vernunftreligion sein. Das ist eben unsere Ansicht. Dieselbe wird in allem Folgenden ihre weitere Begründung und nähere Ausführung erhalten, so daß wir hier auf alle möglichen speciellen Fragen, z. B. wie die Vernunft bei der Bildung der religiösen Vorstellungen verfahre, und woran sie das Offenbarte vom Eigenen unterscheide, noch nicht einzugehen brauchen, wir wollen hier nur noch einige näher liegende Punkte zur Besprechung bringen.

Gegen den Vernunftgebrauch in der Religion liebt es die Unvernunft, Christus selbst und den Apostel Paulus in's Feld zu führen. Christus, denn hat er nicht gesagt: (Math. 11, 25.) „Ich preise dich Vater, daß du dies den Weisen und Klugen dieser Welt verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret?" Paulus aber, weil er nach Luthers Uebersetzung (2. Cor. 10, 5) den Ausspruch gethan: „Wir verstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkenntniß Gottes und nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi." Und 1. Cor. 2, 14: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und kann

es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet sein." Man kann Paulus nicht thörichter mißverstehen als in dieser zum Theil mangelhaften, zum Theil geradezu falschen Uebersetzung. Der Apostel braucht weder das Wort natürlich noch das Wort Vernunft im griechischen Urtext. Damit ist schon alles gesagt. Er unterscheidet vielmehr „seelische und geistige Menschen", die ersteren nennt er sonst auch die Fleischlichen, irdisch Gesinnten. Daß diese nichts vom Geiste Gottes vernehmen, wer wird das läugnen? Die Geistigen aber, sind das nicht gerade die im höchsten Sinne Vernünftigen? — In der andern Stelle redet er absolut nicht vom Vernunftgebrauch, sondern vergleicht sich und seine Mitstreiter mit Soldaten, welche feindliche Schanzen erstürmen. „Wir nehmen gefangen jeden feindlichen Anschlag — so heißt es in getreuer Uebersetzung — unter den Gehorsam Christi". Wo ist da etwas von Aechtung des Vernunftgebrauches in der Religion? — Und Christus? Nun, er hatte seine Verehrer und Anhänger unter armen Fischern, Zöllnern, Frauen; die erste Christengemeinde bestand also aus solchen, denen die damalige weltliche Wissenschaft fremd war. Das war aber noch lange kein Zeugniß dafür, daß die Vernunft auf Seiten dieser vor der Welt Geringen nicht gewesen sei. Wie oft sind die schlichten einfachen Leute klüger und sehen weiter, als die im Hochmuth ihrer Gelehrsamkeit oder ihrer Tugenden verrannten Großen der Erde. Das hat auch der Herr Christus erfahren und Gott gedankt, daß es so war, denn die damaligen Gelehrten waren die Pharisäer, und die Vornehmen waren die Sadducäer und Herodianer, deren Verderbniß so groß war, daß sie der neuen Religion nur Entstellung und Fälschung, ja den Untergang gebracht haben würden, wenn sie ihr zufielen. Dagegen im Herzen und Geiste des unverdorbenen Volkes fand Jesus den bereiten Boden für das gute Samenkorn, das er ausstreuen wollte, und dafür hat er Gott gedankt. Seinen Siegeslauf durch die Welt aber hat auch das Christenthum erst angetreten, nachdem Männer von leuchtender Geistesbildung, wie Paulus, seine Fahne weitertrugen. Und wenn auch zuerst mehr Geringe als hohe Leute übertraten, sehr bald kam es doch dahin, daß gerade in

den Städten die Intelligenz und Vernunft christlich geworden war, nur auf dem Lande noch das Heidenthum seine Anhänger zählte. Daher auch dessen Name gekommen ist, denn Heidenthum heißt auf deutsch Bauernreligion (paganismus von pagus Dorf), also Religion der Unbildung und Unvernunft. So ist das Christenthum vielmehr von seinem Ursprung her mit der Vernunft im Bunde, nur das Vernünftige kann christlich sein und das Christliche ist vernünftig.

Wie offenbart sich nun aber Gott der Vernunft des Menschen, wenn es doch durch ein äußeres übernatürliches Eingreifen oder Reden, wie wir gesehen haben, nicht geschieht? Die Antwort heißt: Das geschieht auf eine dreifache Weise, durch Vermittelnng dreier stets vorhandener und stets wirksamer Ursachen, nämlich erstens durch den Eindruck, welchen die Natur auf den Menschen macht, zweitens durch das göttliche Walten in der Geschichte der Völker oder der Einzelnen, drittens durch die Sprache des Gewissens in jeder Menschenbrust. Auf eine dieser drei Arten oder auf alle zugleich läßt sich jede religiöse Offenbarung zurückführen. Die heilige Schrift ist voll von Beispielen dafür, in hundert und aber hundert Stellen schildert sie die tiefen Eindrücke, welche das Herz von der Größe Gottes in der Natur, von der Gerechtigkeit seiner Gerichte im Völkerleben, von der Mahnung des Richters in uns empfängt. Die Naturschilderungen der Psalmen (z. B. des 104ten) sind von solcher Schönheit und Tiefe, daß auch ein so großer Forscher wie Alexander von Humboldt dies mit rühmenden Worten anerkannt hat, und die Geschichte Israels seit den Vätern bildet in der Bibel ein stehendes Thema, wenn die Offenbarung Gottes verdeutlicht werden soll. (Vgl. z. B. die Rede des Stephanus Apost. 7 und des Paulus Apost. 13, 16.) Wir wollen diesen bekannten Aussprüchen noch einige Zeugnisse aus dem Munde hochberühmter oder tiefgelehrter Männer der neueren Zeit hinzufügen, die wegen ihrer überzeugenden Kraft ebensowohl wie wegen ihrer ergreifenden Schönheit es verdienen allgemein bekannt zu sein.

Ueber die Offenbarung Gottes in der Natur hören wir zuerst einen Dichter (Chateaubriand), der sich darüber folgender-

maßen ausspricht: „Gott der Christen! vorzüglich in die Wasser des Abgrundes und in die Tiefe des Himmels hast du die Züge deiner Allmacht geschrieben. Tausend Sterne blinken im dunkeln Blau des himmlischen Doms, der Mond inmitten des Firmaments, ein uferloses Meer, das Unendliche am Himmel und auf den Wellen! Nie ergriff mich Deine Größe mächtiger als in diesen Nächten, denn schwebend zwischen den Gestirnen und dem Ocean hatte ich die Unermeßlichkeit über meinem Haupte und die Unermeßlichkeit unter meinen Füßen. — Oft hörte ich die Denker sich streiten über das Grundwesen der Dinge, und ich begriff sie nicht, aber stets bemerkte ich, daß dies unbekannte Urwesen dem Herzen des Menschen beim Anblicke dieser großen Scenen in der Natur sich kund giebt. Eines Abends befanden wir uns in den schönen Meeren, welche die Küste Virginiens bespülen; da rief die Glocke die Schiffsmannschaft zum Gebet. Der Sonnenball, nahe daran in die Fluthen unterzutauchen, erschien durch die Taue des Schiffes in den gränzenlosen Weiten. Einige Wölkchen waren im Osten zerstreut, der ganze übrige Himmel war völlig rein. Ich müßte den beklagen, welcher in diesem großartigen Schauspiel die Erhabenheit Gottes nicht erkannt hätte. Thränen rollten mir unwillkürlich aus den Augen, als meine Gefährten ihre theerbestrichenen Hüte abnahmen und mit rauher Stimme ihren einfachen Gesang anstimmten. Wie rührend klang das Gebet dieser Menschen, welche auf zerbrechlichem Brett mitten im Ocean die Sonne beim Versinken in die Fluthen betrachteten. Das Gefühl unsrer Kleinheit beim Anblick des Unendlichen, unsre Gesänge fernhin tönend über die Wogen, die Nacht nahend mit ihren Schrecknissen, die Wunder unsres Schiffes inmitten so vieler Wunder, eine fromme Schiffsmannschaft ergriffen von Staunen und Zagen, ein ehrwürdiger Priester versunken in Gebet, endlich die Gottheit selbst schwebend über dem Abgrunde, mit der einen Hand die Sonne tragend an den Pforten des Westens, mit der andern den Mond im Osten heraufführend und mitten durch die Unermeßlichkeit der Stimme ihres Geschöpfes ein geneigtes Ohr leihend, das Alles vermag Niemand zu malen — kaum vermag des Menschen Herz dies

Gefühl zu umfassen." — „Wenn man diese unendliche, unzählige Menge von Gestirnen betrachtet und bedenkt, sagt W. von Humboldt, so scheint es zwar ein ordentlich schaudernder Gedanke, daß eine so ungeheure Menge im Weltall herumschwimmt. Der Mensch fühlt sich darin gleichsam wie erdrückt. Allein die Ordnung und Harmonie, in denen alle Bewegungen vor sich gehen und alle Zeiten hindurch vor sich gegangen sind, ist ein wohlthätiges, tröstendes Zeichen einer höhern Macht, einer geistigen Herrschaft, die wieder beruhigt und die Besorgniß aufhebt." —

Einfacher und doch unendlich rührend und wahr hat der Wandsbecker Bote die Sehnsucht geschildert, die im Menschenherzen erwacht, wenn es zum nächtlichen Sterngefunkel aufschaut:

Ich sehe oft um Mitternacht, wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht, die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da hin und her zerstreut wie Lämmer auf der Flur,
In Rudeln auch und aufgereiht wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit und funkeln hell und schön,
Ich seh die große Herrlichkeit und kann nicht satt mich sehn.

Dann saget unterm Himmelszelt mein Herz mir in der Brust:
Es giebt was Bessres in der Welt als all ihr Schmerz und Lust.

Ich werf mich auf mein Lager hin und bleibe lange wach,
Und suche es in meinem Sinn und sehne mich danach.

Und derselbe: „Die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön, wenn der Dornstrauch blüht, und die Erde mit Gras und Blumen prangt, und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab — es ist, als ob Er vorüberwandle und die Natur habe sein Kommen gefühlt und stehe bescheiden am Wege in ihrem Feierkleide und frohlocke."

Ueber die Offenbarung Gottes in der Geschichte sagt Lacordaire: „Die arme, leidende Menschheit bedarf der Wahrheit, um sich zu ernähren, der Gerechtigkeit, um sich zu vertheidigen, und sie weiß, daß die wahre Kraft der einen wie der andern die Kraft Gottes ist. Sie hat sich nie darin getäuscht. Unterdrückt

man sie, so erhebt sie ihre Hände zu Gott; so schreibt sie seinen Namen auf ihre Fahnen und spricht zu dem Unterdrücker das letzte feierliche Wort der Seele, die da glaubt und hofft: Ich fordre dich vor den Richterstuhl Gottes! Dieses Gericht hat früh oder spät seine Stunde, seine zeitliche und sichtbare Stunde, außer der ewigen. Die Könige erscheinen vor demselben schon hier auf Erden, ebenso die Völker. Dieses Gericht rettet die Welt. Vergeblich bemüht sich der Stolz, es zu stürzen. Das Volk, das ihm seine Rettung verdankt, rettet auch seinerseits dies Gericht. Die Nationen vertheidigen Gott gegen die Hirngespinnste einer falschen Weisheit, sie bewahren sein Andenken mit einer Treue, die zwar nicht immer den vollkommenen Begriff Gottes in sich trägt, die es aber bis jetzt nie geschehen ließ, daß die Sonne oder die Geschichte ein Gott läugnendes Volk gesehen hätte. Was man auch immer gethan haben mag, Gott ist der Eckstein der menschlichen Gesellschaft geblieben, kein Gesetzgeber hat es gewagt, ihn zu verbannen, keinem Jahrhundert ist er unbekannt geblieben, keine Sprache hat seinen Namen ausgetilgt. Aber außer dieser stetigen und unveräußerlichen Offenbarung giebt es noch solche, welche die göttliche Vorsehung von Zeit zu Zeit ausstreut und über den Weg der Nationen hinwirft. Da schlägt sie wie mit des Blitzes Strahl hinein, sie zerreißt den Vorhang und flößt ein so volles und tiefes Gefühl von ihrer nahen Gegenwart ein, daß sich keiner darüber täuscht, und daß auch ein ganzes Volk aus seinem Herzen den lauten und unfreiwilligen Schrei ausstößt: Gott! Gott! So ist auch Gott an unsern Tagen vorübergegangen, und die ganze Erde hat ihn gesehen. Wer sollte da auf seinen zitternden Lippen das Gebet eines Menschen zurückhalten können, der an einem Tage seines Lebens seinen Gott in der Nähe gesehen hat!" — Und Bunsen, der tiefsinnige Verehrer Gottes in der Geschichte: „Bei der Betrachtung des Ganges der Menschheit durch die Zeitlichkeit zeigen sich dem Denker dunkle Thäler und nächtliche Tiefen, Pfade voll Blut und voll Trümmer. Da aber erscheinen ihm auch strahlende Gipfel, die von göttlichem Schaffen prangen und Bergeshöhen steigen empor, die von Jubel erschallen. Da erblicken wir, wenn auch nur in dem Schatten,

welchen ihre Erscheinungen über die Erde geworfen, und in dem Grabhügel, welchen dichtende Ueberlieferung ihnen gesetzt, die leuchtenden Gipfelpunkte der Menschheit, jene wahren Lichter, die göttliches Leben schaffen, weil sie willig sich für Wahrheit und Recht opfern, jene Geister, welche die wahren Leiter und Könige der Menschen sind. Wir schauen, wie diese hellen Punkte das Licht, um welches sie sich bewegen, abstrahlen in die dunkeln Thäler, in welchen zwischen Furcht und Hoffnung die Menge ihre Eintagssorge hütet. Diese erleuchteten Männer begeistern ihre Mitbrüder durch ihre Reden und Lehren, durch die Worte und Sinnbilder, in welchen sie dieselben ausprägten, und mehr noch durch das, was ihre Persönlichkeit belebend ausstrahlte. Sie führen den Reigen in dem Lobgesange, mit welchem der Opferzug der Menschheit über die Erde eilt. Dieser Opferzug und dieser Lobgesang sind das Epos der Menschheit." —

Endlich die Offenbarung Gottes durch das Gewissen: „Wer kennt nicht diesen furchtbaren Zeugen, den jeder von uns bei Tag und bei Nacht in seinem Busen trägt? Wer hat nicht diese durchdringende und unbestechliche Stimme gehört, die als Rathgeber allen unsern Handlungen vorhergeht und als Schiedsrichter ihnen folgt, die selbst zu denen spricht, die sie gar nicht fragen; die in eben dem Maße stärker wird, als wir sie ersticken wollen? Mitten in das Toben unserer Leidenschaften wirft sie donnernde Worte, Worte der Drohung und des Schreckens, die durchdringender sind, als ein zweischneidiges Schwert und uns zurufen: Wohin gehst du? Halte ein! Was hast du gethan! Die Schuld lastet auf dir! Das ist die ewige, unabhängige, überall vernehmbare Stimme, die keines Auslegers oder Dolmetschers bedarf und doch von allen Nationen verstanden wird. Es ist die Stimme, die den Guten Tröstung giebt in ihrer Armuth, aber die Bösen verzweifeln läßt mitten in ihren Reichthümern und die in all ihren Merkmalen eine unwandelbare, nothwendige, unendliche Autorität zu erkennen giebt, die Stimme, die für Gott Zeugniß ablegt." „Unser Geist bemerkt überall Wahrheiten. Wo hat nun die Wahrheit ihren Sitz, ihre lebendige Wesenheit? Wollen wir sagen, die Wahrheit habe unsern Geist zu ihrem eigenthümlichen Sitze?

Aber unſer Geiſt iſt beſchränkt, die Wahrheit iſt es nicht; unſer Geiſt hat einen Anfang, die Wahrheit iſt ewig. Behaupten, die Wahrheit habe ihren Sitz in unſerm Geiſte, heißt mit dunkeln Worten ſagen, unſer Geiſt ſei die Wahrheit ſelber, die lebendige Wahrheit. Wer iſt aber ſo unſinnig, um das zu glauben? Sehen wir nicht die Geiſter der Menſchen in einem unaufhörlichen Kriege der Bejahung und Verneinung? Die Wahrheit wäre alſo in einem ewigen Kriege mit ſich ſelbſt. Sie ſagte Ja und Nein in demſelben Augenblicke. Das wäre das Vollmaß des Unſinns. Nein, die Wahrheit iſt im Univerſum wie der Künſtler in ſeinem Werke, ſie iſt in unſerm Geiſte wie die Sonne in unſern Augen. Aber über dem Univerſum und über unſerm Geiſte beſteht ſie und iſt ein reelles Weſen, das Bewußtſein und Erkenntniß ſeiner ſelbſt hat. Wie ſollte auch die Wahrheit ſich ſelbſt nicht verſtehen, da ſie doch die Quelle alles Erkennens iſt? Dieſes aber von der Wahrheit ſagen, heißt den Begriff Gottes angeben. Es giebt alſo einen Gott, weil es eine Wahrheit giebt. Die Kraft dieſes Schluſſes wird noch verſtärkt, wenn wir ihn auf das Gebiet unſeres Gewiſſens anwenden. Wie die Wahrheit der Gegenſtand und das Leben des Geiſtes iſt, ſo iſt die Gerechtigkeit der Gegenſtand und das Leben des Gewiſſens. Das Gewiſſen trägt das Bewußtſein einer Regel der Rechte und Pflichten der mit Freiheit begabten Weſen gegen einander in ſich, und es billigt dieſelben. Dieſe Regel iſt die Gerechtigkeit. Aber wo iſt dieſe Gerechtigkeit? Iſt ſie nur das einfache Ergebniß des menſchlichen Willens? In dieſem Falle iſt die Gerechtigkeit nur eine Uebereinkunft, nur ein gebrechliches Geſetz, das heute entſteht und morgen wieder fallen kann. Iſt ſie eine Ordnung, die in der Natur des Menſchen ſelbſt ihren Grund hat? Aber dieſe Natur iſt veränderlich, verderblich, den Leidenſchaften, die ſie verunſtalten, unterworfen. Nothwendig muß alſo die Gerechtigkeit, wenn ſie eine Wirklichkeit ſein ſoll, ein ewiges, abſolutes, die Wechſelbeziehungen der freien Willensäußerungen ordnendes Geſetz ſein. Getrennt von dieſem Begriff iſt die Gerechtigkeit nur ein Wort, das den Starken gegen den Schwachen, den Glücklichen gegen den Unglücklichen waffnet. Jener Begriff aber zieht

nothwendig den Begriff Gottes nach sich, weil ein ewiges und unbedingtes Gesetz nur eine Wirklichkeit sein kann in einem durch sich selbst bestehenden Wesen, welches einen kräftigen Willen hat mit der Fähigkeit eine Rechtsordnung kund zu geben und festzuhalten, den Gehorsam zu belohnen und die Auflehnung zu bestrafen."

„Auf der Erde wird das Geistige mit dem Körperlichen in nimmer ruhendem Wechsel bewegt. So wie das Meer um die Länder brauset, so braust der Strom der Meinungen durch dieselben. Wie haben die Urtheile hienieden gewechselt! Zu einer Zeit haben die Menschen das als unwidersprechliche, als wohlthuende Wahrheit verkündigt, was sie zu einer andern Zeit als Irrthum verdammt haben; zu einer Zeit haben sie das Recht genannt, was sie zu einer andern Zeit als Unrecht verabscheut haben. Je klarer wir dies aber schauen, je mehr diese Veränderlichkeit uns erzürnt, je mehr uns davor ekelt, desto lebhafter erwacht die Ueberzeugung, daß es über all dieser Unruhe der Meinungen einen festen Gedanken giebt, der ohne zu irren das Wahre unterscheidet und es immer bei demselben Namen nennt; daß es über all dem unstäten Wollen, welches heute wählt, was es morgen verwerfen wird, einen unveränderlichen und heiligen Willen giebt, derselbe heute wie gestern, derselbe in alle Ewigkeit; daß in den Himmeln das Recht genannt wird, was so genannt wurde vom Anbeginne der Welt und also genannt werden wird am Ende der Tage. Diese Ueberzeugung liegt einem jeden edleren Forschen und Streben zu Grunde. Was hülfe es, wenn ich die Wahrheit suchte, wenn es keine unerschütterliche Wahrheit gäbe in dem unveränderlichen Wesen des einigen ewigen Gottes gegründet? Was hülfe es, daß ich mich bemühte meine Handlungen nach einer Regel zu bilden, der ich immer folgen könnte, wenn es keine feste Regel gäbe, kein unerschütterliches Gesetz, in dem unveränderlichen Wesen des einigen, wahren, ewigen Gottes gegründet?" *)

So offenbart sich Gott der Vernunft des Menschen, dem forschenden, fragenden, suchenden Geiste, immerdar. Seine Offen-

*) Mynster, Betrachtungen.

barung hat nicht etwa vor Jahrtausenden Statt gefunden, seitdem aber aufgehört — was für ein Ungedanke, was für eine unbegreifliche Willkür wäre das! Sie gehet fort von einer Zeit zur andern, sie schreitet durch alle Jahrhunderte und durch alle Geschlechter der Menschen hindurch. Ewig und überall klopft der Geist des Unendlichen und Allmächtigen an, ob nicht Seelen erwachen wollen zum Lichte, ob nicht Geister da sind, die ihn erkennen, die seine Sprache in der Natur, in der Geschichte, in ihrem eigenen Gewissen verstehen. Was man aber kurzsichtiger und beschränkter Weise übernatürliche oder besondere Offenbarung Gottes genannt hat, das ist nie etwas anders gewesen, als eben jene Kundgebung des göttlichen Geistes in einzelnen besonders hervorragenden und begnadigten Menschen, von welcher soeben auch gesprochen ist. Sofern diese Offenbarung den Einzelnen geworden ist, ist sie sicherlich nie anders als ebenfalls durch die Sprache der Natur, der Geschichte und des Gewissens zu Stande gekommen, wie man an Christus selber deutlich sehen kann; sofern sie aber uns überliefert ist und in dieser Form auch auf uns anregend, belehrend, reinigend wirkt, gehört sie zu der Geschichte der Menschheit und wirkt auf uns in eben derselben Weise wie alle Geschichte. Das Christenthum ist in hervorragendem Maße eine Religion mit einer solchen, außerordentlich kräftig und heilsam wirkenden Geschichte, mit heiligen Ueberlieferungen, deren Werth für das religiöse Leben gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Aber von irgend einer übernatürlichen, auf Wundern beruhenden Offenbarung kann auch bei ihm in keiner Weise die Rede sein. Darüber werden wir uns weiter unten ausführlicher zu erklären haben, wenn von der Person und dem Werke Christi die Rede sein wird. Hier wollen wir es nur noch einmal hervorheben und wiederholen: Die Offenbarung ist da für die Vernunft und nur die Vernunft kann sie vernehmen. Was aber die Unvernunft und Thorheit Einzelner oder ganzer Geschlechter sündigt gegen die Stimme und Offenbarung Gottes, die auch ihnen ertönt, das verbessert und ergänzt der Fortschritt des Menschengeschlechtes im Großen, also die immer kräftiger erstarkende und sich entwickelnde Vernunft im Lauf der Geschichte und unter

göttlicher Leitung, ſo daß das Ende aller Wege Gottes mit der Menſchheit eine völlige Harmonie ſeiner Offenbarung mit unſrer Vernunft, eine wahrhaft religiöſe Vernunft und eine wahrhaft vernünftige Religion iſt. Dahin zu gelangen, dieſes Ziel zu verwirklichen, iſt die Aufgabe des Chriſtenthums in der Welt.

## 4. Glauben und Wiſſen.

Der religiöſe Glaube kein Meinen, ſondern feſte und begründete Ueberzeugung von ewigen Wahrheiten, daher Gottvertrauen, Gotteserkenntniß und ſittliche Kraft. Das Wiſſen eine Ueberzeugung von endlichen Dingen. Wiſſen und Glauben ergänzen ſich gegenſeitig, können ſich nicht widerſprechen. Gränzen beider, Uebergriffe des einen oder andern.

Die Religion, ſofern ſie von Gott ſelbſt in uns gewirkt wird, iſt Offenbarung; was aber der Menſch ſeinerſeits thut, um das Göttliche in ſich aufzunehmen, das heißt in der Religion Glaube. Glauben im religiöſen Sinne iſt alſo nur ein anderer Name für Frömmigkeit oder religiöſe Geſinnung. Im religiöſen Glauben, wenn er ächt und recht ſein ſoll, wird daher ebenſo wie in der Frömmigkeit (vgl. oben S. 16) der ganze Geiſt des Menſchen nach Vorſtellung, Wille und Gefühl thätig ſein müſſen. Sofern der religiöſe Glaube Sache des Gefühls iſt, nennen wir ihn Herzensglauben, Vertrauen zu Gott, Hingebung der Seele an das Göttliche und Himmliſche. Sofern er Sache der Vorſtellung iſt, ſehen wir ihn als eine Art der Erkenntniß der göttlichen Dinge auftreten und ſprechen von Glaubensvorſtellungen. Endlich ſofern auch der Wille des Menſchen beim Glauben betheiligt iſt, heißt der Glaube mit Recht eine Tugend, Unglaube dagegen muß als Schuld, als Untugend des Menſchen gelten. Denn ob wir an Göttliches glauben wollen oder nicht, das iſt keineswegs etwas Willkürliches, ſondern der gute Menſch glaubt an Gott, eben weil er gut iſt, der böſe Menſch verwirft Gott und den Glauben an ihn, weil er böſe iſt. Chriſtus ſagt: „Die, welche reines Herzens ſind, ſchauen Gott", und es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß wir durch jede Sünde, durch jede Schuld in unſerm Glauben an Gott geſtört und geſchwächt werden, daß der Glaube immer mehr abnimmt, je entſchiedener und rückhaltloſer der Menſch der Sünde dient.

Joh. 5, 44: Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmt, und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht.

6, 29: Das ist Gottes Werk, daß ihr an den glaubet, den er gesandt hat.

7, 17: So Jemand will Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.

Alle diese Sätze würden sehr viel einfacher, einleuchtender und fast selbstverständlich erscheinen, wenn das Wort Glauben im Deutschen nur die eine Bedeutung im religiösen Sinne hätte. Allein unter Glauben versteht man im gewöhnlichen Leben auch ganz andere Dinge. Da heißt es oft nur so viel wie meinen, für wahr halten, nicht sicher wissen. Was man nur glaubt, das weiß man nicht, und was man sicher weiß, das braucht man nicht bloß zu glauben. Dieses Glauben im gewöhnlichen alltäglichen Leben hat oft eine sehr große Aehnlichkeit mit leichtfertigem, vorschnellen, unbegründeten Annehmen, von Tugend und Pflicht kann dabei meist gar keine Rede sein, selbst vernünftige Gründe fehlen dieser Art Glauben sehr häufig, und daher ist es mit Recht in einen gewissen Verruf gekommen. Du sollst nicht glauben, du mußt wissen, sagt der Lehrer zu dem trägen und nachlässigen Schüler, der seiner Sache nicht gewiß ist. Alles zu glauben, was von dem Nächsten erzählt wird, sich auch jedes Märchen, jede Abgeschmacktheit gläubig aufbinden zu lassen, das ist kein Zeichen von Geistesschärfe und Charakterstärke. Man kann es daher nicht energisch genug hervorheben und betonen, daß der religiöse Glaube etwas ganz Anderes ist und sein soll, als dieses alltägliche, oft gleichgültige, oft gradezu schädliche Fürwahrhalten und Meinen. Blinden, urtheilslosen, auf bloße Autorität Anderer gegründeten Glauben darf die Religion nie fordern, wenn sie sich nicht selbst zu Grunde richten soll. Der rechte religiöse Glaube, der, welcher einzig diesen Namen verdient, muß auf der Vernunft ruhen, durch die Einwirkung des Göttlichen (Offenbarung) angeregt, erzeugt, gekräftigt und geläutert und mit der Liebe im tiefsten Grunde seines Wesens verwandt und verwachsen sein. Denn das Wesen der Liebe ist ja auch nichts anderes als Hingebung an einen Andern,

als Leben in und mit einem Andern, „Seele werden wollen in ihm.“ Die Liebe giebt sich hin, um sich bereichert in einem Andern wiederzufinden. Ist das nicht grade dasselbe, was wir auch von dem religiösen Herzensglauben gesagt haben? Auch der Glaube ist Hingebung an Gott, Leben in ihm und mit ihm, so daß nach dieser Seite hin der Glaube fast eine Art der Liebe genannt werden könnte, nämlich die vertrauende, empfangende Liebe des Geringeren, Bedürftigen zum Größeren und Mächtigen, also nicht wie die gebende Liebe der Mutter zum Kinde, sondern wie die nehmende, hülfsbedürftige Liebe des Kindes zur Mutter, aber doch immer eine Art der Liebe. — Hier zeigt sich auf's Neue, wie nothwendig die Moral zur Religion gehört, denn Liebe und Glaube sind im Grunde nur andere Ausdrücke für Moral und Religion. Ein liebloser Glaube ist ein eben solches Unding wie eine unmoralische Religion und im Wesentlichen damit gleich bedeutend. Die Religion Jesu aber ist Glaube und Liebe in Einem.

Wollen wir den Glauben noch näher beschreiben, so können wir das am besten, wenn wir ihn mit dem Wissen vergleichen, denn durch den Gegensatz, in welchen auch der religiöse Glaube so häufig gegen das Wissen gestellt wird, muß sein Wesen besonders klar werden. Man hört gegenwärtig ja so oft die Rede, das Wissen und die Wissenschaft sei untrüglich und zuverlässig, der Glaube sei etwas Problematisches, Unsicheres, Zweifelhaftes. Laßt uns diese Behauptung untersuchen, ihre Prüfung wird uns volle Klarheit über die ganze Frage, über den ganzen Streit zwischen der Religion und der Wissenschaft verschaffen. Doch wiederholen wir nochmals, daß es sich hier absolut nur um den religiösen Glauben, nicht um jenes Halbwissen und Fürwahrhalten des gewöhnlichen Lebens handelt, dessen Unterordnung unter die wirkliche Wissenschaft ja etwas Selbstverständliches ist.

Es giebt für den Menschen im Wesentlichen nur zwei Arten der Ueberzeugung, die eine nennen wir das Wissen, die andere den Glauben. Beide unterscheiden sich nicht durch die Art der Gewißheit, durch die Zuverlässigkeit der Erkenntniß, welche sie gewähren, sondern einzig und allein durch die Gegenstände, auf

welche sie gerichtet sind. Das Wissen beschäftigt sich mit allen denjenigen Thatsachen und Wahrheiten, welche den Charakter des Endlichen und Irdischen an sich tragen, der Glaube dagegen hat es nur mit den Dingen der übersinnlichen Welt, mit dem Ewigen und Göttlichen zu thun. Beide Gebiete möglichst rein und scharf auseinander zu halten und den Unterschied beider klar zu erkennen ist eine Hauptaufgabe für jeden, der heutzutage in religiösen Dingen ein sicheres klares Urtheil gewinnen will.

Alles Wissen ruht entweder auf der Anschauung einer Sache oder auf klaren Begriffen über dieselbe. Wenn beides zusammenkommt, erreichen wir die möglich größte Gewißheit des Wissens. Die Sätze der Mathematik z. B. sind darum so unwiderstehlich gewiß, weil sie sich meist auf die Anschauung und auf die Begriffe der Dinge zugleich berufen können. Im Begriff des Dreiecks liegt es, daß seine Winkel gleich sein müssen zweien Rechten und die Anschauung bestätigt den Satz durch den Augenschein. Etwas weniger gewiß schon erscheinen solche Sätze des Wissens, die bloß auf der Anschauung oder bloß auf Begriffen beruhen, denn von den ersteren gilt der Satz, daß der Augenschein bisweilen trügt, von den letzteren aber, daß unsere Schlüsse aus bloßen Begriffen mitunter auch falsch sind. Jahrtausende lang dachte die Menschheit sicher zu wissen, daß die Erde feststehe, weil die Anschauung es lehrte, es war doch ein Irrthum — und wie viele philosophische Systeme hat es gegeben, deren jedes auf dem Wege scharfsinniger Schlußfolgerung alle Dinge zu erklären behauptete, während einige Jahrzehnte später die Fehler in der Rechnung, die Irrthümer in der Schlußfolgerung offen vor aller Augen lagen. Ebenso ergeht es der Wissenschaft der Geschichte. Sie stützt sich vorzüglich auf Anschauung, aber meist nicht auf eigene, sondern auf diejenige Anderer, auf die Anschauung vergangener Geschlechter. Ihren Berichten verdankt sie ihr Wissen. Es liegt auf der Hand, wie viel unsicherer solches Wissen sein muß, als das mathematische. In hundert Fällen kommt daher die Geschichte nicht über eine gewisse Wahrscheinlichkeit hinaus und muß sich begnügen, die Gründe für und wider eine historische Nachricht gründlich zu prüfen und gewissen-

haft abzuwägen. In ſolchen Fällen iſt auch das Wiſſen nicht weit vom bloßen Meinen entfernt. Die ganze Geſchichte der römiſchen Könige iſt bekanntlich von gründlichen Forſchern für Sage erklärt worden, und doch berichten die beſten römiſchen Geſchichtsſchreiber ausführlich und genau alle Einzelheiten jener Zeit. Hieran kann man ſehen, daß das Wiſſen keineswegs überall und zu aller Zeit unumſtößliche Gewißheit beſitzt, daß es vielmehr auch in der Wiſſenſchaft Grade und Stufen mehr oder minder großer oder geringer Sicherheit der Erkenntniß giebt.

Der Glaube ſeinerſeits iſt auf ein ganz anderes Feld der menſchlichen Erkenntniß gerichtet, das Ueberſinnliche, Ewige iſt ſein Gebiet.

Heb. 11, 1. Es iſt aber der Glaube eine gewiſſe Zuverſicht deß, das man hoffet, ein nicht Zweifeln an Dingen, die man nicht ſiehet.

Aber auf dieſem Gebiete iſt ſeine Art der Ueberzeugung genau ſo ſicher und gewiß wie nur irgend eine Erkenntniß, die wir durch Wiſſen erworben haben. Das Daſein Gottes und einer überſinnlichen Welt wird nur durch den Glauben, nicht durch das Wiſſen, wahrgenommen, denn von Gott giebt es keine ſinnliche Anſchauung, auch kann ſein Begriff aus keinem andern durch Schlußfolgerung abgeleitet werden, da er ſelbſt vielmehr der höchſte und letzte Grund für alles andere iſt. Aber dieſer letzte und höchſte Grund alles Seienden, dieſe wahre und wirklichſte Realität, die Gott ſelber iſt, bedarf auch keines Schluſſes oder Beweiſes für ſich, um uns gewiß zu werden, ſondern unmittelbar und zweifellos ergreifen wir ihn im Glauben und haben die Ueberzeugung ſeiner Exiſtenz und ſeiner Wirkſamkeit mit derſelben Zuverſicht, die wir in den Gegenſtänden unſeres Wiſſens nur erlangen können. Oder wäre Jemand im Ernſte ſo thöricht zu behaupten das Weſen der Kugel und des Dreiecks ſei uns in ſeiner Exiſtenz gewiſſer als das Weſen Gottes? Das wäre ganz ungereimt. Denn der menſchliche Geiſt iſt auf den Glauben an Gott ebenſoſehr angelegt und eingerichtet wie auf das Wiſſen endlicher Dinge. Dafür legen die Gottesläugner ſelbſt, ohne es zu wollen, ein beredtes Zeugniß ab. Denn wohin ihr euch auch

wendet unter den verschiedenen Ansichten über das Wesen und den Ursprung aller Dinge, welche Meinungen und Systeme der Philosophen ihr auch durchforscht, ihr werdet nie einen finden, der ohne jeden Glauben, ohne jede Annahme einer übersinnlichen, unendlichen, ewigen Macht auskäme. Sie nennen sie vielleicht nicht Gott, diese ewige Macht, aber sie glauben an sie, mit welchem Namen sie dieselbe auch belegen mögen. Sie glauben an das Schicksal, an den Zufall, an die Substanz, an den Stoff und die Kraft, an die Atome vielleicht, und legen diesen Mächten den Beinamen „ewig" bei, so daß sie ein „ewiges" Schicksal, eine „ewige" Substanz, einen „ewigen" Stoff u. s. w. annehmen. Wer hat aber je eine dieser ewigen Kräfte gesehen? Ist es nicht auch ein Glaube an sinnlich nicht wahrnehmbare und durch Wissen nie zu beweisende Dinge, dem hiermit im letzten Grunde selbst der materialistische Denker huldigt? Es ist ganz recht, was Strauß von dieser Ueberzeugung, die ohne Gott auskommen will in der Welt, gesagt hat, es ist nur ein „neuer Glaube" im Gegensatze zu dem alten; auf Glauben aber beruht schließlich alle und jede vernünftige Ueberzeugung von der Welt, weil das bloß Sinnliche und Endliche, weil das bloße Wissen zu ihrer Erklärung nicht ausreicht. Ja, der Glaube, diese unmittelbare Gewißheit ewiger Wahrheiten, umfängt und trägt selbst das Wissen in seinen letzten Gründen. Die letzten Grundsätze alles Wissens sind ewige Wahrheiten, die der Mensch glaubt, und von denen er unmittelbar im Glauben überzeugt ist. Es klingt dem Neuling vielleicht wunderbar, aber dem Eingeweihten ist es bekannt, daß die Wissenschaft aller Wissenschaften, die Philosophie selbst, oft genug an allem und jedem, an der Existenz aller Dinge, auch der eigenen, gezweifelt und scheinbare Gründe genug für solchen Zweifel vorgebracht hat. Dem gegenüber hält nur die unmittelbare Selbstgewißheit des Glaubens Stand, die unerschütterliche Ueberzeugung, daß es eine ewige Wahrheit giebt, und daß wir sie inne werden im Glauben. Nicht bloß die religiösen und sittlichen Grundwahrheiten, sondern alle Voraussetzungen der Wissenschaft, sogar die Grundsätze der Mathematik, (daß das Ganze größer ist als seine Theile, daß Gleiches zu Gleichem Gleiches

giebt u. s. w., und die logischen Sätze, daß etwas nicht zugleich bejaht und verneint werden kann, daß jedes Ding es selber ist und kein anderes u. s. w. Alle diese Sätze können nicht weiter bewiesen werden, sie ruhen auf der Gewißheit, daß unser eigener Geist uns in seinen ersten und höchsten Grundsätzen nicht täuschen kann, daß es eine ewige unwidersprechliche Wahrheit giebt, und daß diese im Menschengeiste sich kund thut. Wer kann das beweisen? Es ist ein Glaube, aber ein vernünftiger, ein nothwendiger, unerläßlicher, ohne welchen der Mensch den Verstand verlieren und sich selbst wahnsinnig erscheinen müßte.

Ziehen wir hieraus einen Schluß für das Verhältniß zwischen Glauben und Wissen. Diese beiden stehen nach dem Gesagten offenbar nicht mit einander im Widerspruch, sondern ergänzen sich. Das Wissen reicht so weit wie der Mensch die Dinge mit seiner Anschauung und mit seinen Begriffen zu erkennen vermag. Das ist ein ungeheures Gebiet. Es umfaßt die Jahrtausende der Erdbildung und der Geschichte, es umfaßt alles, was durch Rechnung, Zahl und Maß gefunden, alles was mit Mikroskop oder Fernrohr wahrgenommen werden kann, es umfaßt auch dasjenige, was mit klaren Gründen und Schlüssen aus dem schon Bekannten gefolgert und abgeleitet wird. „Der Ysop an der Wand“ und die Beschaffenheit des Sonnenkörpers, die Infusorien im Wassertropfen und die Nebelflecke der Milchstraße gehören gleichermaßen dazu. Aber so groß es auch ist, dieses Gebiet der Wissenschaft, es hat seine Gränzen, denn es ist ein endliches. Die Ewigkeit und Gott selber sind nicht Gegenstände seines Forschens. Hier beginnt der Glaube und hier vollendet er. Hier ist das Reich einer andern Ueberzeugung als der durch Anschauung oder Verstandesschlüsse. Wo die Wissenschaft Halt macht und ihre Waffen senkt vor einem Unbegreiflichen, Unermeßlichen, ewig Geheimnißvollen, da hebt der Glaube an. Da führt er die Seele durch das Reich ewiger Ideen zur Gewißheit des Göttlichen. Da begründet er im Menschenherzen die felsenfeste Zuversicht, daß das ewig Gute, Wahre und Schöne, daß das höchste Ideal alles Strebens und Lebens kein bloßes Traumbild ist, daß Gott selber die Wahrheit und Güte und ewige Schön-

heit ist, und in dieser Ueberzeugung ruht unser Friede und unsere Seligkeit.

So stehen sich Glauben und Wissen zur Seite wie zwei verschiedene Sinne des Geistes, jener zur Erkenntniß des Ewigen, dieses zur Erforschung der Endlichkeit bestimmt. Man hat sie wohl mit Gesicht und Gehör verglichen, von denen auch ein jedes sein besonderes Gebiet hat, das Auge für das Licht und die Farben, das Ohr für das Reich der Töne bestimmt, und beide zusammen geben erst ein volles und wahres Bild der sinnlichen Welt. So wird auch die geistige Welt von Glaube und Wissen erforscht, aber jedes der beiden hat seine eigene Aufgabe und sein eigenes Gebiet. Da glauben wollen, wo wir wissen sollen, ist ebenso thöricht wie wenn einer das Gesicht gebrauchen wollte, um Töne wahrzunehmen. Da wissen wollen, wo wir glauben müssen, ist dasselbe, wie wenn einer Farben hören wollte. Wer diesen Unterschied recht beachtet, der wird vor jedem Conflikt zwischen Wissenschaft und Glauben vollkommen sicher sein. Wenn aber der Glaube sich anmaßt über Dinge sein Urtheil zu fällen, die schlechterdings nur Gegenstand des Wissens sein können, wenn beispielsweise die Art, wie unsere Erde entstanden ist, zu einem Gegenstand des Glaubens gemacht und behauptet wird, so oder so müsse die Wissenschaft darüber lehren — so überschreitet der Glaube die Gränzen seines Gebietes und kann nicht scharf genug an seine eigene Aufgabe gewiesen werden. Umgekehrt, wenn die Wissenschaft oder irgend einer ihrer Vertreter behauptet, einen Gott könne es nicht geben, weil er nicht mit Gründen des Wissens zu beweisen sei, so ist auch die Wissenschaft in ihre Schranken zu weisen. „Ich habe den ganzen Himmel durchforscht und Gott nirgends gefunden", sagte jener Astronom*), der da meinte, das Fernrohr sei das Instrument, mit welchem man auch die Dinge der Ewigkeit wahrnehme. Statt mit dem Herzen und im Glauben wollte er den Allmächtigen mit sinnlichen Augen sehen, wenn er an ihn glauben sollte. Wie verkehrt, wie thöricht! Der meiste Unglaube der Gegenwart ruht auf solchen oder ähnlichen An-

*) Laplace.

sprüchen und Verwechselungen. Dieselben erhalten aber einen gewissen Anschein von Berechtigung dadurch, daß auch andrerseits der Glaube sich häufig Ueberschreitungen seiner Zuständigkeit gestattet. In dieser Beziehung hat eine engherzige und beschränkte Theologie viel gesündigt und durch ihre Uebergriffe den Schein hervorgerufen, als ob die Religion überhaupt mit der Wissenschaft unverträglich sei. Es sind namentlich die geschichtlichen Ueberlieferungen in der Religion, welche zu solchen Verkehrtheiten Anlaß gegeben haben. Hier muß man sich beständig an Lessings Wort erinnern, daß zufällige Geschichtswahrheiten nie der Beweis von ewigen Vernunftwahrheiten werden können, also diese nicht von jenen abhängen dürfen. Das heißt mit andern Worten: Alles, was einmal irgendwo in der Welt geschehen ist, ist auch ein Gegenstand des Wissens und Forschens. Es kann nicht Gegenstand meines religiösen Glaubens werden wie die ewigen Wahrheiten von Gott. Es kann immer nur von meinem Verstande darauf geprüft werden, ob es wirklich geschehen ist oder nicht. Sagen die geschichtlichen Gründe Ja dazu, so werde ich es annehmen, aber das ist kein religiöser Glaube, kein Verdienst, keine Tugend von Seite des Menschen, es ist eine Entscheidung seines Wissens und zwar seines historischen Wissens (das freilich auch wieder historischer Glaube genannt wird; um nicht zu verwirren, vermeiden wir aber diesen Ausdruck lieber ganz). Setzen wir ein Beispiel. Die christliche Frömmigkeit hat an der vor 1800 Jahren in Palästina geschehenen Geschichte allerdings ein großes Interesse, denn unsere Religion ist geschichtlich durch die Person Jesu Christi begründet. Aber sämmtliche Thatsachen aus dem Leben Jesu sind zunächst Gegenstand unseres Wissens. Könnte wirklich ein begründeter und vernünftiger Zweifel daran sein, ob ein solcher Jesus jemals gelebt habe, ließe sich die Verneinung dieses Satzes sogar wissenschaftlich beweisen, so wäre damit ganz gewiß das Christenthum in seiner jetzigen historischen Gestalt d. h. in seiner Abhängigkeit von dem geschichtlichen Christus zerstört, aber alle die ewigen Wahrheiten, welche die Bergpredigt enthält, alle die großen Aussprüche über das Reich Gottes, sein Kommen, sein Wachsthum,

seine innere Herrlichkeit u. s. w., sie würden ebenso wahr bleiben und ebenso unerschütterlich feststehen, wenn sie einen andern Ursprung hätten als den aus dem Munde Christi, denn es sind eben, wie Lessing sagt, ewige Vernunftwahrheiten. Ihre Glaubwürdigkeit hängt nie und nirgend ab von einer geschichtlichen Begebenheit.

Dasselbe gilt von allen Einzelheiten des Lebens Jesu. Sie sind für unsern Zusammenhang mit seiner Person oft von der allergrößten Bedeutung, (und wir werden zu der göttlichen Weltregierung das Zutrauen haben dürfen, daß dasjenige, was Jesus wirklich gethan und gelehrt hat, hinreicht, um das Christenthum für alle Zeit fest zu begründen, und daß diese wirklichen Thatsachen aus seinem Leben sich auch noch glaubwürdig ermitteln lassen;) aber wenn die geschichtliche Kritik irgend eine Erzählung aus dem Leben Jesu als ungeschichtlich beweist, so berührt das unsern religiösen Glauben, unser Leben in Gott, das Bewußtsein unsrer Einheit mit dem himmlischen Vater, den Frieden des Gewissens, das Vergebung erhalten hat, offenbar nur dann, wenn wir unsern ganzen Glauben beständig abhängig machen und in Abhängigkeit erhalten von diesen einzelnen geschichtlichen Angaben. Es giebt unzählige Christen, namentlich Ungebildete, welche das in der That thun, die katholische Kirche verlangt es sogar von ihren Angehörigen. Dadurch wird aber nichts Geringeres bewirkt als eine direkte und sehr erklärliche Feindschaft zwischen Religion und Wissenschaft, denn wenn wir auf diesem Standpunkte stehend unserer Religion sicher bleiben wollen, müssen wir der Wissenschaft und dem Forschen unser Auge verschließen. Ein solcher Christ sagt etwa so: „Jesus hat Wunder gethan. Dadurch hat er sich als den Gesandten und Sohn Gottes beglaubigt. Aus diesem Grunde setze ich mein Vertrauen und meine Hoffnung auf ihn. Mein ganzer Seelenfriede hängt also davon ab, daß die Wundergeschichten des neuen Testaments buchstäbliche geschichtliche Wahrheit sind." Das heißt ewige Vernunftwahrheiten abhängig machen von geschichtlichen Begebenheiten, die doch ihrer Natur nach nur Sache unseres Wissens sein können. Die nothwendige Folge ist eben die, daß der Glaube der

Wissenschaft den Krieg erklärt und ihr verbietet, diejenigen geschichtlichen Begebenheiten zu untersuchen oder gar zu bestreiten, deren er nun einmal nicht entrathen zu können glaubt. Zu solchem Unentbehrlichen können dann, wie im Katholicismus vor Augen liegt, nicht bloß die biblischen Erzählungen, sondern auch alle Heiligenlegenden, Madonnenerscheinungen und Wunderheilungen gerechnet werden. Einmal zum Herrn über das Wissen gemacht, greift solcher Glaube immer weiter über seine Gränzen hinaus und verlangt schließlich von der Wissenschaft, sie dürfe überhaupt nur lehren, was er gut heiße, sie müsse umkehren, wenn ihre Resultate mit seiner Geschichtsauffassung in Widerspruch kämen. Da haben wir die mittelalterliche und die orthodoxe Auffassung von Glaube und Wissen. Der Glaube ist der alleinige Herr, das Wissen soll ihm nur demüthige Knechtsdienste thun. In solchem Sinne hat auch neuerdings wieder der Papst die freie Forschung und die unabhängige Wissenschaft feierlich verdammt. Als Protestantische aber muß unsere Kirche sich hindurch kämpfen zu der vollen Klarheit und zu der siegreichen Gewißheit, daß, was auch von unsern überlieferten Vorstellungen und von geschichtlichen Berichten über die Vorzeit in Folge ruhiger und vorurtheilsfreier Forschung dahin fallen mag, unsere Religion selbst, unser wahrer Glaube dadurch nicht beeinträchtigt, nicht erschüttert, nicht vernichtet werden kann. Auch steht die Sache keineswegs so, als ob die historische Wissenschaft das ganze Leben Jesu ausgelöscht und für erdichtet erklärt hätte, vielmehr hat sie es nur von den Rostflecken befreit, welche sich aus der Atmosphäre einer vergangnen Weltanschauung an dasselbe angesetzt hatten, so daß auch unser geschichtlicher Zusammenhang mit dem Stifter unsrer Religion keineswegs gefährdet oder bedroht erscheint. Wir haben nur die äußerste Möglichkeit einmal ausgesprochen, um zu zeigen, wie selbst im denkbar schlimmsten Falle der Glaube und die Religion selbst von keinem Wissen und Forschen erreicht und zerstört werden könnte. Welchen bedeutenden Werth übrigens die geschichtlich feststehenden Thatsachen aus dem Leben Jesu für uns haben, welchen Einfluß vor allen Dingen die große Persönlichkeit Christi selber auf das Christenthum

immerwährend übt, und in welchem Sinne von einem Glauben an ihn auch bei unserer klaren Scheidung zwischen Wissen und Glauben die Rede sein kann, darüber können wir erst im Zusammenhange mit der Lehre von Christus selbst uns ausführlicher aussprechen.

## 5. Wort Gottes und heilige Schrift.

Lob der Bibel aus allen Zeiten. Ihre Verbreitung und Wirkung. Offenbarung oder Wort Gottes in ihr. Aber es giebt auch Wort Gottes außer der Bibel. Beispiele dafür. Der Geist, nicht der Buchstabe der Bibel Maßstab für alle andere Offenbarung. — Unfehlbarkeit der Bibel ein Irrthum, Menschenwort in derselben. Kennzeichen, woran Göttliches und Menschliches in der Bibel zu unterscheiden ist.

„Wir haben ein festes prophetisches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen!" — mit solchem herrlichen, bei aller Einfalt doch beredten Zeugniß weist das neue Testament hin auf die religiöse Kraft und die erbauliche Wirkung des alttestamentlichen Bibelwortes, während es selbst das Zeugniß seiner eigenen Herrlichkeit, seines weltüberwindenden Glaubens und seiner weltumgestaltenden Lebenskraft in den gewaltigen Wirkungen besitzt, die es seit Jahrtausenden in der Menschheit geübt hat und immerwährend noch unter unsern Augen und an unsern Herzen zu üben fortfährt. Keine Frage, die ganze Bibel alten und neuen Testamentes ist und bleibt das ehrwürdigste und dabei doch ein ewig frisches und Leben spendendes Erzeugniß des religiösen Geistes, eine lebendige Urkunde der Wirkungen dieses Geistes in der Menschheit, ebensosehr ein Denkmal der religiösen Vergangenheit und Geschichte wie ein unerschöpflicher, in steter Jugendkraft sprudelnder Brunnen jenes Wassers, das in das ewige Leben fließt. Mit Recht nennen wir sie Bibel, d. h. das Buch, als ob es neben ihr sonst keines gäbe, das Buch der Bücher, wie man etwa einen Hochgesang von außerordentlicher Schönheit das Lied der Lieder zu nennen pflegt. Denn ihr Lob ertönt aus allen Zeiten und in allen Zungen, ihre Schönheit,

ihre Wirksamkeit, ihre herzgewinnende und herzüberwältigende Kraft, ihr Trost und ihr Segen werden unter allen Völkern je länger je mehr anerkannt und sichern ihr von immer neuen Bekennern das Zeugniß, daß sie das Buch des Lebens, das Buch der Menschheit ist.

„Lies den Demosthenes oder Cicero, Plato oder Aristoteles, oder welche du willst aus der großen Menge der Alten — sie werden dich anziehen, ergötzen, bewegen, hinreißen. Aber wenn du dich von ihnen weg zur Bibel wendest, so wird sie dich, du magst wollen oder nicht, so lebendig ergreifen, dein Herz so durchdringen, dir so in's innerste Mark einschneiden, daß vor der Wirkung ihres Sinnes die Kraft der Rhetoren und Philosophen fast verschwindet, so daß es bald klar wird, daß die heiligen Schriften etwas Göttliches athmen, das alle Gaben und Talente des menschlichen Geistes weit übertrifft." Herder.

„Ich habe nun etliche Jahre die Bibel jährlich zweimal ausgelesen, und wenn sie ein großer mächtiger Baum wäre und alle Worte wären Aestlein und Zweiglein, so habe ich an allen Aestlein und Zweiglein angeklopft und gern wissen wollen, was darum wäre, und was sie vermöchte und allezeit noch ein Paar Früchte heruntergeklopft." Luther.

„Das Lesen der Bibel ist eine unendliche und wohl die sicherste Quelle des Trostes. Ich wüßte sonst nichts mit ihr zu vergleichen. Der biblische Trost fließt, wenn auch ganz verschieden, doch gleich stark im alten wie im neuen Testamente. In beiden ist die Führung Gottes, das Allwalten der Vorsehung die vorherrschende Idee, und daraus entspringt in religiös gestimmter Gesinnung auch gleich die tiefe, durch nichts auszurottende Ueberzeugung, daß auch die Schicksale, durch welche man sonst leidet, doch die am weisesten herbeigeführten, die wohlthätigsten für das Ganze und den Leidenden selbst sind."

Wilhelm von Humboldt.

Freilich gehört für unsere Zeit zum völligen Verständniß der Bibel ein gewisses Maß von Kenntnissen, denn nicht allein sind viele der Verhältnisse, Sitten und Gewohnheiten uns unbekannt, die in der Bibel als bekannt vorausgesetzt werden, sondern

das Buch selbst wird allen Nichtgelehrten erst durch eine Uebersetzung aus alten Sprachen — das alte Testament ist hebräisch, das neue griechisch geschrieben — zugänglich gemacht und diese Uebersetzung von der Hand unseres großen Luther ist selber im Laufe der Jahrhunderte stellenweise veraltet oder unverständlich geworden, aber trotz alledem ist die Hauptsache in der Bibel, das, worauf ihre Kraft beruht und worin ihr Trost liegt, nämlich das Evangelium oder die Botschaft des Heiles, noch heute jedem forschenden und suchenden Herzen geöffnet. „Schlage die Bibel auf und siehe selbst zu: Sobald du dich durch die alterthümliche Sprache in den Vorstellungskreis des Christenthums hineingearbeitet und den Ideenkern aus der Wortschale herausgelöst hast, wirst du staunen über die Tiefe der Gedanken, den Reichthum religiöser und sittlicher Motive, die Erhabenheit der Gesinnung, die Kraft der Ueberzeugung! Da fließt nicht, nein, da rauscht der Strom göttlicher Begeisterung, und Jeder, der Theologe wie der Laie, der Gelehrte wie der Ungelehrte, der Staatsmann wie der Dichter findet sein Theil Trost, Lehre, Erhebung darin. Gerade die größten Kenner derselben haben sie am meisten bewundert, Goethe, Schiller, und Shakespeare haben an ihr ihre Sprache gebildet. Mit Recht heißt die Bibel daher „Wort Gottes"; es giebt darin Stufen der Offenbarung, verschiedene Stand- und Gesichtspunkte, verschiedene Evangelien und Lehrbegriffe, — aber das Evangelium *selbst ist eins*."*) Muß es uns deshalb nicht mit Freude und Bewunderung erfüllen zu sehen, welch' einen Siegeslauf die heilige Schrift bisher schon über die Erde genommen, und zu wie fernen Völkern sie die Botschaft des Heiles getragen hat? In 255 fremde Sprachen und Dialekte ist ihr Text gegenwärtig**) übersetzt, und viele ausgezeichnete und glaubenseifrige, opferbereite Vereine haben es sich zur Aufgabe gemacht die biblischen Bücher in allen diesen Sprachen zu drucken und sie in die betreffenden Länder zu allgemeiner Verbreitung zu versenden. Die Britische Bibelgesellschaft allein hat seit ihrem Bestehen, (also seit dem Jahre 1804)

*) Bunsen.
**) Bericht der Britischen Bibelgesellschaft vom August 1888.

nahe an 97 Millionen Exemplare der heiligen Schrift vertheilt, in den letzten Jahren aber jedes Jahr über $2\frac{1}{2}$ Millionen. Ihre Gesammteinnahmen betrugen im letzten Jahre, (März 1882—83) 4,212,000 Mark. Wenn wir nun auch lebhaft wünschen müssen, daß man künftig bei dieser Verbreitung des heiligen Buches mehr als bisher darauf Bedacht nehmen möge den biblischen Text nicht ohne jede Erklärung und ohne alle Anmerkungen in die Hände so vieler ganz roher und unwissender Menschen zu geben, damit das Verständniß derselben erleichtert werde, wenn wir ferner für unser eigenes Volk dringend eine zwar pietätsvolle aber gründliche Berichtigung der lutherischen Uebersetzung fordern müssen, so bleibt doch anzuerkennen, daß auch das bloße Bibelwort als solches, daß selbst eine mangelhafte Uebersetzung noch immer Außerordentliches für das religiöse Leben zu wirken vermag und thatsächlich gewirkt hat. In Madagaskar z. B. haben die christlichen Missionare bei ihrer Vertreibung durch die grausame Königin Ranawalona i. J. 1836 nichts zurücklassen können als die Bibel in malegassischer Uebersetzung. Aber um diese Bibeln mit ihren Lebensworten haben die christlichen Einwohner der Insel sich gesammelt. In Wäldern und Schluchten, in Höhlen und unter freiem Himmel sind sie heimlich zusammengekommen und haben sich am Lesen der Bibel erbaut und zu jedem Märtyrerthum gestärkt. Die grausamsten Verfolgungen der Heiden, ganze Ströme von Blut haben nicht vermocht das einmal gelegte Samenkorn aus dem Boden zu reißen, und als endlich nach langen Jahren christliche Missionare wieder das unterdessen von einem andern Herrscher eingenommene Reich betreten durften (i. J. 1862), fanden sie zu ihrem Erstaunen Tausende neubekehrter Christen, ganze blühende Gemeinden vor, welche alle aussagten, daß nichts als die Worte der Bibel ihren Glauben erzeugt und erhalten habe. Auch bei uns in Deutschland ist es die Bibel gewesen, welcher der Protestantismus einen großen Theil seiner Erfolge und seines reichen geistigen Lebens zu verdanken gehabt hat. „Die Griechen achteten mit Recht für ein großes Glück, daß ihr ganzes Volk mit dem Heldengedichte Homers vertraut war, denn das ganze Volk wurde dadurch auf-

genommen in einen Kreis gleichmäßiger Bildung, innerhalb dessen jede Beziehung, so geistreich sie auch war, verstanden wurde." Lange Zeit hat die Bibel in unserm Volke dieselbe Stellung eingenommen und denselben Dienst gethan. Die Sprache unsrer großen Dichter und Schriftsteller ist voll von biblischen Redewendungen und Anspielungen (man denke nur an den Faust), und mancher geringe Mann „hat mit dem kleinen Bereiche seiner Dorferfahrung und dem großen seiner Bibelfestigkeit so weise gesprochen, so edel gehandelt und ist so heiter gestorben wie mancher Weltweise. Da ist keine Frage, die nicht eine Antwort in der Schrift, keine Lage, die nicht ein Beispiel und in demselben ihre milde Lösung fände. Wie viel Jünglinge hat nicht Joseph bewahrt, wie viele Dulder Hiob gestärkt, und der barmherzige Samariter hat eine Nachkommenschaft so groß als sie Abraham verheißen war. Denn das ist dem Volksverstande, der Leben und Begriff nicht zu scheiden liebt, eigenthümlich, daß nicht die allgemeine Lehre ihn ergreift im Augenblicke der Entscheidung, wohl aber der lebensfrische Spruch und das lebendige Beispiel! Es ist mit der Bibel vielleicht Jedem, der eine Weile mit ihr gelebt hat, geschehen, daß er mit irgend einem Spruche recht eigentlich vertraut war und dennoch, als ihm selbst ein neues Gefühl und eine neue Beziehung des Lebens aufging, offenbarte auch der Spruch eine ungekannte Tiefe, wodurch das erste Verständniß nicht falsch, aber doch nicht allseitig erschien und dahinter liegt's noch ahnungsreich. Die h. Schrift ist wie der Himmel, von dem sie stammt oder doch zeugt; das blödeste Auge sieht hinauf, sieht Sterne, sie leuchten auch durch das Auge in's Herz und reden von der Unendlichkeit; der Adlerblick sieht dieselben Sterne, nur mehr, nur klarer, und das mit aller Kunst der Wissenschaft geschärfte Auge sieht wiederum Sterne, erkennt ihre Gesetze, mißt ihre Bahnen, trägt neue und neue Gestirne ein in unsre Himmelskarte, steigt höher und höher, aber darüber liegt immer noch das Unendliche."*)

Durch nichts kann diese geistige Tiefe und Hoheit unsrer Bibel deutlicher und anschaulicher gemacht werden als durch einen

*) C. Hase.

Vergleich mit den heiligen Büchern andrer Religionen. Man nehme nur einmal eine Uebersetzung des Koran in die Hand und versuche es ohne alles Vorurtheil, das, was darin und daran menschlich gut und schön ist, herauszulesen und von dem zu sondern, was man als Spreu bezeichnen muß, und man wird erstaunt sein über die geringe Ausbeute im Vergleich zu den Reichthümern und Schätzen der Bibel. Wo ist, so dürfen wir mit Recht fragen, ein Buch, das Worte und Gedanken in solcher Fülle und von solchem Werthe enthielte wie außer vielen andern der 23ste, der 90ste, der 42ste Psalm oder der Prophet Jesaias (vgl. z. B. Cap. 1. 5. 36. 40. 51. 60) oder die Bergpredigt, die Gleichnisse Christi, der Hochgesang der Liebe, den Paulus 1. Cor. 13 singt? Die Passionsgeschichte allein in ihrer knappen klassischen Form, in ihrer ergreifenden, rührenden und zugleich erhebenden Tragik gehört zu dem Größten und Bedeutendsten, was die Literatur aller Zeiten und Völker an Meisterwerken der Darstellung aufzuweisen hat. Wenn auch nur eine einzige der angeführten Bibelstellen, sagen wir beispielsweise der 23ste Psalm, bisher gänzlich unbekannt gewesen wäre, und nun plötzlich auf einem jener alten Papyrus entziffert würde, welche uns aus Aegyptens Vorzeit überkommen sind, oder als Inschrift entdeckt würde auf jenen Thoncylindern, die man in Ninive ausgräbt, welche Bewunderung, welches Staunen, welches Entzücken der Gelehrten würde er hervorrufen, wie würde man ihn preisen hören als ein Meisterwerk uralter Dichtkunst. Nun er in der Bibel steht, kennt ihn jedes Kind, und Tausende gehen gleichgültig an ihm vorüber. So hat die Gewohnheit das Gefühl für die Herrlichkeit dieses Buches abgestumpft. Doch haben die größten Künstler der christlichen Welt es nie unterlassen insonderheit biblische Stoffe zum Gegenstande ihrer Bearbeitung zu machen, und noch heute greifen unsere Maler neben den hundertfachen Gebilden, zu welchen die Weltgeschichte oder der Ideenkreis der heutigen Bildung sie reizt, immer wieder zu den ewig frischen biblischen Gedanken und Gestalten.

Endlich wollen wir auch die Viel- ja die Allseitigkeit der Bibel nicht vergessen. Sie hat für jeden Stand, für jedes Alter,

für jedes Geschlecht, für jeden Bildungsgrad das Nöthige zur Weckung, Förderung und Erhaltung des inneren Lebens. Sie ist, wie Augustinus sagt, ein Strom, in welchem der Elephant schwimmt und das Lamm nicht ertrinkt. Sie bietet Milch für die Schwachen und starke Speise für die Starken. Von jenen einfachen Kindersprüchen an, die wir aus der Mutter Mund in zarter Jugend lernten bis zu den geheimnißvollen Tiefen der Spekulation, die ein Paulus in seinen Briefen eröffnet, von den schlichten Erzählungen aus dem Leben der Söhne Jakobs oder vom Paradiesesgarten bis zu den gewaltigen Kämpfen Jesu mit Pharisäern und Sadducäern, welch ein großartiger Reichthum, welch eine Mannichfaltigkeit von Gedanken, welch ein Fortschritt religiöser Entwicklung! Was der Timotheusbrief vom alten Testament gesagt hat, das wenden wir mit Recht auf die ganze Bibel an und sagen:

2. Tim. 3, 15. Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum. Denn alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt.

Werden wir uns nach all diesem gerechten und wohl verdienten Lob der Bibel noch wundern, wenn wir hören, daß die Frommen aller Zeiten gewiß waren in der Bibel jene Offenbarung Gottes zu finden, welche, wie wir oben gesehen haben, die nothwendige Voraussetzung und Bedingung aller Religion ist? Wenn die Bibel ächte, wahre Religion enthält und verkündigt — und wer könnte daran wohl zweifeln? — so muß sie folgerecht Offenbarungen des allmächtigen Gottes enthalten, so muß sie Worte und Gedanken solcher Männer wiedergeben, in denen das religiöse Leben, vom Geiste Gottes geweckt, wie ein frischer Quell mächtig, segensreich und befruchtend hervorsprudelte, um Tausend andere auch zu beleben und religiös zu erquicken. Nun hat man aber von Alters her für alle wahre Offenbarung Gottes (in welchem Sinne wir dies Wort unverändert zu verstehen haben, darüber vergl. oben S. 31) gern das sehr verständliche und be-

zeichnende Bild von einem Reden Gottes zu dem Menschen gebraucht. Alle Offenbarung nannte man Wort Gottes an die Menschheit. Wir haben früher gesehen, daß dies nicht sinnlich und äußerlich aufzufassen, sondern von der immerwährend forttönenden, bald leiser bald lauter vernehmbaren Stimme Gottes in unserm Innern zu verstehen ist. Aber alle wahre Religion muß Wort Gottes an den Menschen sein. Da nun die Bibel solch ein mächtiger Brunnen und Quell religiösen Lebens ist, da sie reichhaltiger als irgend ein anderes Buch Offenbarungen des Ewigen enthält, was lag näher, was schien selbstverständlicher, als sie selbst ein Wort Gottes an uns zu nennen? So ist jener Sprachgebrauch entstanden, welchen wir heute bei allen christlichen Nationen finden, welcher aber ganz besonders bei den Protestanten sich dahin ausgebildet hat, daß man unter dem Wort Gottes fast immer sogleich die Bibel versteht, und kaum mehr von einem andern Gotteswort weiß, als von diesem geschriebenen und gedruckten. Wir sind wahrlich weit davon entfernt der Bibel diesen ihren Ehrentitel streitig machen zu wollen. Aber wir wollen und müssen vor seiner einseitigen Betonung warnen. Aus dieser einseitigen Betonung und Ausdeutung des Ausdrucks sind unter uns verschiedene Verkehrtheiten entstanden, die weit mehr zur Schwächung des Ansehens der Bibel beigetragen haben, als alle Angriffe ihrer Feinde und Spötter. Es sind hauptsächlich zwei Fragen, auf die es hierbei ankommt, und die wir jetzt zu beantworten suchen werden. Sie heißen: Ist nur die Bibel Gottes Wort? Und zweitens: Ist die ganze Bibel ohne Unterschied vom ersten bis zum letzten Buchstaben Gottes Wort?

Die erste Frage wurde von dem älteren Protestantismus unbedingt bejaht. „Wo steht das geschrieben?" Das war die Waffe, mit welcher man in der Reformationszeit den katholischen Ueberlieferungen, „Menschensatzungen" nannte man sie, entgegentrat. Besonders scharf gebrauchte man diese Waffe in der reformirten Kirche der Schweiz, wo man den Grundsatz aufstellte, daß alles, was nicht ausdrücklich in der Bibel seine Begründung finde, aus der Lehre und dem Gottesdienste sowie den Ordnungen der Kirche zu verbannen sei, während die Lutheraner

nur verlangten, daß nichts, was in der Kirche Geltung habe, dem Bibelworte widersprechen dürfe. Sie ließen also allerhand Gewohnheiten aus der katholischen Zeit, wie Crucifixe, Leuchter und Bilder in den Kirchen, weil es nicht gegen die Bibel sei. Aber im Grunde war doch auch die lutherische Kirche der festen Ansicht: Nur die Bibel ist Gottes Wort. Wir können diese Stellung gegenwärtig wohl begreifen, es war eine Kampfstellung gegen die römischen Mißbräuche, und eine schneidigere, dem Volke handlichere Waffe konnte man ja offenbar gar nicht finden als das gedruckte, jedem zugängliche Wort der heiligen Schrift. So verdankt denn in der That auch die Reformation ihre größten Erfolge dem Gebrauche und der Verbreitung der Bibel. In einer Zeit des gewaltigsten geistigen Ringens, in einer Zeit des tiefsten religiösen Zwiespaltes war es von unberechenbarem Werthe, daß die uralte und heilige Wahrheit der Bibel in der Hauptsache nicht für den Papst, sondern für die Reformbewegung sprach und zeugte. So war es natürlich, daß die Reformatoren sich auf sie beriefen, und daß sehr bald diese Berufung, die ein so ungeheures Gewicht in die Wagschale warf, die beinahe einzige Waffe wurde, welche man gegen Rom benutzte. „Nur die Bibel und nichts als die Bibel", das wurde das Feldgeschrei des Protestantismus. Daraus entstand denn in der Hitze und dem Drange des Kampfes sehr bald die andere Behauptung: „Nur die Bibel ist Gottes Wort an die Menschheit, alles andere sind menschliche Erfindungen und menschliche Satzungen." Aber hier beginnt auch die offenbare Uebertreibung und Einseitigkeit. Man braucht kein Freund des römischen Aberglaubens und der römischen Kirchengebräuche zu sein, um zu erkennen, daß es auch außer der Bibel und neben ihr Wort Gottes, fortgehende Offenbarung des Ewigen giebt. Welcher Mensch, der die Geschichte der Welt und der Kirche kennt, kann das läugnen? Wer kann heute noch im Ernst behaupten, daß außer dem, was zwischen den beiden Deckeln des Bibelbuches steht, nirgends Offenbarung, also auch nirgends wahre Religion und wahre Gotteserkenntniß zu finden sei? Seit wir die Religionen andrer Völker genauer studirt haben und kennen, ist solche Behauptung gradezu eine

Beschränktheit. Auch in den heiligen Schriften andrer Religionssysteme finden sich einzelne herrliche Aussprüche über Gott, innige Gebete, wundervolle Ergüsse des frommen, in Gott ruhenden Herzens, die nicht ohne den Geist Gottes und ohne Offenbarung entstanden zu denken sind.

Wir wollen dafür nur einige wenige und kurze Beispiele anführen; zunächst zwei altchinesische Sprüche:

Gieb Acht, gieb Acht, der Himmel wacht,
Er wacht mit Macht und nimmt in Acht.
O sag nicht, er sei fern und hoch,
Er ist so nah, so nah uns doch,
Er hält von allen Seiten uns umfangen
Und nirgends ist ihm unser Thun entgangen.

Der Himmel schaut in deinen Sinn,
Sein Weg ist über deinen Wegen;
Wohin du gehst, da geht er hin
Und tritt dir überall entgegen.
Drum laß nicht deines Herzens Lust
Dich lenken ab von seinem Lichte,
Und wiss', in Allem, was du thust,
Du thust's vor seinem Angesichte.

Aus den Vedas, den mindestens 3000 Jahre alten indischen Religionsbüchern, finde folgende Probe hier eine Stelle:

1. Im Anfang stieg empor das goldne Glanzkind,
Es war des Daseins eingeborner Meister;
Er trug die Erde, trug den Himmel droben:
Wer ist der Gott, den wir mit Opfern ehren?

2. Der uns das Leben giebt, der uns die Kraft giebt,
Deß Machtgebot die Götter all gehorchen,
Deß Schatten die Unsterblichkeit, der Tod sind;
Wer ist der Gott, den wir mit Opfern ehren?

3. Er, der in Majestät vom höchsten Throne
Der athmenden, der Schlummerwelt gebietet,
Der aller Menschen Herr und des Gethieres:
Wer ist der Gott, den wir mit Opfern ehren?

4. Er, dessen Größe dieses Schneegebirge,
Das Meer verkündet mit dem fernen Strome,
Deß Arme sind die Himmelsregionen:
Wer ist der Gott, den wir mit Opfern ehren?

5. Der über Wolkenströme selbst hinausſah,
Die Kraft gewähren und das Feuer zeugen,
Er, der allein Gott über allen Göttern:
Wer iſt der Gott, den wir mit Opfern ehren?

6. Mög' er uns gnädig ſein, der Erde Vater,
Er, der Gerechte, der den Himmel zeugte,
Der auch die Wolken ſchuf in Glanz und Stärke:
Wer iſt der Gott, den wir mit Opfern ehren?

Varuna (griechiſch οὐρανός) iſt der Gott des Himmels. An ihn ſind u. a. folgende Hymnen gerichtet:

1. Laß mich noch nicht, o Varuna, eingehen in das Haus von Thon! Erbarm, Allmächtiger, erbarme dich!

2. Wenn ich ſo umherwandle, zitternd wie eine Wolke; Erbarm, Allmächtiger, erbarme dich!

3. Mangel an Kraft war es, du ſtarker und glänzender Gott, daß ich irre gegangen bin. Erbarm, Allmächtiger, Erbarme dich!

4. Wann immer wir Menſchen, o Varuna, ein Leid zufügen mögen der himmliſchen Heerſchaar, wann immer wir dein Geſetz brechen aus Unverſtand: ſuche uns dann nicht heim um dieſer Sünde willen!

Das Schuldbewußtſein, das ſich hier und in vielen ähnlichen Stellen ausſpricht, wie der Glaube, daß die Götter den Menſchen die ſchwere Laſt ihrer Sünden abnehmen können, ſind das nicht Beweiſe jener allgemeinen großen Offenbarung des Göttlichen, welche das Menſchengeſchlecht nie ganz verlaſſen hat? Mit Recht ſagt einer der hervorragendſten Forſcher auf dieſem Gebiet: „Wenn wir Stellen leſen wie: „Varuna hat Erbarmen auch mit dem, der Sünde begangen hat", ſo ſollten wir ſicherlich den fremd klingenden Namen Varuna nicht unſeren Ohren mißfallen laſſen, ſondern eingedenk ſein, daß es eben auch nur einer von vielen Namen iſt, welche die Menſchen in ihrer Hülfloſigkeit erfanden, um ihre Vorſtellungen von der Gottheit auszudrücken, die ja nicht anders als beſchränkt und unvollkommen ſein konnten." *) Aus dem Veda aber ſei hier nur noch ein Lied angeführt:

*) Max Müller in Oxford.

nahe an 97 Millionen Exemplare der heiligen Schrift vertheilt, in den letzten Jahren aber jedes Jahr über 2½ Millionen. Ihre Gesammteinnahmen betrugen im letzten Jahre, (März 1882—83) 4,212,000 Mark. Wenn wir nun auch lebhaft wünschen müssen, daß man künftig bei dieser Verbreitung des heiligen Buches mehr als bisher darauf Bedacht nehmen möge den biblischen Text nicht ohne jede Erklärung und ohne alle Anmerkungen in die Hände so vieler ganz roher und unwissender Menschen zu geben, damit das Verständniß denselben erleichtert werde, wenn wir ferner für unser eigenes Volk dringend eine zwar pietätsvolle aber gründliche Berichtigung der lutherischen Uebersetzung fordern müssen, so bleibt doch anzuerkennen, daß auch das bloße Bibelwort als solches, daß selbst eine mangelhafte Uebersetzung noch immer Außerordentliches für das religiöse Leben zu wirken vermag und thatsächlich gewirkt hat. In Madagaskar z. B. haben die christlichen Missionare bei ihrer Vertreibung durch die grausame Königin Ranawalona i. J. 1836 nichts zurücklassen können als die Bibel in malegassischer Uebersetzung. Aber um diese Bibeln mit ihren Lebensworten haben die christlichen Einwohner der Insel sich gesammelt. In Wäldern und Schluchten, in Höhlen und unter freiem Himmel sind sie heimlich zusammengekommen und haben sich am Lesen der Bibel erbaut und zu jedem Märtyrerthum gestärkt. Die grausamsten Verfolgungen der Heiden, ganze Ströme von Blut haben nicht vermocht das einmal gelegte Samenkorn aus dem Boden zu reißen, und als endlich nach langen Jahren christliche Missionare wieder das unterdessen von einem andern Herrscher eingenommene Reich betreten durften (i. J. 1862), fanden sie zu ihrem Erstaunen Tausende neubekehrter Christen, ganze blühende Gemeinden vor, welche alle aussagten, daß nichts als die Worte der Bibel ihren Glauben erzeugt und erhalten habe. Auch bei uns in Deutschland ist es die Bibel gewesen, welcher der Protestantismus einen großen Theil seiner Erfolge und seines reichen geistigen Lebens zu verdanken gehabt hat. „Die Griechen achteten mit Recht für ein großes Glück, daß ihr ganzes Volk mit dem Heldengedichte Homers vertraut war, denn das ganze Volk wurde dadurch auf-

genommen in einen Kreis gleichmäßiger Bildung, innerhalb deſſen jede Beziehung, ſo geiſtreich ſie auch war, verſtanden wurde.“ Lange Zeit hat die Bibel in unſerm Volke dieſelbe Stellung eingenommen und denſelben Dienſt gethan. Die Sprache unſrer großen Dichter und Schriftſteller iſt voll von bibliſchen Redewendungen und Anſpielungen (man denke nur an den Fauſt), und mancher geringe Mann „hat mit dem kleinen Bereiche ſeiner Dorferfahrung und dem großen ſeiner Bibelfeſtigkeit ſo weiſe geſprochen, ſo edel gehandelt und iſt ſo heiter geſtorben wie mancher Weltweiſe. Da iſt keine Frage, die nicht eine Antwort in der Schrift, keine Lage, die nicht ein Beiſpiel und in demſelben ihre milde Löſung fände. Wie viel Jünglinge hat nicht Joſeph bewahrt, wie viele Dulder Hiob geſtärkt, und der barmherzige Samariter hat eine Nachkommenſchaft ſo groß als ſie Abraham verheißen war. Denn das iſt dem Volksverſtande, der Leben und Begriff nicht zu ſcheiden liebt, eigenthümlich, daß nicht die allgemeine Lehre ihn ergreift im Augenblicke der Entſcheidung, wohl aber der lebensfriſche Spruch und das lebendige Beiſpiel! Es iſt mit der Bibel vielleicht Jedem, der eine Weile mit ihr gelebt hat, geſchehen, daß er mit irgend einem Spruche recht eigentlich vertraut war und dennoch, als ihm ſelbſt ein neues Gefühl und eine neue Beziehung des Lebens aufging, offenbarte auch der Spruch eine ungekannte Tiefe, wodurch das erſte Verſtändniß nicht falſch, aber doch nicht allſeitig erſchien und dahinter liegt's noch ahnungsreich. Die h. Schrift iſt wie der Himmel, von dem ſie ſtammt oder doch zeugt; das blödeſte Auge ſieht hinauf, ſieht Sterne, ſie leuchten auch durch das Auge in's Herz und reden von der Unendlichkeit; der Adlerblick ſieht dieſelben Sterne, nur mehr, nur klarer, und das mit aller Kunſt der Wiſſenſchaft geſchärfte Auge ſieht wiederum Sterne, erkennt ihre Geſetze, mißt ihre Bahnen, trägt neue und neue Geſtirne ein in unſre Himmelskarte, ſteigt höher und höher, aber darüber liegt immer noch das Unendliche.“*)

Durch nichts kann dieſe geiſtige Tiefe und Hoheit unſrer Bibel deutlicher und anſchaulicher gemacht werden als durch einen

*) C. Haſe.

Vergleich mit den heiligen Büchern andrer Religionen. Man nehme nur einmal eine Ueberſetzung des Koran in die Hand und verſuche es ohne alles Vorurtheil, das, was darin und daran menſchlich gut und ſchön iſt, herauszuleſen und von dem zu ſondern, was man als Spreu bezeichnen muß, und man wird erſtaunt ſein über die geringe Ausbeute im Vergleich zu den Reichthümern und Schätzen der Bibel. Wo iſt, ſo dürfen wir mit Recht fragen, ein Buch, das Worte und Gedanken in ſolcher Fülle und von ſolchem Werthe enthielte wie außer vielen andern der 23ſte, der 90ſte, der 42ſte Pſalm oder der Prophet Jeſaias (vgl. z. B. Cap. 1. 5. 36. 40. 51. 60) oder die Bergpredigt, die Gleichniſſe Chriſti, der Hochgeſang der Liebe, den Paulus 1. Cor. 13 ſingt? Die Paſſionsgeſchichte allein in ihrer knappen klaſſiſchen Form, in ihrer ergreifenden, rührenden und zugleich erhebenden Tragik gehört zu dem Größten und Bedeutendſten, was die Literatur aller Zeiten und Völker an Meiſterwerken der Darſtellung aufzuweiſen hat. Wenn auch nur eine einzige der angeführten Bibelſtellen, ſagen wir beiſpielsweiſe der 23ſte Pſalm, bisher gänzlich unbekannt geweſen wäre, und nun plötzlich auf einem jener alten Papyrus entziffert würde, welche uns aus Aegyptens Vorzeit überkommen ſind, oder als Inſchrift entdeckt würde auf jenen Thoncylindern, die man in Ninive ausgräbt, welche Bewunderung, welches Staunen, welches Entzücken der Gelehrten würde er hervorrufen, wie würde man ihn preiſen hören als ein Meiſterwerk uralter Dichtkunſt. Nun er in der Bibel ſteht, kennt ihn jedes Kind, und Tauſende gehen gleichgültig an ihm vorüber. So hat die Gewohnheit das Gefühl für die Herrlichkeit dieſes Buches abgeſtumpft. Doch haben die größten Künſtler der chriſtlichen Welt es nie unterlaſſen inſonderheit bibliſche Stoffe zum Gegenſtande ihrer Bearbeitung zu machen, und noch heute greifen unſere Maler neben den hundertfachen Gebilden, zu welchen die Weltgeſchichte oder der Ideenkreis der heutigen Bildung ſie reizt, immer wieder zu den ewig friſchen bibliſchen Gedanken und Geſtalten.

Endlich wollen wir auch die Viel- ja die Allſeitigkeit der Bibel nicht vergeſſen. Sie hat für jeden Stand, für jedes Alter,

für jedes Geschlecht, für jeden Bildungsgrad das Nöthige zur Weckung, Förderung und Erhaltung des inneren Lebens. Sie ist, wie Augustinus sagt, ein Strom, in welchem der Elephant schwimmt und das Lamm nicht ertrinkt. Sie bietet Milch für die Schwachen und starke Speise für die Starken. Von jenen einfachen Kindersprüchen an, die wir aus der Mutter Mund in zarter Jugend lernten bis zu den geheimnißvollen Tiefen der Spekulation, die ein Paulus in seinen Briefen eröffnet, von den schlichten Erzählungen aus dem Leben der Söhne Jakobs oder vom Paradiesesgarten bis zu den gewaltigen Kämpfen Jesu mit Pharisäern und Sadducäern, welch ein großartiger Reichthum, welch eine Mannichfaltigkeit von Gedanken, welch ein Fortschritt religiöser Entwicklung! Was der Timotheusbrief vom alten Testament gesagt hat, das wenden wir mit Recht auf die ganze Bibel an und sagen:

> 2. Tim. 3, 15. Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum. Denn alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt.

Werden wir uns nach all diesem gerechten und wohl verdienten Lob der Bibel noch wundern, wenn wir hören, daß die Frommen aller Zeiten gewiß waren in der Bibel jene Offenbarung Gottes zu finden, welche, wie wir oben gesehen haben, die nothwendige Voraussetzung und Bedingung aller Religion ist? Wenn die Bibel ächte, wahre Religion enthält und verkündigt — und wer könnte daran wohl zweifeln? — so muß sie folgerecht Offenbarungen des allmächtigen Gottes enthalten, so muß sie Worte und Gedanken solcher Männer wiedergeben, in denen das religiöse Leben, vom Geiste Gottes geweckt, wie ein frischer Quell mächtig, segensreich und befruchtend hervorsprudelte, um Tausend andere auch zu beleben und religiös zu erquicken. Nun hat man aber von Alters her für alle wahre Offenbarung Gottes (in welchem Sinne wir dies Wort unverändert zu verstehen haben, darüber vergl. oben S. 31) gern das sehr verständliche und be-

zeichnende Bild von einem Reden Gottes zu dem Menschen gebraucht. Alle Offenbarung nannte man Wort Gottes an die Menschheit. Wir haben früher gesehen, daß dies nicht sinnlich und äußerlich aufzufassen, sondern von der immerwährend forttönenden, bald leiser bald lauter vernehmbaren Stimme Gottes in unserm Innern zu verstehen ist. Aber alle wahre Religion muß Wort Gottes an den Menschen sein. Da nun die Bibel solch ein mächtiger Brunnen und Quell religiösen Lebens ist, da sie reichhaltiger als irgend ein anderes Buch Offenbarungen des Ewigen enthält, was lag näher, was schien selbstverständlicher, als sie selbst ein Wort Gottes an uns zu nennen? So ist jener Sprachgebrauch entstanden, welchen wir heute bei allen christlichen Nationen finden, welcher aber ganz besonders bei den Protestanten sich dahin ausgebildet hat, daß man unter dem Wort Gottes fast immer sogleich die Bibel versteht, und kaum mehr von einem andern Gotteswort weiß, als von diesem geschriebenen und gedruckten. Wir sind wahrlich weit davon entfernt der Bibel diesen ihren Ehrentitel streitig machen zu wollen. Aber wir wollen und müssen vor seiner einseitigen Betonung warnen. Aus dieser einseitigen Betonung und Ausdeutung des Ausdrucks sind unter uns verschiedene Verkehrtheiten entstanden, die weit mehr zur Schwächung des Ansehens der Bibel beigetragen haben, als alle Angriffe ihrer Feinde und Spötter. Es sind hauptsächlich zwei Fragen, auf die es hierbei ankommt, und die wir jetzt zu beantworten suchen werden. Sie heißen: Ist nur die Bibel Gottes Wort? Und zweitens: Ist die ganze Bibel ohne Unterschied vom ersten bis zum letzten Buchstaben Gottes Wort?

Die erste Frage wurde von dem älteren Protestantismus unbedingt bejaht. „Wo steht das geschrieben?" Das war die Waffe, mit welcher man in der Reformationszeit den katholischen Ueberlieferungen, „Menschensatzungen" nannte man sie, entgegentrat. Besonders scharf gebrauchte man diese Waffe in der reformirten Kirche der Schweiz, wo man den Grundsatz aufstellte, daß alles, was nicht ausdrücklich in der Bibel seine Begründung finde, aus der Lehre und dem Gottesdienste sowie den Ordnungen der Kirche zu verbannen sei, während die Lutheraner

nur verlangten, daß nichts, was in der Kirche Geltung habe, dem Bibelworte widersprechen dürfe. Sie ließen also allerhand Gewohnheiten aus der katholischen Zeit, wie Crucifixe, Leuchter und Bilder in den Kirchen, weil es nicht gegen die Bibel sei. Aber im Grunde war doch auch die lutherische Kirche der festen Ansicht: Nur die Bibel ist Gottes Wort. Wir können diese Stellung gegenwärtig wohl begreifen, es war eine Kampfstellung gegen die römischen Mißbräuche, und eine schneidigere, dem Volke handlichere Waffe konnte man ja offenbar gar nicht finden als das gedruckte, jedem zugängliche Wort der heiligen Schrift. So verdankt denn in der That auch die Reformation ihre größten Erfolge dem Gebrauche und der Verbreitung der Bibel. In einer Zeit des gewaltigsten geistigen Ringens, in einer Zeit des tiefsten religiösen Zwiespaltes war es von unberechenbarem Werthe, daß die uralte und heilige Wahrheit der Bibel in der Hauptsache nicht für den Papst, sondern für die Reformbewegung sprach und zeugte. So war es natürlich, daß die Reformatoren sich auf sie beriefen, und daß sehr bald diese Berufung, die ein so ungeheures Gewicht in die Wagschale warf, die beinahe einzige Waffe wurde, welche man gegen Rom benutzte. „Nur die Bibel und nichts als die Bibel", das wurde das Feldgeschrei des Protestantismus. Daraus entstand denn in der Hitze und dem Drange des Kampfes sehr bald die andere Behauptung: „Nur die Bibel ist Gottes Wort an die Menschheit, alles andere sind menschliche Erfindungen und menschliche Satzungen." Aber hier beginnt auch die offenbare Uebertreibung und Einseitigkeit. Man braucht kein Freund des römischen Aberglaubens und der römischen Kirchengebräuche zu sein, um zu erkennen, daß es auch außer der Bibel und neben ihr Wort Gottes, fortgehende Offenbarung des Ewigen giebt. Welcher Mensch, der die Geschichte der Welt und der Kirche kennt, kann das läugnen? Wer kann heute noch im Ernst behaupten, daß außer dem, was zwischen den beiden Deckeln des Bibelbuches steht, nirgends Offenbarung, also auch nirgends wahre Religion und wahre Gotteserkenntniß zu finden sei? Seit wir die Religionen andrer Völker genauer studirt haben und kennen, ist solche Behauptung gradezu eine

Beſchränktheit. Auch in den heiligen Schriften andrer Religionsſyſteme finden ſich einzelne herrliche Ausſprüche über Gott, innige Gebete, wundervolle Ergüſſe des frommen, in Gott ruhenden Herzens, die nicht ohne den Geiſt Gottes und ohne Offenbarung entſtanden zu denken ſind.

Wir wollen dafür nur einige wenige und kurze Beiſpiele anführen; zunächſt zwei altchineſiſche Sprüche:

Gieb Acht, gieb Acht, der Himmel wacht,
Er wacht mit Macht und nimmt in Acht.
O ſag nicht, er ſei fern und hoch,
Er iſt ſo nah, ſo nah uns doch,
Er hält von allen Seiten uns umfangen
Und nirgends iſt ihm unſer Thun entgangen.

Der Himmel ſchaut in deinen Sinn,
Sein Weg iſt über deinen Wegen;
Wohin du gehſt, da geht er hin
Und tritt dir überall entgegen.
Drum laß nicht deines Herzens Luſt
Dich lenken ab von ſeinem Lichte,
Und wiſſ', in Allem, was du thuſt,
Du thuſt's vor ſeinem Angeſichte.

Aus den Vedas, den mindeſtens 3000 Jahre alten indiſchen Religionsbüchern, finde folgende Probe hier eine Stelle:

1. Im Anfang ſtieg empor das goldne Glanzkind,
Es war des Daſeins eingeborner Meiſter;
Er trug die Erde, trug den Himmel droben:
Wer iſt der Gott, den wir mit Opfern ehren?

2. Der uns das Leben giebt, der uns die Kraft giebt,
Deß Machtgebot die Götter all gehorchen,
Deß Schatten die Unſterblichkeit, der Tod ſind;
Wer iſt der Gott, den wir mit Opfern ehren?

3. Er, der in Majeſtät vom höchſten Throne
Der athmenden, der Schlummerwelt gebietet,
Der aller Menſchen Herr und des Gethieres:
Wer iſt der Gott, den wir mit Opfern ehren?

4. Er, deſſen Größe dieſes Schneegebirge,
Das Meer verkündet mit dem fernen Strome,
Deß Arme ſind die Himmelsregionen:
Wer iſt der Gott, den wir mit Opfern ehren?

5. Der über Wolkenströme selbst hinausſah,
Die Kraft gewähren und das Feuer zeugen,
Er, der allein Gott über allen Göttern:
Wer ist der Gott, den wir mit Opfern ehren?

6. Mög' er uns gnädig sein, der Erde Vater,
Er, der Gerechte, der den Himmel zeugte,
Der auch die Wolken schuf in Glanz und Stärke:
Wer ist der Gott, den wir mit Opfern ehren?

Varuna (griechisch οὐρανός) ist der Gott des Himmels. An ihn sind u. a. folgende Hymnen gerichtet:

1. Laß mich noch nicht, o Varuna, eingehen in das Haus von Thon! Erbarm, Allmächtiger, erbarme dich!

2. Wenn ich so umherwandle, zitternd wie eine Wolke; Erbarm, Allmächtiger, erbarme dich!

3. Mangel an Kraft war es, du starker und glänzender Gott, daß ich irre gegangen bin. Erbarm, Allmächtiger, Erbarme dich!

4. Wann immer wir Menschen, o Varuna, ein Leid zufügen mögen der himmlischen Heerschaar, wann immer wir dein Gesetz brechen aus Unverstand: suche uns dann nicht heim um dieser Sünde willen!

Das Schuldbewußtsein, das sich hier und in vielen ähnlichen Stellen ausspricht, wie der Glaube, daß die Götter den Menschen die schwere Last ihrer Sünden abnehmen können, sind das nicht Beweise jener allgemeinen großen Offenbarung des Göttlichen, welche das Menschengeschlecht nie ganz verlassen hat? Mit Recht sagt einer der hervorragendsten Forscher auf diesem Gebiet: „Wenn wir Stellen lesen wie: „Varuna hat Erbarmen auch mit dem, der Sünde begangen hat", so sollten wir sicherlich den fremd klingenden Namen Varuna nicht unseren Ohren mißfallen lassen, sondern eingedenk sein, daß es eben auch nur einer von vielen Namen ist, welche die Menschen in ihrer Hülflosigkeit erfanden, um ihre Vorstellungen von der Gottheit auszudrücken, die ja nicht anders als beschränkt und unvollkommen sein konnten." *) Aus dem Veda aber sei hier nur noch ein Lied angeführt:

*) Max Müller in Oxford.

1. Der große Herr dieser Welten sieht, als ob er nahe wäre. Wenn einer auch denkt, er wandle verstohlen, die Götter wissen es all.
2. Ob einer gehe oder stehe oder sich verstecke, ob einer gehe niederzuliegen oder aufzustehen, was zwei zusammensitzend einander zuflüstern: König Varuna weiß es, er ist als dritter unter ihnen.
3. Auch diese Erde ist Varuna's, des Königs, und dieser weite Himmel sammt seinen fernen Enden. Der Himmel und der Ocean sind Varuna's Hüften, so auch ist er enthalten in diesem Wassertröpflein.
4. König Varuna schaut alles, was zwischen Himmel und Erde ist, und was darüber hinausliegt. Er hat gezählt die Blicke der Augen der Menschen. Wie ein Spieler die Würfel wirft, so ordnet er alle Dinge.
5. Mögen alle deine bösen Fallstricke, siebenfach und dreifach ausgeworfen, den Menschen fassen, der eine Lüge redet, mögen sie den verschonen, der da die Wahrheit spricht.

In der persischen Religion heißt Gott: Ahura mazda oder Ormuzd, d. h. der weise Herr; von ihm sagt das persische Religionsbuch:

Nicht zu betrügen ist Ahura, der alles Wissende,
Er straft die, deren Versprechen Lüge und nicht Wahrheit ist.
Jede dunkle That, jede Unterdrückung mögest du an das Licht bringen!
So möge dieser Welt Gerechtigkeit zu Theil werden.
Alle guten Dinge, die waren, sind und sein werden,
Verleihe uns durch deine Gnade!
Gieb mir, der du die Erde, das Wasser und die Bäume bildetest,
Gieb mir Unsterblichkeit und Vollkommenheit, o heiligster Geist!
Dein will ich denken, Herrlichster, beim letzten Ausgang des Lebens,
Beide, Wohlstand und Unsterblichkeit, gehören zu deinem Glanze.
Mit diesen Geboten, ihr Geister der Wahrheit und Reinheit,
Will ich euch lobend entgegengehen und mit den Werken des guten Sinnes.
Euer Lobpreiser will ich genannt sein und es bleiben,
So lange ich kann und vermag,
Indem ich die Gesetze des Lebens fördere,
Damit das Leben der Welt Bestand habe.

Auch an die vielen herrlichen Stellen der griechischen Tragiker über das Walten der Götter, ja über die Einheit Gottes muß man sich hierbei erinnern. Aeschylos sagt:

Zeus ist die Erde, Zeus die Luft, der Himmel Zeus,
Ja Zeus ist Alles und was über Allem ist.

Sophokles: Einer, alleiner in Wahrheit ist er nur: Gott ist nur einer, Er, der den Himmel erschuf und die mächtige Erde gegründet.

Aber wir dürfen hier nicht weiter auf diese Klänge der Offenbarung in anderen Religionen eingehen, das Angeführte wird hinreichen, um zu zeigen, daß auch außer der Bibel das Wort Gottes an die Menschheit ergangen ist, der Vorzug der heiligen Schrift vor allen diesen schönen und erhabenen Stellen aus anderen Religionsbüchern besteht in ihrer unendlich größeren Klarheit und Fülle. Im Heidenthum sind es nur einzelne Lichtstrahlen in dicker Finsterniß, einzelne helle Sterne am mitternächtlichen, wolkenbedeckten Himmel, in der Bibel leuchtet die Sonne selbst, vor deren Glanz das Licht der Sterne erbleicht und wie nicht vorhanden erscheint, gleichwohl ist es auch Licht und hat seine eigene Klarheit. Aber wie die Sonne keines Beweises bedarf für die Herrlichkeit und Macht ihres Glanzes, sondern nur thatsächlich den Tag heraufführt und die Gestirne verdunkelt, so bedarf auch die Bibel neben den Offenbarungen Gottes in andern Religionen keines weiteren Zeugnisses, als dessen, welches sie selbst durch ihre herrlichen Worte, durch ihre ewigen Wahrheiten ablegt, sie darf nur gesehen werden, um ihre Größe und Kraft, ihre Macht über das Menschenherz, ihre gottgegebene Weisheit zu bewähren. Was in andern Büchern wie verstreute Strahlen der Wahrheit erscheint, das ist in ihr gesammelt wie in einem Brennpunkt, und so enthält sie das Wort Gottes in der wirksamsten Form und in der größten Fülle. Aber all das darf uns nicht blind machen gegen die Wahrheit, daß sie nicht allein das Licht ist, daß es auch außer ihr Wort Gottes giebt.

Dazu kommt noch ein Anderes. Auch in der Christenheit hat neben der Bibel, wenn auch in Zusammenhang mit ihr, die Wahrheit sich seit den Tagen Jesu unter Gottes Leitung weiter entwickelt. Dabei ist vieles erkannt und vieles erreicht worden, was in der Bibel nur im Keime angelegt erscheint. Diese ganze Entwicklung, z. B. der theologischen Wissenschaft, des protestantischen Gemeindelebens, der christlichen Armenpflege und was dergleichen mehr ist, ist sicherlich nicht ohne göttliche Führung, ohne

Offenbarung in unserm Sinne, geschehen. Dabei alles wieder auf das Maß der Erkenntniß zurückschrauben wollen, welche in der Bibel niedergelegt ist, das heißt das geistige Leben verstümmeln, ja vernichten. Das Wort Gottes in der Bibel enthält freilich, wie jeder Christ mit Freuden anerkennen wird, die Grundlagen, auf denen alle Religion bauen muß, es sind die großen Prinzipien dort ausgesprochen, nach denen das religiöse Leben aller Zeiten gemessen und gepflegt werden muß, aber die Anwendung, Ausbildung und Entwicklung dieser Prinzipien (man denke z. B. an die Lehren Jesu vom Eide, von der Ehe, von der Wiedervergeltung) gehört der Gegenwart und Zukunft an und kann nur durch Hülfe und Mitwirkung des göttlichen Geistes in gesunden und rechten Bahnen verlaufen. In diesem Sinne giebt es auch außer der Bibel immer wieder Worte Gottes an die lebende Menschheit. Solcher göttlichen Worte ist auch unser eigenes Leben voll. Wo immer wir uns ergriffen fühlen von jener höheren Wahrheit, die den Menschen über sich selbst hinaushebt und ihn in den Dienst Gottes stellt, wo immer uns aus dem Munde unsrer Lehrer, unsrer Eltern, unsrer Freunde der Ernst des allein an Gott gebundenen Gewissens, der Trost und Friede des höheren, in Gott geführten Lebens, mit einem Worte der Geist des Ewigen entgegentritt, da ergeht das Wort Gottes an uns, ob im Buchstaben der Bibel oder ohne denselben.

Durch solches Gotteswort außer der heiligen Schrift nun kann unmöglich der Werth der letzteren selbst herabgesetzt und vermindert werden. Ihr Geist bleibt ewig die Norm, an welcher wir die Aechtheit aller andern Offenbarung messen, an welcher wir die Geister prüfen, ob sie aus Gott sind. Es kann ja keinen Widerspruch geben zwischen den verschiedenen Offenbarungen Gottes. Darum wird die heilige Schrift als Urkunde früherer Offenbarung immer ihre Autorität behalten, an ihrem Worte — freilich nicht an ihrem Buchstaben — wird alles gemessen werden, was wir über Gott und göttliche Dinge hören und lehren, und es ist sehr begreiflich und ganz natürlich, daß sich auf die Bibel alle christlichen Kirchen, Sekten und Parteien zugleich berufen. Denn wie wir oben sagten, daß ohne Offen-

barung keine Religion denkbar sei, so muß auch jede Religion, die noch irgend einen Zusammenhang mit dem christlichen Geiste hat, sich auf diesen Geist, auf das durch ihn geredete Wort Gottes berufen. Beides liegt aber eben in der Bibel vor. Diese Thatsache, daß alle verschiedenen Glaubensparteien und Glaubensbekenntnisse sich auf die Bibel berufen, welche Vielen so befremdlich und unerklärlich erscheint, ist also in Wahrheit ebensowohl ein Beweis dafür, daß der christliche Geist wirklich in der Bibel zu finden ist, wie sie andrerseits lehrt, daß dieser Geist eine große Mannichfaltigkeit von Auffassungen zuläßt und erträgt. Grade daß die Bibel bei aller Einheit in den wesentlichen Hauptstücken der christlichen Religion, also bei aller Einheit des christlichen Geistes, der Individualität des Menschen, der freien Bewegung des Einzelnen Spielraum läßt, daß sie nicht ein menschliches System der Dogmatik, sondern verschiedene Lehrauffassungen verschiedener Apostel und Propheten, dabei aber in Allem doch einige große, in sich feste und abgeschlossene Grundwahrheiten und Grundsätze enthält — grade diese Mannichfaltigkeit in der Einheit macht sie so werthvoll für das religiöse Leben und zeigt, daß der Geist und das Wort Gottes selber in ihr enthalten ist.

Ist aber die ganze Bibel Gottes Wort? so fragen wir zweitens. Kaum sollte man es für möglich halten, daß auch diese Frage bejaht werden könne. Denn das liegt ja auf der Hand, daß in der Bibel neben göttlichen Worten auch sehr unheilige Dinge und böse Reden berichtet werden und mitunter, wie z. B. Jakobs Betrug gegen seinen Bruder, wenigstens nicht mit ausdrücklicher Mißbilligung, daß ferner sehr gleichgültige und nebensächliche Dinge vorkommen, wie wenn Paulus den Timotheus (1. Tim. 5, 23.) ermahnt, nicht mehr Wasser, sondern ein wenig Wein für die Gesundheit seines Magens zu trinken, oder ihn bittet, ihm seinen Mantel und seine Bücher aus Troas mitzubringen. (2. Tim. 4, 13.) Aber die ganze Frage muß tiefer aufgefaßt und nicht bloß vom Gesichtspunkt solcher Einzelheiten behandelt werden. Es kommt hierbei ebenfalls eine Ansicht der älteren Zeit in Betracht, die so eigenthümlicher Art ist, daß sie

unſer ganzes Intereſſe erweckt. In allen Religionen nämlich, welche heilige Schriften beſitzen, findet ſich die ſehr erklärliche, wenigſtens für einen niedrigen Bildungsgrad ganz natürliche Erſcheinung, daß die Menſchen ihre Ehrfurcht gegen Gott auch auf die Bücher übertragen, welche zu ihnen von Gott reden. Ihre heiligen Bücher gelten ihnen, weil ihr menſchlicher Urſprung entweder nie genau bekannt war, oder aber ſehr bald in Vergeſſenheit gerieth, als gradezu göttlichen Urſprungs. Gott ſelbſt, ſagen ſie, hat dieſe heiligen Schriften verfaßt, er hat ſie den heiligen Männern, die ſeine Propheten waren, wörtlich mitgetheilt, ſozuſagen diktirt, jene haben nur geſchrieben, was der Geiſt Gottes ihnen eingab. In ſolcher Weiſe, behaupten die Muhamedaner, ſei ihr Koran entſtanden, ſolchen Urſprung rühmen die Inder ihren Vedas nach, ſo urtheilten vor allen Dingen auch die Juden über die Entſtehung der altteſtamentlichen Schriften. Von da pflanzte ſich denn dieſe Meinung in die chriſtliche Kirche fort und wurde auch auf das neue Teſtament ausgedehnt. Es iſt nach demjenigen, was wir vorhin über die Bibel als Waffe gegen den Katholicismus ſagten, ſehr leicht zu begreifen, daß grade die Proteſtanten dieſe Anſicht gern zu der ihrigen machten und ſie in ſchroffſter Weiſe ausbildeten. In dieſer ſchroffen Form lautete die Lehre nun folgendermaßen: Der eigentliche Verfaſſer der Bibel iſt Gott ſelber, die menſchlichen Schriftſteller aber waren nur die mechaniſchen Inſtrumente, deren er ſich bediente, ſie haben ſich bei Entſtehung der von ihnen überlieferten Bücher gar nicht als Verfaſſer oder Schriftſteller verhalten, ſondern nur als Schreiber. Sie liehen dem heiligen Geiſte nur ihre ſchreibende Hand als Werkzeug, freilich mit ihrem eigenen Wiſſen und Willen, aber ihre ganze Selbſtthätigkeit beſtand nur darin, daß ſie das Geſchäft des Schreibens vollführen wollten. Das Niedergeſchriebene aber iſt nach Inhalt und Form das Werk des heiligen Geiſtes ſelber, ſo daß alſo alle einzelnen Worte vom göttlichen Geiſte inſpirirt und in die Feder diktirt worden ſind, ja, wie das reformirte helvetiſche Bekenntniß hinzuſetzt, auch die Punkte über und unter dem Hebräiſchen Text ſind eingegeben. Nur ſo meinte man eine wirklich zuverläſſige, unfehlbare Lehrautorität

in der Bibel zu besitzen und darauf kam es, wie gesagt, dem Protestantismus im Kampfe gegen das Papstthum im Anfang vor allem an.

Man nannte diese Theorie die Lehre von der göttlichen Inspiration (d. h. Einhauchung) der Bibel, weil ja nach dieser Auffassung Gott gleichsam jedes Wort den Schreibern von oben eingehaucht hatte. Luther selbst hatte übrigens noch sehr viel freiere Ansichten über die Entstehung der biblischen Bücher geäußert, die strenge Inspirationstheorie ist, wie so vieles, was man heute lutherisch nennt, erst nach seinem Tode entstanden. Auf den Titelblättern einiger alten Bücher aus jener Zeit wird die ganze Ansicht in einem Bilde höchst charakteristisch so dargestellt, daß die vier Evangelisten schreibend abgebildet sind, den Blick nicht auf das Buch, sondern nach oben gerichtet, und aus dem Himmel, wo man eine Taube, das Sinnbild des h. Geistes, wahrnimmt, ergießt sich ein vierfacher, ziemlich breit und derb gemalter Lichtstrahl auf die Häupter der Schreibenden. Das ist in der That die beste Illustration zu dieser ungeheuerlichen Lehre: Der Mensch nur Werkzeug, nur Maschine in der Hand Gottes, die ganze Selbstthätigkeit der biblischen Schriftsteller reduzirt auf einen unverwandten äußeren Blick gen Himmel und auf die mechanische Thätigkeit der Finger. Wie unwürdig diese den Menschen zur Maschine erniedrigende Vorstellung ist, sowohl für die Art des göttlichen Wirkens, als für die Art des menschlichen Nehmens in der Religion, das braucht wohl nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Aber grade aus dieser Theorie ist mit Nothwendigkeit die Meinung entsprungen, jedes Wort, ja jeder Buchstabe in der Bibel sei göttlichen Ursprungs, die ganze Bibel also Gottes Wort. Es gehört zu dem Segen, welchen die protestantische theologische Wissenschaft gestiftet hat, daß wir in der Gegenwart, bis auf wenige Querköpfe, für welche es keine Wissenschaft zu geben scheint, von dieser so äußerst hölzernen Auffassung der Bibel befreit sind. Die theologische Wissenschaft nämlich hat mit zum Theil wahrhaft erstaunlichem Fleiße und Scharfsinn die Entstehung der einzelnen biblischen Bücher in bestimmten Zeiten und unter dem Einfluß bestimmter Zeitvorstel-

lungen nachgewiesen, die Kritik hat dabei das ganze oft sehr feine Gewebe menschlicher Gedanken, menschlicher Motive und menschlicher Zwecke blosgelegt, von denen die heiligen Schriftsteller ebenso gut geleitet gewesen sind, wie die Schreiber anderer Bücher, und uns ist dadurch vor unsern Augen außer dem religiösen Kern der Bibel, also außer dem, was wir Offenbarung oder Wort Gottes in ihr genannt haben, auch die andere Seite ihrer menschlichen Entstehung und menschlichen Abfassung über allen Zweifel klar und greifbar geworden. Sie zeigt nun, grade wie die Religion selber, von welcher sie Zeugniß ablegt, zwei mit einander innig verbundene und verwachsene Richtungen, eine von oben nach unten gehende, das ist ihre göttliche Kraft, ihre religiöse Fülle, und eine von unten nach oben trachtende, das ist das menschliche Streben nach dem Ewigen, dem die menschliche Schwachheit anhaftet. Man kann also sagen: In der Bibel ist Gotteswort und Menschenwort mit einander verbunden, eins in dem andern enthalten, es ist ein „Wort Gottes in Knechtsgestalt, aber so ist alles Göttliche, was über die Erde zieht, es ist ein Buch voller Trümmer, aber in diesen Trümmern weht ein lebendiger Geist, ein Buch in armer Rede, aber in Worten, die nicht vergehn, weil jedes Menschenherz ihnen Zeugniß giebt, ein Buch voller Jahrtausende, voll scheinbarer Widersprüche wie die Natur und der Mensch und die Geschichte unseres Geschlechtes, aber immer jung und in sich eins durch die Einheit des Geistes, aus welchem es hervorgegangen, grade wie die Schöpfung in sich eine ist mit all ihren Gegensätzen, ja durch all ihre Gegensätze.“*) Der Spott und der Zweifel und die Gottlosigkeit bleiben immer an dem hängen und haften, was in der Bibel menschlich ist, der Glaube und die Frömmigkeit nehmen das Göttliche daraus, und die Wissenschaft begreift beides ohne Vorurtheil, ohne Einseitigkeit, in voller und gerechter Unparteilichkeit.

Wir wollen, nachdem wir oben auf die erhabenen Schönheiten der heiligen Schrift, auf ihre heiligende und erbauende Kraft und Wirksamkeit, auf einzelne besonders vom göttlichen

*) Bunsen.

Geiste durchwehte und getragene Stellen hingewiesen, es nicht unterlassen, um unser Urtheil auch nach der andern Seite zu begründen, hier einige jener menschlichen Schwächen der Bibel wenigstens anzudeuten. Daß im alten Testamente noch ein sehr unvollkommner Begriff der Sittlichkeit herrscht, wird wohl jedem Bibelleser schon aus eigener Beobachtung aufgefallen sein. Psalmen, die einen solchen Rachegeist athmen wie 137, 8. 9., 143, 12., 140, 10. und 109 können wir unmöglich für untrügliche Offenbarungen Gottes, müssen sie vielmehr für vergängliches und der Verbesserung bedürftiges Menschenwort halten. Ein Gleiches gilt z. B. von dem ganzen Buche Esther, nach welchem angeblich die Juden ihre Rache an 75,000 Feinden nehmen, indem sie dieselben hinschlachten, wobei noch zu bemerken ist, daß in dem ganzen Buche der Name Gottes nicht einmal vorkommt. Das ist offenbar nicht der Geist Gottes, der hier redet, sondern der gehässige Geist jüdischen Nationalstolzes und Ehrgeizes. Auch aus der Geschichte der Patriarchen, der Eroberung Kanaans durch Israel, aus der Zeit der Könige läßt sich vieles dieser Art nachweisen, was unmöglich damit gerechtfertigt werden kann, daß Gott es geheißen habe, daß es geschehen sei zur größeren Ehre Gottes. Sodann gehören hierher alle die offenbar sagenhaften, im Volksmunde entstandenen Wundererzählungen des alten wie des neuen Testamentes, die nur als menschliche Zuthat zu der religiösen Offenbarung, als Einkleidungen höherer Wahrheiten in sehr menschliche Hülle verständlich werden. Als ein Beispiel, wie spät oft diese Wunderzuthaten in die Bibel hineingekommen sind, möge hier nur der eine Vers Joh. 5, 2 angeführt werden, in welchem von dem Teiche Bethesda und seinen Quellen gesagt ist, ein Engel sei zu bestimmten Zeiten vom Himmel herabgestiegen, habe das Wasser bewegt und ihm dadurch Heilkraft mitgetheilt. Dieser ganze Zusatz zu der Erzählung stammt nachweislich erst aus dem 4. oder 5. Jahrhundert nach Christo, denn unsere ältesten Handschriften des neuen Testaments, die bis in das vierte Jahrhundert zurückreichen, haben und kennen diesen Vers noch gar nicht, nicht Johannes, sondern irgend ein Abschreiber, der ohne Engel und Wunder nicht auskommen zu können meinte, hat die Be-

gebenheit so wunderſüchtig ausgeſchmückt. Wie viel Anderes wird auf dieſelbe oder ähnliche Art, alſo höchſt menſchlich, entſtanden ſein! Auch Schreib- und Gedächtnißfehler ſind nicht ausgeſchloſſen. So citirt Paulus z. B. 1. Cor. 10, 8 das alte Teſtament, irrt ſich aber in der Zahl um Tauſend, indem er ſtatt der 24,000, welche nach 4. Moſ. 25, 9 in der Wüſte erſchlagen wurden, nur 23,000 nennt. An die Unzahl verſchiedener Lesarten, unächter Verſe und dergleichen mehr genüge es nur zu erinnern.

Das iſt die Bibel, nicht wie wir ſie uns in unſrer Phantaſie zurechtgelegt und vorgeſtellt haben, ſondern wie ſie in Wirklichkeit ausſieht, wie ſie geſchichtlich entſtanden iſt, das bedeutendſte, herrlichſte, umfaſſendſte Buch des religiöſen Geiſtes, voller Gottesworte, und dennoch hindurchgegangen durch den Menſchengeiſt und von dieſem Urſprung Menſchliches mit ſich führend und an ſich tragend überall; wie ein breiter mächtiger Strom, der die reinen Waſſer des Gebirges ſegensreich in die Ebene führt, aber zugleich von dem Erdreich, über das er hinſtrömt, mannichfache Beſtandtheile aufnimmt und bald dieſe, bald jene Färbung zeigt. Das iſt die Bibel, geſchrieben von Männern, in denen das religiöſe Leben voll und warm pulſirte, die wirklich vom Geiſte Gottes getrieben und geleitet wurden, aber zugleich von der Behauptung religiöſer Vollkommenheit und Unfehlbarkeit weit entfernt waren. Hat doch ein Paulus ſelbſt von ſich auf das Nachdrücklichſte bezeugt, daß er das Ziel noch nicht ergriffen habe, daß er noch nicht vollkommen ſei, daß er ihm nur nachjage und nachſtrebe (Philipp. 3, 12–14), hat er doch einem Petrus und Barnabas gradezu Heuchelei und verkehrte ſündhafte Handlungsweiſe vorgeworfen (Galat. 2, 13), und iſt ſelber mit dem Barnabas in einen heftigen Streit gerathen, der ſie beide auf längere Zeit auseinander brachte (Apoſtg. 15, 39). Das ſieht wahrlich nicht danach aus, als ob ſie über das menſchliche Maß religiöſer Erleuchtung hinaus bei ihren Schriften auf einmal untrügliche Vollkommenheit erlangt hätten. Nicht bloß alles Wiſſen, ſondern auch alles Weiſſagen d. h. Reden von göttlichen Dingen, nennt der Apoſtel Stückwerk, Unvollkommenheit (1. Cor. 13, 9. 10). Laſſen wir uns alſo genügen an dem, was wir an

unſrer Bibel wirklich und unzweifelhaft haben, an dem Segen nnd dem Reichthum, welchen Gott der Herr in ſie hineingelegt und durch ſie für uns beſtimmt hat, aber hüten wir uns vor jeder unwahren und darum auch unlauteren Uebertreibung ihrer Würde und ihres Weſens. Nur in der Wahrheit — auch der Bibel gegenüber — liegt die rechte Verehrung Gottes und ſeiner Gaben, nur der Wahrheit hat der Herr Chriſtus verheißen, daß ſie uns frei machen wird, auch von der Sünde.

Aber wenn es dann gewiß iſt, daß in der Bibel neben Gottes Wort auch Menſchliches enthalten iſt, wenn der göttliche Kern von einer menſchlichen Schale umſchloſſen iſt, welches iſt das Kennzeichen, an dem wir beides von einander ſcheiden und das Gotteswort zu erkennen vermögen, damit es Frucht bringe für unſer inneres Leben, für unſern religiöſen Fortſchritt? Auf dieſe Frage antwortet die Bibel ſelbſt. „Alle Schrift von Gott eingegeben, ſagt ſie (2. Tim. 3, 16), iſt nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit, daß ein Menſch Gottes ſei vollkommen, zu allem guten Werke geſchickt.“ Da haben wir alſo das Kennzeichen für dasjenige, was von Gott ſtammt, was Offenbarung oder Wort Gottes genannt zu werden verdient. Es iſt alles dasjenige, was für unſern inwendigen Menſchen heilſam, was zur religiöſen Erbauung, d. h. zur Regelung unſeres Wandels, zur Ausbildung unſeres Charakters, zur Veredelung unſerer Empfindungen und Neigungen, zur Kräftigung unſeres ſittlichen Willens dient. „Alles, was in uns aufgenommen unſern inneren Menſchen göttlich reinigt und belebt, das und nur das iſt Gottes Wort“*) oder Evangelium. „Denn Gottes Wort zeigt uns, was gut und böſe iſt, was Tugend und Laſter, Sünde und Heiligkeit, Gottſeligkeit und Gottloſigkeit iſt; es giebt die Charaktereigenſchaften an, die zur höchſten Entwickelung des menſchlichen Weſens erforderlich ſind. Es lehrt uns die göttliche Natur kennen, ſoweit als Menſchen ſie durch menſchliche Erfahrung verſtehen können. Es lehrt uns die Beweggründe zum rechtſchaffenen Leben, wie ſie aus zwei Welten entſpringen. Es enthält die

*) J. Nitzſch.

Mittel zur Heilung bei sittlicher Verirrung. Es thut uns die Beziehungen kund, welche zwischen der menschlichen Seele und dem göttlichen Geiste bestehen. Es läßt uns die Heiligkeit Gottes erkennen, welche der Maßstab ist für die Beurtheilung jedes menschlichen Charakters und jedes menschlichen Gemeinwesens. Kurz, die Bibel ist ein Lehrbuch in Bezug auf das Leben und die Bestimmung des Menschen. Es beschränkt sich selbst auf Gesinnung und Wandel. Niemand wird irren, der die Bibel ehrlich anwendet um sein inneres Leben nach ihr zu richten und einen Führer für seinen Wandel an ihr zu haben. Wünscht jemand die edelsten Eigenschaften der Seele kennen zu lernen, so lese er die Seligpreisungen. Will er das erhabenste Ideal für das tägliche Leben vor Augen haben, so nehme er die Bergpredigt zur Hand. Will er das Herz Gottes kennen lernen, so schaue er Jesum Christum an. Will er die Todesfurcht überwinden, so höre er den Apostel, wie er am Rande des Grabes einen erhabenen Siegespsalmen anstimmt, den er aus seinem Herzen und aus dem Herzen aller derer, welche das königliche Gebot der Liebe gelernt haben, erschallen läßt. Wenn in der Bibel kein anderes Wort stände als dieses: „die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung", so verdiente sie schon aus diesem Grunde über alle anderen Bücher gestellt zu werden, weil sie der Welt die centralste und großartigste Wahrheit über das menschliche Leben enthüllt hat. Die Hoheit der Liebe, sowohl der göttlichen als der menschlichen, als höchster Philosophie des Universums jetzt und in Ewigkeit, ist eine Entdeckung auf dem Gebiete des sittlichen Daseins, welche die Entdeckung Newtons an Bedeutung um ebenso viel überragt, als die lebendige Seele an Bedeutnng dem unorganischen Stoffe des Erdballes überlegen ist."*)

Wer diese Wahrheit erkannt hat, der wird nie bei irgend einem Worte der Bibel in Zweifel sein, ob er Offenbarung und Wort Gottes, oder ob er nur Menschenwort vor sich habe. Alles, was Offenbarung Gottes an das Menschenherz ist, bezeugt sich jedem Herzen durch sich selbst, durch die Kraft und Macht des göttlichen Geistes, der in ihm liegt. Selbst die Widerstrebenden

*) Bunsen.

und Gottlosen müssen sich unwillkürlich davor beugen, und auch wenn sie es verwerfen, können sie nicht läugnen, daß es wenigstens an sich gut und göttlich ist. Alles dies aber, was den Charakter des Göttlichen an sich trägt und zur Besserung, zum Trost und zum Frieden für uns dient, ist in der Bibel so klar wie nur irgend möglich und so eindringlich wie sonst nirgends enthalten. Nehmen wir z. B. den Ausspruch Jesu, daß wir unsern Nächsten lieben sollen wie uns selbst, daß wir nicht siebenmal, sondern siebenzig mal sieben mal vergeben sollen, oder den andern, daß die Barmherzigen selig sind, oder das Wort von der Sünderliebe Gottes auch gegen die verlornen Kinder — das sind alles göttliche Wahrheiten, die keines andern Beweises bedürfen, als daß man sie ausspricht, und welche ganz allmählich, aber sicher die Gesinnung auch derer umgestalten, die ihnen ursprünglich widerstreben. Jeder fühlt und weiß: es sind Worte Gottes an die Menschheit, und wenn wir ihnen nachkommen und unser Leben danach richten, werden wir weiser, heiliger, besser werden. Dagegen nehme man solche Stellen, wie wir sie oben angeführt haben, jene Rachegedanken der Psalmen oder die Vielweiberei der Patriarchen oder die grausame Behandlung ganzer Städte und Völkerschaften durch die Juden, — wer dergleichen aus der Bibel als Wort Gottes geltend machen und danach handeln wollte, der würde offenbar sich selbst betrügen, sein Gewissen würde ihm bezeugen, daß er dabei nicht besser, sondern schlechter wird, er würde Menschenwort an Stelle des göttlichen Wortes gesetzt und die Offenbarung Gottes gefälscht haben.

So gilt denn allerdings beim Lesen der Bibel eine gewisse Selbstthätigkeit und Arbeit. Ohne alle Mühe und Sorgfalt, ungeprüft und unbesehen fällt auch das Göttliche dem Menschen nicht in den Schoß. Vor die Tugend, sagten die Alten, haben die Götter den Schweiß gesetzt. So verlangt auch die heilige Schrift unsern Fleiß, wenn sie uns etwas helfen und nützen soll. Sie gleicht einem mächtigen Bergwerk mit vielen Gängen, Stollen und Gruben voller Gold, Silber und Edelstein. Wer das haben und zu Tage fördern will, darf die Mühe nicht scheuen; wer nur

meint so eben zugreifen und nehmen zu dürfen, was auf der Oberfläche liegt, der wird die Schätze niemals erlangen. Es gilt ferner beim Lesen der Bibel zu unterscheiden zwischen Buchstaben und Geist. Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Nur wer den göttlichen Geist in diesem Buche sucht, wird Gottes Offenbarung darin spüren, wer am Buchstaben klebt, wird unter dem Joch des Buchstabens seufzen und zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes niemals hindurchdringen. Manche sagen: „Man muß die Bibel genau so nehmen, wie sie lautet, man muß sie wörtlich verstehen." Das ist absurd. Christus sagt: „Wer an mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." — Soll ich das wörtlich nehmen? „Nein, es ist ein Bild." Sehr wohl, aber wie soll ich bestimmen, was ein Bild ist und was nicht? „Wir müssen über die Bibel nachdenken, es geht nicht anders. Sie ist so voll von Poesie — und habe ich ein Recht, die poetischen Ausdrücke aufzufassen wie wissenschaftliche Definitionen? Ich verfälsche die biblische Urkunde, wenn ich es thue. Es giebt kein Buch, welches so viel Nachdenken erfordert, und welches das Nachdenken so sehr rechtfertigt, wie die Bibel."*) Traut nun Jemand dem Menschen im Allgemeinen oder einem Volke im Besondern nicht so viel Fähigkeit, Forschungsgeist und Unterscheidungskraft zu, daß Göttliches und Menschliches in der Bibel von ihm richtig aufgefaßt und recht unterschieden werde, so wird er sagen: „Die Bibel ist nicht für Jedermann, sie bedarf, um recht verstanden zu werden, einer großen Geisteskraft und mannichfacher Kenntnisse. Beides fehlt der großen Masse der Menschen, also bleibe die Bibel für die Gelehrten und die Kundigen." Auf diesem Standpunkte steht die katholische Kirche, welche daher ganz folgerichtig dem Volke (den Laien) das Bibellesen verbietet. Die Reformation dagegen hat von Anfang an den Glauben an die Fähigkeit aller Christen Gotteswort und Menschenwort zu unterscheiden vertheidigt. Luther sagt: „Die Macht zu urtheilen, was Evangelium sei, haben alle Christen." Und das ist das einzig Richtige. Nicht auf die gelehrten Untersuchungen über Ursprung und Aechtheit

*) Bunsen.

und Zeitverhältnisse der biblischen Bücher kommt es in erster Linie an, sondern darauf, daß die Heilkraft der Bibel zur Erlösung und Beseligung des inwendigen Menschen, daß das Wort Gottes und das Evangelium in ihr fruchtbar gemacht werde für Alle und benutzt werden könne von Jedem, daß die Bibel allem Volke ohne Ausnahme helfe „zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit und zur Vollkommenheit in jedem guten Werk." Das ist ihr Zweck und ihre Bestimmung. Man müßte an der Menschheit selbst verzweifeln, wenn man meinen wollte, diese Bestimmung und dieser Zweck der Bibel seien unerreichbar ohne priesterliche Vermittelung. Darum wird der Protestantismus Recht behalten mit seinem Bibellesen und seiner Bibelverbreitung, mit seiner Bibelkenntniß und seinem Bibelglauben, und das Wort des Herrn Christus wird sich immer neu bewähren und immer wieder uns mahnen: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darinnen, und sie ist es, die von mir zeuget."

## 6. Die Entstehung der Bibel.

Religiöse Sagen und mündliche Ueberlieferungen im alten Testament. Das Gesetz und die Propheten 450 v. Chr. Die ersten Bücher des neuen Testamentes waren die Briefe des Paulus. Mündliche Ueberlieferungen aufgezeichnet in den Evangelien. Der Kanon um 370 abgeschlossen.

In der Bibel, sagten wir oben, ist Göttliches und Menschliches neben einander, sie enthält Gottes Wort an die Menschheit, aber ein Wort, das hindurchgegangen ist durch den Geist des Menschen. Die Propheten und die biblischen Schriftsteller waren also freilich gottbegeisterte, religiöse Menschen, aber sie waren zugleich befangen in den Schranken und Anschauungen ihrer Zeit, sie schrieben wie alle Menschen schreiben, und haben auch in ihren Schriften neben jenen hohen Offenbarungen des göttlichen Geistes oftmals die Spuren ihrer menschlichen Beschränktheit und Schwäche hinterlassen. Ueberdies erstreckt sich die Entstehung der biblischen Bücher auf einen Zeitraum von

vielen Jahrhunderten und die Bibel ist also, wissenschaftlich betrachtet, ein Buch oder eigentlich eine Sammlung von Büchern mit einer ziemlich umfangreichen Entstehungsgeschichte. Diese Geschichte des Bibelbuches wenigstens im Allgemeinen zu kennen, die Zeit und die Art der Entstehung der einzelnen Schriften zu wissen, gehört nach allen großartigen Forschungen und Entdeckungen der neueren Bibelkritik nothwendig zum richtigen Verständniß des Christenthums und sollte billig ein allgemeiner Besitz aller denkenden Menschen unter uns werden. Wir wollen das Wichtigste aus dieser Geschichte der Bibel hier hervorheben.

„Die Bibel ist nicht das Werk eines Einzigen, auch nicht das Werk einer einzigen Zeit. Die religiöse Entwicklung langer zum Theil sehr verschiedener Zeiten spiegelt sich darin ab. Ihre ersten Anfänge müssen wir in einer Zeit suchen, wo die Menschen noch nicht die Kunst besaßen, ihre Gedanken und Erlebnisse schriftlich auf die Nachwelt fortzupflanzen, sondern allein auf die mündliche Mittheilung angewiesen waren. Bei allen Völkern sind die Ursprünge der Geschichte mündliche Ueberlieferung, und zwar von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit. In den ältesten Zeiten hat die Menschheit in anderen Formen gedacht und geredet, als es heutzutage geschieht. Da pflegte sie die Ergebnisse ihres Nachdenkens und ihrer Erfahrungen in die Form von Geschichte zu kleiden, und wiederum die Geschichte zum Ausdruck von Gedanken zu machen. Und in dieser Gestalt, in dieser wunderbaren Vereinigung von Dichtung und Wirklichkeit, d. i. als Sagen, pflanzten sich dieselben mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fort, wobei sie von Zeit zu Zeit noch mit neuen Zügen bereichert wurden. So geschah es bei allen alten Völkern, so geschah es auch bei den Hebräern. Der einzige Unterschied war der, daß die Sagen bei den Hebräern wegen der reineren Vorstellung, die sie von Gott hatten, einen entsprechend tieferen Gedankeninhalt besaßen. Uralte Ueberlieferungen, in denen sich die Gedanken der Väter über Gott und Welt, die Schöpfung, den Ursprung des Bösen und dergleichen aussprachen, ehrwürdige Sagen von den Stammvätern aus grauer Vorzeit, in welchen das Volk sich selbst ehrte, wurden als ein theures, unveräußerliches Eigenthum

angesehen und Jahrhunderte lang, in Zeiten, die für uns ganz in Dunkel gehüllt sind, von Mund zu Mund fortgepflanzt."*) Die ersten Anfänge der Schreibkunst aber werden von der jüdischen Ueberlieferung selbst dem Moses (um 1500 v. Chr.) zugeschrieben, und es mag immerhin sein, daß einzelne Gesetze und Abschnitte wirklich schon von ihm selbst aufgezeichnet worden sind, die fünf Bücher jedoch, welche seinen Namen tragen, stammen unzweifelhaft in ihrer jetzigen Gestalt aus einer viel späteren Zeit. Sagen und Liederdichtung gab es freilich schon lange in Israel und manche dieser uralten mündlich überlieferten Lieder oder Geschichten sind eben auch in den Text der biblischen Bücher mitaufgenommen, so z. B. das Lied der Deborah aus der Richterzeit (Richt. 5, 1) und die Fabel Jothams vom Dornstrauch und den Bäumen (Richter 9, 8), aber erst seit Samuel (um 1100 v. Chr.), welcher eigene Schulen für die Propheten einrichtete, beginnt die Blüthe hebräischer Dichtkunst und Schriftstellerei. Die alten mündlichen Ueberlieferungen wurden aufgezeichnet und in Schriften verwandelt, die letzteren mitunter wieder überarbeitet und umgeschmolzen. So sind z. B. die 4 ersten Bücher Mosis ersichtlich und nachweisbar aus zwei oder drei Grundschriften durch Ueberarbeitung entstanden (wahrscheinlich zur Zeit des Salomo um d. J. 1000, nach andern 100—200 Jahre später), das fünfte Buch aber gehört sogar erst der Zeit des Königs Josias (um 630) an. In ähnlicher Weise wie die vier ersten Bücher Mosis, ist auch das Buch Josua verfaßt worden. Die Heldenzeit der Richter sodann, „da kein König in Israel war, und jeder that, was ihm Recht däuchte", wurde, wie sie in einzelnen Zügen im Munde des Volkes fortlebte, in der salomonischen Zeit beschrieben, indem man die Ereignisse an die hervorragenden Persönlichkeiten der zwölf Richter anknüpfte, und alle Volkserzählungen darüber sammelte. Sie sind in ihrer ganzen poetischen Anschaulichkeit und Frische, in ihrer volksthümlichen Ursprünglichkeit voller Leben und Wahrheit aufgezeichnet. Aus dieser Sammlung alter Heldensagen entstand dann wiederum sehr viel später (wahrscheinlich erst zur Zeit des baby-

*) Hönig.

lonischen Exils) das jetzige Buch der Richter. Der ursprüngliche Charakter der Volkssagen ist in demselben noch ziemlich deutlich erkennbar, aber der Ueberarbeiter hat das Ganze unter den theokratischen Gesichtspunkt der späteren Zeit gestellt und die priesterlich-prophetische Anschauung hineingetragen, nach welcher jeder Abfall von Gott für das Volk die Ursache alles Elendes und Leides geworden ist.

Von den jüdischen Königen wird uns berichtet, daß sie sich Geschichtsschreiber gehalten hätten, welche Jahrbücher über alle wichtigen Ereignisse ihrer Regierung zu führen hatten (2. Sam. 8, 16. 1. Kön. 4, 3). Außer diesen Jahrbüchern gab es biographische Geschichten aus dem Leben bedeutender Männer, wie z. B. das Buch Ruth eine solche Geschichte aus dem Hause und über die Ahnen des David ist. Aehnliche Aufzeichnungen waren auch aus dem Leben eines Samuel, Nathan, Elia und Elisa vorhanden. Aus allen diesen Bruchstücken gingen einige Jahrzehnte nach der Spaltung des Reiches (980) ein großes Geschichtswerk hervor, das Buch der Könige genannt, welches uns aber ebenfalls nur in einer priesterlichen Ueberarbeitung aus der Mitte des 6ten Jahrhunderts überliefert ist. In dieser jüngeren Gestalt erscheint es in unsrer jetzigen Bibel unter dem Titel der zwei Bücher Samuelis und zwei Bücher der Könige. Aus derselben älteren Quelle hat dann abermals später, erst nach dem Exil, ein untergeordneter Levit geschöpft, welcher die Bücher der Chronika zusammenstellte und in seinen Ausführungen aus dem angeführten Grunde oft wörtlich mit den Büchern der Könige übereinstimmt. Derselbe Verfasser scheint auch nach eigenhändigen Aufzeichnungen Esra's, des Priesters, und Nehemia's, des Landpflegers, die beiden Bücher verfaßt zu haben, welche die Namen dieser beiden Wiederhersteller des Judenthums nach dem Exil tragen. — Das sind die geschichtlichen Bücher des alten Testamentes, zu denen noch eine sehr wenig religiöse Erzählung aus dem Exil selbst, das Buch Esther, hinzukommt, in welchem den aus der Verbannung heimgekehrten Israeliten das Purimfest empfohlen und zu diesem Zweck eine Palastgeschichte vom Hofe des Perserkönigs aus der Zeit des Exils mitgetheilt wird.

Mit den prophetischen Büchern des alten Testamentes verhält es sich etwas anders als mit den geschichtlichen. Die meisten von ihnen sind wirklich Schriften der Männer, deren Namen sie tragen. Sie sind aber in der Bibel nicht nach der Zeitfolge und dem Zeitalter ihrer Verfasser, sondern im Wesentlichen nach ihrem größeren oder geringeren Umfang geordnet, so daß die an Umfang großen Propheten vorangehen, die 12 an Umfang kleinen folgen. Suchen wir die Reihenfolge der Zeit nach festzustellen, so ergiebt sich etwa Folgendes: Von den ältesten Propheten, wie Nathan, Elia und Elisa, sind keine Schriften aufbewahrt, unter den im alten Testament auf uns gekommenen aber ist Joel wahrscheinlich der älteste und etwa um 850 v. Chr. zu setzen. Fünfzig Jahre später unter Jerobeam II. hat Amos, ein Hirte und Gartenbauer von Thekoa geweissagt, darauf nach Jerobeams II. Tode, zur Zeit vollkommenster Anarchie in Israel, Hosea, etwa um 780, um 750 der ältere Sacharja, dessen Prophetensprüche mit denen eines jüngeren Propheten gleiches Namens nach dem Exil zusammengeworfen sind, und um 700 Nahum. Jesaja wirkte im Reiche Juda etwa von 750—700 v. Chr., das prophetische Buch aber, das seinen Namen trägt, enthält nicht bloß Reden von ihm selber, sondern ist eine Art Sammelwerk aus verschiedenen Zeiten, die letzten Kapitel (40—66) stammen sogar aus der Zeit des Exils und enthalten die Trostschrift eines in der Verbannung weilenden Judäers an sein Volk. — Micha ist ein jüngerer Zeitgenosse des Jesaja, Zephanja und Habakuk können etwa in die Zeit um 620 gesetzt werden, und Jeremia wirkte vor, während und nach der Zeit der Zerstörung des Reiches Juda durch die Babylonier, also um 580. Bald nach dem Fall Jerusalems hat Obadja seine kurze Prophetenrede gehalten, Hesekiel aber lebte selbst unter den Verbannten an den Wasserbächen Babylons. Endlich in die Periode nach der Rückkehr aus dem Exil fallen die drei Propheten Haggai, Sacharja (um 520) und Maleachi (um 400) sowie das Buch Jona und die angeblichen Weissagungen des Daniel, welche letzteren sogar schon der makkabäischen Zeit, jedenfalls dem zweiten Jahrhundert v. Chr. angehören.

Diese kurzgefaßte geschichtliche Uebersicht giebt nun allerdings nicht die geringste Vorstellung von der großartigen Gedankenfülle und von der Tiefe religiöser Anschauung, welche in den angeführten Schriften niedergelegt ist, noch weniger läßt sie die reichgegliederte Manchfaltigkeit von Gaben und individuellen Vorzügen ahnen, die in diesem Zweige der hebräischen Literatur so charakteristisch die einzelnen Schriftsteller auszeichnet und gegen einander unterscheidet, aber man wird doch aus der langen Zeitreihe, in welche diese Schriften fallen, unschwer den Schluß ziehen, daß sie aus den verschiedensten geschichtlichen Veranlassungen entstanden sind, und daß folglich auch zu ihrem wirklichen Verständniß eine ziemlich genaue Kenntniß der Zeitumstände gehört, unter denen sie geschrieben wurden. Ohne solche Kenntniß bleiben die Propheten dem Leser zum größten Theil unverständlich und dunkel, wenn auch aus vielen ihrer bekanntesten Aussprüche ein allgemeiner, überall anwendbarer religiöser Sinn hervorleuchtet. Wer aber in Wahrheit die ganze Kraft und Schönheit, die hinreißende Gewalt, den drohenden Ernst und die trostreiche, freundlich aufrichtende Milde der Prophetensprüche erkennen und verstehen will, der muß ihre Reden in einer richtigen Uebersetzung und mit geschichtlichen Anmerkungen lesen. Dann erst wird sich ihm ein anschauliches Bild von der umfassenden, aufopferungsvollen und wirkungsreichen Arbeit dieser ernsten Zeugen des reinen Gottesglaubens in dunkler Zeit ergeben. Der religiöse Geist der alttestamentlichen Propheten gehört unzweifelhaft zu dem Höchsten, was die Bibel enthält, und bleibt für alle Zeiten ein unvergängliches Denkmal derer, die ihn oft mit Aufopferung ihres Lebens, fast immer aber unter Feindschaft und Verfolgung der Gleichgültigen und der Spötter gepflegt und verkündet haben.

Einen ähnlichen Rang in Hinsicht auf inneren Werth und religiöse Bedeutung nehmen unter den lyrischen Büchern des a. T. die Psalmen ein. Hervorgegangen aus dem Volksgesang einer früheren Zeit, wie derselbe sich an geschichtliche Erinnerungen und Sagen anknüpfte und in Israel naturgemäß einen religiösen Charakter annahm, sind die Psalmen doch schon entschieden eine

förmliche Kunstdichtung und reichen in ihren ältesten Bestandtheilen bis zu David selbst hinauf, in ihren jüngsten wahrscheinlich bis in die makkabäische Zeit hinab. Nur bei wenigen läßt sich mit Sicherheit die Veranlassung angeben, auf welche sie gedichtet sind, die meisten zeigen sich als religiöse Gesänge zu gottesdienstlichem Gebrauch bestimmt. Grade in diesem allgemeineren Charakter derselben aber liegt es auch, daß sie für jeden Leser leicht verständlich sind und im höchsten Maße erbaulich wirken. Der Geist der Psalmen und Propheten zusammengenommen, das ist in Wahrheit der Höhepunkt des alttestamentlichen Glaubenslebens.

Die Spruchsammlung, welche den Namen des weisen Königs Salomo trägt, mag manchen alten Spruch aus der Zeit dieses Königs aufgenommen und aufbewahrt haben, stammt aber selbst jedenfalls aus späterer Zeit, und das Letztere gilt auch von dem sogen. Prediger Salomo, dessen trostlose Lebensanschauung auf eine glaubensarme und auch äußerlich zerrissene und hartbedrängte Zeit deutet. Ueber die Zeit, welcher das Hohelied angehört, schwanken die Gelehrten sehr, einige rücken es bis in die nachexilische Zeit hinab, andere bis 800 v. Chr. hinauf. Das Lehrgedicht Hiob behandelt zum Zweck einer Rechtfertigung der göttlichen Weltregierung den Stoff einer alten Volkssage in kunstmäßiger Form und scheint mit seinen Vorstellungen vom Satan schon in die persische Zeit zu gehören, also während des Exils oder nach demselben verfaßt zu sein.

Die Sammlung aller dieser Bücher zu einem Kanon (d. h. eigentlich einer Richtschnur oder Norm für das Leben) ist so vor sich gegangen, daß man zuerst und zwar zur Zeit des Esra, also um 450 v. Chr., die fünf Bücher Mosis als Thora, d. i. Gesetz, zusammenbrachte, dieselben dem Volke vorlas und die darin enthaltenen Satzungen feierlich beschwören ließ. Darauf sammelte man die Reste alter Geschichtsbücher und prophetischer Reden und fügte sie unter dem Namen: „Die Propheten" dem Kanon hinzu. Es waren die Bücher: Josua, Richter, Samuel, Könige und die Schriften der drei großen und zwölf kleinen Propheten. „Gesetz und Propheten" wurde seitdem eine stehende Bezeichnung

für das alte Testament überhaupt, die wir auch aus dem Munde Christi hören (Matth. 22, 40, Luc. 16, 16). Zuletzt und ziemlich spät erst fügte man die übrigen Bücher (Ruth, Psalmen, Hiob, Sprüche, Prediger, Hoheslied, Klagelieder, Daniel, Esther, Esra, Chronik) unter dem Namen „Schriften" (nämlich heilige) hinzu. Diese letzte Sammlung wurde etwa um 150 v. Chr. vollendet und der Kanon damit abgeschlossen. In den hebräischen Bibeln werden denn auch sämmtliche Bücher des alten Testaments in dieser historisch entstandenen Reihenfolge aufgeführt, während Luther bekanntlich eine Umstellung nach dem Inhalt vorgenommen hat. Was nach Abschluß des Kanons an jüdischen Schriftwerken entstand, das erhielt nicht mehr das Ansehen heiliger Schrift, wurde aber als apokryphische, d. h. verborgene (wohl so viel wie dunklen Ursprungs) Literatur bekannt und von der katholischen Kirche dem alten Testamente gleich gestellt. Unter diesen apokryphischen Büchern haben dasjenige des Jesus Sirach als Spruchweisheit und das erste Makkabäerbuch als Geschichtsquelle einen hervorragenden Werth.

Es wird jedem einigermaßen mit den Schwierigkeiten historischer Forschung bekannten Leser begreiflich sein, daß bei Schriftwerken, deren Ursprung Tausende von Jahren vor unserer Zeit liegt, eine unbedingte, bis ins Kleinste gehende Sicherheit über Zeit und Ort ihrer Entstehung nur selten zu erreichen ist, und daß man sich häufig mit Wahrscheinlichkeiten begnügen muß, wo man gern Gewißheit hätte. Aber im Allgemeinen und in großen Zügen hat doch die Bibelkritik die Entstehung der alttestamentlichen Bücher unzweifelhaft richtig herausgefunden, und das Resultat, das als ein Triumph menschlichen Fleißes und Forschergeistes betrachtet werden muß, genügt auch, um uns einen Einblick in die Eigenthümlichkeiten dieser Literatur zu gewähren. Wer sich über die Einzelheiten weiter zu orientiren wünscht, den müssen wir freilich an andere Schriften verweisen (z. B. Geschichte des Volkes Israel von Weber und Holtzmann), da es uns hier nur um eine kurze Uebersicht zu thun sein kann.

Auf dem Gebiete des neuen Testamentes gewinnt die Untersuchung erklärlicher Weise noch an Interesse, aber auch die Er-

gebnisse werden sicherer, und gewisse Resultate der neutestamentlichen Kritik werden nie mehr umgestoßen werden, so viel auch eine beschränkte, buchstabengläubige und unwissenschaftliche Art von Theologie sich darüber ereifern und dagegen streiten mag. — Die Reihenfolge, welche die biblischen Bücher im neuen Testament einnehmen, ist nach ihrem Inhalt, nicht nach der Zeit ihrer Entstehung, geordnet. An der Spitze stehen fünf geschichtliche Bücher, nämlich die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, dann folgen die paulinischen und die übrigen Briefe, zum Schluß steht die Offenbarung Johannis als einziges prophetisches Buch des neuen Testaments. Will man aber die Entstehung dieser Bücher geschichtlich begreifen, so muß man auch hier vor allem die Frage untersuchen, aus welcher Zeit und von welchem Verfasser ein jedes stammt, und über diese Frage eben hat die neuere wissenschaftliche Theologie ein überraschendes Licht verbreitet. Wir fassen das Wesentlichste und Wissenswertheste hierüber in Folgendem zusammen:

„Das Christenthum fing nicht mit schriftstellerischer Thätigkeit an. Jesus hat nichts geschrieben, er hat gepredigt, noch mehr er hat gelebt, und durch das, was er war, das Feuer eines neuen Lebens in den Herzen der Seinen angezündet. Und hier hat es fortgebrannt, und in der Welt um sich gegriffen. Es war eine neue Begeisterung, ein seliger Glaube, eine Alles überwältigende Liebe; von Mund zu Mund ging die frohe Botschaft, von Herz zu Herzen theilte sich der neu erwachte Geist mit. Das war nicht die Stimmung, um Bücher zu schreiben. Wozu auch? Erwartete man doch die baldige Wiederkunft Christi und das Ende des gegenwärtigen Weltlaufs, und sah sich zunächst nicht veranlaßt, für die Nachwelt zu sorgen. So hat man in den ersten Jahrzehnten des jungen Christenthums nicht an's Schreiben gedacht. Die ersten Anfänge eines geschriebenen neuen Testaments waren die Briefe des Paulus. Es waren Gelegenheitsschriften, die in der Weise zu Stande gekommen sind, wie überhaupt Briefe geschrieben werden. Der Apostel hatte das Bedürfniß, aus der Ferne seinen Gemeinden, die ihm nicht aus dem Sinne kamen, seine Gedanken mitzutheilen und sein Herz auszuschütten. Er

hörte von Streitigkeiten, die in Corinth ausgebrochen waren, er bekam einen Brief, worin ihm diese Gemeinde selbst über verschiedene Streitpunkte Fragen vorlegte; er antwortete sogleich, und schrieb der Gemeinde, was er ihr lieber mündlich gesagt hätte, und so entstand der erste Brief an die Corinther. Auf einer Reise erhielt er die Nachricht, daß in Corinth die Dinge sehr bedenklich ständen, und ein Abfall der Gemeinde von ihm zu befürchten sei; er war außer sich vor Bekümmerniß, er nahm sich vor, sobald als möglich nach Corinth zu reisen, aber weil ihm die Zeit zu lang schien, sandte er einen Brief voraus, in dem seine ganze heftige Gemüthsbewegung, sein von Schmerz, Sorge und Liebe überwallendes Herz zum Ausdruck kommt: das ist der zweite Brief an die Corinther. Als er nach Rom reisen wollte, lag ihm daran, der römischen Gemeinde vorher sich bekannt zu machen, sich gleichsam bei ihr anzumelden, und darum schrieb er ihr einen Brief, in welchem er seine ganze Theologie im Zusammenhang darstellt: das ist der Brief an die Römer. In ähnlicher Weise sind auch die andern Briefe entstanden." *)

Unter den sämmtlichen Briefen des Paulus ist der erste an die Thessalonicher unstreitig der frühste (um d. J. 53), bald darauf sind die an die Corinther, Römer und Galater geschrieben worden, und diese letztgenannten vier sind bisher auch von der schärfsten kritischen Untersuchung ihren Hauptbestandtheilen nach als paulinischen Ursprungs anerkannt worden. Damit ist aber ein fester und zuverlässiger historischer Boden gegeben, von welchem aus man auch über die meisten andern Bücher des neuen Testamentes ein Urtheil gewinnt. Aus diesen Briefen nämlich geht vor allen Dingen hervor, daß es zur Zeit des Paulus unter den Christen eine Partei gab, die ihn für einen falschen Apostel erklärte, weil er die Heiden in das Christenthum aufnahm, ohne sie zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes zu verpflichten, und daß diese Partei (man nennt sie die judenchristliche) sich auf die älteren Apostel berief und von Petrus wirklich zeit-

*) Hönig.

weise unterstützt wurde (Gal. 2, 14). Vom Dasein dieses Gegensatzes haben wir auch noch andere Spuren in der Kirchengeschichte, er ist aber später ausgeglichen worden, und das konnte um so leichter geschehen, nachdem i. J. 70 der jüdische Staat und Tempel zerstört, also die Beobachtung des mosaischen Gesetzes überhaupt unmöglich gemacht war. Es ist also für die Zeitbestimmung der neutestamentlichen Schriften von Wichtigkeit, wenn man sieht, daß in denselben die welterschütternde Katastrophe von Jerusalem noch gar keinen Schatten wirft, oder wenn umgekehrt jener Gegensatz zwischen Juden- und Heidenchristen schon überwunden erscheint, und dafür andere Streitfragen behandelt werden, welche (wie die gnostischen) einer weit späteren Zeit angehören. Nach solchen und ähnlichen Anhaltspunkten kann man denn die Bücher des neuen Testaments in solche theilen, welche entschieden vor dem Jahre 70 verfaßt sind, ferner in solche, welche um dieses Jahr oder bald danach geschrieben wurden, und endlich folgen diejenigen, die einer nachapostolischen Zeit, also etwa dem Ende des ersten und Anfang des zweiten Jahrhunderts angehören. Die ächten Briefe des Paulus, der schon 64 starb, gehören zur ersten Klasse. Außer dem Galater-, dem Römer- und den Corintherbriefen sind wahrscheinlich auch der erste Thessalonicher-, der Philipperbrief und der an Philemon ächt, mehr Zweifel bestehen über den Epheser-, Kolosser- und zweiten Thessalonicherbrief, und ziemlich allgemein für unächt gelten der Kritik die drei Briefe an Timotheus und Titus. Der Hebräerbrief ist unzweifelhaft nicht von Paulus, sondern von einem seiner Schüler verfaßt.

Von den sieben sogenannten katholischen d. h. allgemeinen, nämlich nicht an bestimmte Empfänger gerichteten Briefen des neuen Testaments scheint der Jakobusbrief ein antipaulinisches Produkt der älteren Zeit zu sein, die Briefe des Petrus und Judas sind späteren Ursprungs, die drei Johanneischen gehören der Zeit des gleichnamigen Evangeliums an, worüber sogleich weiteres gesagt wird. Dagegen stammt die Offenbarung Johannis entschieden aus judenchristlichen Kreisen vor der Zerstörung Jerusalems.

Die Entstehung des Evangeliums Johannis fällt in die späteste Zeit der neutestamentlichen Literatur, die des Lukasevangeliums und der Apostelgeschichte wenig früher. In diesen drei Schriften spiegelt sich schon die Zeit, da die Kirche den judenchristlichen Gegensatz vollständig überwunden und andere Aufgaben zu lösen hatte. Das Johannesevangelium ist die freieste und geistvollste Bearbeitung des über das Leben Jesu überlieferten Stoffes, ein Buch, dem es weit weniger auf Ermittelung der geschichtlichen Thatsachen als auf eine philosophische Construktion des Christenthumes und der christlichen Idealwelt ankommt, und in welchem das Bild des Menschensohnes vom See Gennezareth schon verklärt erscheint durch den Nimbus einer übermenschlichen, halbgöttlichen Herrlichkeit. Die Apostelgeschichte dagegen und das Lukasevangelium halten sich treuer an die Traditionen der älteren Zeit, wiewohl gerade das erstere dieser beiden Bücher von bedeutenden Kritikern als eine Tendenzschrift zur völligen Aussöhnung zwischen Juden- und Heidenchristenthum betrachtet wird. Ueber die beiden unzweifelhaft ältesten Evangelien, des Matthäus und des Markus, aber müssen wir uns etwas ausführlicher aussprechen.

Aus den ächten Briefen des Paulus, sowie überhaupt aus den früheſten Urkunden des Christenthums sehen wir, daß man in der ältesten christlichen Kirche eine baldige Wiederkunft Christi und den Eintritt des Weltgerichtes erwartete, und daß man in Folge dieser Erwartung im Allgemeinen gespannter auf die Zeichen der Zukunft als auf die Geschichte der jüngsten Vergangenheit achtete. Aus dem Leben Christi waren indessen einzelne Züge und Worte, vor allen jene kurzen, kräftigen, volksthümlichen Sprüche und Gleichnisse des Herrn, dem Gedächtniß der Augen- und Ohrenzeugen tief eingeprägt. Man erzählte sie weiter von Mund zu Mund, man fügte hier und da eine Geschichte aus dem Leben Jesu hinzu, und je größer die Christengemeinde wurde, desto weiter verbreiteten sich auch diese mündlichen Ueberlieferungen. Allmählich entstand auch das Interesse dieselben schriftlich zu fixiren, und es wird durch einen der ältesten Kirchenväter berichtet, daß Matthäus eine solche Aufzeichnung von „Reden

des Herrn" gemacht habe. Vergleicht man damit den Text unseres Matthäusevangeliums, so sieht man leicht, daß in diesem wirklich große in die Geschichte gleichsam eingesprengte Redestücke sich finden, die oft deutlich nur eine Zusammenstellung solcher Worte sind, welche Jesus nach den andern Evangelisten bei verschiedenen Veranlassungen gesprochen hat. Man vermuthet also wohl mit Recht, daß das jetzige Matthäusevangelium eine Ueberarbeitung jener Reden ist, die der Apostel zusammengestellt hat. Außerdem scheint der Verfasser noch andere schriftliche Aufzeichnungen benutzt zu haben, und dieser Umstand erklärt es auch, warum die drei ersten Evangelien so oft wörtlich übereinstimmen und dann doch wieder in vielen Punkten von einander abweichen. Sie sind eben der Niederschlag einer gemeinsamen alten Ueberlieferung, die aber nach lokalen und zeitlichen Umständen verschieden gefärbt erscheint. Ob Matthäus oder Markus das ältere Buch sei, darüber streiten die Gelehrten noch. Jedenfalls aber haben wir — und das ist sehr wichtig zu constatiren — in den drei ersten Evangelien eine im Ganzen und Großen glaubwürdige und treue Ueberlieferung vom Leben Jesu überkommen, bei welcher man allerdings in Einzelheiten Kritik üben und den Ursprung aus mündlicher Tradition berücksichtigen muß. Die Entstehung des Matthäus und Markusevangeliums setzt man gewöhnlich 35 — 40 Jahre nach dem Tode Christi.

Daß die Kirche bei der Sammlung dieser Bücher längere Zeit geschwankt hat, welche sie in den Kanon des neuen Testaments aufnehmen solle und welche nicht, darüber haben wir allerdings noch mannichfache Nachrichten, aber andrerseits steht auch fest, daß man im Ganzen doch einen richtigen Takt bewies und die meisten Bücher ausschloß, welche das Gepräge der willkürlichen Erdichtung und Erfindung deutlich an der Stirne trugen. So gab es z. B. in den ersten Jahrhunderten noch gegen dreißig andere Evangelien und Geschichtsbücher, von denen manche uns erhalten sind. Sie wurden neben den vier kanonischen Evangelien in der ersten Christenheit gebraucht, zeigen aber einen solchen Abstand im Inhalt gegen die kanonischen Bücher, sind so voll Aber-

glaubens und Ungeheuerlichkeiten, daß man deutlich erkennt: sie beruhen nur auf einer zügellosen Phantasie und geistloser Combination. Als die Kirche ihren Kanon schloß — es geschah in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts — wurden sie ausgemärzt.

So haben wir denn im neuen Testament eine äußerst werthvolle, im Wesentlichen treue Darstellung der urchristlichen Zeit vor Augen, und wenn hin und wieder eine etwas übermüthige und zweifelsüchtige Kritik in ihren Urtheilen über dasselbe auch über das Ziel hinausgeschossen, wenn Einzelne vielleicht gar gemeint haben, das ganze Leben Jesu möge sich wohl in einen bloßen Nebel von Mythen und Sagen auflösen, so beweist der besonnene Fortschritt der protestantischen Theologie vielmehr das Gegentheil, d. h. es ist der kritischen Forschung je länger je mehr gelungen die historische Wahrheit über die Person, die Absichten und das Werk Jesu aus dem neuen Testament zu ermitteln, feste Punkte sind gewonnen, und die Hauptsachen sind klar geworden. Das Leben Jesu bildet seitdem einen eigenen Zweig der wissenschaftlichen Theologie, und es kann allen gebildeten Protestanten zugemuthet werden von den Entdeckungen und Resultaten dieses jüngsten Sprosses der historischen Wissenschaft sich eine gewisse Kenntniß zu verschaffen,*) für den Zweck einer religiösen und erbaulichen Betrachtung aber darf und soll die Gemeinde sich immer wieder an das neue Testament selber halten. Hier lebt der christliche Geist in ursprünglicher Frische und Kraft, hier sprudelt in jedem Worte des Herrn der Quell des Wassers, das in das ewige Leben fließt, hier kann Jeder, der da sucht, die eine kostbare Perle finden, den Schatz des Himmelreichs heben und die Kräfte der zukünftigen Welt genießen. Was thut es bei solcher Verwerthung der Schrift, daß hier und da einmal eine Wundergeschichte uns daran erinnert, daß Christus in einer Zeit der Wundersucht und des Wunderglaubens gelebt hat, was schadet es, daß hin und wieder einmal in untergeordneten Punkten

*) Wir machen besonders aufmerksam auf Hausraths neutestamentl. Zeitgeschichte, 1ster Band, und Hase's Geschichte Jesu.

eine Verschiedenheit der Ueberlieferung vorliegt, oder ein Buch statt von einem Apostel von einem Apostelschüler geschrieben ist? Mit Recht sagt Luther: „Was nur Christum treibt (d. h. was nur seinen Geist verkündigt), das muß man annehmen, und wenn es auch ein Kaiphas oder Judas gesagt hätte, und was Christum nicht treibt, das muß man verwerfen, und wenn es gleich St. Paulus oder ein Engel vom Himmel herab geredet hätte." Mit andern Worten: Die Hauptsache leuchtet doch in klarem Glanze aus allen neutestamentlichen Schriften hervor, diese Hauptsache ist die Friedensbotschaft der christlichen Religion, ist das Evangelium vom Gottesreich auf Erden, ist Christus selber mit seiner Liebe und seinem Geiste. Weil es diesen Geist verkündet, diese Liebe der Menschheit immer neu in unvergänglich großen und herrlichen Zügen vor Augen stellt, darum ist das neue Testament die Krone und Vollendung des alten, die Urkunde des wahren Christenthums und das Buch des Lebens für alle Zeiten.

## 7. Kirchenlehre und Naturwissenschaft.

Die Weltanschauung des Alterthums findet sich auch im alten und neuen Testament und beherrscht das ganze Mittelalter. Dante. Die kirchliche Glaubenslehre ruhet auf dieser Weltansicht und bedarf daher nothwendig einer Reform.

Keine von allen Wissenschaften hat in der neueren Zeit solche Fortschritte gemacht und so ungeahnte Erfolge erzielt wie die Naturwissenschaft. Die Erkenntniß der uns umgebenden Welt, ihrer wunderbaren Ordnung, ihrer gewaltigen Gesetze, die Erkenntniß der Natur im Großen wie im Kleinen ist eine Errungenschaft erst der letzten Jahrhunderte. Man pflegt daher diejenige Anschauung von der Welt, welche die heutige Wissenschaft uns lehrt, die moderne (d. h. eben neue) Weltanschauung zu nennen. Mit ihr wird heutzutage jedes Kind in der Schule bekannt gemacht, wenn es den Lauf der Gestirne, die Bewegung der Erde um die Sonne, die Entfernungen der Planeten und der Fixsterne, die Gesetze der Elektricität, des Magnetismus, der Physik überhaupt kennen lernt. Im Besitze aller dieser Erkenntnisse ver-

gessen wir jedoch nur zu leicht, wie jung und neu diese ganze Weltanschauung noch ist, und daß Jahrtausende lang auch die weisesten und gelehrtesten Männer von allen diesen großartigen Wahrheiten nichts gewußt, vielmehr die Welt in einer höchst kindlichen Weise sich vorgestellt haben. Wenn wir von einigen Philosophen des Alterthums absehen, denen man nachsagt, daß sie die Bewegung der Erde gekannt hätten, so finden wir überall in der alten Welt, bei Chinesen, Indern, Persern, Assyrern, Phöniziern, Aegyptern, Griechen und Römern dieselbe auf dem Augenschein beruhende Vorstellung, wie noch heute der ungebildete Mensch oder das Kind sie hegt, daß nämlich die Erde ein großes Rund, eine Scheibe sei, über welcher der Himmel als ein festes Gewölbe sich spannt; Sonne, Mond und Sterne bewegen sich an demselben, und über ihm ist die Wohnung der Götter. In den Tiefen der Erde aber befindet sich die Unterwelt, das Todtenreich, der Ort der abgeschiedenen Seelen. Es ist im Voraus höchst wahrscheinlich, daß auch das Volk der Hebräer diese der Kindheit des Menschengeschlechtes angemessenen Vorstellungen getheilt haben wird, und ein Blick in die Bibel bestätigt uns diese Vermuthung. Die Weltanschauung der Bibel ist im Allgemeinen und soweit es die Naturerscheinungen betrifft, dieselbe wie die aller Völker des Alterthums, nur durch ihren Gottesglauben unterscheidet sich die h. Schrift von den heidnischen Ideen über die Welt. Da die Einsicht in diese Thatsache von ungemeiner Wichtigkeit ist, wollen wir die Aussagen der Bibel über die Welt hier in der Kürze zusammenstellen.

Was zunächst die Erde betrifft, so steht sie auch nach hebräischer Weltanschauung fest und unbeweglich im Mittelpunkt des Weltalls. Alles, was außer ihr ist, existirt gleichsam nur um ihretwillen. Sie ist der eigentliche Gegenstand der göttlichen Schöpfung. Sonne, Mond und alle Sterne werden nur ihretwegen geschaffen — und zwar erst am vierten Schöpfungstage — das große Licht der Sonne, „daß es den Tag regiere", und das kleine Licht des Mondes, „daß es die Nacht regiere, und daß sie geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre", nämlich für menschliche Ordnung und religiöse Feste, denn namentlich auch

der Neumond war jüdischer Festtag. Die Sterne erscheinen als Anhang zu Sonne und Mond, denn es heißt nicht bloß im Schöpfungsbericht: Gott schuf ein großes und ein kleines Licht, dazu auch Sterne, sondern es wird auch für möglich gehalten, daß die Sterne unter Umständen vom Himmel (auf die Erde) fallen können, ein Gedanke, der nur möglich war, wenn über die wahre Größe der Sterne jede Ahnung fehlte.

Matth. 24, 29. Bald aber nach der Trübsal derselbigen Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen.

Es scheint auch, als habe man sich die Sterne als lebende Wesen, eine Art von Geisterfürsten oder Engeln gedacht, wie diese Vorstellung uns bei griechischen Philosophen begegnet und das ganze Mittelalter hindurch geherrscht hat.*) Jedenfalls haben die kirchlichen Ausleger unter dem vom Himmel gefallenen hellen Morgenstern, von dem Jes. 14, 12 die Rede ist, den Satan verstanden, woher dem letzteren auch der Beiname Lucifer d. i. Morgenstern gekommen ist.

Der Himmel ferner, an welchem die Sterne befestigt sind, wölbt sich nach der Anschauung der Bibel über der Erde als eine ungeheure Feste oder Decke von Krystall oder Sapphir. Diese Feste wird erst am zweiten Schöpfungstage als eine Scheidewand zwischen den Wassern auf der Erde und den Wassern über der Erde, d. h. den Wolken, erschaffen. Die Wolken erscheinen also ursprünglich als ein Theil des irdischen Wassers und werden erst durch die Kraft des göttlichen Schöpferwortes über die Feste emporgehoben.

1. Mos. 1, 6. Da sprach Gott, es werde eine Feste zwischen den Wassern, und es sei ein Unterschied zwischen den Wassern, und Gott machte die Feste und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste und nannte die Feste: Himmel.

Hiob, 37, 18. Kannst du wie Er den Aether spannen fest wie einen gegossenen Spiegel? (Vergl. auch 2. Mos. 24, 10. Hesek. 1, 22, 26. Offenb. 4, 6.)

*) Daher der Glaube an bestimmte Einflüsse und Einwirkungen der Sterne, namentlich der Planeten auf das menschliche Schicksal, wie die Astrologie es lehrte.

In dem Gewölbe des Himmels dachte man sich nun Oeffnungen, Thüren oder Fenster, welche Gott öffnet, wenn es auf Erden regnen oder thauen oder hageln soll. Dann ergießen sich die Wasser über der Feste auf die Erde, wie es z. B. bei der Sündfluth dargestellt wird.

1. Mos. 7, 11. Das ist der Tag, da aufbrachen alle Brunnen der großen Tiefe und thaten sich auf die Fenster des Himmels. (Vergl. 8, 2.)

Ps. 78, 23. Und er gebot den Wolken droben und that auf die Thür des Himmels und ließ das Manna auf sie regnen und gab ihnen Himmelsbrot.

Der Raum über der Feste ist die Wohnung Gottes. Dort steht sein Thron, von dort schaut er herab auf die Menschenkinder. In alter Zeit dachte man sich sogar das göttliche Wesen so stark menschlich, daß man sagte, er müsse herabfahren auf die Erde, wenn er das Thun der Menschen genau beobachten wolle. Später vergeistigte man die Gottesidee doch so weit, daß man seine Allwissenheit und Allgegenwart deutlich lehrte. Die Rabbinen beschrieben übrigens den Himmel als in sieben Stockwerken übereinander aufsteigend, erst in dem obersten sei der Sitz Jehovas. Diese Ansicht scheint auch Paulus getheilt zu haben, der von sich 2. Cor. 12, 2 sagt, er sei entzückt worden bis in den dritten Himmel.

Amos 9, 6. Er ist es, der seinen Thron in den Himmel baut und sein Gewölbe auf der Erde gründet.

Ps. 104, 3. Er hüllet sich in Licht wie in ein Gewand, er spannet den Himmel aus wie ein Zelt, er bälket mit Wasser sein Obergemach, macht Wolken zu seinem Wagen und fährt auf den Fittigen des Windes.

Ps. 33, 13. Vom Himmel blicket Jehova herab, siehet alle Menschenkinder, von seinem Wohnsitz herab schaut er auf alle Bewohner der Erde.

4. Mos. 11, 5. 7. Da kam Jehova herab, um die Stadt und den Thurm zu sehen, welche die Söhne der Menschen bauten — und sprach: Wohlan, wir wollen niedersteigen und daselbst ihre Sprache verwirren.

Die Gestalt der Erde wird kreisförmig geschildert und angenommen, daß sie unerschütterlich feststehe. Worauf sie beruhe,

darüber finden sich verschiedene Aussagen: es wird gesprochen von ihren Säulen, von ihrer Grundfeste, aber auch von dem unermeßlichen Abgrund, worüber sie frei schwebt. Man hatte eben darüber noch keine klare und sichere Anschauung.

Jes. 40, 22. Jehova thronet hoch über der Erde Kreis und spannet den Himmel wie einen Teppich aus.

1. Chron. 17, 30. Fest gestellt ist die Erde, sie wanket nicht.

Ps. 119, 90. Gestellt hast du die Erde, daß sie feststehe.

Ps. 104, 3. Gegründet hat er die Erde auf ihrer Grundfeste, daß sie nicht wanke immer und ewig.

Ps. 75, 4. Er stellt fest ihre (der Erde) Säulen.

Ps. 24, 2. Er hat den Erdboden auf Meere gegründet und auf Ströme festgestellt.

Hiob 26, 7. Er spannt den Norden (Himmel) aus über das Leere, er gründet die Erde über dem Nichts. 38, 6: Worauf sind ihre Pfeiler eingesenkt? Wer setzte ihren Eckstein? (Vgl. 9, 6.)

Unter der Erde glaubte der Jude das Reich der Schatten, den Scheol (von Luther bald mit Hölle, bald mit Grube übersetzt), in welchem die abgeschiedenen Geister ein freundloses und schattenhaftes Dasein führen. Sie können dort Gott nicht mehr loben, eine schauerliche Dunkelheit erfüllt den Abgrund, im Vergleich mit welcher die Mitternacht noch hell ist, alle Herrlichkeit und Hoheit der Erde hat dort ein Ende, alle Todten sind da gleich geworden. Großartig schön ist z. B. die Schilderung im Propheten Jesaja (Cap. 14), in welcher das Schicksal des gestürzten Königs von Babel in der Unterwelt besungen wird. Nicht bloß auf der Erde wird sein Fall von allen unterjochten und nun befreiten Völkern jubelnd begrüßt: „Wie ist es mit dem Treiber so gar aus, und der Zins hat ein Ende!“ sondern auch im Schattenreiche erregt die Ankunft des entthronten und erschlagenen Fürsten allgemeine Bewegung, die ganze Unterwelt geräth in Aufruhr, die Schatten der Gewaltigen, die einstigen Tyrannen der Völker, erheben sich von ihren Sitzen und rufen dem Eintretenden entgegen: „Auch du bist hinfällig wie wir, bist uns gleichgestellt. Zur Unterwelt gefahren ist deine Herrlichkeit, das Rauschen deiner Harfen. Gebettet ist dir mit Gewürm und deine Decke sind Maden. Die dich sehen, schauen

dich an: Ist das der Mann, vor dem die Erde bebte, Königreiche zitterten? der den Erdkreis zur Wüste machte, seine Städte verheerte, seine Gefangenen nicht nach Hause entließ?"

In der alten Zeit weiß man auch noch nichts von einer Erlösung aus dieser Nacht, kein Strahl der Hoffnung leuchtet den Schatten. Erst später kommt der Glaube auf, daß die Gerechten auferstehen werden zu ewigem Leben, wie die Pharisäer zur Zeit Jesu lehrten, während die Sadducäer an der älteren Anschauung festhielten und keine Auferstehung annahmen. In dieser späteren Zeit dachte man sich auch die Frommen nicht wie die Gottlosen im finsteren Abgrund, sondern an einem besonderen Ort des Scheol, welchen man Schoß Abrahams oder Paradies nannte.

Ps. 6, 5. Hilf mir Herr, um deiner Güte willen, denn im Tode rühmt man dich nicht, in der Unterwelt wer möchte dich preisen?

Ps. 88, 12. Wird im Grabe deine Gnade erzählt, deine Treue im Abgrunde? Wird in der Finsterniß dein Wunder kund und deine Gerechtigkeit im Lande des Vergessens?

Ps. 118, 17. Nicht die Todten loben den Herrn, noch alle, die zur Stille herabgesunken.

Vgl. Pred. 9, 10. Jes. 38, 18.

Luc. 16, 22. Lazarus starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß.

Luc. 23, 46. Wahrlich ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.

Es ist selbstverständlich, daß bei dieser kindlichen Anschauung der Welt auch der tägliche Umlauf der Gestirne für eine wirkliche Bewegung derselben am festen Firmament des Himmels gehalten wurde. Um den Untergang der Sonne zu bezeichnen, sagte man deshalb, sie gehe hinein, gleichsam in ihr Schlafgemach, aus welchem sie sich dann des Morgens wieder erhob.

Ps. 19, 6. Sie geht hervor, wie ein Bräutigam aus dem Gemach und freut sich, wie ein Held zu laufen den Pfad, vom Ende des Himmels tritt sie hervor und schwingt sich um bis an sein Ende und nichts ist geborgen vor ihrer Gluth.

Sir. 43, 2. Wer wird es satt, Gottes Herrlichkeit zu schauen, die Pracht der Himmelshöhe, die Feste des reinen Aethers. Die Sonne verkündigt ihn bei ihrem Aufgang, groß ist der Herr, der sie erschaffen hat, und auf dessen Gebot durcheilet sie ihre Laufbahn.

Josua 10, 12. Josua sprach: Sonne stehe still zu Gibeon, und Mond im Thale Ajalon, da stand die Sonne still und der Mond blieb stehen, bis sich rächte das Volk an seinen Feinden. . . Also stand die Sonne und verzog unterzugehen beinahe einen ganzen Tag.

Nach allen diesen Angaben kann darüber auch nicht der leiseste Zweifel mehr walten, daß die Bibel nicht etwa bloß um ihrer schönen und erhabenen Bildersprache willen so von der Welt redet, sondern daß sie wirklich und gewiß die Weltanschauung aller Völker des Alterthums ausspricht und von der Welterkenntniß der Gegenwart noch gar keine Ahnung gehabt hat. Wir haben noch ein merkwürdiges, etwa 150 Jahre vor Christus geschriebenes jüdisches Buch, das zur Zeit Jesu das höchste Ansehen genoß und sogar im neuen Testament (Judasbrief 14) als Autorität angeführt wird, welches uns ganz ausführlich die damalige Ansicht der Juden vom Weltbau zeigt, und das ist wieder die oben aus der Bibel geschilderte, nur im Einzelnen vielfach ausgeschmückt durch die Phantasie des Verfassers. Dies Buch führt den Titel: „Segensworte des Henoch, womit er die Auserwählten und Gerechten segnete" und enthält außer einer Reihe von Erzählungen und Weissagungen, die dem Patriarchen Henoch in den Mund gelegt sind, auch die Beschreibung einer förmlichen Rundreise dieses alttestamentlichen Heiligen über die ganze Erde, wobei er immer durch die höchsten Engel geführt und über alles aufgeklärt wird. Er geht „rings herum bis an einen Ort, wo kein Ding war". Hier sieht er „weder Himmel noch Erde, sondern einen leeren Raum und sieben Sterne des Himmels zusammen an denselben gebunden wie große Berge und flammend wie von Feuer." Es sind diejenigen Sterne, welche den Befehl des höchsten Gottes übertreten haben und gebunden wurden, „bis 10,000 Welten, die Zahl der Tage ihrer Schuld, vollendet sein werden"; also das Gefängniß der gefallenen Engel, die auch hier wieder als Sterne gedacht werden. Auf seiner weiteren Reise besucht er „die vier Enden der Erde, worauf der Himmel ruht und sieht die Thore des Himmels offen." Er zählt diese Thore und beobachtet, wie die Gestirne aus ihnen hervorgehen. An den Enden der Erdscheibe hinwandernd entdeckt er auch die Thore,

durch welche die Winde hervorgehen. Dann beschreibt er die Sonne in ihrem Lauf. Sie geht auf aus sechs Thoren des Ostens und unter in sechs Thoren des Westens. Je nachdem sie aus dem einen oder andern Thore hervorgeht, wird der Tag länger oder kürzer. Aehnlich verhält es sich mit dem Mond und den Sternen. Die Wärme der Sonne wird dadurch erklärt, daß das große Licht, welches diesen Namen trage, ganz angefüllt sei mit leuchtendem und wärmendem Feuer. In der Nacht geht sie wie alle Gestirne durch ein großes Centralfeuer hindurch und wird dort mit neuem Brennstoff versorgt. Ihr Wagen wird vom Winde getrieben und in ihrer Scheibe sind zwölf Thüröffnungen, je mehr davon geöffnet werden, desto größer ist die Hitze auf Erden.

Man sieht hieraus deutlich, wie in allen wesentlichen Stücken auch noch zur Zeit Jesu und der neutestamentlichen Schriftsteller die alte Weltanschauung geherrscht hat. Darauf beruht es denn auch, daß auch im neuen Testament so vieles über die Zukunft der Erde und der Welt gesagt wird, was nur von dieser Weltanschauung aus verständlich ist. So wird z. B. ein sichtbares Wiederkommen Jesu auf den Wolken des Himmels zum Endgericht geweissagt, Himmel und Erde werden dann zerschmelzen, aber eine neue Erde und ein neuer Himmel wird erstehen, und auf diese neue Erde wird das himmlische Jerusalem, die Stadt mit den goldenen Gassen, herniederfahren. Es ist klar, daß alle diese und ähnliche Vorstellungen unhaltbar und unmöglich werden in dem Augenblick, wo Jemand mit Kopernikus und Galilei die wirkliche Natur des Himmels und der Erde erkennt. Das ganze Mittelalter hindurch hat man indessen im Wesentlichen die biblische Weltanschauung festgehalten, wenn man auch theilweise dadurch einen Fortschritt machte, daß man das System des Geographen Ptolemäus (um 120 n. Chr.) annahm, welcher lehrte, daß die Erde eine Kugel sei und unbeweglich im Mittelpunkt des Weltalls feststehe, während der Mond, die Sonne und die Planeten sich in Kreisen um sie bewegen. Nach dieser Weltansicht hat Dante sein großartiges Gedicht geschaffen, in welchem er die Erde als eine feststehende Kugel, den Mittelpunkt der bewohnten Erde aber in Jerusalem denkt. Senkrecht unter dieser

Stadt liegt (nach Dante) der colossale Trichter der Hölle, dessen unterster Punkt zugleich der Mittelpunkt der Erde ist. Hier befindet sich nach des Dichters großartig phantastischer und ergreifender Schilderung ein ewiger See von Eis, in welchem die schwersten Sünder, die Verräther, büßen, wo auch Satan selbst in grausiger Tiefe und Nacht geschildert wird, wie er vom Himmel durch die Erde durchgeschleudert in ihrer Mitte eingekeilt festliegt. Jerusalem gegenüber, auf der andern — damals noch unbekannten — Seite der Erdkugel, liegt ein kegelförmiger Berg, der Aufenthaltsort der im Fegefeuer sich reinigenden Seelen, auf seinem Gipfel das irdische Paradies.

Bedenkt man nun, daß auf dieser Grundlage, auf der alten Weltanschauung, die ganze Lehre der christlichen Kirche von Gott, von Christus, von der Erlösung, von Himmel und Hölle aufgebaut worden ist, daß auch die Lehre der protestantischen Kirche zu einer Zeit entstand, da man eben nur diese antike Weltanschauung kannte, — Melanchthon hörte zwar noch von Kopernikus, entsetzte sich aber über die neue Lehre,*) — so begreift man leicht, daß der ganzen christlichen Glaubenslehre dringend eine Erneuerung, eine Umbildung im Geiste der modernen Weltanschauung nöthig ist. Die richtige Erkenntniß der Natur hat ja viele dieser biblischen und kirchlichen Vorstellungen vollständig zerstört. Seit wir wissen, daß die Erde einer der kleinsten Sterne ist im unendlichen Weltenraum, daß sie wie ein Staubkorn sich verhält zu jenen großen Sonnen, deren Licht Jahrtausende braucht, um zu uns zu gelangen, seit die Größe Gottes nicht mehr nach irdischen Maßen, sondern an der Unendlichkeit des Weltalls ge-

*) Auch Luther, der übrigens wenige Jahre nach der Entdeckung des Kopernikus starb und also gar keine Gelegenheit und Zeit hatte, die Sache kennen zu lernen, soll doch gelegentlich von Kopernikus gehört und dabei gesagt haben: „Der Narr will die ganze Kunst der Astronomie umkehren.“ Welche Ansichten von den Himmelskörpern er selber hatte, ersieht man aus einzelnen Aeußerungen in seinen Predigten und Tischreden. So sagt er z. B.: „Die Finsternisse (des Mondes und der Sonne) sind Monstra, d. h. Ungeheuer. Die Sternlein sind nicht so groß als der Mond oder die andern Planeten, haben ihren Schein von der Sonne.“ „Wenn die Sonne im Winter uns näher kommt, macht sie die Kälte dichter und preßt sie zusammen.“ u. s. w.

messen wird, wer könnte noch von einem Herniedersteigen des Ewigen oder von seinem Sitz über der Wölbung des Firmamentes, wer von Himmel- oder Höllenfahrt im Sinne der Alten reden? Selbst die Menschwerdung Gottes war so lange ein sehr naheliegender und erklärlicher Gedanke, so lange man die Erde für den einzigen oder doch hauptsächlichen Schauplatz göttlicher Offenbarung hielt, aber wie erscheint sie uns, wenn wir sie buchstäblich und im Sinne der Kirche auffassen, da wir doch annehmen müssen, daß es unzählige unsrer Erde gleiche oder ähnliche Weltkörper und Stätten der göttlichen Fürsorge giebt? Wir werden also nothgedrungen und um der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit willen zugeben müssen, daß viele der biblischen und kirchlichen Vorstellungen nicht mehr haltbar sind. Wir werden uns aber auch davor hüten müssen, daß wir nicht mit der morschgewordenen Schale den religiösen Kern, die bleibende Wahrheit wegwerfen, welche alle diese Vorstellungen enthalten. Die Schale ist eben jene antike und naive Weltanschauung, in welche fast alle Wahrheiten der Bibel gehüllt erscheinen. Aufgabe unserer Zeit aber ist es, die Wahrheit aus dieser Umhüllung zu lösen und so die eigentliche Religion der Bibel, den unvergänglichen Kern des christlichen Gottesglaubens, in die Sprache und Anschauung unserer Zeit zu übersetzen. So mögen beispielsweise die Vorstellungen, welche die Kirche von Himmel und Hölle verkündigt hat, in ihrer krassen Sinnlichkeit und mit ihrer Anlehnung an die Weltanschauung der Alten hinfällig geworden sein, aber darum ist noch kein Grund vorhanden, den Kern dieser Vorstellungen, nämlich die Lehre von einer jenseitigen Vergeltung überhaupt zu verwerfen. Ebenso werden unsere Vorstellungen von der Größe, Allmacht und Weisheit Gottes weit hinausgehen über jene kindlichen Anschauungen der Hebräer, die ihren Gott im siebenten Himmel thronend dachten, aber was könnte verkehrter sein, als an Gottes Dasein und Walten selbst zu zweifeln, bloß darum, weil jene beschränkteren Vorstellungen von ihm unhaltbar geworden sind? Hier eröffnet sich vielmehr für jeden Freund der christlichen Religion eine große und wichtige Aufgabe, an deren Lösung vor allen die evangelische Kirche

zu denken hat. Es kommt darauf an, das Christenthum loszulösen aus den Banden der Vergangenheit und seine großen erlösenden und heilenden Kräfte einzuführen in die Menschheit der Gegenwart. Augenblicklich nämlich herrscht namentlich in Deutschland, wo die Resultate der modernen Naturwissenschaft durch die Schule immer mehr in alle Kreise des Volkes eindringen, ein bald klares, bald unklares Gefühl des Mißtrauens gegen die kirchliche Lehre, weil Unzählige den Widerspruch erkennen oder wenigstens fühlen, welcher zwischen der Kirchenlehre mit ihrer alten Weltanschauung und den Ergebnissen der neueren Forschung besteht. Aus diesem zum Theil eben sehr erklärlichen Mißtrauen entspringt sicherlich zum größten Theil die bedauerliche Entfremdung unseres Volkes von der Kirche. Sie kann nur überwunden werden durch eine Reform der kirchlichen Glaubenslehre, durch welche Allen begreiflich gemacht wird, daß das Christenthum noch etwas Anderes und Höheres ist, als jene veralteten Anschauungen, in deren Rahmen gefaßt es zuerst vor 1800 Jahren auftrat. Nur Unverstand oder kurzsichtige Thorheit kann wähnen, das Christenthum selbst falle hin und gehe unter, wenn wir diese seine morsche und wurmstichige Hülle abbrechen. Pflicht jedes gebildeten und religiösen Menschen aber wird es sein, für sich selbst über diesen Unterschied und über das Wesentliche des christlichen Glaubens in's Reine zu kommen und Andern ebendazu zu verhelfen.

## 8. Der Wunderglaube.

Wunder als Ereignisse gegen die gewöhnliche Ordnung der Dinge bei den Alten etwas allgemein Geglaubtes. Im alten wie im neuen Testament Wundergeschichten der seltsamsten Art, ziehen sich aber auch durch die ganze Kirchengeschichte hindurch. Hexenglaube Luthers. Entdeckungen der Naturgesetze durch Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton. Die ewigen und bleibenden Wunder Gottes in der Natur, Geschichte und dem Geistesleben.

Als eins der hervorragendsten Beispiele für den Einfluß, welchen die antike Weltanschauung auf die religiösen Vorstellungen der Bibel und der christlichen Kirche geübt hat, kann vor allem der Wunderglaube gelten. An ihm kann man auch besonders deut-

lich sehen, wie unumgänglich nothwendig es für die Gegenwart ist, das Christenthum von solchen mit seinem Wesen keineswegs verwachsenen Anhängseln und Beimischungen zu reinigen, wenn es nicht gradezu mit aller Wissenschaft und Erfahrung unsrer Zeit in Widerspruch gerathen soll. Wir wollen versuchen, dies im Folgenden zu zeigen.

Die naive und kindliche Weltanschauung der Alten, die wir im vorigen Abschnitt geschildert haben, betrachtete die gesammte Natur fast noch gar nicht mit dem Auge des heutigen Forschers. Man hatte wohl den Eindruck einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit in den Erscheinungen der Natur, vor allem bei der Betrachtung der Gestirne und ihrer Bahnen, aber der Begriff des Naturgesetzes, d. h. einer für alle Naturerscheinungen unverbrüchlich und ausnahmslos geltenden Regel war unbekannt. Den Alten und namentlich den Hebräern war das ganze große Gebiet der heutigen Naturforschung mit ihren Erkenntnissen so gut wie verschlossen. Der gänzlich falsche und verkehrte Begriff von der Welt brachte es mit sich, daß man auch über die Ereignisse auf dem Gebiete des Naturlebens höchst phantastische und wunderliche Vorstellungen hatte. Freilich kannte man aus der Erfahrung den gewohnten und regelmäßigen Verlauf der Dinge, aber daß unter Umständen an seine Stelle auch das Allerungeheuerlichste und Unnatürlichste treten könne, daran zweifelte man nicht im mindesten, und diese Ausnahmen von dem gewöhnlichen Gang der Dinge nannte man eben Wunder. Mit der ernstesten Miene und mit einer für uns komischen Genauigkeit berichten z. B. die römischen Geschichtsschreiber solche Wunder oder Zeichen als merkwürdige, aber keineswegs unglaubliche Ereignisse. So erzählt Tacitus (Ann. 2, 69), daß man bei der Krankheit des Germanicus Zaubersprüche und Verwünschungsformeln sowie den Namen des Prinzen auf Bleitafeln und dergleichen mehr gefunden habe, ein Zeichen, daß man seinen Tod durch Beschwörung herbeizuführen suchte; der große Historiker Livius aber berichtet stets gewissenhaft, wenn es irgendwo ein Wunder gegeben hat: „Da hat es Steine geregnet, dort ist ein Blutstrom an heiliger Stätte gesehen worden, in einem Tempel hat die Bildsäule des Mars von selbst

ihre Lanze ausgestreckt, in Sicilien hat ein Ochse mit menschlicher Sprache geredet, in Spoletum hat eine Frau sich in einen Mann verwandelt, am Himmel hat man einen Altar mit Menschen in weißen Kleidern bemerkt u. s. w." Ganz ähnliche Vorstellungen sind nun auch beim jüdischen Volke auf dem Boden der alten Weltanschauung erwachsen. Daß das Eisen für gewöhnlich im Wasser untersinke, wußte man freilich sehr wohl, aber daß es unter Umständen, wenn ein heiliger Mann es so wolle, auch seine Natur verändern und schwimmen könne, das schien durchaus nicht unmöglich, und leicht bildeten sich im Volksmunde dergleichen Erzählungen, welche aber für die damalige Naturkenntniß gar nichts Anstößiges enthielten. So spricht der Esel, auf welchem Bileam reitet, mit Menschensprache, 4. Mos. 22, 28; so veralten die Kleider der Israeliten nicht auf dem vierzigjährigen Wüstenzuge, 5. Mos. 8, 4; die Mauern Jerichos fallen um beim Blasen der Posaune, Jos. 6, 20; Sonne und Mond stehen still, sobald der jüdische Feldherr es ihnen gebietet, Jos. 10, 12; ein Eselskinnbacken giebt eine Quelle, Richter 15, 19; eine in's Wasser gefallene Axt muß oben schwimmen, 2. Kön. 6, 6; der Schatten an der Sonnenuhr geht zurück statt vorwärts, 2. Kön. 20, 11; Jona wird von einem großen Fisch verschlungen und bleibt nicht bloß drei Tage und Nächte in dessen Bauch lebendig, bis er an's Land gespieen wird, sondern dichtet auch einen Psalm im Bauche des Ungeheuers, Jonas 2, 1; drei Männer wandeln unversehrt und fröhlich in einem feurigen Gluthofen, Dan. 3, 21 ꝛc. Daß wir es bei allen diesen Geschichten mit sagenhaften Ueberlieferungen und nicht mit wirklichen Ereignissen zu thun haben, das erkennt oder fühlt heutzutage wohl jeder Mensch, der auch nur eine oberflächliche Kenntniß der Naturwissenschaft erlangt hat. Fänden sich diese Erzählungen in irgend einem andern Buch, so würde es auch ganz gewiß keine Vertheidiger ihrer Geschichtlichkeit und Wirklichkeit mehr geben, aber da sie in der Bibel stehen, so glauben immer noch viele Christen aus mißverstandener Ehrfurcht für den Buchstaben des heiligen Buches, sich ihrer annehmen und den Wunderglauben überhaupt vertheidigen zu müssen. Solchen

muß die Entſtehung dieſes Glaubens aus der antiken Weltanſchauung und ſeine Unmöglichkeit in der Gegenwart noch ausführlicher dargelegt werden.

Wir wollen zu dieſem Zweck die Entwicklung des Wunderglaubens in der chriſtlichen Kirche weiter verfolgen und dann zeigen, wie und wodurch er ein für alle Mal ſeinen Boden verloren hat. Bekanntlich iſt auch das neue Teſtament voll von allerhand Berichten über wunderbare Ereigniſſe. Wir werden denſelben bei der Wichtigkeit des neuen Teſtamentes für das Chriſtenthum einen beſondern Abſchnitt widmen, um an dieſen Geſchichten einmal gründlich nachzuweiſen, wie ſolche Berichte entſtanden ſind; hier aber ſei nur an einiges erinnert. Chriſtus und Petrus, heißt es, ſeien auf dem Waſſer gegangen, wie auf feſtem Land, Matth. 14, 22; Tauſende werden mit wenigen Broten geſpeiſt, Matth. 14 und 15; ein Fiſch muß in ſeinem Munde genau die Münze herbeitragen, welche Jeſus zur Tempelſteuer nöthig hat, Matth. 17, 27; Waſſer wird in Wein verwandelt Joh. 2; ein Feigenbaum wird verflucht und verdorrte alsbald, Matth. 21, 19; ein ſchon den vierten Tag im Grabe liegender und riechender Leichnam wird wieder lebendig gemacht, Joh. 11; die Schweißtücher und Koller von der Haut des Paulus vertreiben Seuchen und böſe Geiſter, Apoſtelgſch. 19, 11; der bloße Schatten des Petrus ſoll Aehnliches wirken, Apoſtelgſch. 5, 15; ja durch die bloße Einwirkung des heiligen Geiſtes wird der Evangeliſt Philippus aus der Wüſte in die Stadt Asdod hinweggerückt, Apoſtelgſch. 8, 39. 40. Alle dieſe Erzählungen ſind ja bekannt, aber nicht ſo bekannt pflegt zu ſein, daß ganz ähnliche, ja faſt dieſelben Geſchichten aus der Zeit der Kirchenväter und der chriſtlichen Kirche in ununterbrochener Reihenfolge von ganz treuherzigen und aufrichtigen Berichterſtattern berichtet werden. „In den Schriften der Kirchenväter, beſonders des vierten und fünften Jahrhunderts kommen die Wunder als ganz alltägliche Erſcheinungen vor, als Zeichen himmliſcher Gnade, welche die Krankheiten heilten, die Sorgen milderten, den Heiligen ihre große und heilige Tugend verſicherten. So brachten u. A. die Vögel einem Heiligen, der ſich zur Selbſtbetrachtung

in die Wüste zurückgezogen hatte, täglich seinen Bedarf an Nahrung, und als ein verwandter Geist ihn in der Einsiedelei besuchte, verdoppelten sie die Portion; (man denkt unwillkürlich an den Elias und seine Raben). Bei seinem Tode brachen zwei Löwen aus der Wüste hervor, um sein Grab zu graben, stießen ein langes Trauergeheul über seiner Leiche aus und knieten nieder, um sich von dem Ueberlebenden den Segen zu erbitten. Ein andrer Heiliger, dessen Gelübde ihm durchaus nicht gestattete ein Bad zu nehmen, sieht sich eines Tages rathlos an dem Ufer eines brückenlosen Stromes, alsbald aber steigt, um ihm die Innehaltung seines Gelöbnisses zu ermöglichen, ein Engel hernieder und trägt ihn wohlbehalten über das nasse Element. Für einen solchen Heiligen war nichts gewöhnlicher, als mitten in der Andacht vom Boden erhoben, von der Jungfrau Maria oder einem Engel besucht zu werden und dergleichen mehr. Es gab kaum irgend eine Stadt, welche nicht eine wunderthätige Reliquie oder ein Bild besessen hätte, welches die Augen öffnete oder schloß oder das Haupt vor einem Verehrer neigte. Die Fische drängten sich an's Ufer, um den heiligen Antonius zu hören, dem Crucifix in Burgos mußten jeden Monat einmal die Haare verschnitten werden, und die Säulenjungfrau in Saragossa ersetzte einem Verehrer das abgeschnittene Bein dergestalt, daß es allmählich wieder wuchs. Es giebt in der That in der ganzen Geschichte, soweit sie von Kirchengeschichtsschreibern geschrieben ist, keinen einzigen so fest, ausdrücklich und einmüthig von ihnen allen behaupteten Punkt, als die ununterbrochene Fortdauer der Wunderkräfte durch alle Zeiten von dem ältesten Kirchenvater, der ihrer erwähnt, bis hernieder zur Reformationszeit." *)

Man würde aber diesen kirchlichen Geschichtsschreibern entschieden Unrecht thun, wenn man sie der Täuschung und der Lüge zeihen wollte. Sie haben gewiß meistens selber geglaubt, was sie berichteten. Ihr Wunderglaube entstand und blühte ganz naturgemäß auf dem Boden ihrer naiven Weltanschauung, wie wir dieselbe Erscheinung bei den meisten der biblischen Schriftsteller

*) Lecky's Geschichte der Aufklärung S. 108.

durch welche die Winde hervorgehen. Dann beschreibt er die Sonne in ihrem Lauf. Sie geht auf aus sechs Thoren des Ostens und unter in sechs Thoren des Westens. Je nachdem sie aus dem einen oder andern Thore hervorgeht, wird der Tag länger oder kürzer. Aehnlich verhält es sich mit dem Mond und den Sternen. Die Wärme der Sonne wird dadurch erklärt, daß das große Licht, welches diesen Namen trage, ganz angefüllt sei mit leuchtendem und wärmendem Feuer. In der Nacht geht sie wie alle Gestirne durch ein großes Centralfeuer hindurch und wird dort mit neuem Brennstoff versorgt. Ihr Wagen wird vom Winde getrieben und in ihrer Scheibe sind zwölf Thüröffnungen, je mehr davon geöffnet werden, desto größer ist die Hitze auf Erden.

Man sieht hieraus deutlich, wie in allen wesentlichen Stücken auch noch zur Zeit Jesu und der neutestamentlichen Schriftsteller die alte Weltanschauung geherrscht hat. Darauf beruht es denn auch, daß auch im neuen Testament so vieles über die Zukunft der Erde und der Welt gesagt wird, was nur von dieser Weltanschauung aus verständlich ist. So wird z. B. ein sichtbares Wiederkommen Jesu auf den Wolken des Himmels zum Endgericht geweissagt, Himmel und Erde werden dann zerschmelzen, aber eine neue Erde und ein neuer Himmel wird erstehen, und auf diese neue Erde wird das himmlische Jerusalem, die Stadt mit den goldenen Gassen, herniederfahren. Es ist klar, daß alle diese und ähnliche Vorstellungen unhaltbar und unmöglich werden in dem Augenblick, wo Jemand mit Kopernikus und Galilei die wirkliche Natur des Himmels und der Erde erkennt. Das ganze Mittelalter hindurch hat man indessen im Wesentlichen die biblische Weltanschauung festgehalten, wenn man auch theilweise dadurch einen Fortschritt machte, daß man das System des Geographen Ptolemäus (um 120 n. Chr.) annahm, welcher lehrte, daß die Erde eine Kugel sei und unbeweglich im Mittelpunkt des Weltalls feststehe, während der Mond, die Sonne und die Planeten sich in Kreisen um sie bewegen. Nach dieser Weltansicht hat Dante sein großartiges Gedicht geschaffen, in welchem er die Erde als eine feststehende Kugel, den Mittelpunkt der bewohnten Erde aber in Jerusalem denkt. Senkrecht unter dieser

Stadt liegt (nach Dante) der colossale Trichter der Hölle, dessen unterster Punkt zugleich der Mittelpunkt der Erde ist. Hier befindet sich nach des Dichters großartig phantastischer und ergreifender Schilderung ein ewiger See von Eis, in welchem die schwersten Sünder, die Verräther, büßen, wo auch Satan selbst in grausiger Tiefe und Nacht geschildert wird, wie er vom Himmel durch die Erde durchgeschleudert in ihrer Mitte eingekeilt festliegt. Jerusalem gegenüber, auf der andern — damals noch unbekannten — Seite der Erdkugel, liegt ein kegelförmiger Berg, der Aufenthaltsort der im Fegefeuer sich reinigenden Seelen, auf seinem Gipfel das irdische Paradies.

Bedenkt man nun, daß auf dieser Grundlage, auf der alten Weltanschauung, die ganze Lehre der christlichen Kirche von Gott, von Christus, von der Erlösung, von Himmel und Hölle aufgebaut worden ist, daß auch die Lehre der protestantischen Kirche zu einer Zeit entstand, da man eben nur diese antike Weltanschauung kannte, — Melanchthon hörte zwar noch von Kopernikus, entsetzte sich aber über die neue Lehre,*) — so begreift man leicht, daß der ganzen christlichen Glaubenslehre dringend eine Erneuerung, eine Umbildung im Geiste der modernen Weltanschauung nöthig ist. Die richtige Erkenntniß der Natur hat ja viele dieser biblischen und kirchlichen Vorstellungen vollständig zerstört. Seit wir wissen, daß die Erde einer der kleinsten Sterne ist im unendlichen Weltenraum, daß sie wie ein Staubkorn sich verhält zu jenen großen Sonnen, deren Licht Jahrtausende braucht, um zu uns zu gelangen, seit die Größe Gottes nicht mehr nach irdischen Maßen, sondern an der Unendlichkeit des Weltalls ge-

*) Auch Luther, der übrigens wenige Jahre nach der Entdeckung des Kopernikus starb und also gar keine Gelegenheit und Zeit hatte, die Sache kennen zu lernen, soll doch gelegentlich von Kopernikus gehört und dabei gesagt haben: „Der Narr will die ganze Kunst der Astronomie umkehren.“ Welche Ansichten von den Himmelskörpern er selber hatte, ersieht man aus einzelnen Aeußerungen in seinen Predigten und Tischreden. So sagt er z. B.: „Die Finsternisse (des Mondes und der Sonne) sind Monstra, d. h. Ungeheuer. Die Sternlein sind nicht so groß als der Mond oder die andern Planeten, haben ihren Schein von der Sonne.“ „Wenn die Sonne im Winter uns näher kommt, macht sie die Kälte dichter und preßt sie zusammen.“ u. s. w.

messen wird, wer könnte noch von einem Herniedersteigen des Ewigen oder von seinem Sitz über der Wölbung des Firmamentes, wer von Himmel- oder Höllenfahrt im Sinne der Alten reden? Selbst die Menschwerdung Gottes war so lange ein sehr naheliegender und erklärlicher Gedanke, so lange man die Erde für den einzigen oder doch hauptsächlichen Schauplatz göttlicher Offenbarung hielt, aber wie erscheint sie uns, wenn wir sie buchstäblich und im Sinne der Kirche auffassen, da wir doch annehmen müssen, daß es unzählige unsrer Erde gleiche oder ähnliche Weltkörper und Stätten der göttlichen Fürsorge giebt? Wir werden also nothgedrungen und um der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit willen zugeben müssen, daß viele der biblischen und kirchlichen Vorstellungen nicht mehr haltbar sind. Wir werden uns aber auch davor hüten müssen, daß wir nicht mit der morschgewordenen Schale den religiösen Kern, die bleibende Wahrheit wegwerfen, welche alle diese Vorstellungen enthalten. Die Schale ist eben jene antike und naive Weltanschauung, in welche fast alle Wahrheiten der Bibel gehüllt erscheinen. Aufgabe unserer Zeit aber ist es, die Wahrheit aus dieser Umhüllung zu lösen und so die eigentliche Religion der Bibel, den unvergänglichen Kern des christlichen Gottesglaubens, in die Sprache und Anschauung unserer Zeit zu übersetzen. So mögen beispielsweise die Vorstellungen, welche die Kirche von Himmel und Hölle verkündigt hat, in ihrer krassen Sinnlichkeit und mit ihrer Anlehnung an die Weltanschauung der Alten hinfällig geworden sein, aber darum ist noch kein Grund vorhanden, den Kern dieser Vorstellungen, nämlich die Lehre von einer jenseitigen Vergeltung überhaupt zu verwerfen. Ebenso werden unsere Vorstellungen von der Größe, Allmacht und Weisheit Gottes weit hinausgehen über jene kindlichen Anschauungen der Hebräer, die ihren Gott im siebenten Himmel thronend dachten, aber was könnte verkehrter sein, als an Gottes Dasein und Walten selbst zu zweifeln, bloß darum, weil jene beschränkteren Vorstellungen von ihm unhaltbar geworden sind? Hier eröffnet sich vielmehr für jeden Freund der christlichen Religion eine große und wichtige Aufgabe, an deren Lösung vor allen die evangelische Kirche

zu denken hat. Es kommt darauf an, das Christenthum loszulösen aus den Banden der Vergangenheit und seine großen erlösenden und heilenden Kräfte einzuführen in die Menschheit der Gegenwart. Augenblicklich nämlich herrscht namentlich in Deutschland, wo die Resultate der modernen Naturwissenschaft durch die Schule immer mehr in alle Kreise des Volkes eindringen, ein bald klares, bald unklares Gefühl des Mißtrauens gegen die kirchliche Lehre, weil Unzählige den Widerspruch erkennen oder wenigstens fühlen, welcher zwischen der Kirchenlehre mit ihrer alten Weltanschauung und den Ergebnissen der neueren Forschung besteht. Aus diesem zum Theil eben sehr erklärlichen Mißtrauen entspringt sicherlich zum größten Theil die bedauerliche Entfremdung unseres Volkes von der Kirche. Sie kann nur überwunden werden durch eine Reform der kirchlichen Glaubenslehre, durch welche Allen begreiflich gemacht wird, daß das Christenthum noch etwas Anderes und Höheres ist, als jene veralteten Anschauungen, in deren Rahmen gefaßt es zuerst vor 1800 Jahren auftrat. Nur Unverstand oder kurzsichtige Thorheit kann wähnen, das Christenthum selbst falle hin und gehe unter, wenn wir diese seine morsche und wurmstichige Hülle abbrechen. Pflicht jedes gebildeten und religiösen Menschen aber wird es sein, für sich selbst über diesen Unterschied und über das Wesentliche des christlichen Glaubens in's Reine zu kommen und Andern ebendazu zu verhelfen.

## 8. Der Wunderglaube.

Wunder als Ereignisse gegen die gewöhnliche Ordnung der Dinge bei den Alten etwas allgemein Geglaubtes. Im alten wie im neuen Testament Wundergeschichten der seltsamsten Art, ziehen sich aber auch durch die ganze Kirchengeschichte hindurch. Hexenglaube Luthers. Entdeckungen der Naturgesetze durch Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton. Die ewigen und bleibenden Wunder Gottes in der Natur, Geschichte und dem Geistesleben.

Als eins der hervorragendsten Beispiele für den Einfluß, welchen die antike Weltanschauung auf die religiösen Vorstellungen der Bibel und der christlichen Kirche geübt hat, kann vor allem der Wunderglaube gelten. An ihm kann man auch besonders deut-

lich sehen, wie unumgänglich nothwendig es für die Gegenwart ist, das Christenthum von solchen mit seinem Wesen keineswegs verwachsenen Anhängseln und Beimischungen zu reinigen, wenn es nicht gradezu mit aller Wissenschaft und Erfahrung unsrer Zeit in Widerspruch gerathen soll. Wir wollen versuchen, dies im Folgenden zu zeigen.

Die naive und kindliche Weltanschauung der Alten, die wir im vorigen Abschnitt geschildert haben, betrachtete die gesammte Natur fast noch gar nicht mit dem Auge des heutigen Forschers. Man hatte wohl den Eindruck einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit in den Erscheinungen der Natur, vor allem bei der Betrachtung der Gestirne und ihrer Bahnen, aber der Begriff des Naturgesetzes, d. h. einer für alle Naturerscheinungen unverbrüchlich und ausnahmslos geltenden Regel war unbekannt. Den Alten und namentlich den Hebräern war das ganze große Gebiet der heutigen Naturforschung mit ihren Erkenntnissen so gut wie verschlossen. Der gänzlich falsche und verkehrte Begriff von der Welt brachte es mit sich, daß man auch über die Ereignisse auf dem Gebiete des Naturlebens höchst phantastische und wunderliche Vorstellungen hatte. Freilich kannte man aus der Erfahrung den gewohnten und regelmäßigen Verlauf der Dinge, aber daß unter Umständen an seine Stelle auch das Allerungeheuerlichste und Unnatürlichste treten könne, daran zweifelte man nicht im mindesten, und diese Ausnahmen von dem gewöhnlichen Gang der Dinge nannte man eben Wunder. Mit der ernstesten Miene und mit einer für uns komischen Genauigkeit berichten z. B. die römischen Geschichtsschreiber solche Wunder oder Zeichen als merkwürdige, aber keineswegs unglaubliche Ereignisse. So erzählt Tacitus (Ann. 2, 69), daß man bei der Krankheit des Germanicus Zaubersprüche und Verwünschungsformeln sowie den Namen des Prinzen auf Bleitafeln und dergleichen mehr gefunden habe, ein Zeichen, daß man seinen Tod durch Beschwörung herbeizuführen suchte; der große Historiker Livius aber berichtet stets gewissenhaft, wenn es irgendwo ein Wunder gegeben hat: „Da hat es Steine geregnet, dort ist ein Blutstrom an heiliger Stätte gesehen worden, in einem Tempel hat die Bildsäule des Mars von selbst

ihre Lanze ausgestreckt, in Sicilien hat ein Ochse mit menschlicher Sprache geredet, in Spoletum hat eine Frau sich in einen Mann verwandelt, am Himmel hat man einen Altar mit Menschen in weißen Kleidern bemerkt u. s. w." Ganz ähnliche Vorstellungen sind nun auch beim jüdischen Volke auf dem Boden der alten Weltanschauung erwachsen. Daß das Eisen für gewöhnlich im Wasser untersinke, wußte man freilich sehr wohl, aber daß es unter Umständen, wenn ein heiliger Mann es so wolle, auch seine Natur verändern und schwimmen könne, das schien durchaus nicht unmöglich, und leicht bildeten sich im Volksmunde dergleichen Erzählungen, welche aber für die damalige Naturkenntniß gar nichts Anstößiges enthielten. So spricht der Esel, auf welchem Bileam reitet, mit Menschensprache, 4. Mos. 22, 28; so veralten die Kleider der Israeliten nicht auf dem vierzigjährigen Wüstenzuge, 5. Mos. 8, 4; die Mauern Jerichos fallen um beim Blasen der Posaune, Jos. 6, 20; Sonne und Mond stehen still, sobald der jüdische Feldherr es ihnen gebietet, Jos. 10, 12; ein Eselskinnbacken giebt eine Quelle, Richter 15, 19; eine in's Wasser gefallene Axt muß oben schwimmen, 2. Kön. 6, 6; der Schatten an der Sonnenuhr geht zurück statt vorwärts, 2. Kön. 20, 11; Jona wird von einem großen Fisch verschlungen und bleibt nicht bloß drei Tage und Nächte in dessen Bauch lebendig, bis er an's Land gespieen wird, sondern dichtet auch einen Psalm im Bauche des Ungeheuers, Jonas 2, 1; drei Männer wandeln unversehrt und fröhlich in einem feurigen Gluthofen, Dan. 3, 21 ꝛc. Daß wir es bei allen diesen Geschichten mit sagenhaften Ueberlieferungen und nicht mit wirklichen Ereignissen zu thun haben, das erkennt oder fühlt heutzutage wohl jeder Mensch, der auch nur eine oberflächliche Kenntniß der Naturwissenschaft erlangt hat. Fänden sich diese Erzählungen in irgend einem andern Buch, so würde es auch ganz gewiß keine Vertheidiger ihrer Geschichtlichkeit und Wirklichkeit mehr geben, aber da sie in der Bibel stehen, so glauben immer noch viele Christen aus mißverstandener Ehrfurcht für den Buchstaben des heiligen Buches, sich ihrer annehmen und den Wunderglauben überhaupt vertheidigen zu müssen. Solchen

muß die Entstehung dieses Glaubens aus der antiken Weltanschauung und seine Unmöglichkeit in der Gegenwart noch ausführlicher dargelegt werden.

Wir wollen zu diesem Zweck die Entwicklung des Wunderglaubens in der christlichen Kirche weiter verfolgen und dann zeigen, wie und wodurch er ein für alle Mal seinen Boden verloren hat. Bekanntlich ist auch das neue Testament voll von allerhand Berichten über wunderbare Ereignisse. Wir werden denselben bei der Wichtigkeit des neuen Testamentes für das Christenthum einen besondern Abschnitt widmen, um an diesen Geschichten einmal gründlich nachzuweisen, wie solche Berichte entstanden sind; hier aber sei nur an einiges erinnert. Christus und Petrus, heißt es, seien auf dem Wasser gegangen, wie auf festem Land, Matth. 14, 22; Tausende werden mit wenigen Broten gespeist, Matth. 14 und 15; ein Fisch muß in seinem Munde genau die Münze herbeitragen, welche Jesus zur Tempelsteuer nöthig hat, Matth. 17, 27; Wasser wird in Wein verwandelt Joh. 2; ein Feigenbaum wird verflucht und verdorrte alsbald, Matth. 21, 19; ein schon den vierten Tag im Grabe liegender und riechender Leichnam wird wieder lebendig gemacht, Joh. 11; die Schweißtücher und Koller von der Haut des Paulus vertreiben Seuchen und böse Geister, Apostelgsch. 19, 11; der bloße Schatten des Petrus soll Aehnliches wirken, Apostelgsch. 5, 15; ja durch die bloße Einwirkung des heiligen Geistes wird der Evangelist Philippus aus der Wüste in die Stadt Asdod hinweggerückt, Apostelgsch. 8, 39. 40. Alle diese Erzählungen sind ja bekannt, aber nicht so bekannt pflegt zu sein, daß ganz ähnliche, ja fast dieselben Geschichten aus der Zeit der Kirchenväter und der christlichen Kirche in ununterbrochener Reihenfolge von ganz treuherzigen und aufrichtigen Berichterstattern berichtet werden. „In den Schriften der Kirchenväter, besonders des vierten und fünften Jahrhunderts kommen die Wunder als ganz alltägliche Erscheinungen vor, als Zeichen himmlischer Gnade, welche die Krankheiten heilten, die Sorgen milderten, den Heiligen ihre große und heilige Tugend versicherten. So brachten u. A. die Vögel einem Heiligen, der sich zur Selbstbetrachtung

in die Wüste zurückgezogen hatte, täglich seinen Bedarf an Nahrung, und als ein verwandter Geist ihn in der Einsiedelei besuchte, verdoppelten sie die Portion; (man denkt unwillkürlich an den Elias und seine Raben). Bei seinem Tode brachen zwei Löwen aus der Wüste hervor, um sein Grab zu graben, stießen ein langes Trauergeheul über seiner Leiche aus und knieten nieder, um sich von dem Ueberlebenden den Segen zu erbitten. Ein andrer Heiliger, dessen Gelübde ihm durchaus nicht gestattete ein Bad zu nehmen, sieht sich eines Tages rathlos an dem Ufer eines brückenlosen Stromes, alsbald aber steigt, um ihm die Innehaltung seines Gelöbnisses zu ermöglichen, ein Engel hernieder und trägt ihn wohlbehalten über das nasse Element. Für einen solchen Heiligen war nichts gewöhnlicher, als mitten in der Andacht vom Boden erhoben, von der Jungfrau Maria oder einem Engel besucht zu werden und dergleichen mehr. Es gab kaum irgend eine Stadt, welche nicht eine wunderthätige Reliquie oder ein Bild besessen hätte, welches die Augen öffnete oder schloß oder das Haupt vor einem Verehrer neigte. Die Fische drängten sich an's Ufer, um den heiligen Antonius zu hören, dem Crucifix in Burgos mußten jeden Monat einmal die Haare verschnitten werden, und die Säulenjungfrau in Saragossa ersetzte einem Verehrer das abgeschnittene Bein dergestalt, daß es allmählich wieder wuchs. Es giebt in der That in der ganzen Geschichte, soweit sie von Kirchengeschichtsschreibern geschrieben ist, keinen einzigen so fest, ausdrücklich und einmüthig von ihnen allen behaupteten Punkt, als die ununterbrochene Fortdauer der Wunderkräfte durch alle Zeiten von dem ältesten Kirchenvater, der ihrer erwähnt, bis hernieder zur Reformationszeit." *)

Man würde aber diesen kirchlichen Geschichtsschreibern entschieden Unrecht thun, wenn man sie der Täuschung und der Lüge zeihen wollte. Sie haben gewiß meistens selber geglaubt, was sie berichteten. Ihr Wunderglaube entstand und blühte ganz naturgemäß auf dem Boden ihrer naiven Weltanschauung, wie wir dieselbe Erscheinung bei den meisten der biblischen Schriftsteller

*) Lecky's Geschichte der Aufklärung S. 108.

wahrnehmen. Aber nicht genug damit, hat der Wunderglaube sich vielmehr bis tief in die neuere Zeit und in die Kirche der Reformation hineingezogen. Zwar hat der Protestantismus die Legenden und Wundererzählungen der katholischen Kirche meist bestritten und für erdichtet erklärt, aber die Erlösung von dem Wunderglauben selbst hat er erst viel später gefunden. Luther hat wohl einige Aussprüche gethan, die von seinem gesunden Sinn in Beziehung auf Wundergeschichten Zeugniß geben, wie wenn er sagt, die biblischen Wunder seien nur, wie Birnen und Aepfel für die Kinder, so für die Unverständigen zur Weckung und Stärkung des Glaubens, die rechten Wunder aber geschähen durch das Wort Gottes und Sakrament, oder wenn er die großen Wunder Gottes in der Natur lobt, wo der schönste Baum auf trocknem Felsen gedeihe, oder die schweren Wolken frei in der Luft schweben, ohne zu fallen, — aber im Wesentlichen waren auch die Reformatoren von ihrer Weltanschauung aus nothwendig im Wunderglauben befangen. Der Glaube an Hexen und Teufelsbündnisse z. B. wurde von der altprotestantischen Kirche unter Berufung auf die heilige Schrift ebenso zäh vertheidigt wie von der katholischen. Stand es denn nicht geschrieben, daß Hiob vom Satan mit Krankheit und Schmerzen geplagt worden war? Hatte denn nicht die Hexe zu Endor vor dem verworfenen König Saul den Geist des Samuel aus der Unterwelt beschworen? Zeigte die Geschichte des neuen Testamentes von den Besessenen und deren Austreibung durch Christus nicht deutlich, daß die bösen Geister Lust und Macht haben, von Menschen Besitz zu nehmen, in sie zu fahren und sie zu quälen? War nicht der Prophet Habakuk von einem Geiste aus Judäa nach Babylon getragen*) und der Evangelist Philippus von Gaza nach Asdod entrückt worden? Hatte nicht Satan den Herrn Christus selber durch die Lüfte geführt und auf die Zinne des Tempels gestellt? Thomas von Aquin hatte daher gesagt: „Wenn er dies mit einem Körper thun könne, so könne er es auch mit allen thun.“ So behandelte man denn jeden Zweifler mit äußerster Verachtung, der es wagte zu bestreiten, daß auch die Hexen in wenigen Mi-

*) Drachen zu Babel 33—36.

nuten einige hundert Meilen weit auf einem Besenstiel oder einer Ziege oder auf eine sonst dem Teufel beliebte Weise durch die Luft reiten können. Ebenso bewies man aus der Schrift, daß der Teufel jede beliebige Gestalt von Thieren annehmen könne, da er aus der Schlange im Paradiese gesprochen, da seine Geister in die Heerde Säue zu Gadara gefahren waren. Warum sollte nicht auch eine Hexe sich in einen Wolf verwandeln können? Hunderte von Geschichten dieser Art wurden erzählt und allgemein geglaubt. Luther selbst rieth dringend alle Hexen zu verbrennen und befahl einst in Dessau, fest überzeugt von der Möglichkeit teuflischer Zauberkünste, ein unglückliches Kind, das an einem Kielkropf litt, als ein Wechselbalg des Teufels in die Mulde zu werfen. Noch im Jahre 1581 erklärte einer der frömmsten und gelehrtesten Männer in Frankreich, Bodin, daß jede Läugnung der Hexerei entschiedene Gotteslästerung sei und daß durch solche Läugnung die Zahl der Hexen sich ins Unglaubliche vermehren müsse. Richard Baxter veröffentlichte 1691 ein Werk, in welchem er den Menschen einen verstockten Sadducäer nannte, welcher der Hexerei keinen Glauben schenken wolle. „Die Hexerei aufgeben", schrieb der berühmte und fromme Wesley 1768, „heißt in der That die Bibel aufgeben". Er hatte Recht, wenn man statt „Bibel" die „Weltanschauung der Bibel" setzt. Denn der ganze Hexen-, Teufels- und Wunderglaube muß allerdings ebenso wie die alte Weltanschauung aufgegeben werden, die Bibel aber und das Christenthum werden in ihrem eigentlich religiösen Wesen und Werthe dabei nur gewinnen.

Vergegenwärtigen wir uns nun den geschichtlichen Gang jener großen Entdeckungen, welche dem Menschengeiste die wahre Natur und Beschaffenheit des Weltalls aufgeschlossen haben. Die Naturwissenschaft, die sie gefunden, hat wohl ein Recht, stolz darauf zu sein, denn selten kann ein so großer und wesentlicher Fortschritt des Menschengeschlechts in den Annalen der Geschichte verzeichnet werden wie derjenige ist, welcher durch das Wort „moderne Weltanschauung" bezeichnet wird. Er erscheint um so gewaltiger und größer, wenn man die Finsterniß und Unwissenheit in Betracht zieht, in welche das Mittelalter versunken war.

Selbst so einfache Wahrheiten, wie die Lehre des Ptolemäus von der Kugelgestalt der Erde, waren großentheils wieder vergessen oder verloren. — Im sechsten Jahrhundert behauptete man kirchlicherseits entschieden, daß die Erde eine Scheibe sei, und Cosmas, der Indienfahrer, widerlegte die angeblich gottlose Ansicht von der Kugelgestalt der Erde, indem er behauptete, daß sie eine längliche Oberfläche habe, 400 Tagreisen lang, 200 breit, vom Ocean umringt und mit dem festen Krystall des Firmamentes bedeckt sei. Selbst Columbus glaubte bei der Entdeckung Amerika's bemerkt zu haben, daß die Erde nicht eine kugel-, sondern birnenförmige Gestalt habe und hielt die durch eine Erhebung ausgezeichnete Stelle für dem Himmel näher und für das irdische Paradies; der Erzbischof Laud († 1645) aber stellte die Erde gar in der Gestalt eines menschlichen Herzens dar. Vor den großen Seereisen mit ihren Entdeckungen nannte man den atlantischen Ocean das Mare tenebrosum (finstere Meer), weil er jenseits des Sonnen-Untergangspunktes liege und von ewiger Finsterniß bedeckt und schlammerfüllt sei. All diese Einbildungen schwanden, als kühne Seefahrer neue Welttheile auffanden, als man die wirkliche Lage der Continente und Inseln, den Lauf der Ströme und das Relief der Gebirgszüge kennen lernte. Aus einer Traum- und Fabelwelt trat da der Mensch heraus in die Wirklichkeit und lernte zuerst seinen irdischen Wohnplatz richtig kennen. Dann aber richtete sich die Forsch- und Wißbegierde über die Erde hinaus, und die geographische Erweiterung des Gesichts- und Ideenkreises wirkte zurück auf die Vervollkommnung der Astronomie. Kopernikus stellte 1543 die Sonne statt der Erde in die Mitte des Planeten-Systems, „denn wer könnte wohl," sagt er selbst, „in dem herrlichen Naturtempel dieser Fackel einen andern Ort anweisen wollen als den, von wo aus sie das Ganze erleuchten kann." Aber jenseits des Sonnensystems ließ er noch die Fixsternsphäre fortbestehen, eine feste, krystallene Kugelschale, die, wie eine Nußschale den Kern, unsere Sonnen- und Planetenwelt umschließen sollte. Darauf entdeckte Kepler 1610 die wahre Bahn und Bewegung der Planeten, (daß sie in Ellipsen sich bewegen und zwar nicht mit gleichförmiger

Geschwindigkeit, sondern schneller in der Sonnennähe, langsamer in der Sonnenferne). Dadurch war das tausendjährige Vorurtheil von der Gleichmäßigkeit der himmlischen Kreisbewegung vernichtet. Galilei erspähte mit dem neu entdeckten Fernrohr das wahre Wesen der Himmelskörper und zeigte, daß sie keineswegs höhere Geister- oder Götterbilder (wie auch Plato und Aristoteles gedacht), sondern massig wie die Erde seien. Das Fernrohr ließ ihn ferner die Lichtgestalten der Venus, die Berge und Thäler des Mondes, die Flecken der Sonne, auf deren Axendrehung er daraus schloß und die Monde des Jupiter sehen. Endlich löste es ihm die Milchstraße theilweise in Sternbilder auf und führte ihn dadurch zur Erkenntniß der unendlich weiten Entfernung der Fixsterne. Nun unterlag es keinem Zweifel mehr, daß auch die Erde ein Wandelstern sei, wie die übrigen, die Gränzenlosigkeit des Weltalls leuchtete ein. Aber allen diesen Erkenntnissen wurde die Krone aufgesetzt, als Newton 1682 das allgemeine Gravitationsgesetz fand, durch welches das ganze große Getriebe unseres Planeten-Systems auf ein einziges einfaches Naturgesetz zurückgeführt wird, auf ein Gesetz, welches ebenso den kleinsten Steinwurf auf der Erde beherrscht und erklärt, wie die gewaltigen Bahnen der Himmelskörper.

Seitdem ist die Naturwissenschaft triumphirend von Entdeckung zu Entdeckung fortgeschritten. Foucauld's Versuche mit dem Pendel haben einen direkten Beweis für die Axendrehung der Erde geliefert. Die Größe und Masse der Sonne wie der Erde ist berechnet (und da die Sonne die Erde 359,000 mal an Masse übertrifft, so liegt der gemeinsame Schwerpunkt beider, um welchen sie sich wie alle Körper drehen müssen, noch innerhalb des Sonnenkörpers, es ist also physisch unmöglich, daß die Sonne um die Erde kreise). Die Geschwindigkeit des Lichtes ist gemessen, die Natur des Blitzes in der Elektricität erkannt, die Schichten und Ablagerungen des Erdkörpers geben das Bild seiner allmählichen Abkühlung aus feuerflüssigem Zustande, wozu, wie man mit Recht annimmt, Millionen Jahre gehört haben; einige 60 Grundstoffe, die einfachsten Elemente aller Dinge sind entdeckt und durch die Spectral-Analyse auch auf den andern

Weltkörpern nachgewiesen, kurz, mit einem Wort: die Welt hat sich dem Menschengeiste als ein großer, wundervoll geordneter Kosmos, als ein von unumstößlichen Naturgesetzen beherrschtes Ganze gezeigt, in welchem das Größte wie das Kleinste nach ewigen Ordnungen sich vollzieht, in welchem keine Willkür und keine Durchbrechung des Naturgesetzes vorkommt. Damit ist der alte Wunderglaube, welcher in der antiken Weltvorstellung so natürlich war, unmöglich geworden; an Wunder im alten Sinne zu glauben, gilt mit Recht als ein Zeichen von Unbildung oder Beschränktheit. Selbst das Volk, das die Resultate der Naturforschung nur von weitem kennt, die meisten jedenfalls nicht selbständig zu beurtheilen vermag, hat doch mehr oder minder Fühlung mit dem, was die Gebildeten wissen, und glaubt zum größten Theil nicht mehr an Wunder.

Aber fragen wir nun, ob damit, daß wir die Welt anders und besser verstehen als die Alten, die Allmacht, Größe und Weisheit des Schöpfers in ein geringeres Licht gestellt wird, so müssen wir sagen: das grade Gegentheil ist der Fall; nur großartiger, gewaltiger, umfassender erscheint nach der neuen Weltanschauung derjenige, dessen Geist überall in der Natur waltet und Alles regiert. — Je größer und herrlicher die Natur ist, desto majestätischer und erhabener muß der Gott sein, der sie geschaffen hat. Die Alten priesen die Herrlichkeit Gottes, die sie in dem täglichen Umschwung des Tagesgestirns zu erkennen meinten. Wir haben erkannt, daß durch einen andern, unendlich viel einfacheren, aber wahrlich nicht minder staunenswerthen Hergang Tag und Nacht, Sommer und Winter auf der Erde hervorgebracht werden. Wenn uns die Naturwissenschaft lehrt, daß die Erde mit ihrem für uns ungeheuer erscheinenden Umfang und Gewicht (sie wiegt 7 Quadrillionen Kilogramm) doch von der Anziehungskraft der Sonne getrieben, in ihrem Kreislauf um dieselbe 4 Meilen in jeder Sekunde zurücklegt, das Licht aber gar deren 42,000 in jeder Sekunde macht, so predigen solche Thatsachen doch wahrlich die Majestät und Größe dessen, der sie schafft, noch viel mächtiger und ergreifender als Alles, was die Alten von Wundern berichtet und geglaubt haben. — Die wah-

ren und bleibenden Wunder Gottes sind deshalb diejenigen, welche in der Natur oder in der Geschichte oder im Leben unseres eigenen Geistes beständig vor unseren Augen stehen, aber sie enthalten keine Aufhebung oder Durchbrechung des natürlichen Zusammenhanges der Dinge, sondern weisen überall auf eine vollendete Harmonie, auf eine ewige Weisheit hin, die im Weltall herrscht und regiert. Kein Zweifel: Wunder im eigentlichen alten Sinne des Wortes, Unterbrechungen des Naturzusammenhanges giebt es nicht und hat es nie gegeben, außer in der Einbildung der Menschen, von Wundern im weiteren Sinne aber, d. h. von Ereignissen und Dingen, die uns im letzten Grunde unbegreiflich sind und unser ehrfürchtiges Staunen herausfordern, ist die Welt voll. Alles, was uns die Forschung über die Natur und ihre Gesetze gelehrt hat, führt uns zuletzt doch immer auf ein großes Unbegreifliches, auf Kräfte und Gesetze, deren innerstes Wesen, deren eigentliche Ursache wir nicht weiter zu ergründen vermögen. Sie sind da, sie stehen vor unsern Augen, die ganze Welt ist der immerwährende Beweis ihrer Existenz, und jeder Mensch, der seine Augen öffnet und seinen Verstand gebraucht, kann sich von der Wahrheit und Wirklichkeit dieser Gesetze überzeugen, aber je gründlicher wir sie kennen lernen, je umfassender unsere Einsicht wird in den großen Bau der Welt, desto deutlicher erkennen wir auch die Gränzen unsrer Kraft und unseres Begreifens, denn, wie der Dichter sagt: In's Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist. Dem religiösen Menschen ist also Alles ein Wunder, insofern er in Allem die geheimnißvolle, nie ganz zu ergründende und nie vollständig zu begreifende Wirksamkeit Gottes erkennt und verehrt. In solchem Sinne gehören die Wunder nothwendig zu jeder Religion, in solchem Sinne ist auch jenes andre Wort des Dichters wahr: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind!“ Diesen täglichen Wundern Gottes in Natur und Geschichte werden wir überall begegnen, und je freudiger wir sie erkennen, je demüthiger wir sie verehren, desto inniger wird unsere Religion sein. (Darüber werden wir weiter unten, wo von der Schöpfung und Regierung Gottes die Rede ist, noch ein Mehreres zu sagen haben.) Mit-

ten in allem Endlichen und Zeitlichen das Ewige und Unendliche ahnen, fühlen und erkennen, das ist Religion. Alles Ewige, Unendliche, Göttliche aber ist und bleibt für uns ein unsere Einsicht Uebersteigendes, Wunderbares. Darum sollte man immer, wenn man gefragt wird, ob man an Wunder glaube, diesen Unterschied machen und festhalten: Wunder als Eingriffe Gottes in die Naturordnung glauben wir nicht, weil die Natur und die Geschichte uns lehren, daß Gott die von ihm selbst gegebenen Gesetze nicht aufhebt, nicht aufzuheben nöthig hat, um seine Zwecke in der Welt zu erreichen. Das Wunderbare ist grade, daß er durch die Naturordnung hindurch und mittelst derselben Alles erreicht, was er will, nämlich: die Entwicklung des Guten in der Menschheit trotz der Macht und Gewalt, welche Selbstsucht, Leidenschaft, Sinnlichkeit und Bosheit dagegen einsetzen. Die Wunder aber, an welche wir glauben, sind die Welt als Darstellung des Willens Gottes und die Entwicklung des Göttlichen in der Menschheit durch die Thaten des freien, sittlichen Willens. In diesen Wundern ist Wunder genug, um den Menschen zur Anbetung, zur Religion zu führen.

Nun müssen wir aber schließlich noch auf eine Verwechselung aufmerksam machen, welche sich sehr viele, sonst gescheidte und einsichtsvolle Leute auf dem Gebiete der Religion zu Schulden kommen lassen, weil sie sich über den eben gemachten Unterschied zwischen Wundern im alten Sinne und Wundern der Religion überhaupt nicht klar sind. Sie denken und sagen wohl: „In der Religion ist ja eben so vieles geheimnißvoll und unergründlich, am besten thut man also, über diese Dinge überhaupt nicht nachzudenken, sondern wenn man doch einmal Unbegreiflichkeiten in der Welt erkennt, nun auch alle biblischen Wunder ohne Unterschied für möglich zu halten, kommt es doch auf ein wenig mehr oder weniger von Dunkelheit nicht an.“ Wer so redet, vergißt nur, daß Gott selbst uns den Verstand gegeben hat, um ihn zu gebrauchen, so weit seine Kraft reicht. Das ist aber eben, wie wir oben auseinandergesetzt haben, das Resultat der verständigen und wissenschaftlichen Forschung, daß wir die Gesetze und Regelmäßigkeit der Naturerscheinungen, als die von Gott gesetzte und

gewollte Ordnung, erkannt haben. Seinen Verstand hier nicht gebrauchen wollen, mit Gewalt die Augen schließen gegen Thatsachen und einleuchtende Beweise, das ist nicht Frömmigkeit, sondern Verblendung. Nur frühere Jahrhunderte, die von dem nichts wußten, was wir von der Natur wissen, konnten unbefangen die Wirksamkeit Gottes in der Welt als eine willkürliche, die Gesetze durchbrechende betrachten. Heutzutage ist solcher Wunderglaube eine Abnormität und führt consequenter Weise dahin, die ganze antike Weltanschauung wieder aufzunehmen und zu vertheidigen, was denn einige sich für besonders fromm und gläubig haltende Sonderlinge auch thun. Der Religion und dem Christenthume geschieht damit ein schlechter Dienst. Beide werden dadurch in Gegensatz zu der Wissenschaft gestellt und zur Barbarei und Uncultur verurtheilt. Das ist ihren Feinden grade recht. Aber wer es gut meint mit der Religion, der helfe sich und andern zur vollen Klarheit über den Wunderglauben und lerne die ewigen Wunder Gottes verehren.*)

## 9. Gott unser Vater.

Einfachheit und Faßlichkeit der christlichen Gottesidee. Gott ist Geist, Licht und Liebe. Christus spricht nur in Bildern und Gleichnissen von Gott. Unerforschlichkeit des göttlichen Wesens für den Menschengeist.

König Hiero von Syrakus — so wird erzählt, — fragte einst den weisen Simonides nach dem Wesen Gottes. Der Philosoph erbat sich einen Tag Bedenkzeit, dann zwei Tage, dann immer

*) Die katholische Kirche ist übrigens ganz consequent, wenn sie nicht bloß die biblischen Wunderberichte, sondern alle ähnlichen Legenden von ihren Heiligen und Wunderthätern für glaubwürdig erklärt und annimmt, daß noch jetzt solche Wunder geschehen. Aber worin liegt wohl die Consequenz und Vernunft, wenn man annimmt, im biblischen Zeitalter seien die Wunder wirklich geschehen, dagegen, was die Kirchenväter erzählen, sei nicht wahr? — Der Protestantismus kann unmöglich auf die Dauer so einseitig urtheilen. Entweder giebt es Wunder im alten Sinne, dann hat die katholische Kirche ganz Recht, auch von ihren Heiligen dergleichen zu glauben, oder es giebt keine solchen Wunder, dann muß man den Muth und die Offenheit haben, das Sagenhafte auch in der Bibel anzuerkennen.

länger, und als endlich der König unwillig wurde und auf eine Antwort drang, soll der Weise gesagt haben, je länger er darüber nachdenke, desto dunkler erscheine ihm die Sache. Aehnlich hat sich auch Plato geäußert: „den Schöpfer und Vater des Alls zu finden, sei schwierig, habe man ihn aber gefunden, so sei es unmöglich Allen davon zu sagen." Solchen Behauptungen heidnischer Weisheit gegenüber hatten die Christen wohl recht darüber zu triumphiren, daß durch ihre Religion es dahin gekommen sei, daß jeder Handwerker, ja jedes Kind über Gottes Wesen und Eigenschaften Bescheid geben könne. Darin liegt in der That eine große Wahrheit. Es ist ein Hauptverdienst des Christenthums, daß die hellste und reinste, die höchste und seligste Erkenntniß Gottes Jedermann zugänglich geworden ist. Gott ist für uns der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, wir kennen ihn als den, welchen Christus uns geoffenbart hat, und in dieser Offenbarung Gottes finden wir unser Leben und unsre Seligkeit.

Joh. 17, 3. Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen.

Was lehrt denn aber das Christenthum von Gott? Was sagt vor allem das neue Testament uns über ihn? Wie nannte Jesus selbst seinen Gott? — Hier tritt uns zuerst und mit nachdrücklicher Betonung der Name „Vater, oder himmlischer Vater, mein Vater, unser Vater im Himmel" entgegen. Das ist wohl die Bezeichnung, welche man recht eigentlich die urchristliche nennen darf. Jesus hat keine andere so häufig gebraucht, so augenscheinlich bevorzugt wie diese. In diesem Wort hat er seinen Begriff von Gott ausgesprochen, denn auch alle andern Bezeichnungen, die er sonst noch und namentlich in den Gleichnissen anwendet, sie laufen alle mehr oder minder auf diesen Begriff hinaus. Auch der König, der Richter, der Herr des Weinbergs, der gute Hirte — unter welchen Bildern Gott dargestellt wird — sie walten, regieren, richten alle mit väterlicher Liebe. Darum ist es gewiß richtig in die Sprache des Begriffes übersetzt und darf als das letzte Wort des Christenthums über Gott gelten, wenn der Apostel sagt:

1. Joh. 4, 8. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.

„Gott der Vater, Gott die Liebe", das ist das Höchste, was wir von ihm aussagen können, das ist die vollkommenste Offenbarung, die es von ihm geben kann, es ist zugleich die Erkenntniß Gottes, welche ganz und voll erst im Christenthume aufgegangen ist, während in allen andern Religionen höchstens Ansätze dazu und Bruchstücke davon sich finden. Wer Gott als den Vater, als die Liebe kennt und ehrt, der hat das Räthsel alles Daseins gefunden, der hat an der Quelle der Wahrheit getrunken, der hat in das Geheimniß der Ewigkeit hineingeschaut. Gott ist die Liebe, Gott ist mein Vater, euer Vater — das ist die Botschaft Jesu an die Menschheit, das ist sein Evangelium für alle Zeiten. Man hat das große Wort in viele einzelne Aussagen zerlegt, die Kirche hat ein ganzes System von göttlichen Eigenschaften aufgestellt und jede davon auf das Genaueste zu beschreiben versucht, tiefsinnige und geheimnißvolle Grübeleien über das göttliche Wesen und Wirken sind daran angeknüpft worden — das mag Alles sein gutes Recht haben und unter Umständen unentbehrlich und segensreich sein, aber die Hauptsache, die nöthigste und heilsamste Erkenntniß Gottes ist es nicht, die finden wir immer nur in jenem einfachen, schlichten Wort: „Gott ist die Liebe, Gott ist unser Vater." Und was mit diesem Wort nicht stimmt, mag es auch noch so hoch ausgedacht, noch so klug überlegt, noch so tiefsinnig erfunden sein, wir müssen es verwerfen, müssen alle Lehre von Gott messen an diesem heiligen großen Wort, in welchem Christi Geist und Sinn gleichsam Fleisch und Blut geworden ist, in welchem seine Religion, seine Frömmigkeit, seine Gottesanschauung ihre Verkörperung gefunden hat.

Zwar ist es richtig, das Wort „Gott ist Liebe" entfaltet sich unwillkürlich und wie von selbst zu einer reicheren Fülle von Aussagen über den Ewigen, denn wenn er Liebe ist, muß er auch Geist und Leben sein, wenn er Geist und Leben ist, muß er wieder allgegenwärtig, allmächtig, allwissend, allweise, heilig und gerecht sein. Solche Gedanken kommen von selbst, aber wir sollen nur dabei nie vergessen, daß die Liebe das Höchste

und Größte, das Erste und Letzte in Gott ist, damit wir nicht auf jene Abwege gerathen, die auf eine Fülle einander widerstreitender Eigenschaften in Gott hinführen, aber die Königin aller übrigen, gleichsam das Herz des himmlischen Vaters, die Liebe, dabei aus den Augen verlieren oder sie doch nur als eine Eigenschaft des Höchsten neben andern auffassen. Gott ist z. B. nicht ebenso und in demselben Sinne die Gerechtigkeit wie er die Liebe ist. Er ist gerecht immer nur so, daß die Liebe dabei das Scepter führt und das Urtheil spricht, er ist auch gegen die Abtrünnigen immer zuerst und zuoberst der barmherzige Vater, der die Gerechtigkeit übt mit der Hand und mit dem Herzen der Liebe. Das darf man nie vergessen, wenn man die Lehre von Gott recht und christlich auffassen will.

Es kann sein, daß diese Lehre des Christenthums von Gott und Gottes Wesen manchem zu einfach, zu wenig gelehrt und tiefsinnig erscheint. Von dem, welchen aller Himmel Himmel nicht fassen, der Alles füllet mit seiner Gegenwart und Alles trägt und regiert mit dem Hauch seines Mundes, möchte man wohl auch in der geheimnißvollen Sprache menschlicher Weisheit und philosophischer Abstraktion reden hören. Je dunkler und räthselhafter die Worte, desto würdiger mögen sie ihres hohen Gegenstandes erscheinen. Allein das wäre doch in Wahrheit nur täuschender Schein. Dasjenige, was der Mensch von Gottes Wesen überhaupt zu erkennen vermag, muß ihm auch so einleuchtend, seiner eigenen Natur so verwandt und so sympathisch sein, daß es Allen nahe gebracht, Allen mitgetheilt werden kann. Und das ist mit der Verkündigung Christi von Gott wirklich der Fall. Sie legt sich von selbst wie Morgenthau und Himmelsbalsam um jedes Menschenherz, sie grüßt uns mit Engelsmund wie aus dem verlornen Paradies und heilt alle Schmerzen unsrer Seele. „Gott ist die Liebe", ja in dem Glauben findet unser Herz Ruhe und Trost und Frieden für immer. Die Größe des christlichen Gottesglaubens liegt also grade darin, daß er für Jedermann verständlich und einleuchtend ist. „Nicht in die feinen unzugänglichen Tiefen der Spekulation hat die erste aller Wahrheiten ihr Haupt versteckt, sondern wir glauben an den Gott, den

auch der Arme und Einfältige begreift, an den Gott, den die arme Hütte kennt, auf den die Kindheit hört, dessen Namen das Unglück nennt, der Wege gefunden hat, um zu allen zu gelangen, sie mögen so klein sein wie sie wollen, und der keine andern Feinde hat als den Hochmuth des Wissens und die Verdorbenheit des Herzens. An diesen Gott glaube ich, weil ich ein Mensch bin, und wenn ich mit allen Völkern und mit allen Altersstufen den ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses wiederhole, so thue ich nichts anderes, als daß ich mich Mensch nenne und mich in meinen Rang, in die Genossenschaft menschlicher Seelen einschreiben lasse."*)

Es ist wunderbar und zeugt von einer außerordentlichen Einfalt und Weisheit des Geistes zugleich, daß unser Herr Christus über diese ersten gleichsam elementarsten Bezeichnungen Gottes als des Vaters, des Hirten, des Königs der Menschen nie hinausgegangen ist, daß er nie auch nur versucht hat eine Dogmatik, ein System von Lehrsätzen über Gott aufzustellen. Bilder und Gleichnisse, das ist Alles, was wir von ihm über die göttlichen Dinge hören. Darin liegt für uns ein sehr werthvoller Fingerzeig in Bezug auf die Natur und das Wesen aller Gotteserkenntniß. Um es gleich mit einem Worte zu sagen: Wir erkennen Gott überhaupt und immer nur im Bilde, wir vermögen sein Wesen nicht mit derselben Klarheit und Deutlichkeit der Erkenntniß zu durchdringen, wie uns das bei einigen irdischen Dingen verstattet ist. Der liebe Gott ist nicht so klar und durchsichtig für uns wie ein Rechenexempel oder ein mathematischer Lehrsatz. Wir erkennen von ihm immer nur so viel, als unsre menschliche Natur uns zu erkennen erlaubt. Das ist nicht das Ganze seines Wesens, das sind nicht alle Tiefen seiner Gottheit. Es bleibt ewig etwas Unbegreifliches, Unerforschliches für uns zurück, das wir nicht ergründen können, sein Gewand erfüllet das All, aber wir rühren nur an den Saum dieses Gewandes, sein Angesicht — wie das alte Testament es so sinnig und schön ausdrückt 2. Mos. 33, 20, — sein Angesicht kann Niemand sehen, auch seine begnadigten Propheten verhüllen ihr Haupt, wenn

*) Lacordaire.

Er vorüberschreitet, und schauen ihm nur in Demuth hinten nach. In unzugänglichem Lichte, sagt das neue Testament, wohnt der unsterbliche Gott (1. Tim. 6, 16) und Paulus vergleicht alles Schauen göttlicher Dinge mit dem dunklen und getrübten Sehen eines Abbildes in einem unvollkommenen Spiegel (1. Cor. 13, 12). Es liegt eben in der Natur unsres Verhältnisses zu Gott, daß wir ihn nur so, d. h. unvollkommen und im Bilde zu erkennen vermögen. Können wir doch etwas durchaus ähnliches in dem Verhältniß anderer Geschöpfe zu uns beobachten. Offenbar haben die Thiere vom Menschen nur sehr unvollkommene Vorstellungen, jedes erkennt ihn nur nach dem Maße seiner Fähigkeiten, aber selbst die höchstbegabten Thiere können nie auch nur annähernd unser Wesen so erkennen, wie wir selbst es thun. Wir bringen einzelne Thiere dahin, daß sie unsern Willen verstehen und ihn befolgen, aber nie kann es uns gelingen ihnen die Gedanken und das ganze Getriebe menschlicher Beweggründe verständlich zu machen, aus denen heraus wir handeln. Gleiches wird nur von Gleichem erkannt, sagen daher die Philosophen. Das niedere Geschöpf vermag das höher Stehende nie vollkommen zu begreifen und zu durchschauen. Das gilt nun eben auch von uns Menschen in Beziehung auf Gott. Wer den Ewigen meint umspannen zu können mit seinem kleinen und armseligen Verstande, der gleicht dem Kinde, das den Ocean mit einer Muschel ausschöpfen will. Calvin mahnte daher mit Recht, das verborgene Wesen Gottes lieber andächtig zu verehren, als neugierig zu erforschen, und Luther sagte: „Gottes Wesen an sich selbst ist ein übernatürlich unerforschlich Wesen, ganz unerkenntlich und unbegreiflich. Was wir allein von ihm wissen können, ist, wie er im Amte (d. h. gegen uns) sei und das Wort führe durch die Heiligen (zu uns rede durch die Propheten)." In einem schönen und treffenden Gleichniß hat schon Plato die Art und Weise gekennzeichnet, in welcher der Mensch das Göttliche wahrnimmt. „Denke dir, so ungefähr sagt er, in einer unterirdischen Höhle seien Menschen von Kindheit auf als Gefangene gehalten und so angefesselt, daß sie niemals den Eingang und das Tageslicht sehen können, sondern immer nur auf die Rückwand der Höhle

blicken. Vor dieser Höhle geht eine Mauer her und an dieser entlang ein Weg, auf welchem oft Menschen vorbeigehen und Gefäße, Bildsäulen oder andere Gegenstände vorübertragen, die über die Mauer hinüberragen und ihren Schatten in die Höhle werfen. Einige von diesen Menschen reden dabei, andere schweigen. So werden nun die Gefangenen von sich selbst, von einander und von dem, was vorübergetragen wird, nichts sehen als die Schatten an der Rückwand der Höhle. Da werden sie also diese Schatten für die wahren Dinge selbst halten und auch meinen, das, was da rede, seien eben diese Schatten." So wirft auch das Göttliche gleichsam nur seinen Schatten in die Welt, in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit aber bleibt es dem Auge der Sterblichen unerforschlich, so lange sie in der Höhle dieses irdischen Daseins weilen.

Gewiß ist nun freilich, daß wir uns für unser Heil, für unsre Seligkeit und unsern Frieden genügen lassen dürfen an dem Maß von Erkenntniß, das unser Herrgott uns auch hienieden schon im sterblichen Leibe offenbart hat, aber es thut besonders in der Gegenwart dringend Noth die Welt wieder an jene Bescheidenheit und Beschränkung zu erinnern, mit welcher Christus selbst, mit welcher auch Plato und Calvin und Luther von dem göttlichen Wesen geredet haben. Im Hochmuth und Stolz seines irdischen Wissens, das ja groß ist, kommt nämlich der Mensch gar leicht und häufig zu dem Gedanken, er müsse auch im Stande sein die Tiefen der Gottheit zu ergründen, und wenn er dann in diesem Bemühen jämmerlich Schiffbruch leidet, wenn er auf Unbegreiflichkeiten, auf scheinbare Widersprüche, auf unlösbare Räthsel stößt, so wird er leicht irre an Gott selbst, fängt an zu zweifeln, ob es überhaupt einen Gott gebe, und geht unter an seiner eignen Thorheit. Nein, wer nach Gott fragt und von Gott redet, der thue es nicht mit dem oberflächlichen Wunsch nach einer interessanten Aufklärung, sondern mit dem ganzen Ernst und der ganzen Demuth, welche dieser höchsten aller Fragen geziemen. Er thue es mit der Gewißheit, daß er alle Räthsel zu lösen, alle Fragen zu beantworten nicht im Stande sein wird, weil er selbst ein endlicher Mensch, Gott aber unendlich

ist, er thue es endlich mit jener Sehnsucht der Seele, die da spricht: „Mich dürstet nach dem lebendigen Gott; wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so dürstet meine Seele, Gott, nach dir", und er wird inne werden, daß es noch heute heißt: „Der Herr ist mit euch, wenn ihr mit ihm seid und wenn ihr ihn suchet, wird er sich von euch finden lassen." (2. Chron. 15, 2.)

Halten wir uns so die Gränzen unsrer Gotteserkenntniß immer gegenwärtig, bedenken wir allezeit, daß, wie der Apostel (1. Cor. 13) sagt, all unser Wissen und Weissagen Stückwerk ist, so werden wir uns nicht wundern, sondern es selbstverständlich finden, daß wir sehr bald im Verlaufe des Nachdenkens über Gott auf allerhand Widersprüche stoßen, und daß diese zunehmen und schärfer werden, je tiefer wir in den Begriff Gottes einzudringen suchen. Er müßte eben nicht der Ewige, müßte unsres Gleichen sein, wenn das anders sein sollte. Grade weil er unendlich hoch über uns erhaben ist, stoßen wir bald hier, bald da in unsern Gedanken über ihn auf bodenlose und geheimnißvolle Tiefen seines Wesens, vor denen uns das Denken ausgeht, an denen wir uns in Widersprüche verwickeln und bekennen müssen: Seine Erkenntniß ist uns zu hoch und wunderbar. So geht es schon dem Kinde, wenn es anfängt über die ersten Bilder vom lieben Gott hinauszugehen und nachzudenken über seine Eigenschaften. Da hört es, daß Gott unsichtbar und lebendig, daß er allmächtig und allgegenwärtig, ewig und unveränderlich ist (diese Eigenschaften begreift die Bibel unter dem Wort: Gott ist Geist), es hört ferner, daß er allwissend und allweise, heilig und gerecht ist (Gott ist Licht 1. Joh. 1, 5), endlich, daß er gütig, gnädig, barmherzig, geduldig und langmüthig ist (Gott ist Liebe), und bei jeder einzelnen dieser Eigenschaften verwickelt sich schon der ungeübte Verstand des Kindes in dieselben Zweifelsfragen, welche später auch den Gelehrten beschäftigen, und an jeder einzelnen dieser Fragen muß offenbar werden die Wahrheit: „Gott ist groß und wir begreifen ihn nicht." Nehmen wir, um dies an einem Beispiel zu zeigen, den Begriff der göttlichen Allwissenheit. Nichts ist klarer als daß diese Eigenschaft dem göttlichen Geiste nothwendig zukommt. Ein Gott, der nicht Alles wüßte, auch das Kleinste

und Unscheinbarste, wie könnte er die Welt regieren? Den ewigen und allgegenwärtigen Geist können wir nicht anders als allwissend denken. Und doch, wenn wir mit diesem Gedanken Ernst machen, wie erlahmt unsere Kraft! Wie überschwänglich, übermenschlich, ja fast unmöglich scheint uns solches Allwissen! Wir denken an die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, an alle die Millionen Menschen, die gelebt haben und leben werden, und uns schwindelt bei der Vorstellung, daß es Ein Wesen geben soll, welches alle die Millionen mal Millionen von Gedanken aller kennt, die da waren und sind und sein werden. Wir begreifen die göttliche Allwissenheit nicht. Aber wie voreilig wäre nun doch der Schluß: Weil wir sie nicht begreifen, darum ist sie auch nicht, darum giebt es keinen geistigen, bewußten, lebendigen Gott, sondern nur eine todte Kraft, die die Welt regiert. Vergessen wir doch nicht, daß wir in Bildern, in Gleichnissen von Gott reden, daß diesen Bildern nothwendig die Unvollkommenheit unsres Verstandes anklebt. Es ist ein Irrthum, wenn Jemand glaubt die Gottheit damit besser zu begreifen, ihr dadurch näher zu kommen, daß er ihren Begriff auf eine möglichst klare Formel — wie z. B. auf den Ausdruck „mechanische Kraft" — bringt. Wer die Gottheit klar zu durchschauen glaubt, der zeigt damit nur, daß er von ihrer Größe und ihrem Wesen wie von seinen eigenen Schranken keine Ahnung hat. Das Geheimniß und die Unerforschbarkeit gehören ja für uns nothwendig zum göttlichen Wesen. (Insofern hat auch die Kirche Recht gehabt, wenn sie lehrte, das innergöttliche Wesen — sie nannte das die Dreieinigkeit — sei unerforschlich und unergründlich, sie irrte nur darin, daß sie dennoch über dieses innere Geheimniß der Gottheit ihre sehr menschlichen und von Theologen erfundenen Formeln — eben die sogenannte Trinitätslehre — aufstellte und diese nun für göttlich offenbart erklärte.) Also das halten wir für's Erste fest, und dürfen wir für ausgemacht annehmen: Ein Schleier, eine geheimnißvolle Hülle bleibt für uns vor aller Erkenntniß Gottes, und dadurch wird noch nichts gegen eine Lehre von Gott bewiesen, daß sie uns zuletzt in Unbegreiflichkeiten verwickelt. Die bloße Klarheit

und Durchsichtigkeit allein ist also noch lange nicht das Kennzeichen der Wahrheit für eine Lehre von Gott. So waren z. B. die alten Pythagoräer der Ansicht, das eigentlich Göttliche seien die Zahlen. Aus Maß und Zahl sei alles gebildet, die Zahl beherrsche und regiere die Welt. Wie einfach und klar ist diese Behauptung! Wie stimmt sie nach vielen Richtungen mit den Thatsachen überein! Und wie übersichtlich und erkennbar wäre eine Gottheit in Zahlen! Aber wird darum heutzutage ein verständiger Mensch wirklich das Maß und die Zahl für das Wesen der Gottheit halten? Wird man nicht mit Recht sagen, daß eine Gottheit, die wir übersehen, die unser Herz aber kalt und unbefriedigt läßt, in Wahrheit keine Gottheit ist? — Damit stehen wir denn vor der wichtigen Frage, ob es überhaupt ein Kennzeichen für uns giebt, an welchem wir wahre und falsche Aussagen über Gott unterscheiden können. Als Christen glauben wir an einen persönlichen Gott, an einen Gott, der Geist und Wahrheit und Liebe ist. Woran können wir uns vergewissern, daß dieser Glaube keine Täuschung und keine Einbildung, daß er Wahrheit ist? Woran können wir erkennen, daß andere Vorstellungen von Gott (wie z. B. die von einer blinden Kraft, oder von einem allgemeinen Naturtriebe) in der Irre gehen? Auf diese Frage werden wir am besten Antwort geben, wenn wir in den folgenden zwei Abschnitten einmal die beiden Hauptansichten prüfen, welche außer der christlichen über Gott aufgestellt zu werden pflegen.

## 10. Der Pantheismus und die Persönlichkeit Gottes.

Die Welt als Gottheit, gleich einem Meer, das Wellen wirft. Alles Einzelne als Theil der Gottheit, welche unbewußt und unpersönlich gedacht wird. Mängel dieser Ansicht. Die Persönlichkeit Gottes.

Eine weit verbreitete, in vielen Religionen, z. B. im Buddhismus und Brahmanismus, vertretene Lehre von Gott ist die des Pantheismus, d. h. auf deutsch „die Lehre von der Allgottheit." Der Pantheismus lehrt nämlich, daß die Welt selbst

oder das All der Dinge (das Universum) Gott sei. Die einzelnen Wesen, Personen und Dinge sind nichts Bleibendes, sie kommen und gehen, sie tauchen auf und verschwinden, aber das Ganze, das Weltall, bleibt. Jene sind nichts Wirkliches und Wesenhaftes, sie sind bloße Erscheinungen und Formen, in denen die Gottheit sich Gestalt giebt, aber Gott selbst ist nur das Ganze und Bleibende aller Erscheinungen zusammen. Man kann sich das deutlich machen an dem Bilde eines Meeres und seiner Wellen. Die einzelne Welle hebt sich und sinkt wieder unter, sie kommt aus dem Ganzen und verschwindet wieder in demselben, für sich besteht sie nur auf einen Augenblick, danach ist sie untergegangen in dem großen Ganzen, aus dem sie aufgestiegen war. Sie ist also für sich nichts Bleibendes, nichts Wesenhaftes; das Bleibende und Wesenhafte ist allein das Meer. Die Wellen bedeuten in solchem Gleichniß die einzelnen Personen und Dinge der Welt, das Meer ist die Gottheit. Oder man gebraucht, um denselben Gedanken deutlich zu machen, auch wohl das Bild von Leib und Seele. Gott, sagt der Pantheist, ist die große Weltseele, welche das All wie ihren Leib durchdringt. Die Seele ist überall im Körper gegenwärtig und thätig, aber in keinem einzelnen Gliede ist sie ganz oder allein, kein Einzelding kann sagen: Ich bin Gott, nur das Ganze ist Er. In solchem Sinne ist offenbar jene alte Inschrift am Isistempel zu Sais zu verstehen, welche lautete: „Ich bin Alles, was ist, ich bin Alles, was war, ich bin Alles, was sein wird, kein Sterblicher hat meinen Schleier gehoben."

Es liegt in dieser Lehre von Gott eine gewisse Wahrheit, sie klingt an manche christliche Aussprüche sehr nahe an, ja sie hat begeisterte Vertreter mitten im Christenthume selbst gefunden. Aber sie ist doch in ihrer Consequenz einseitig und verderblich; sie hat Keime der Wahrheit in sich, aber sie kann auch zu einer Vernichtung aller wahren Religiosität führen. Beides wollen wir zu zeigen versuchen.

Es ist gewiß ein großartiger Gedanke, alle Dinge auf Gott zurückzuführen und in allen Dingen das Leben und den Puls-

ſchlag des Ewigen zu erkennen. Das iſt an ſich ſogar eine ächt chriſtliche, ja aller innigen Frömmigkeit eigenthümliche Betrachtungsweiſe der Welt. Sagt doch auch der Apoſtel: „In Gott leben und weben und ſind wir. Von ihm, durch ihn, zu ihm ſind alle Dinge; und wenn der Sohn alle Dinge dem Vater unterworfen haben wird, dann wird auch er ſelbſt unterthan ſein dem Vater, auf daß Gott ſei Alles in Allem“ (1. Cor. 15, 28). Aehnlich drückten ſich die Myſtiker des Mittelalters aus. „Außer Gott, ſagt Meiſter Ekkardt, ſind alle Dinge ein lautres Nichts. Gott iſt das Eine in Allen, in Allen das Weſen. Was der Menſch liebt, das iſt er. Liebt er einen Stein, ſo iſt er ein Stein, liebt er einen Menſchen, ſo iſt er ein Menſch, liebt er Gott . . . ich wage nicht, weiter zu ſprechen, denn ſpräche ich, daß er ein Gott wäre, ſo möchtet ihr mich ſteinigen.“ In dieſem Ausſpruche kommt nun ſchon die Kehrſeite ſolcher Betrachtung zum Vorſchein. Wenn nämlich alle Dinge Theil haben an Gott und ſeinem Weſen, ja eigentlich nur ein Ausfluß deſſelben ſind, ſo leuchtet ein, daß ſowohl der Wurm im Staube, wie das fallende Blatt und das rauſchende Waſſer und vor allem auch der Menſch ſelber nicht ein Geſchöpf, ſondern ein Theil der Gottheit iſt. Ferner wenn alles, was geſchieht, nur eine Entfaltung des göttlichen Lebens iſt, wenn es die Gottheit ſelbſt iſt, die als das große Meer in allem Leben ihre Wellen wirft, ſo iſt Alles, was geſchieht, an ſeinem Orte untadlig und recht, es giebt keinen Unterſchied von gut und böſe, es giebt nur geringere und vollkommnere Entwicklung der Weltſeele. Endlich wenn die Welt ſelber Gott iſt, ſo muß dieſer Gott ohne Bewußtſein, ohne Perſönlichkeit und nach Art einer allgemeinen Kraft gedacht werden, die blind und bewußtlos wirkt. Erſt in der Form des menſchlichen Geiſtes kommt dann der Allgeiſt zu Perſönlichkeit und Bewußtſein, aber auch der einzelne Menſch mit ſeiner Perſönlichkeit gleicht nur der Waſſerblaſe, die einen Augenblick aufquillt, um im nächſten zu zerſpringen und zu verſchwinden, mit andern Worten: eine perſönliche Unſterblichkeit wäre unmöglich, es gäbe nur ein Fortleben im All, in ſeinen Kräften und ſeinen Stoffen.

Hier wird nun offenbar, daß der Pantheismus dem Christenthum entschieden widerstrebt. Ein Gott, der in der Natur nur unbewußt schafft und erst im Menschengeiste zum Bewußtsein über sich selbst kommt, ein Gott, der also genau genommen in dem Gläubigen zu sich selber betet, ein Gott, der keinen Unterschied kennt zwischen gut und böse — das ist in Wahrheit gar kein Gott, es ist nichts als die Welt selber, der man den Namen Gott beigelegt hat. Ja grade hierin, in der Verwechselung und Vermischung von Gott und Welt, werden wir den Hauptirrthum des Pantheismus zu erkennen haben.

Wir sagten oben: alle Erkenntniß Gottes sei nur ein Bild, ein Gleichniß. Nun kann es aber unmöglich ganz gleichgültig sein, woher wir unsre Bilder und Gleichnisse von Gott nehmen. Nur das Höchste und Beste, was wir kennen, wird würdig sein, sein Wesen im Bilde darzustellen. Wer das Niedrige zum Gleichniß der Gottheit macht, der zieht sie damit herab und bleibt ihr fern. Dies gilt vom Pantheismus. Der Gottesbegriff der Pantheisten steht darum unter dem Bilde, welches die christliche Religion von dem Vater der Liebe entwirft, weil ein Gott, der als Weltseele lebt und wirkt, nicht das höchste und reinste Bild des Göttlichen darstellt, das wir uns denken können, sondern nur ein Gleichniß, das aus dem Naturleben (Meer und Welle, Seele und Leib) entnommen ist. Es kann für das ganze innere religiöse Leben durchaus nicht gleichgültig sein, ob ich mir meine Ideen über Gott nur von den niedrigen Geschöpfen her entnehme und den Ewigen in eine Reihe stelle mit der Naturerscheinung und dem Thierleben, oder ob ich so hoch hinaufsteige, wie ich vermag, und den Hocherhabenen mit den höchsten Erscheinungen geistigen Lebens vergleiche, die ich kenne. Das ist der Grund, warum uns der Pantheismus nicht befriedigt, warum er für die Menschheit im Großen stets eine trostlose Religion bleiben wird. Unser Herz muß höher hinauf. Wir können nur in dem Gedanken einer göttlichen Persönlichkeit Ruhe der Seele und wahres Genügen finden. Das ist so sehr das Grundgesetz unsrer religiösen Anlage und Natur, daß unwillkürlich und unbewußt auch die entschiedensten Gegner der Persönlichkeit Gottes so reden

und so fühlen, als sei die Gottheit persönlich. So hat z. B. D. F. Strauß sich als einer der eifrigsten Bekämpfer des persönlichen Gottesglaubens gezeigt, er hat alle erdenkbaren Gründe in's Feld geführt, um zu beweisen, daß nur eine blinde, unbewußte Kraft das Weltall füllt, und er hat eben dieses Weltall, das Universum, als die Gottheit proklamirt, von der allein noch die Rede sein könne. Aber nun auf einmal und mitten im Zuge seiner Polemik gegen die christliche Gottesvorstellung verlangt er, daß wir dieses blinde Universum mit Andacht, mit demüthiger Ergebung, mit liebendem Vertrauen, mit freudiger Erhebung betrachten sollen, weil es doch auf eine ewige Vernunft angelegt sei, weil die Welt im Ganzen doch gut und nicht schlecht sei. Wunderliche Vorstellung: Andacht, Liebe, Vertrauen zu einem unpersönlichen, unbewußten Universum! Offenbar kommt auch bei Strauß hier nur der innerste Drang des religiösen Gemüths nach einem persönlichen Gott zu seinem Ausdruck, denn ein vernünftiges und gütiges Universum — das ist doch nur ein andrer Name für einen vernünftigen und gütigen Gott. Es ist und bleibt eben „eine fast unabänderliche Nothwendigkeit für die höchste Stufe der Frömmigkeit, sich die Vorstellung eines persönlichen Gottes anzueignen, namentlich überall da, wo das Herz im unmittelbaren Gespräch mit dem höchsten Wesen begriffen ist." *) Unsere Seele, unser geistiges Ich, will und muß seine innersten und heiligsten Gefühle ausströmen in ein göttliches Du, will und muß in den Augenblicken des höchsten und reinsten geistigen Entzückens wie in den Stunden bitterster Qual und Verlassenheit sich an das Herz der Gottheit legen und dort die Gewißheit geistiger Gemeinschaft mit dem Ewigen finden. Das ist nur möglich in einem Verkehr von Person zu Person, von Herz zu Herzen, ist nicht möglich, wenn wir Gott die Gestalt des Universums leihen. Darum wird Niemanden das Geständniß befremden, das einer unsrer Dichter, ein viel Umhergeirrter, auf seinem Krankenbette in Beziehung auf den Pantheismus abgelegt hat. „Auf meinem Wege", sagt Heinrich Heine, „fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dieses

*) Schleiermacher.

arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu bethätigen, muß man die Ellbogen frei haben. — Ich habe vom Gott der Pantheisten geredet, aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er im Grunde gar kein Gott ist, so wie die Pantheisten im Grunde nur verschämte Atheisten (Gottesläugner) sind." In diesem Urtheil ist nur der eine Satz zu tadeln, daß alle Pantheisten verschämte Atheisten seien. Die Gerechtigkeit fordert vielmehr anzuerkennen, daß mit pantheistischen Gottesideen häufig genug eine wahre Gluth frommer Hingebung und religiöser Begeisterung verbunden gewesen ist. So konnte Schleiermacher, in seiner Jugend selbst zu dieser Denkweise sich offen hinneigend, von dem berühmten Philosophen Spinoza, einem Hauptbekenner des reinen Pantheismus, sagen: „Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe. In heiliger Unschuld und tiefer Demuth spiegelte er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel war. Voller Religion war er und voll heiligen Geistes, und darum steht er auch da allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht." Aber so sehr man diese Frömmigkeit einzelner Pantheisten auch anerkennen mag, als Religion im Großen hat doch der Pantheismus immer tödtend und vernichtend auf alle gesunde Frömmigkeit gewirkt. Er verleitet zu leicht zu sittlicher Gleichgültigkeit und Trägheit, er bringt den Menschen zu leicht dahin, sich willenlos treiben zu lassen von der Natur, die ja in ihrem ganzen Verlauf göttlich sein soll, er läßt die höchsten Güter des Geistes zu oft als einen täuschenden Schein betrachten, den es nicht verlohnt festzuhalten, wie denn z. B. das höchste Ideal der buddhistischen Religion das „Nirwana", d. h. das Nichts ist. Einzugehen in Nirwana d. h. vernichtet zu werden, das dünkt dem Buddhisten die höchste Seligkeit, weshalb auch das bezeichnende Symbol dieser Religion die Wasserblase ist, die in der Form der Kuppel sich über allen buddhistischen

Tempeln wölbt. Das aber ist eine Religion des Todes und des dumpfen Hinbrütens, eine Religion der bloßen Resignation und der Passivität mit dem Wahlspruch: „Alles ist eitel, alles ist nichts“. Danach ist klar, warum wir den Pantheismus so entschieden verwerfen und ihn als einen Abweg von der gesunden Gotteserkenntniß betrachten müssen.

Hier wird aber auch der Ort sein, wo wir uns über den Begriff der Persönlichkeit Gottes noch etwas näher auszusprechen haben. Die Gegner dieses Begriffes sagen gewöhnlich, die Persönlichkeit sei etwas Endliches, eine Schranke, denn Personen giebt es nur dadurch, daß auch andere Personen da sind. Gott, sagen sie, würde deshalb nur dann Persönlichkeit sein können, wenn andere ihm gleiche Persönlichkeiten ihm gegenüberständen. Allein dieser Satz gilt nur von derjenigen Form des persönlichen Lebens, die uns am Menschen bekannt wird. Daß wir die Persönlichkeit Gottes uns nicht denken dürfen als eine menschliche, endliche, das ist ja von vornherein ausgemacht. Es giebt aber ein geistiges Wesen auch in der menschlichen Persönlichkeit, das einer Steigerung in's Unendliche gar wohl fähig erscheint, nämlich das Selbstbewußtsein und die Selbstbestimmung unsres Geistes. Dies nur meinen wir, wenn wir von einer Persönlichkeit Gottes reden. Wir wollen damit sagen, daß der Ewige geistig seiner selbst mächtig sei, sich selbst bestimme und somit nicht auf einer niedrigeren Stufe geistigen Daseins stehe, als wir, sondern auf einer höheren. Stände er auf einer niedrigeren Stufe des Geistes, als wir Menschen, so wäre nicht er Gott, sondern wir selber wären es. Aber der, welcher das Auge gemacht hat, sollte nicht sehen? Der das Ohr geschaffen, sollte nicht hören? Der den Menschen in's Dasein rief, sollte nicht mehr sein als sein Geschöpf? Eben unsre geistige Natur zwingt uns mit Nothwendigkeit, den Schöpfer über uns zu stellen, ihm höhere Vernunft, klarere Einsicht, größere Weisheit zuzuschreiben, als uns selbst, mit einem Worte, ihn *mindestens* als persönlichen Geist zu denken. Daß er noch mehr sein wird und mehr sein mag, als dies, läugnen wir nicht, aber es fehlt uns zur Bezeichnung dieses Mehr, dieses höheren Etwas jedes Wort, jede Analogie

und jedes Bild. Wenn wir sagen wollten, Gott sei überpersönlicher Geist, so würden wir damit doch nichts Positives und Neues aussagen, wiewohl der Ausdruck und der Gedanke ganz zulässig ist. Aber eben weil wir kein höheres Bild von Gott entwerfen können, als indem wir ihn Geist, Person, Vater, Liebe nennen, bleiben wir, unsrer Schranke bewußt, bei diesem stehen und beten mit Christus und der ganzen Christenheit zu „unserm Vater im Himmel".

## 11. Der Deïsmus.

Deistischer Gottesbegriff, welcher die Welt wie ein Uhrwerk auffaßt, unverträglich mit wahrer Frömmigkeit. Goethe und Schiller gegen denselben. Die christliche Gottesidee mitten inne zwischen Pantheismus und Deismus.

Wenn der Pantheismus Gott und die Welt mit einander verwechselt und vermischt, so giebt es umgekehrt auch eine religiöse Denkweise, welche in den entgegengesetzten Fehler verfällt und jene beiden — Gott und die Welt — vollständig von einander trennt und scheidet. Diese Denkweise nennt man Deïsmus.*) Der Name dafür (von Deus, Gott) ist ganz willkürlich und ohne sichtbaren Grund gewählt, denn er bedeutet eigentlich nur überhaupt: Gottesglauben, in der Sache aber gestaltete sich diese Denkweise ungefähr so: Gott, sagen die Deisten, ist allerdings ein persönliches Wesen und zwar das höchste und vollkommenste von allen, er ist die Allmacht, Allweisheit und Güte selbst. Darum ist er auch der Werkmeister und Schöpfer der ganzen Welt. Er hat sie in's Dasein gerufen nach einem höchst weisen und vollkommenen Plane und sie so eingerichtet, daß sie nicht bloß die beste Welt unter allen nur denkbaren und möglichen Schöpfungen ist, sondern auch so kunstvoll und meisterhaft zusammengesetzt, daß sie wie ein großes complicirtes, und dennoch richtig gehendes Uhrwerk, nun weiter keines Beistandes von Seiten des Werkmeisters bedarf, die Weltordnung ist vielmehr

*) Sprich: De—ismus. De—isten.

sich selbst genug, sie erhält sich durch sich selbst, ihre Kräfte und Gesetze herrschen überall, der Schöpfer aber hat sich wie ein Künstler von seinem Werk, wie ein Erbauer von der errichteten und in Gang gesetzten Maschine oder Uhr zurückgezogen, Gott thront jenseits der Welt in überirdischer Hoheit und Ferne, in majestätischer Ruhe und Erhabenheit; nachdem er sie geschaffen, hat er die Welt mit ihren unverbrüchlichen Gesetzen und Ordnungen sich selbst überlassen, diese Gesetze und Ordnungen herrschen und regieren eigentlich an seiner Statt. Nach dieser Anschauung ist Gott viel zu groß und erhaben, als daß er Theil nehmen könnte an dem Verlaufe der Weltgeschichte, an dem Geschicke der Völker oder des einzelnen Menschen. „Der liebe Gott hätte viel zu thun, wenn er sich um jede Kleinigkeit, um jeden Seufzer und jede Freude, um jede Tugend und jeden Fehler von uns Menschen kümmern wollte", so hört man wohl oft diese deistische Gottesanschauung aussprechen und begründen. Beim ersten Blick könnte man meinen, sie entstamme nur der reinen Ehrfurcht vor der Größe Gottes und stelle diesen so hoch wie nur irgend möglich, allein bei näherer Prüfung ergiebt sich doch, daß diese scheinbare Ehrfurcht, diese Erhebung des höchsten Wesens — mit diesem Namen nennt der Deismus Gott mit Vorliebe — in Wahrheit eine Herabsetzung und Verkleinerung Gottes, ja gradezu eine Verstümmelung und Verkümmerung der Religion und des rechten Verhältnisses der Seele zu ihrem Schöpfer enthält. Ein Gott, der die Welt nur erschafft, um sich daraus zurückzuziehen und in träger Ruhe oder Beschaulichkeit von ferne dem Gang der Maschine zuzusehen, der sich um seine Welt nicht weiter kümmert, sondern sie sich selbst überläßt, wäre das wirklich das höchste und beste, das gütigste und weiseste Wesen? Wäre es wirklich der Gott, nach welchem der religiöse Mensch dürstet und sich sehnt, dessen Odem er zu fühlen begehrt, in dessen Nähe allein er sich geborgen weiß und selig fühlt? Wir werden im Gegentheil sagen müssen: Ein ewig ferner, ein hoch erhabener, jenseits der Welt thronender, den Einzelnen nicht beachtender, nicht kennender und nicht liebender Gott ist nichts als ein todter Gedanke, als ein Hirngespinnst des klügelnden

Verſtandes, er kann uns religiös weder erheben, noch begeiſtern, noch erwärmen. Er wird auch in ſittlicher Beziehung wenig oder keinen Einfluß auf uns üben. Denn mit Recht würde Jeder ſagen: „Kümmert ſich Gott bei allem meinem Thun und Leiden nicht um mich, dann kann er wahrlich auch nicht verlangen, daß ich mich dabei viel um ihn bekümmere.“ Behaupten, Gott verſenke ſich fern von uns in ſein unnahbares Weſen, ſei kaum ein aufmerkſamer Zuſchauer unſrer Mühen und Bedrängniſſe, heißt demnach ebenſoviel als ihn anklagen, daß er weniger nütze als ein Regentropfen und weniger freigebig ſei als der Kelch einer Blume, denn weder der Regentropfen verſchließt ſeine befruchtende Kraft, noch die Blume ihren Duft. Der Puls und Herzſchlag des religiöſen Lebens, der täglichen, ja ſtündlichen und immerwährenden Gemeinſchaft mit dem Ewigen muß verkümmern, wenn ſolch ein deiſtiſcher Gottesbegriff Raum und Herrſchaft über die Herzen gewinnt. Das iſt in der That auch die Wirkung geweſen, welche der Deismus in der Geſchichte überall da gehabt hat, wo er zur Herrſchaft gekommen iſt. Die Religion mit ihrem innern Leben, mit ihrem warmen Empfinden des Göttlichen, mit ihrer Begeiſterung für das Himmliſche fing überall an zu kränkeln und zu ſchwinden, wo der Deismus ſie allein in Beſchlag nahm. In Deutſchland z. B. war dies der Fall gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Deismus führte hier den Namen Rationalismus d. i. Vernunftglauben; allein was er vernünftig nannte, war eben oft nichts anderes als eine ſehr beſchränkte deiſtiſche Auffaſſung der Religion. Es war die Zeit der ſogenannten Aufklärung, welche freilich auch manche ſehr gute und erfreuliche Früchte, z. B. allgemeine Duldſamkeit der verſchiedenen Confeſſionen gegen einander, getragen hat. Allein die Religion ſelbſt, das eigentliche innere Leben mit Gott, litt doch Schaden, der ferne und erhabene, jenſeitige Gott ſank zu einem bloßen Gedankendinge herab, für welches man bald keine beſondere Verehrung mehr fühlte, die Gotteshäuſer wurden öde und leer, die chriſtlichen Prediger hatten außer den drei Gedanken: Gott, Tugend, Unſterblichkeit, wenig oder gar keine religiöſen Ideen mehr, ſie verfielen in ihren Predigten deshalb auf andere Gegen-

stände der Besprechung, und es kam vor, daß man zu Weihnachten auf Veranlassung des Evangeliums von den Hirten, die auf freiem Felde waren, eine Predigt über den Nutzen der Abhärtung oder gegen das Tragen von Pelzmützen bei Kindern zu hören bekam, daß die Krippe zu Bethlehem Anlaß gab vom Werthe der Stallfütterung zu reden, daß am Gründonnerstag über den Anbau von Gartengemüsen, an andern Tagen von den neuesten Entdeckungen der Naturwissenschaft gepredigt wurde. Der deistische Gott erweckte eben kein Interesse mehr und von seiner Offenbarung in der Geschichte seines Reiches auf Erden konnte man auch nicht mehr reden, da man nicht glaubte, daß er die Welt und die Menschheit im Einzelnen leite und regiere.

Mit Recht verspotteten unsre großen Dichter diese Art des Gottesglaubens, in welcher ihnen das Christenthum damals fast allein entgegentrat.

Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seinen Geist, nie seine Kraft vermißt.

So sagte Goethe; und Schiller dichtete grade im Hinblick auf den deistisch gedachten Gott des Christenthums seine schmerzliche Klage über die verlornen Götter Griechenlands, deren Religion doch wenigstens die Welt erfüllt und jedes einzelne Wesen von der Nähe der Gottheit beseelt gedacht habe.

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle
Und was nie empfinden wird, empfand.

An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät,
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Wer fühlt es aus diesen Dichterworten nicht heraus, daß der Eine Gott, der an die Stelle der vielen getreten ist, als ein Ferner, Fremder, Unnahbarer gedacht wird, dessen Dienst keine Freude, dessen Schöpfung nur noch eine entseelte Maschine ist. Es ist der Gott des Deismus, welchen Schiller gleichsam anklagt. Aber ist das wirklich der Gott der Bibel und des Christenthums? Ist es wirklich der himmlische Vater, von welchem Paulus sagt: In ihm leben, weben und sind wir? Ist es der Gott der Psalmen und Propheten, von welchem es heißt: Aller Augen warten auf Dich, daß Du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Du thust Deine Hand auf und sättigest Alles, was lebet, mit Wohlgefallen. Du verbirgst Dein Antlitz, da überwältigt sie der Schreck, Du ziehest ihren Odem ein, da sterben sie und kehren zurück in ihren Staub? — Ist der deistische Gott derselbe, von welchem Christus gesagt hat: Es fällt kein Sperling auf die Erde, ohne seinen Willen, und die Haare eures Hauptes sind vor ihm gezählet? — Es bedarf keiner Antwort auf diese Fragen, der Widerspruch liegt offen zu Tage. Die Schwäche und der

Mangel der deistischen Gottesauffassung sind damit zugleich hinlänglich charakterisirt. Wenn es noch immer Menschen giebt, denen Gott nichts weiter ist, als „das höchste Wesen", als ein bloßer Gedanke, als ein dem Weltlauf müssig und gleichgültig zuschauender Geist, so wird man in der Regel auch bei ihnen sehen, daß ihre Religion sie kalt und gleichgültig läßt, daß sie ihnen mehr wie ein Sonntagsschmuck erscheint denn als eine tägliche Lebenskraft. Trost und Friede, Freude, Begeisterung und Kraft werden in diesem matten Glauben selten zu finden sein.

Man kann zwar anerkennen, daß der Deismus ebenso wie der Pantheismus eine gewisse Wahrheit enthält, diese Wahrheit besteht darin, daß Gott über die Welt erhaben und als ihr Schöpfer gedacht wird, aber sie wird zu einseitig geltend gemacht, sie wird übertrieben, und während der Pantheismus Gott und die Welt verwechselt, trennt und scheidet der Deismus beide mehr als recht ist. Vor diesen zwei Abwegen werden wir uns also in unsern Gedanken über Gott zu hüten haben, wir dürfen Gott nicht mit der Welt verwechseln: er bleibt vielmehr ewig über der Welt erhaben (transscendent) und wir dürfen ihn nicht von der Welt trennen, als hätte er seine Stelle nur in einem fernen Jenseits, er bleibt vielmehr ewig mitten in allem Werden, Wachsen und Geschehen der Welt gegenwärtig (in der Welt immanent). In der Vereinigung dieser beiden Aussagen, die sich keineswegs widersprechen, sondern das göttliche Wesen nur von zwei verschiedenen gleichberechtigten Seiten oder Standpunkten aus beschreiben, liegt der Nerv und die Eigenthümlichkeit der christlichen Gottesidee. Das scheint auch Luther gemeint zu haben, wenn er einmal auf Jemandes Frage, ob Gott außer, über und doch in allen, auch in den geringsten Creaturen wäre (wie in den Gräsern und Blättern der Bäume), sagte: „Gott ist an keinen Ort gebunden, er ist auch an keinem ausgeschlossen. Er ist an allen Orten, auch in der geringsten Creatur, wie in einem Baumblatt oder in einem Gräschen, und ist doch nirgend, d. h. nirgend greifbar und beschlossen. An allen Orten aber ist er, denn er schaffet, wirket und erhält alle Dinge." Und auf die Frage, ob Gott wesentlich oder durch seine allmächtige Kraft in

allen Geschöpfen gegenwärtig sei, antwortet er: „Er ist auf beiderlei Weise in jeder Creatur. Andere Creaturen wirken ihrer Eigenschaft nach, Gott aber gegenwärtig und wesentlich.“ Unser Gottesbewußtsein aber wird, wenn es gesund und kräftig ist, sich zwischen den beiden Gedanken wie zwischen zwei Polen auf und nieder, hin und her bewegen; bald wird es mehr die Idee der Erhabenheit und Größe Gottes über der Welt sein, die uns in den Staub vor ihm beugt, bald mehr das Gefühl seiner unmittelbaren Gegenwart und Nähe, wie beides in der heiligen Schrift tausendfach seinen Ausdruck gefunden hat und ebenfalls in den Worten der edelsten und besten Christen wiedertönt. Da heißt es z. B. das eine Mal: Gott wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht, denn meinest du auch, daß Gott auf Erden wohne? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen, wie sollte es denn dies Haus thun, das ich gebaut habe? — damit wird seine unendliche Erhabenheit über die Welt gelehrt — und das andere Mal heißt es: Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist; er ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns, denn in ihm leben und weben und sind wir. Es wäre ganz thöricht, zwischen den beiden Aussprüchen einen Widerspruch zu finden, den einen deistisch, den andern pantheistisch zu nennen, es sind vielmehr beides nur Ausdrücke des einen und selben religiösen Gefühls von der Größe Gottes, der Alles füllet, der Himmel und Erde durchwaltet mit seinem Geist und mit seinem Wesen, und darum für uns zugleich der Nahe und der Ferne ist. Man hüte sich also vor der Thorheit, überall sogleich Pantheismus oder Deismus zu wittern, wo einmal das religiöse Gefühl auf einen Augenblick mehr nach dieser oder jener Seite der Auffassung stärker hinneigt und sich demgemäß ausspricht. Der religiösen Erbauung des Christen können oftmals Worte dienen, die in ihrer strengsten Bedeutung nahe an pantheistische oder deistische Anschauungen streifen, aber die Gefahr für unser religiöses Leben entsteht erst dann und dadurch, wenn wir einseitig und engherzig einer dieser Anschauungsweisen huldigen und anhängen und sie consequent zur Herrschaft über unsre Gottesidee bringen. Viele geistlichen oder

kirchlichen Lieder bewegen sich deshalb ohne Schaden in einer großen Freiheit der Ausdrucksweise zur Erbauung der Gemeinde, und Niemand sollte billiger Weise sich daran stoßen, wenn noch heute die evangelische Kirche singt (aus dem Liede: Gott ist gegenwärtig):

Luft die Alles füllet,
Drin wir immer schweben,
Aller Dinge Grund und Leben!
Meer ohn' Grund und Ende,
Wunder aller Wunder,
Ich senk mich in dich hinunter,
Ich in dir, du in mir,
Laß mich ganz verschwinden,
Dich nur sehn und finden!

Das klingt ja ganz pantheistisch, wird aber durch die Kirche selbst in christlichem Sinn gedeutet und dient der wahren Erbauung. Aehnliches gilt von jenem schönen Liede Rückert's, mit welchem wir diesen Abschnitt schließen wollen:

Auf Erden gehest Du und bist der Erde Geist,
Die Erd' erkennt Dich nicht, die Dich mit Blüthen preist.
Auf Sonnen stehest Du und bist der Sonne Geist,
Die Sonn' erkennt Dich nicht, die Dich mit Strahlen preist.
Auf Wassern gehest Du und bist des Wassers Geist,
Das Wasser kennt Dich nicht, das Dich mit Rauschen preist.
Im Herzen stehest Du und bist der Liebe Geist.
Und Dich erkennt das Herz, das Dich mit Liebe preist.

## 12. Die Schöpfung.

Unvernunft des Materialismus. Religiöse Grundgedanken des biblischen Schöpfungsberichtes maßgebend für den Gottesglauben aller Zeiten. Was dagegen von dem irdischen Hergang der Schöpfung in der Bibel erzählt wird, ist nicht Gegenstand des Glaubens, sondern des Wissens, und daher einer Correktur durch die Naturwissenschaft unterworfen.

Es ist eine allgemeine, wohl bei allen Völkern auftauchende, eine im Wesen unseres Geistes begründete Frage, die Frage nach dem Ursprunge der Welt. Alles hat seine Ursache, alles kommt her von einem anderen, das vor ihm war; welches ist die erste und höchste Ursache aller Dinge? so fragt der forschende Verstand

des Menschen. Welches war der erste Anfang dieser wundervollen, so großartig angelegten, so über alle Maßen weise eingerichteten Welt, in der wir leben? „Der Mensch befragt die vergangene Zeit und will hören von dem was vormals geschehen ist, er macht Schlüsse von dem Gegenwärtigen hinauf, immer höher hinauf bis da, wo sich seine Gedanken zwar verwirren, wonach er aber doch nicht unterlassen kann zu fragen, bis zum Anfange." So weit man auch diesen Anfang zurückschiebe, der Gedanke ist doch gezwungen einen Anfang zu suchen. Ein ewiger Kreislauf der Dinge ohne Grund und ohne Vernunft, wie der Materialismus ihn lehrt, ist ein Unding, eine Gedankenlosigkeit, keine Erklärung der Welt, am allerwenigsten eine wissenschaftliche. Denn die Wissenschaft ist dazu da, Gründe und Ursachen der Erscheinungen anzugeben, ein ewiger Kreislauf aber ohne Anfang und Ende, ohne Prinzip, ohne Geist, ohne Vernunft, das ist keine Erklärung der Welt, sondern nur ein neues Räthsel. Daher sehen wir denn auch, daß die Philosophie ebenso gut wie die Religion nach diesem ersten Anfang der Dinge, nach ihrem Prinzip, oder (wie Aristoteles sagt) nach dem ersten unbewegten Beweger forscht. Was aber die Philosophie nur mit dem denkenden Verstande zu ergrübeln trachtet, das hat der religiöse Mensch unmittelbar in seinem Gefühl. Der Schöpfer, dessen Wesen der Philosoph mit gelehrten Begriffen beschreibt, ist dem frommen Menschen persönlich gewiß, aus der Schöpfung selbst erkennt er ihn, denn „die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk; ein Tag sagt es dem andern und eine Nacht thut es kund der andern." Dem religiösen Menschen erscheint es mit Recht als ein Unding zu sagen: Diese Welt mit ihrer wundervollen Ordnung, Symmetrie und Gesetzmäßigkeit hat sich selbst gemacht, oder ist durch Zufall entstanden. Wenn der Materialismus behauptet, die Atome, d. h. die letzten kleinsten Theilchen der Dinge, seien die Urheber und Schöpfer der Welt, in blindem Ungefähr, in spielendem, vernunftlosem Wirbel seien sie so lange durcheinander und um einander geflogen, bis zuletzt der Zufall dieses und jenes zusammengeballt und endlich die bestehende Welt geschaffen habe,

so ist eine solche Annahme grade so vernünftig, wie wenn wir behaupten wollten, man brauche nur die 24 Buchstaben des Alphabetes in unendlicher Anzahl recht lange durch einander zu schütteln, so werde endlich von selbst ein Gedicht daraus entstehen wie Schillers Wallenstein oder Goethes Faust; oder wenn wir sagten, der Staub könne mit der Zeit, wenn er nur Millionen Jahre dazu habe, sich von selbst zu einem Gebäude anhäufen wie der Kölner Dom. Nein, wo Gesetz und vernünftige Ordnung walten — und sie walten offenbar in der Natur — da muß Vernunft und Geist in den Dingen sein, da muß über dem todten Stoff und über dem scheinbaren Zufall ein ewiger Ordner, eine erste geistige Ursache, mit einem Worte ein Schöpfer stehn. Die Spuren seiner Allmacht und Weisheit nimmt ein Jeder wahr, der sein Herz dagegen nicht abstumpft und verhärtet, der einfache und unwissende Naturmensch so gut wie der hoch Gebildete und Gelehrte. Es sind verschiedene Worte, bald gröbere bald reinere Vorstellungen, welche die verschiedenen Menschen sich von dem Wesen des Schöpfers bilden, aber seine Spuren erkennen sie alle in seinen Werken. Man fragte einst einen armen Araber in der Wüste, der unwissend war, wie es die meisten Araber sind, auf welche Weise er sich überzeugt habe, daß ein Gott sei. „Auf dieselbe Art, antwortete er, wie ich auch weiß, ob ein Mensch oder ein Thier über den Sand gegangen ist, wenn ich da Fußstapfen sehe." Es ist nur ein reinerer und edlerer Ausdruck desselben Gedankens, wenn der mit allen Mitteln und Waffen der Wissenschaft ausgerüstete Forscher der Gegenwart die Spuren der Gottheit in dem Kleinsten wie in dem Größten aller Erscheinungen beschreibt, wenn er die Ruhe, die Ordnung, die Unermeßlichkeit, die Schönheit der Natur in erhabenen und ergreifenden Worten schildert. Hören wir auch ein solches Zeugniß über die Fußstapfen des Ewigen im Sande der Schöpfung. „Nur ein Gedanke bringt uns Trost, sagt einer der größten lebenden Gelehrten,*) das ist die Ruhe, die Ordnung, die Unermeßlichkeit und Unvermeidlichkeit der Natur. Hier, wo der Wasserfall die grauen Steine zu beiden

*) Max Müller in Oxford.

Seiten mit dunkelgrünem Moos bekleidet hat, erblickt das Auge plötzlich im kühlen Schatten ein blaues Vergißmeinnicht. Es ist eine von Millionen Schwestern, die jetzt an allen Bächen, auf allen Wiesen der Erde blühen und geblüht haben, seit der erste Schöpfungsmorgen den ganzen Reichthum des Unerschöpflichen über die Erde schüttete. Jeder Zug an seinen Blättern, jeder Staubfaden in seinem Kelche, jede Faser an seinen Wurzeln ist gezählt, und keine Macht der Erde kann sie mehren oder mindern. Wenn wir unsre blöden Augen schärfen und mit übermenschlicher Kraft einen tieferen Blick in das Geheimniß der Natur werfen, wenn das Mikroskop uns die stille Werkstätte des Samens, der Knospe und der Blüthe öffnet, dann erblicken wir von neuem in den feinsten Geweben und Zellen die unendlich wiederkehrende Form und in den feinsten Fasern die ewige Unveränderlichkeit des Planes der Natur. Könnten wir noch tiefer dringen, überall würde dem Auge dieselbe Formenwelt entgegentreten, und wie in einem Spiegelsaal würde der Blick sich im Unendlichen verlieren. Solch eine Unendlichkeit liegt in dieser kleinen Blume begraben! Und blicken wir hinauf zum Himmel, so sehen wir wieder die ewige Ordnung, wie Monde um Planeten, Planeten um Sonnen und Sonnen um neue Sonnen kreisen, und dem geschärften Auge wird selbst der ferne Sternennebel zu einer neuen schönen Welt. Bedenke dann, wie jene majestätischen Gestirne auf- und niederkreisen, damit die Jahreszeiten wechseln, damit der Same dieses Vergißmeinnichts sich wieder und wieder rege, die Zellen sich öffnen, die Blätter sich hervordrängen und die Blüthen den Teppich der Wiesen verzieren, und blicke auf den Himmelskäfer, der sich im blauen Kelch der Blume wiegt, und dessen Erwachen zum Leben, dessen Genuß des Daseins, dessen lebendiger Athem tausendmal wunderbarer ist als das Gewebe der Blumen oder die todte Mechanik der Himmelskörper, fühle, daß auch du zu diesem ewigen Gewebe gehörst, und du darfst dich trösten mit den unendlichen Creaturen, die mit dir kreisen, die mit dir leben und mit dir verwelken. Ist aber dies All mit seinem Kleinsten und seinem Größten, mit seiner Weisheit und seiner Macht, mit dem Wunder

kommt es auch hierbei allein an; die Art und Weise dagegen, wie jene religiösen Ideen eingekleidet sind in das Gewand der Naturerkenntniß und Naturanschauung einer alten Zeit, ist Nebensache. Daß in dem alttestamentlichen Schöpfungsbericht die ganze antike Weltanschauung wieder zum Vorschein kommt, daß Erde und Himmelsfeste und Sonne und Mond und Sterne und die sechs Schöpfungstage im Sinne jener naiven kindlichen Vorstellung gedacht sind, die wir oben kennen lernten, (vgl. S. 98) daß der Verfasser sogar Tag und Nacht als besondere Einrichtung Gottes und unabhängig von der Sonne — die erst später am vierten Tage erschaffen wird — denkt, was thut das dem religiösen Werthe der Hauptideen Eintrag? Man hat freilich, um den Schöpfungsbericht in Einklang zu bringen mit der Naturwissenschaft, behauptet, die Tage bedeuteten hier überhaupt nur Zeiträume, vielleicht gar Jahrtausende, da vor Gott ein Tag sei wie tausend Jahr. Allein das sind Künste der Auslegung, welche Gedanken und Kenntnisse in die alte Urkunde hinein interpretiren, die ihr durchaus fremd sind. Es ist sicher, daß die ganze Bibel von solchen Jahrtausenden der modernen Naturwissenschaft, von jenen Epochen der Erdbildung nichts gewußt hat. Zu deutlich spricht sie auch hier in der kindlichen Sprache der Urzeit, läßt Gott ruhen am siebenten Tage wie einen Menschen, läßt die Sonne erst am vierten Tage geschaffen werden, während schon am dritten, also ohne Sonne, die Erde Gras, Kraut und Bäume sprießen läßt u. dgl. m. Es ist eben ganz zweierlei das, was die Wissenschaft von der Welt erkennt, und dasjenige, was allein Gegenstand des religiösen Glaubens ist, weil es über alle Erfahrung hinausgeht und von keiner Wissenschaft ergründet werden kann. In Bezug auf das Erstere theilt die Bibel durchaus die oft irrthümlichen Ansichten vergangener Zeiten, und daran könnte sich nur derjenige stoßen oder ärgern, der sie für ein Handbuch der Naturwissenschaften hielte; was aber den Gegenstand unseres religiösen Glaubens betrifft, so sind und bleiben, wie wir gezeigt haben, jene Hauptideen des alttestamentlichen Schöpfungsberichtes die unveränderlichen Grundlagen des Gottesglaubens aller Zeiten. Auch hier

gilt es den religiösen Geist der Bibel aufzufassen und zu verehren, nicht ihren Buchstaben.

Könnte jedoch daran noch irgend ein Zweifel sein, daß wir die Aussagen des Schöpfungsberichtes über die natürlichen Erscheinungen und Vorgänge nur als vergängliche und zum Theil irrige Ansichten einer vergangenen Zeit zu nehmen haben, so müßte solcher Zweifel vollends verschwinden, wenn wir nur wenige Verse in der Bibel weiter lesen. Da finden wir nämlich (1. Mose 2, 4) einen zweiten Schöpfungsbericht aus jüngerer Zeit, der mit dem älteren keineswegs übereinstimmt. In diesem zweiten Bericht, dessen Sprache ihn sogleich als jünger kennzeichnet, wird nämlich die Schöpfung des Menschen erzählt, aber ganz im Gegensatz zu dem älteren Bericht wird ausdrücklich gesagt, daß noch kein Gesträuch, kein Kraut des Feldes dagewesen sei, als Gott den Menschen schuf. Erst für den Menschen werden die Bäume geschaffen. Man sieht also deutlich: auch in Israel gab es verschiedene alte Ueberlieferungen über die Entstehung der Erde, man bewahrte sie sorgfältig und zeichnete sie schriftlich auf, auch wenn und wo sie nicht mit einander übereinstimmten, weil sie doch alle gemeinsam dasjenige enthielten, worauf es dem frommen Menschen allein ankommt, den religiösen Geist, der in der Erde und dem Himmel, im Kleinsten wie im Größten nichts anderes sieht als das Werk des ewigen unerschaffnen, weisen und heiligen Gottes. Wie zart und sinnig ist doch auch in diesem zweiten Bericht ein religiös-sittlicher Hauptsatz, nämlich der große sittliche Gedanke der Ehe ausgedrückt, ihre unverbrüchliche Heiligkeit, die innige Gemeinschaft und nahe Zugehörigkeit der Gatten, der Zug des Herzens zum Herzen, die geistige Vereinigung beider wie zu einer Person. In diesem Sinne offenbar ist es gemeint, wenn es heißt, aus der Seite des Mannes, gleichsam von seinem Herzen habe Gott das Weib erschaffen. Aber welcher Mensch könnte so kindisch sein auch hier eine buchstäbliche Geschichte zu finden, und in Ernst behaupten, die Frau sei aus einer Rippe des Mannes gebildet! So kommt es bei diesen uralten Ueberlieferungen der Menschheit, wenn wir sie recht verstehen und an ihrem Inhalt uns erbauen wollen, überall darauf an ihren gei-

ftigen, religiöſen Gehalt klar zu erkennen und dasjenige abzuſtreifen, was aus vergangener Zeit vergängliche Hülle iſt.

Ob die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes auch eine Schöpfung aus dem Nichts lehre, darüber ſtreiten die gelehrten Ausleger, jedenfalls hat das ſpätere Judenthum es ſo verſtanden, und daher iſt auch dieſe Vorſtellung theilweiſe in die chriſtliche Kirche übergegangen. Wenn man dies nun feſthält und alſo behauptet, alle Dinge ſeien von Gott aus dem Nichtſeienden hervorgerufen, wie es heißt:

> Hebr. 11, 3. Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort bereitet iſt, und daß Alles, was man ſiehet, aus Nichts geworden iſt;

ſo hat man damit allerdings in einer dem einfachen Verſtande recht einleuchtenden Weiſe die unbedingte Allmacht des Ewigen und die ebenſo unbedingte Abhängigkeit aller Dinge von ihm ausgeſprochen, man hat betont, daß Gott zu ſeiner Wirkſamkeit weder eines Stoffes bedarf wie wir Menſchen, noch eines Werkzeugs, indeſſen zu einem Glaubensartikel braucht man dieſen Satz nicht grade zu machen. Denn es hat viele fromme und wahrhaft chriſtliche Gottesgelehrte gegeben, welche gelehrt haben, daß die Schöpfung Gottes als eine ewige zu denken ſei. Nun würde eine ewige Schöpfung allerdings leicht pantheiſtiſch gedeutet werden können, als wenn Gott erſt durch die Welt vollkommen würde und zu ſich ſelbſt käme, allein wenn man gegen ſolche Deutung ſich ausdrücklich verwahrt und die unbedingte Abhängigkeit der Welt von Gott feſthält, ſo iſt eine ewige Schöpfung grade ſo gut denkbar und mit dem chriſtlichen Gottesglauben vereinbar wie eine Schöpfung aus nichts. Dunkel und räthſelhaft bleibt der Schöpfungsbegriff in dem einen wie in dem andern Fall ohnehin, eine klare Vorſtellung können wir uns von der Art, wie Gott Alles ſchafft, überhaupt nicht machen, weil wir ſelbſt geſchaffne Weſen ſind, wir ſtehen alſo hier wieder an der Gränze unſeres Begreifens. Unſer Glaube fordert nur die lebendige und demüthige Anerkennung, daß der Ewige unſer und aller Weſen Schöpfer iſt, über das Wie? ſeines Schaffens werden alle unſere Ausſagen etwas dunkles behalten. Darauf deuten denn auch jene

beiden verschiedenen Ausdrücke hin, denn wer kann sich das klar vorstellen, wie aus Nichts etwas werden soll, oder wie irgend etwas ewig d. h. ohne Zeit und Raum ist? Beides sind nur Worte, welche uns ein undurchdringliches Geheimniß, das Geheimniß der göttlichen Allmacht und Schöpferkraft andeuten. Vor diesem Geheimniß beugen wir uns in Demuth. Wir erkennen unsre eigene Ohnmacht und die Schwäche unsrer Erkenntniß vor dem, welchen aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen, und gestehen, daß wir ihm auf tausend nicht eines antworten können. Wir fühlen tief unsere Kleinheit vor ihm, und der Anblick seiner Schöpfung demüthigt uns ebenso sehr wie er uns erhebt. In dem Anblick seiner Werke kommt uns die Größe des Schöpfers zum Bewußtsein, und wir neigen uns ehrfürchtig vor seiner Allmacht und beten ihn an, der die Sonnen wie den Wurm im Staube schuf, uns aber gemacht hat, damit wir ihn erkennen und finden möchten.

Ach, ich bin viel zu wenig zu rühmen seinen Ruhm,
Der Herr allein ist König, ich eine Wiesenblum',
Jedoch weil ich gehöre gen Zion in sein Zelt,
Ist's billig, daß ich mehre sein Lob vor aller Welt.

---

## 13. Der erste Mensch und der Ursprung der Sünde.

Ist der Mensch göttlichen Geschlechtes oder nur ein Thier? Das Wesen der Sünde als herrschende Sinnlichkeit und Selbstsucht. Die Erklärung der Sünde als Werk des Teufels unzulänglich. Möglichkeit der Sünde von Gott gesetzt, damit der Mensch freien Willen habe. Die Willensfreiheit nicht aufzufassen als bloße Willkür.

Wie wir aus den heiligen Urkunden der Bibel die religiösen Wahrheiten zu entnehmen und sie von manchen zweifelhaften oder irrthümlichen geschichtlichen Angaben zu trennen haben, das hat uns das Beispiel der Schöpfungsgeschichte gezeigt. Aehnliches gilt nun auch von den biblischen Berichten über die ersten Menschen und den Sündenfall. Auch hier werden wir zu unterscheiden haben einerseits die Glaubenswahrheit, die in ihnen liegt, und welche für alle Zeiten dieselbe bleibt, und andrerseits manches,

was entweder offenbar bildliche Einkleidung ist — wie die redende Schlange — oder wenigstens in seinem geschichtlichen Werth zweifelhaft erscheint. Was die Bibel an religiöser Wahrheit über den Menschen enthält, das ist der Satz: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; oder mit andern Worten: Der Mensch ist nicht bloß Staub vom Staube, nicht bloß ein Stück Erde, sondern in ihm lebt etwas von jenem Geiste, der das All geschaffen und die Welt regiert, wir sind göttlichen Geschlechtes (Apost. 17, 28). Das ist die Wahrheit über das eigentliche Wesen des menschlichen Geschlechtes, welche kein religiöser Mensch verläugnen oder bestreiten kann. Sie allein genügt aber auch, wie Paulus den Athenern bewiesen hat, um allen Götzendienst, alles Heidenthum als ungereimt und thöricht erscheinen zu lassen, denn wenn im Menschen göttlicher Geist ist, so kann die Gottheit nur als Urbild menschlichen Geistes, als absolute Persönlichkeit gedacht werden, nicht als Weltseele oder gar als Götzenbild. Jeder Angriff auf die christliche Religion von Seite der Stoffanbeter richtet sich daher auch mit Nothwendigkeit gegen die höhere Natur des Menschen. Der Materialist behauptet, der Mensch sei nur ein Haufen Atome oder Zellen, der Geist sei nichts als eine Art Leuchten des Gehirnes, mit dem Tode sei Alles aus. Mit Franz Moor in Schillers Räubern läßt sich diese Weisheit drastisch zusammenfassen in die Worte: „Der Mensch entsteht aus Morast und watet eine Weile im Morast und macht Morast und gährt wieder zusammen in Morast: Das ist das Ende vom Liede — der morastige Zirkel der menschlichen Bestimmung.“ Schneidender aber und deutlicher kann der Gegensatz gegen solche Weisheit von unten her nicht bezeichnet werden, als durch das leuchtende Wort der Schrift: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn, und wir sind seines Geschlechts.“ Zwischen diesen Gegensätzen giebt es keine Versöhnung, jeder Mensch muß sich für das Eine oder das Andere entscheiden, und je nachdem er wählt, wird sich sein Glaube und sein Leben gestalten, entweder zu einem Dienste Gottes, zu einem Herausarbeiten der göttlichen Anlage, des gött-

lichen Ebenbildes aus dem irdiſchen Stoff und Staub, oder zu einem Dienſte des Staubes im Staube ohne höhere Ziele als den Genuß und das Vergnügen. Aber das wahre Glück liegt nur da, wo man die ideale Beſtimmung der Menſchennatur kennt und glaubt und feſthält trotz aller Schwächen und Mängel, die uns ankleben von unſrer Sinnlichkeit her. Wohl dem, der an dieſe ſeine höhere Natur glaubt!

Neben und außer ſolcher religiöſen Wahrheit berichtet nun die Bibel auch mancherlei Geſchichtliches über den Zuſtand der erſten Menſchen. Es kann ſein, daß ſie in vielen Stücken darüber wirklich die erſten Erinnerungen der Vorzeit feſtgehalten hat, aber wenn uns die Naturforſchung eines andern belehren ſollte — vorläufig ſteht darüber noch durchaus nicht vieles ſicher feſt — können wir dergleichen Belehrungen der Wiſſenſchaft mit größter Gemüthsruhe erwarten, unſern Glauben an die höhere Natur des Menſchen als ſolchen, unſern Glauben an die religiöſe Wahrheit der Bibel werden ſie auf keinen Fall berühren. Bekanntlich lehren gegenwärtig ſehr viele und achtbare Naturforſcher — obwohl keineswegs alle — daß der Menſch aus einer niederen Thierart hervorgegangen ſei. (Die Abſtammung grade vom Affen lehrt bekanntlich kein Forſcher.) Das iſt vorläufig nichts als eine Hypotheſe, aber ſollte ſie auch jemals glaubhaft bewieſen werden, einen freien und vernünftigen Chriſtenglauben würde ſie nicht im mindeſten ſtören oder zerſtören. Denn auch der Urſprung aus Staub und Erde, wie ihn die Bibel erzählt, iſt keine hohe Abkunft. Die Frage iſt und bleibt immer nur die, ob der Menſch als Menſch, d. h. da, wo er zuerſt als Menſch in's Daſein trat, doch nur ein Thier, ein Weſen des Staubes war und blieb, oder ob er ſich eben als Menſch, als geiſtbegabtes Weſen über die Natur erhebt und der Gottheit verwandt zeigt. Das Letztere iſt eben unſer unveränderlicher Chriſtenglaube.

Ebenſo wahr und im tiefſten Grunde richtig iſt nun ferner die Belehrung der Bibel über das Weſen der Sünde, wie uns daſſelbe in der Geſchichte vom Sündenfall dargeſtellt wird. Sehen wir nämlich ab von der Form der Erzählung als einer wirklichen

einmaligen Begebenheit, fragen wir nur nach der eigentlichen Lehre, die wir daraus ziehen, nach der Ansicht von der Sünde, die wir daraus entnehmen können, so entdecken wir sogleich die sehr wichtigen und richtigen Hauptgedanken. Zunächst ist es von Bedeutung, daß die Sünde dargestellt wird als Thier, als Schlange. Das weist darauf hin, daß die Versuchung ihren Halt sucht in der sinnlichen Natur, d. i. in der thierischen Seite des Menschen. Aber diese Sinnlichkeit an sich ist noch keine Sünde, sie bleibt so lange harmlos und schuldlos, wie sie noch unter der Herrschaft des Geistes steht. Von allen Früchten des Paradieses dürfen die ersten Eltern essen, das Essen und Genießen an sich ist also nichts Schlechtes, aber sobald eben diese Sinnlichkeit die ihr gesetzten Schranken, das Gebot Gottes, Zucht und Sitte, durchbricht, sobald das Thier im Menschen sich die Herrschaft anmaßt und den Geist sich dienstbar macht, da wird auch die Sinnlichkeit sündhaft. Wann geschieht das nun? Nach der biblischen Erzählung dann, wenn der Mensch sich selbst an Gottes Stelle setzen, wenn er sein will wie Gott. „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, so lügt die Schlange, sondern eure Augen werden aufgethan werden und werdet sein wie Gott." Hier wird in der That die tiefste Wurzel aller Sünde aufgedeckt, die Selbstsucht. Niemandem gehorchen, auch Gott nicht, sein eigener Herr sein, nur seinen Vortheil wahrnehmen, nur genießen um jeden Preis, das ist die Losung und das Wesen der Selbstsucht. Und eben diese selbstsüchtigen, sündhaften Gedanken sind es, welche in der biblischen Erzählung geschildert werden. Daneben treten auch die andern bösen Mächte hervor, die aus der Wurzel der Selbstsucht im Herzen des Menschen aufsprossen: Der Zweifel an dem Sittengesetz: Sollte Gott gesagt haben? Der Neid und das Mißtrauen gegen Gott: Gott gönnt euch nur nicht, daß ihr ihm gleich werdet; die Lüge: Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, werdet vielmehr durch die Sünde wahrhaft glücklich und Gott gleich werden; endlich die heuchlerische Entschuldigung und Beschönigung des geschehenen Unrechtes, welche lieblos jede Schuld auf den Nächsten, ja auf Gott selber wälzt: Das Weib, das Du mir gabst, hat mich

verführt, sagt Adam. Wie treffend ist hier die Entstehung und das Wachsthum des Bösen im Herzen des Menschen geschildert! Wie genau wiederholt sich immer derselbe Hergang bei jeder Versündigung: Immer dieselbe Lust, dieselbe Lüge, dieselbe Begierde, derselbe Neid und Egoismus, dieselbe Enttäuschung und endlich dieselbe Strafe, der Verlust des Paradieses der Unschuld und des wahren Glückes in der Gemeinschaft mit Gott. Man könnte sagen: Nicht einmal, sondern viele hunderttausendmal hat sich diese Geschichte begeben. Die Geschichte von Adams Fall ist die Geschichte der Sünde in jedem Menschenherzen. Es ist eine Geschichte nicht von historischer, sondern von idealer und ewiger Wahrheit. In solchem Sinne gelten alle ihre Sätze noch heute. Denn welch eine Fülle unübertrefflich klarer und wahrer Gedanken über das Wesen der Sünde liegt in allen diesen Sätzen! So tief und wahr redet nur die Bibel, so genau und gründlich kennt nur sie das menschliche Herz. Vergeblich suchen wir diese großen heilsamen Wahrheiten bei andern Völkern. Der Natur, der schönen Sinnlichkeit die Zügel schießen zu lassen, das ist das Grundprinzip alles Heidenthums, das ist sogar der Cultus seiner Götter, der an vielen Orten gradezu zur Verherrlichung der Unzucht in den Tempeln geführt hat. In Uebereinstimmung mit der Natur leben, das ist des heidnischen Alterthums letztes Wort und letzte Philosophie. Die Bibel, vor allem das Christenthum, lehrt dagegen Ueberwindung und Verleugnung des eigenen sinnlichen Selbst als das Höchste achten und erstreben. Egoismus und Sinnlichkeit, das sind die beiden Wurzeln aller Sünde, sie zu überwinden ist des Christen höchste und heiligste Aufgabe. So giebt uns auch über die Sünde die Bibel das rechte Verständniß. Aber auch hier giebt sie die Wahrheit in der Schale einer bilderreichen Erzählung aus dem Kindesalter der Menschheit. Kinder mögen deshalb alles noch buchstäblich nehmen, die Schlange, die sprechen kann, und den lieben Gott, der wie ein Mensch im Garten wandelt zur Zeit der Abendkühle, Paulus jedoch sagt: Da ich ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war, und so darf jeder reifere Christ getrost die Schale nehmen für das, was sie wirklich ist und sie

abthun, wenn er es nur verſteht, ihren unvergänglichen Inhalt für ſein Herz und Leben zu bewahren.

Doch eine zweite wichtige Frage beſchäftigt hier noch das Intereſſe; wir meinen die Frage nach dem letzten Urſprung der Sünde. Entſteht dieſe nämlich auch im Herzen des Menſchen, ſo drängt ſich doch der Zweifel an uns heran, warum denn der gute Gott es überhaupt geſtattet hat, daß in ſeine gut geſchaffene Welt die Sünde ihren Einzug hielt. Konnte Gott den Menſchen nicht ſo ſchaffen, daß das Böſe ihm unmöglich war? Und würde die Welt dann nicht vollkommener und herrlicher ſein als jetzt, da ſie nach des Dichters Wort nur vollkommen iſt überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual? Dieſe Frage hat von Alters her die Menſchheit beſchäftigt, und die Juden haben in ſpäterer Zeit, wo ſie mit den Perſern bekannt wurden, von dieſen letzteren den Teufelsglauben angenommen und meinten den Erklärungsgrund für die Sünde damit gefunden zu haben. Nicht Gott, ſagten ſie, ſondern ein böſes höheres Weſen hat die Sünde der Menſchen herbeigeführt. Dies höhere Weſen iſt eben der Teufel, d. h. ein von Gott abgefallener Engel, welcher in der Empörung gegen den Ewigen begriffen nun auch verſucht die Menſchen zum Abfall zu verleiten. Dieſe Lehre hat bei den Juden nicht ganz die Schroffheit behalten wie in der Perſiſchen Religion, ſie iſt abgeſchwächt und durch den jüdiſchen Monotheismus beſchränkt worden. Denn bei den Perſern erſcheint ſie als Gegenüberſtellung zweier faſt gleichgeſtellter Gottheiten, eines guten oder Lichtgottes und eines böſen Weſens, das in der Finſterniß ſein Symbol hat: zwiſchen beiden herrſcht ein beſtändiger Kampf. Dagegen im Judenthum erſcheint der Satan mehr als ein, wenn auch böſer, Diener Gottes, der z. B. im Buche Hiob mit den Engeln vor Gottes Thron erſcheint, um ſich Erlaubniß auszubitten den Hiob zu verſuchen. Alſo Gott bleibt der allein Allmächtige, der unbeſchränkte Gebieter der Welt, der Teufel muß ihm gehorchen und dienen, wenn auch widerwillig, ungefähr in der Weiſe gedacht, wie Goethe meint: Unſer Herrgott ſpielt auf der Welt wie auf einer Orgel, und der Teufel muß ihm die Bälge dabei treten.

Daß aber auch durch Annahme eines solchen Wesens der Ursprung der Sünde nicht erklärt wird, ist augenscheinlich, die Frage wird nur zurückgeschoben aus der Menschenwelt in das Geisterreich, hier aber muß sie nothwendig in derselben Form wiederkehren, man wird doch fragen: Warum hat Gott denn den Fall der Engel zugelassen und die höheren Geister nicht so geschaffen, daß sie gut bleiben mußten? Es ist also für die Erklärung der Sünde ganz gleichgültig, ob man einen Teufel annimmt oder nicht. Da aber grade dieser Teufelsglaube in der Christenheit die gräßlichsten und schauderhaftesten Auswüchse des Aberglaubens, u. A. z. B. die Hexenprocesse mit ihren Gräueln hervorgerufen hat, so werden wir ihn eher für einen bedenklichen und leicht entbehrlichen Anhang des Christenthums von seinem jüdischen Ursprung halten als für eine der wahren Religion wesentliche Anschauung. Oft genug sieht man auch deutlich in der Bibel, daß unter dem Satan nur in bildlicher Weise, in einer Personifikation, die Macht und Gefahr der Sünde dargestellt werden soll.

Luc. 10, 18. Jesus sprach: Ich sahe wohl den Satanas vom Himmel fallen wie einen Blitz.

Matth. 16, 23. Jesus sprach zu Petro: Hebe dich, Satan, von mir! Du bist mir ärgerlich, denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.

In der zweiten dieser Stellen wird gerade das menschliche in der Meinung des Petrus als das satanische, d. h. verführerische und ungöttliche bezeichnet. Wenn aber im neuen Testament sehr viele Krankheiten wie Mondsucht, Stummheit, vor allem Wahnsinn als Einwohnungen von bösen Geistern, als Besessenheit angesehen und auch so behandelt werden, so kann an diesem einzigen Beispiel schon genügend erkannt werden, wie fremd dieser ganze Teufelsglaube unsrer gegenwärtigen Anschauung der Welt und ihrer natürlichen Gesetze geworden ist. Wer wird heutzutage im Ernst noch den ehrlichen Glauben Luthers theilen können, daß der Teufel Hagel, Sturm, Erdbeben und Pestilenz anrichte und keinem Menschen einen gesunden Bissen gönne, sondern wenn er nur könnte, gern alles

verderben möchte? Dergleichen Anschauungen conserviren wollen, das ist kein Zeichen gesunder Gottesfurcht und Frömmigkeit. Wenn es also noch immer selbst unter den Protestanten solche wunderlichen Heiligen giebt, die erklären: „Wer nicht an den Teufel glaubt, der glaubt auch nicht an Gott", so müssen wir das mit Bedauern hören und für eine traurige Verirrung halten. Wenn aber in der Sprache der Bibel und der alten Kirchenlieder der Teufel hin und wieder vorkommt, wenn Luther z. B. in seinem herrlichen Reformationsliede kräftig singt: „Und ob die Welt voll Teufel wär und wollten uns verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen", dürfen wir das getrost als eine derbe Bilderspräche nehmen, als eine Personifikation des Bösen, welche grade im dichterischen Gebrauch ganz an ihrer Stelle ist; im Uebrigen aber werden wir nicht vergessen, daß der Hauptreiz zu aller Sünde in uns selbst liegt, wie der Apostel sagt:

> Jac. 1, 14. Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird;

und daß es also vor allen Dingen für jeden Christen gilt in ernstem Kampf den Widersacher in der eigenen Brust mit Gottes Hülfe zu überwinden.

Mit dieser Erkenntniß sind wir denn auch auf den richtigen Weg gewiesen, auf welchem einzig und allein ein Verständniß für die Zulassung der Sünde im göttlichen Weltenplane möglich ist. Die Frage nach dem Ursprunge der Sünde kann ihre Beantwortung nur finden in der Erkenntniß von der Freiheit des menschlichen Willens. Der Mensch hat von Gott die Bestimmung erhalten, sich selbstthätig hindurchzuarbeiten durch die Hemmungen, welche seinem höheren Wesen von der Sinnlichkeit und der Natur selbst bereitet werden. In dieser Selbstthätigkeit des Menschen, in dieser bewußten und gewollten Herrschaft über das Niedere und Natürliche, liegt grade die Gottähnlichkeit und der höchste Adel unseres Geistes. Der Mensch hat einen freien Willen, er bestimmt sich selbst, regiert sich selbst, setzt sich selbst seine Zwecke und Ziele. Der Wille Gottes ist es, daß er sich für das Gute entscheide, daß er sich Gott und dem ewigen Lichte

zuwende. Aber Werth erhält solche Entscheidung eben nur dadurch und dann, wenn sie aus dem Menschen selbst kommt, wenn es also dem frei geschaffnen Geiste wenigstens möglich ist, sich auch anders, sich gottwidrig zu bestimmen. Die Möglichkeit und Fähigkeit zu sündigen ist also die nothwendige Grundlage für den freien Willen. Ohne sie wäre der Mensch nicht das, was er ist, ohne sie gäbe es keinen freien Willen. Nun hätte ja allerdings Gott eine Welt mit lauter Geschöpfen schaffen können, die nicht zu sündigen vermögen, weil sie keinen freien Willen haben. Kein Thier thut Sünde, jedes folgt nur dem blinden Triebe seiner Natur und ist darum nicht verantwortlich für seine Handlungen. Jahrtausende lang hat es auch nur solche Wesen auf Erden gegeben, ehe der Mensch auf der Erde auftrat. Aber grade in der Schöpfung des Menschen als eines freien und sittlichen Wesens zeigt sich die göttliche Weisheit und Liebe am vorzüglichsten. Der Mensch ist die Krone der Schöpfung und die herrlichste Offenbarung der göttlichen Liebe. Wenn er mit seinem freien Willen fehlte in der Stufenreihe irdischer Wesen, so würde dem Ganzen das Beste genommen sein. Es ist also offenbar, daß der freie Wille, und damit auch die Möglichkeit der Sünde, von Gott gewollt ist, grade um Wesen in's Dasein zu rufen, die höher stehen und Gott näher sind als die vernunftlosen Creaturen. Mit andern Worten, die Möglichkeit der Sünde gehört nothwendig zu der durch den freien Willen gegebenen Wesensart des Menschen, sie ist der unentbehrliche Schatten an der Lichtseite unsrer Natur.

Daß nun der Mensch das Recht seiner Selbstbestimmung oft verkehrt gebraucht, daß er den freien Willen mißbraucht, um sich gegen Gott und seine Gebote aufzulehnen, daß er jene bloße Möglichkeit zu sündigen zur Wirklichkeit macht, das ist nicht Absicht und Wille Gottes gewesen, sondern geschieht gegen seinen Willen, denn alle Sünde ist Feindschaft gegen Gott. Man hat deswegen wohl gesagt, Gott habe sich durch die Schöpfung des Menschen selbst beschränkt und lasse sich durch die Freiheit des menschlichen Willens und durch die Sünde im Gebrauche seiner Allmacht gleichsam stören oder Schranken setzen. Wenn man das

so nennen will, gut, allein man vergesse nicht hinzuzufügen, daß Gott auch wieder gegen die Sünde seine ganze Macht, Größe und Weisheit zeigt, indem er sie auf dem geordneten Wege seiner Weltregierung und mit den unscheinbarsten Mitteln überwindet. Das Böse spielt zwar eine Rolle in der Welt, aber im Ganzen ist es eine ohnmächtige Rolle, die nie ihr Ziel völlig erreicht. Davon werden wir näher zu reden haben bei Betrachtung der göttlichen Weltregierung. Hier handelt es sich nur um die Nachweisung, wie nothwendig die Möglichkeit der Sünde für den freien Willen ist. Wenn man unter dem Wort Uebel die Sünde versteht, dann hat der Dichter ausgesprochen, was wir meinen:

Der Freiheit entzückende Erscheinung nicht zu stören,
Läßt er der Uebel grauenvolle Schaar
In seinem Weltall toben.

Hierbei sei denn zum Schluß nur vor einem nicht ganz seltenen Mißverständniß in Bezug auf die Willensfreiheit gewarnt. Die Gegner der letzteren sagen nämlich oft, der Mensch werde in all seinem Thun ebenso von äußeren Einflüssen oder inneren Trieben geleitet wie das Thier, ein Jeder entscheide sich genau nach dem Gewicht der auf ihn wirkenden Mächte und Gründe, und es sei nur Täuschung, wenn wir wähnten uns selbst zu entscheiden, in Wahrheit würden wir durch tausend bekannte oder unbekannte Ursachen — Erziehung, Umgebung, Vorurtheil, körperliche Einflüsse, Neigung, Stimmung, Vortheil u. s. w. — bestimmt grade so zu handeln wie wir handeln, und von Freiheit könne also dabei keine Rede sein. Hierbei setzt man voraus, unter Freiheit des Menschen werde ein Vermögen verstanden, willkürlich und ohne allen Grund irgend etwas zu thun. Allein ein solches Vermögen existirt allerdings nicht, wird auch nicht von uns behauptet. Die menschliche Willensfreiheit besteht nur darin, daß der Mensch vermöge seiner Vernunft im Stande ist alle Gründe, welche für oder wider eine Entscheidung sprechen, geistig zu beurtheilen und abzuwägen. Dann folgt er allerdings jedesmal dem größeren Gewicht der überwiegenden Gründe. Eine Freiheit ohne Ausbildung und Anwendung der Vernunft, ein bloßes verrücktes oder willkürliches Handeln ohne

Erwägung von Gründen ist kein freies zu nennen und kann nur vorkommen, wenn der Mensch momentan oder dauernd seiner Vernunft nicht mächtig ist. Das Thier hat keine Willensfreiheit, weil ihm die Geistesanlage des Menschen fehlt, es folgt also bei allen seinen Handlungen nur dem Impuls seiner Triebe und kann nur durch Gewalt oder Drohung davon zurückgehalten werden, ihnen zu folgen. Der Mensch erkennt höhere Motive als die der Sinnlichkeit, und grade dadurch, daß er seiner höheren Natur und der Macht des Geistes gehorcht und die sinnlichen und selbstischen Neigungen ihr unterwirft, bethätigt und beweist er seine Freiheit.

## 14. Die Erhaltung der Welt.

Schöpfung, Erhaltung und Regierung bei Gott nur ein und dasselbe. Linné, Oersted, Liebig, Newton und andere Naturforscher als Zeugen für den Glauben an einen Schöpfer. Die Unendlichkeit des Weltenraums, die Erhabenheit und Schönheit in der Natur deuten auf eine ewige Allmacht und Weisheit.

Man pflegt gewöhnlich zu sagen, in der Wirksamkeit Gottes sei dreierlei zu unterscheiden, die Schöpfung, die Erhaltung und die Regierung der Welt. Diese Unterscheidung ist vom Standpunkte unsrer menschlichen Erkenntnißweise aus gemacht und darum auch in gewissem Maße ganz berechtigt. Wir Menschen müssen Alles, auch Gott, in der Form oder Anschauung von Raum und Zeit ansehen. So unterscheiden wir auch in der göttlichen Wirksamkeit den Anfang, Fortgang und das Ziel. Im Anfang, sagen wir, hat Gott alle Dinge hervorgerufen, ihnen das erste Dasein gegeben: das ist die Schöpfung. Im Fortgang sorgt er beständig dafür, daß sie weiter bestehen können, er giebt allen Wesen ihre Nahrung und die Kräfte zur Thätigkeit: das ist die Erhaltung. Endlich richtet er den Gang der Welt so ein, daß Alles auf ein großes, heiliges Ziel, auf eine immer größere Vollendung und Herrlichkeit gerichtet ist, und die Welt diesem Ziele immer näher kommt: das ist seine Regierung der Welt.

So hat man von Alters her unterschieden. Das ist wie gesagt richtig, weil es die nothwendige menschliche Auffassung

so nennen will, gut, allein man vergesse nicht hinzuzufügen, daß Gott auch wieder gegen die Sünde seine ganze Macht, Größe und Weisheit zeigt, indem er sie auf dem geordneten Wege seiner Weltregierung und mit den unscheinbarsten Mitteln überwindet. Das Böse spielt zwar eine Rolle in der Welt, aber im Ganzen ist es eine ohnmächtige Rolle, die nie ihr Ziel völlig erreicht. Davon werden wir näher zu reden haben bei Betrachtung der göttlichen Weltregierung. Hier handelt es sich nur um die Nachweisung, wie nothwendig die Möglichkeit der Sünde für den freien Willen ist. Wenn man unter dem Wort Uebel die Sünde versteht, dann hat der Dichter ausgesprochen, was wir meinen:

Der Freiheit entzückende Erscheinung nicht zu stören,
Läßt er der Uebel grauenvolle Schaar
In seinem Weltall toben.

Hierbei sei denn zum Schluß nur vor einem nicht ganz seltenen Mißverständniß in Bezug auf die Willensfreiheit gewarnt. Die Gegner der letzteren sagen nämlich oft, der Mensch werde in all seinem Thun ebenso von äußeren Einflüssen oder inneren Trieben geleitet wie das Thier, ein Jeder entscheide sich genau nach dem Gewicht der auf ihn wirkenden Mächte und Gründe, und es sei nur Täuschung, wenn wir wähnten uns selbst zu entscheiden, in Wahrheit würden wir durch tausend bekannte oder unbekannte Ursachen — Erziehung, Umgebung, Vorurtheil, körperliche Einflüsse, Neigung, Stimmung, Vortheil u. s. w. — bestimmt grade so zu handeln wie wir handeln, und von Freiheit könne also dabei keine Rede sein. Hierbei setzt man voraus, unter Freiheit des Menschen werde ein Vermögen verstanden, willkürlich und ohne allen Grund irgend etwas zu thun. Allein ein solches Vermögen existirt allerdings nicht, wird auch nicht von uns behauptet. Die menschliche Willensfreiheit besteht nur darin, daß der Mensch vermöge seiner Vernunft im Stande ist alle Gründe, welche für oder wider eine Entscheidung sprechen, geistig zu beurtheilen und abzuwägen. Dann folgt er allerdings jedesmal dem größeren Gewicht der überwiegenden Gründe. Eine Freiheit ohne Ausbildung und Anwendung der Vernunft, ein bloßes verrücktes oder willkürliches Handeln ohne

Erwägung von Gründen ist kein freies zu nennen und kann nur vorkommen, wenn der Mensch momentan oder dauernd seiner Vernunft nicht mächtig ist. Das Thier hat keine Willensfreiheit, weil ihm die Geistesanlage des Menschen fehlt, es folgt also bei allen seinen Handlungen nur dem Impuls seiner Triebe und kann nur durch Gewalt oder Drohung davon zurückgehalten werden, ihnen zu folgen. Der Mensch erkennt höhere Motive als die der Sinnlichkeit, und grade dadurch, daß er seiner höheren Natur und der Macht des Geistes gehorcht und die sinnlichen und selbstischen Neigungen ihr unterwirft, bethätigt und beweist er seine Freiheit.

## 14. Die Erhaltung der Welt.

Schöpfung, Erhaltung und Regierung bei Gott nur ein und dasselbe. Linné, Oersted, Liebig, Newton und andere Naturforscher als Zeugen für den Glauben an einen Schöpfer. Die Unendlichkeit des Weltenraums, die Erhabenheit und Schönheit in der Natur deuten auf eine ewige Allmacht und Weisheit.

Man pflegt gewöhnlich zu sagen, in der Wirksamkeit Gottes sei dreierlei zu unterscheiden, die Schöpfung, die Erhaltung und die Regierung der Welt. Diese Unterscheidung ist vom Standpunkte unsrer menschlichen Erkenntnißweise aus gemacht und darum auch in gewissem Maße ganz berechtigt. Wir Menschen müssen Alles, auch Gott, in der Form oder Anschauung von Raum und Zeit ansehen. So unterscheiden wir auch in der göttlichen Wirksamkeit den Anfang, Fortgang und das Ziel. Im Anfang, sagen wir, hat Gott alle Dinge hervorgerufen, ihnen das erste Dasein gegeben: das ist die Schöpfung. Im Fortgang sorgt er beständig dafür, daß sie weiter bestehen können, er giebt allen Wesen ihre Nahrung und die Kräfte zur Thätigkeit: das ist die Erhaltung. Endlich richtet er den Gang der Welt so ein, daß Alles auf ein großes, heiliges Ziel, auf eine immer größere Vollendung und Herrlichkeit gerichtet ist, und die Welt diesem Ziele immer näher kommt: das ist seine Regierung der Welt.

So hat man von Alters her unterschieden. Das ist wie gesagt richtig, weil es die nothwendige menschliche Auffassung

des Verhältnisses zwischen Gott und Welt ist. Nur darf man auch hier nicht vergessen, daß wir in Bildern, in menschlichen Gleichnissen von Gott reden. Denn Anfang, Fortgang und Ende, was sind das für Unterschiede in Gott und für Gott? In ihm giebt es ja keine Zeitunterschiede, keine Vergangenheit und keine Zukunft, alle seine Handlungen, seine ganze Wirksamkeit, tragen den Charakter der Ewigkeit an sich; wie er im Anfang gewirkt hat, so wirket er noch, und so wird er wirken in alle Ewigkeit. Darum ist es gut sich zu vergegenwärtigen, daß für Gott Schaffen und Erhalten und Regieren ein und dasselbe Thun, ein und derselbe reine Akt in Ewigkeit ist. Das ist auch der Sinn jener von manchen Kirchenlehrern behaupteten ewigen Weltschöpfung. Es soll damit ausgedrückt werden, daß Gott ewig zugleich schafft und erhält und regiert, daß er nicht etwa vor 6000 oder mehr Jahren seine Schöpferthätigkeit eingestellt und sich in den Ruhestand begeben hat, daß also die Erhaltung und Regierung der Welt nicht eine geringere, weniger göttliche Kraft erfordernde Thätigkeit sei als die Schöpfung, daß vielmehr alles dreies, Schaffen, Erhalten und Regieren, in Gott immer zusammen und zugleich ist. Es ist nur unsere — freilich nicht ganz zu entbehrende — menschliche Betrachtungsweise, welche deshalb von drei verschiedenen Thätigkeiten Gottes redet, damit wir uns auch hier ein einigermaßen unsrer Fassungskraft entsprechendes Bild von Gott machen können. Dies Sachverhältniß zu erkennen ist aber von Wichtigkeit (grade wie es so bei den Vorstellungen von Gottes Wesen war), denn erst durch diese Erkenntniß bekommen unsere Vorstellungen von der Erhaltung und Regierung der Welt die nöthige Erhabenheit und Größe. Wir werden dadurch zu der Einsicht geführt, daß auch das Kleinste und Geringste, was in der Welt geschieht, durch die ewige Schöpfermacht und Kraft Gottes in's Dasein gerufen wird, daß auch alle diejenigen Ordnungen und Gesetze, die wir in der Natur finden, beständig getragen und gehalten werden durch den ewigen Willen des Schöpfers. Mit einem Worte, jener deistische Wahn, daß die Welt, nachdem sie einmal geschaffen, sich selbst erhalte und regiere, wird hier gründlich zerstört; als religiöse Menschen er-

blicken wir die Wirksamkeit des Ewigen in allen Kräften und Gesetzen der Natur, und zwar dieselbe großartige, allumfassende Wirksamkeit Gottes, welche wir uns auch bei der Schöpfung thätig zu denken haben. Denn in Gott ist keine Veränderung noch Wechsel (Jak. 1, 17). Wie er einmal schaffend gewirkt hat, so wirkt er in alle Ewigkeit. Das bestätigt auch die Naturwissenschaft. „Der Akt der Weltschöpfung, sagt Sir John Herschel, ist keineswegs abgeschlossen. Die freie Thätigkeit des Universums besteht in fortwährender Vereinigung der den Raum erfüllenden Weltelemente zu neuen wirklichen Sonnen und Planetengebilden!" Der Forscher also, der die Wunder und Geheimnisse des Wachsthums in der Natur mit dem Mikroskop belauscht, der Astronom, der die riesigen Himmelskörper auf ihrer streng bestimmten und geregelten Bahn mit dem Fernrohr beobachtet, der Naturfreund, der sich am Sprossen und Blühen der Pflanzen, an den grotesken oder lieblichen Formen der Berge, an dem großartigen oder anmuthigen Charakter einer Landschaft ergötzt, sie alle können und sollen überall die allmächtig schaffende und erhaltende Gotteshand erkennen und fühlen. Noch heute heißt es, wie es vor 2000 Jahren hieß:

Ps. 148, 3. 6. Lobet ihn, Sonne und Mond, lobet ihn alle leuchtenden Sterne! Er hält sie immer und ewiglich, er ordnet sie, daß sie nicht anders gehen müssen.

Ps. 135, 6. 7. Alles was er will, das thut er, im Himmel, auf Erden, im Meer und in allen Tiefen. Der die Wolken läßt aufgehen vom Ende der Erde, der die Blitze sammt dem Regen macht, der den Wind aus heimlichen Oertern kommen läßt.

Es giebt freilich jetzt Menschen, welche in der tieferen Erforschung der Naturerscheinungen und ihrer Gesetze einen Grund zu haben glauben von dem Schöpfer und Erhalter der Welt gänzlich zu schweigen, ihn wohl gar zu läugnen. Allein, wenn wir sie nun fragen: Was setzt ihr denn an seine Stelle? Wie erklärt ihr denn das Leben und die Kräfte der Welt? so haben sie darauf keine andere Antwort als die, daß eben diese Naturkräfte von Ewigkeit her gewesen sind. Da wäre also wieder ein mindestens ebenso großes Geheimniß, ja im Grunde noch ein

größeres vor uns, als wenn wir den lebendigen Gott und Schöpfer annehmen. Denn blinde Naturkräfte — was ist das eigentlich? Wir sehen sie freilich in ihren Wirkungen vor uns: die mechanische, die chemische, die elektrische, die magnetische Kraft, aber kann auch irgend ein Naturforscher uns erklären, worin ihr eigentliches Wesen, ihr letztes Geheimniß bestehe? Kann irgend ein Gelehrter sagen, was die Kraft sei, oder warum der Stoff diese und jene Kraft habe? Er kann es nicht, denn es bleibt dabei: Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist. Wohl aber liegt tief in dem Wesen des erschaffnen, vernünftigen Geistes die Sehnsucht und das Streben, den unerschaffnen, ewigen Geist, den lebendigen Schöpfer im Leben und in den Kräften der Natur zu suchen und zu fühlen. So hat Christus in den Lilien des Feldes, die nicht spinnen und doch feiner gekleidet sind als Salomo in seiner Herrlichkeit, die Hand der göttlichen Allmacht gesehen: „euer himmlischer Vater, sagt er, kleidet sie doch"; so hat er an den Vögeln des Himmels, die nicht säen oder ernten und doch genährt werden, die Vatergüte des großen Weltenmeisters geschaut: „euer himmlischer Vater, heißt es, nähret sie doch." Aehnlich werden alle frommen Menschen die Nähe Gottes fühlen, wenn sie den Eindrücken sich hingeben, welche die Natur auf uns macht, und keine noch so exakte und noch so tief eindringende Naturwissenschaft wird diese frommen Gefühle zerstören können. „Ich gehe niemals durch den Wald, sagt Claudius, daß mir nicht einfiele, wer doch wohl die Bäume wachsen lasse, und dann ahnet mich so von fern und leise etwas von einem Unsichtbaren, und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei." Es ist Thatsache, daß die größten Naturforscher der Neuzeit sich ganz ähnlich ausgesprochen haben wie hier der sinnige holsteinische Dichter. Der große Linné, dessen Name in allen Erdtheilen mit Achtung genannt wird, bezeugt in seinem Systema naturae: „Ich habe die Thiere betrachtet, auf die Pflanzenwelt gestützt, die Pflanzen im Erdboden wurzelnd, die Erde vom Weltkreis getragen, im unerschütterlichen Laufe um die Sonne kreisend, die Sonne endlich um ihre eigene Axe sich drehend mit den übrigen Sonnensystemen

an Raum und Zahl ohne Gränzen, im Weltraum in schwebender Bewegung gehalten von der unbegreiflichen ersten Ursache, dem Wesen aller Wesen, dem Urheber aller Wirkungen, dem Baumeister, Erhalter und Regierer des Weltalls. Wer dieses Wesen Weltregierer nennt, irrt nicht, denn von ihm hängt alles ab; wer es Erzeuger nennt, irrt nicht, denn aus ihm ist alles entstanden; wer es Vorsehung nennt, der nennt es recht, denn die Welt entfaltet nach seinem Rathschluß ihre Thätigkeiten. Es fühlt Alles, sieht Alles, hört Alles, belebt und beseelt Alles — es ist Alles in Allem. Dieses Wesen, ohne welches nichts ist, ist ewig, unermeßlich, nicht gezeugt, nicht geschaffen. Es ist in seiner heiligen Majestät nur geistig zu schauen. — Diesen einen, ewigen, unendlichen, allwissenden Gott habe ich aufmerksam lauschend einherschreiten sehen und bin von Staunen überwältigt. Ich habe einige Spuren seiner Schritte durch die geschaffene Welt erkannt und in ihnen allen, auch dem Kleinsten, welches fast den Sinnen entschwindet, welch eine Fülle von Kraft und Weisheit und unergründlicher Vollkommenheit!" So bezeugt Linné das Ergebniß seiner Naturforschung. — Oersted, der berühmte Entdecker des Elektromagnetismus, sagt: „Das Schaffende ist das Geistige. Das Körperliche würde aufhören zu sein, wenn die schaffende Thätigkeit des Geistes aufhören könnte. Die Grundfeste des Daseins ist nicht in der handgreiflichen Stoffmasse zu suchen. Der Stoff ist kein für sich bestehendes, sondern ein an sich todtes Sein. Die Natur ist nicht bloß etwas Körperliches, sondern sie wird vom Geiste durchdrungen und beherrscht. Eine von der Vernunft durchdrungene Naturanschauung zeigt uns das ganze Dasein als ein unendliches, ewiges Werk der lebendigen Vernunft, die wir mit Rücksicht auf ihre Selbstbewußtheit Gott nennen. Die Naturwirkungen sind Gottheitswirkungen, die Naturgesetze sind Gottes Gedanken." — Aehnlich äußert sich der größte Chemiker unseres Jahrhunderts, J. von Liebig: „Die Welt, sagt er, ist die Geschichte der Allmacht und Weisheit eines unendlich höheren Wesens. Die Kenntniß der Natur ist der Weg zur Bewunderung der Größe des Schöpfers, sie liefert uns die rechten Anschauungsmittel der Majestät Gottes.

Ohne Kenntniß der Naturgesetze und Naturerscheinungen scheitert der menschliche Geist in dem Versuche, sich eine Vorstellung über die Größe und unergründliche Weisheit des Schöpfers zu machen, denn alles, was die reichste Phantasie und die höchste Geistesbildung an Bildern zu ersinnen vermag, erscheint, gegen die Wirklichkeit gehalten, wie eine bunte schillernde Seifenblase."

Wer dergleichen Zeugnisse für den Glauben an Gottes Wirksamkeit in der Natur aus dem Munde der bedeutendsten Naturforscher noch mehr hören will, der lese in den Werken eines Kopernikus, Galilei, Kepler, Paskal, Newton, Leibnitz, Haller, Herschel, Franklin, Hufeland, Faradey, Cüvier, Gauß, Wilhelm von Humboldt, Bessel, Arago, Johannes von Müller und anderer, die der Wissenschaft neue Bahnen geöffnet haben und allen Jahrhunderten eine Zierde sind, wie sie von Bewunderung der Herrlichkeit Gottes in seinen Werken überwältigt wurden, und wie demüthig grade die Größten sich vor ihm gebeugt und ihm allein die Ehre gegeben haben. Angesichts seiner gewaltigen Entdeckungen sagt z. B. Newton: „Ich komme mir vor wie ein Knabe, der am Meeresufer spielt und sich damit belustigt, daß er dann und wann einen glatten Kiesel, eine schönere Muschel als gewöhnlich findet, während der große Ocean unerforschlich vor ihm liegt." Newtons Grabschrift ist in seinem Geiste gefaßt, sie lautet: „Des allmächtigen Gottes Majestät verherrlichte er in seiner Philosophie, die Einfachheit des Evangeliums zeigte er in seinem Wandel."

Wer sind denn nun die Forscher, die heutzutage aufstehen wollen, um alle diese Männer erster Größe Lügen zu strafen oder sie des Irrthums zu zeihen? Wer sind die Koryphäen der Wissenschaft, die behaupten, die Naturforschung lehre: Es ist kein Gott, sondern aus Stoff und Kraft allein besteht das ganze Weltall; es giebt keine göttliche Erhaltung und Regierung der Welt, sondern nur Stoffwechsel, Kreislauf und Zufall; wer sind diese? — In Wahrheit sind es fast nur untergeordnete Geister, Menschen, die an Stelle des Gottesglaubens nur einen andern, unendlich viel unbegründeteren Glauben, den Stoffglauben setzen, die aber auf dem Gebiete der Naturwissenschaft selbst keine einzige

selbständige Entdeckung aufzuweisen haben. Denn auch die jetzt lebenden, wahrhaft großen Männer der Gegenwart sind meist zugleich die bescheidensten und wenn manche von ihnen auf dem religiösen Gebiete nicht selber heimisch, wenn sie Zweifler sind, so maßen sie sich doch auch nicht an, über die höchsten Fragen des Menschengeistes vorschnell abzusprechen wie jene kleineren Geister, sie sagen höchstens, wie einer von ihnen*) erst jüngst mit Geist und Scharfsinn gethan hat: Ignoramus et ignorabimus, d. h. wir wissen es nicht und wir werden es nicht wissen. Aber, wie wir oben gezeigt haben, wo das Wissen aufhört, da fängt der Glaube an, es ist der Schluß der Philosophie, zu wissen, daß wir glauben müssen. Alle Entdeckungen und Erkenntnisse der Naturwissenschaft vertragen sich also nicht nur mit dem Glauben an einen allwirkenden und allgegenwärtigen Gott, sie bestätigen ihn vielmehr hundertfach für Jeden, der der religiösen Empfindungen überhaupt fähig ist.**)

Man sollte meinen, schon die bloße Erkenntniß der ungeheuren Größe des Weltalls, der alle Vorstellungen übersteigenden Weite der Entfernungen in demselben müßte auf jeden Betrachter einen religiösen Eindruck hervorbringen, weil Jedem dadurch der Gedanke einer noch höheren geistigen Unendlichkeit nahe gelegt

---

*) Dubois Reymond.

**) „Alle Arten von Kraft, sagt ein Forscher wie Argyll (reign of law), sind nur Formen oder Kundgebungen irgend einer Centralkraft, die aus einer bestimmten Hauptquelle von Kraft hervorgeht. Sir John Herschel hat nicht gezögert zu sagen, daß es nur vernünftig ist, die Gravitationskraft als das direkte oder indirekte Resultat eines irgendwo existirenden Bewußtseins oder Willens zu betrachten. Und wenn wir auch nicht sicher die Kraft in all ihren Formen mit der unmittelbaren Wirksamkeit eines allgegenwärtigen, alldurchdringenden Willens identificiren können, so ist es doch unphilosophisch im höchsten Grade, zu reden, als ob die Kräfte der Natur unabhängig oder geschieden wären von der Macht des Schöpfers." In der That, die neuesten Forschungen haben bewiesen, daß manche früher für ganz verschieden gehaltenen Kräfte, wie Wärme und Bewegung, nur Aeußerungen einer und derselben Grundkraft sind und sich daher in einander umsetzen und verwandeln lassen, und man vermuthet schon, daß dasselbe am Ende auch von allen andern Naturkräften gelten mag. So weist die Natur selber auf eine große Einheit hin, deren Wesen keine Forschung weiter ergründet, die aber der Glaube als seinen Gott erkennt.

wird. Da hören wir z. B. aus dem Munde der Naturkundigen eine Beschreibung und Vergleichung der verschiedenen Entfernungen der Weltkörper von einander: Ein Dampfwagen, sagen sie, der in einer Stunde vier Meilen zurücklegt, würde, um von unsrer Erde zur Sonne zu gelangen, 605 Jahre, vom Uranus aus 11,275 Jahre und vom Neptun bis zur Sonne 19,250 Jahre nöthig haben. Eine Kanonenkugel, welche in jeder Sekunde 500 Fuß zurücklegt, würde von der Sonne aus erst in 9 Jahren zum Merkur, in 18 Jahren zur Venus, in 26 Jahren zur Erde, in 238 zum Saturn, in 479 zum Uranus, in 885 Jahren zum Neptun gelangen, zum Sirius aber, dem hellsten Fixstern, erst in 700,000 Jahren! Ein Sturmwind, der in einer Sekunde über 60 Fuß durchläuft, würde, um von der Erde zum Sirius zu kommen, gegen elf Millionen Jahre gebrauchen. Der Lichtstrahl, welcher in der Sekunde 42,700 Meilen durchläuft, braucht, um von der Sonne zu uns zu gelangen, 8 Minuten 13 1/7 Sekunde, und von der Halkyone im Siebengestirn bis zu uns 498 Jahre. — Die Entfernung der nächsten Fixsterne von unserer Sonne (4 Billionen Meilen) nennt man eine Sternenweite. Man kann noch Sterne wahrnehmen, die 1 1/2 Millionen Sternenweiten von uns entfernt sind. Von den äußersten Nebelflecken, welche Herschel mit seinem großen Teleskop beobachtete, braucht der Lichtstrahl bis zu uns über 10,000 Jahre. Die Anzahl der Sterne, welche mit den stärksten Fernröhren von unserer Erde aus wahrgenommen werden können, schätzt man auf 500,000 Millionen.

So lehrt die Naturwissenschaft, und Angesichts dieser Zahlen und Größen, vor denen wir selbst nach unserer sinnlichen Natur wie ein Staubkorn, ja wie ein Nichts erscheinen, sollte der Geist in uns, der sie berechnet und mißt, nicht seinen ewigen Ursprung ahnen, nicht seinen Schöpfer erkennen und anbeten? Aber freilich, wer jede Regung seines Gemüthes nach dieser Richtung hin sogleich als Aberglauben verbannt und niederschlägt, wer von vornherein mit der Voreingenommenheit: es giebt nur sinnliche Dinge, was nicht mit den fünf Sinnen wahrgenommen werden kann, existirt nicht — an die Naturbetrachtung geht, der

sieht nicht mit sehenden Augen und hört nicht mit hörenden Ohren. Es geht mit der Erkenntniß der göttlichen Wirksamkeit in der Natur grade so wie mit der Empfindung für das Schöne und Erhabene. Wen ein Sonnenaufgang auf den Firnen der Alpen, wen die Majestät der Gletscher oder des stürmenden Meeres kalt läßt, wer nichts empfindet von der Schönheit einer Frühlingslandschaft oder eines Sommermorgens, weil er nur sinnliche, materielle Genüsse kennt, weil er nur an Erwerb denkt, oder nur an Gaumenkitzel und an rauschender Lust seine Freude hat, dem predigst du vergeblich von der Herrlichkeit der Natur. So kann auch das Herz sich verschließen gegen die beredte Sprache des Weltalls von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte, aber wer so unglücklich ist, daß sein Herz nichts davon versteht, der bilde sich wenigstens nicht noch ein, ein großer Mann, ein weiser Mensch, ein tiefsinniger Gelehrter zu sein. Er verhülle sein Haupt und „stehle sich weinend fort aus unserm Bund," denn glücklich, muthig, zufrieden, geduldig und gut kann ihn sein Unglaube nicht machen. Die Gottlosen haben keinen Frieden, sagt die Schrift.

Nein, Gott, den Allgegenwärtigen, den Allweisen und Allgütigen, den großen und ewigen Geist in der Natur zu suchen, ihn da zu finden und zu fühlen, das muß unsere größte Freude und unsere beständige Aufgabe bleiben. Darin wollen wir uns durch das Gerede einiger Stoffanbeter nicht irre machen lassen. Die gründliche Naturforschung stellt den Triumph der Wahrheit über die seichte Naturvergötterung vielmehr herrlich in's Licht, sie giebt uns gegen den Aberglauben wie gegen den Unglauben die schärfsten Waffen in die Hand, sie rückt uns dem Vaterherzen Gottes näher und hebt uns zu einer Höhe der Weltanschauung, auf welcher alle Engherzigkeit von uns fällt und die ganze Schöpfung als ein redendes Zeugniß der ewigen Weisheit und Liebe erscheint. Ein Auge, welches die Thatbeweise der Herrlichkeit Gottes in dessen Werken schaut, wird dadurch himmlisch verklärt; ein Herz, welches den heiligen Odem der Liebe Gottes athmet, sagt aller Lüge, aller Knechtschaft des Bösen den Dienst auf. Ein Gemüth, welches einen Lichtstrahl von der unendlichen

Majestät Gottes erfährt, wird dadurch größer, edler, gottbefreundeter. Die Seele wächst an Gottebenbildlichkeit in dem Maße, wie sie ihren Lebenszusammenhang empfindet mit dem Wesen aller Wesen, welches alle Stoffe, Kräfte und Gesetze der Natur mit seiner ewigen Schöpfermacht erfüllt. Wenn ich in dem kleinsten Stofftheilchen der Krystalle und der Pflanzenzelle dasselbe Gesetz der Weisheit entdecke, welches die unermeßlichen Systeme der Himmelskörper beherrscht, wenn jeder Tropfen meines Blutes, jede Faser meiner Nerven von Zellen zusammengesetzt ist, von denen jede sowohl für sich einen gesetzlichen Gliedbau bildet, als auch mit der ganzen Schöpfung in harmonischer Lebensverbindung steht: so fühle ich mein Wesen und Leben wie aufgelöst in der Allmacht und Weisheit dessen, der meines Lebens Leben ist.

Solcher Lebensverkehr der Seele mit ihrem Schöpfer macht den Forscher bescheiden und demüthig, wahr im Denken, frei und edel im Wollen, freudig zur That, mild im Urtheil über Andere, tapfer im Sturm, gottergeben im Feuer der Trübsal, freudig und siegreich im Tod. Bewußtvoll und freudig einzustimmen in die große Harmonie der Schöpfung zur Verherrlichung des Schöpfers: das ist die Krone des Lebens.*)

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere,
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt unserm Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht,
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

---

Du läßt es finster werden
Und hüllst den Kreis der Erden
In tiefe Dunkelheit;
Doch auch in dunkler Stille
Wohnst du mit deiner Fülle
Und zeigst uns deine Herrlichkeit.

*) Vergl. Böhner, Kosmos, ein Werk, das zur näheren Erkenntniß der oben ausgesprochenen Gedanken und zur reichsten Belehrung für das Gebiet der Naturwissenschaft auf das Wärmste empfohlen werden kann.

Du führst aus weiter Ferne
Den Mond und tausend Sterne
Mit Majestät herauf.
Sie leuchten dir zur Ehre
Hoch über Erd und Meere.
Und deine Hand lenkt ihren Lauf.

Als Zeugen deiner Stärke
Stehn lauter Wunderwerke
In deiner Schöpfung da,
Und du, der sie bereitet,
Der Mond und Sterne leitet,
Du bist auch mir im Staube nah.

Groß, wenn der Morgen grauet,
Groß, wenn der Abend thauet,
Groß in der stillen Nacht,
Im Sonnenschein, im Sturme,
Am Menschen und am Wurme,
Groß zeigst du, Schöpfer, deine Macht.

Drum schwinde alles Grauen,
Dir will ich froh vertrauen,
Denn du sorgst auch für mich;
Ja Vater, ich befehle
Getrost dir Leib und Seele,
Du bist mein Gott, ich hoff auf dich.

## 15. Die göttliche Weltregierung.

Giebt es einen Weltzweck? Entwicklung der Welt zu immer größerer Vollkommenheit. Beispiele anscheinender Zweckverfolgung bei Thieren und Pflanzen. Die Weltgeschichte als Verwirklichung eines großen Zweckes. Deutschland als Beispiel.

Den schönen und tröstlichen Glauben, daß Alles in der Welt von einer ewigen Weisheit und Güte geleitet und gelenkt wird, nennen wir Glauben an die Vorsehung Gottes oder an seine Weltregierung. Nicht bloß Ordnung und Gesetz erkennen wir in den Dingen, sondern auch einen über alle Beschreibung großen und heiligen Plan, einen Gottes würdigen und von ihm bestimmten Zweck, ein letztes und höchstes Ziel für alles Ge-

ſchehen. Will man alſo die göttliche Vorſehung oder Weltregierung nachweiſen, ſo kommt es darauf an zu zeigen, daß die ganze Welt einem großen Zwecke dient und zuſtrebt. Wäre alles, was geſchieht, zwecklos und ſinnlos, ſo könnte offenbar kein ordnender und planvoll wirkender Geiſt über dieſer Welt wachen und ſie regieren. — Im Gegenſatz hierzu iſt es natürlich das Hauptbeſtreben des Materialismus zu beweiſen, daß in der Natur wie im Menſchenleben eigentlich gar kein Zweck und Ziel zu entdecken ſei, daß Alles ſich in einem ewigen, unfruchtbaren Cirkel bewege, daß es unzählige Ereigniſſe und Thatſachen im Leben der Pflanzen, Thiere und Menſchen gebe, welche unzweckmäßig und unbrauchbar, ja gradezu verkehrt und ſchlecht eingerichtet ſeien.

In der Naturwiſſenſchaft hat ſich außerdem in den letzten Jahrzehnten eine Richtung ausgebildet, welche verſucht alles Geſchehen und alle Entwicklung in der Welt auf mechaniſche Kräfte zurückzuführen und nachzuweiſen, daß in der Stufenreihe aller irdiſchen Weſen gar keine feſten Unterſchiede von Arten und Geſchlechtern vorhanden ſeien, ſondern alle lebenden Weſen ſeien aus dem Urſchleim entſtanden, zuerſt in einfachſter Thierform (Moneren), dann habe ſich im Laufe ungezählter Jahrtauſende durch Anpaſſung an veränderte Verhältniſſe allmählich die einfache Form verändert, die Veränderung ſei auf die Nachkommen vererbt worden, und ſo ſei denn eine Thierart immer aus der andern hervorgegangen, bloß durch die Einwirkungen der Umſtände und Verhältniſſe. Solche Auseinanderſetzung klingt allerdings etwas abenteuerlich und wunderſam, namentlich wenn man hört, daß z. B. die Vögel allmählich durch Anpaſſung und Vererbung aus den Eidechſen entſtanden ſein ſollen, daß die Giraffe ihren langen Hals nur daher habe, daß urſprünglich einmal irgendwo einer ihrer Urahnen zufällig einen etwas längeren Hals hatte als ſeines Gleichen und zur Zeit einer Dürre wegen dieſes längeren Halſes allein am Leben blieb, weil er damit höher an den Bäumen hinauflangen konnte als die andern, deren Hals kürzer war, und was dergl. mehr iſt. — Allein auch wenn dieſe Anſicht von der Entwicklung aller Weſen richtig

wäre, so würde doch Niemand läugnen können, daß auch bei dieser Art von Werden und Wachsen der Geschöpfe eine Ordnung bemerkbar wird, welche macht, daß zuletzt immer das Vollkommnere aus dem Unvollkommnen entsteht, daß die Welt sich zum Besseren und Größeren hin entwickelt und daß zuletzt der Mensch als vernünftiges und geistiges Wesen aus jener Entwicklung hervorgegangen ist. Auf jeden Fall ist also auch bei dieser Ansicht von der Natur die Welt so organisirt, daß ein vernünftiger Zweck, ein hohes und gutes Ziel dabei erreicht wird. Diese eine Thatsache, dünkt uns, reicht hin, um zu zeigen, daß wir von der Annahme einer zwecksetzenden Vernunft in und über der Welt gar nicht loskommen können, denn sie begegnet uns selbst da, wo sie grundsätzlich ausgeschlossen sein soll, sie sieht aus der Welt auch dann noch mit dem Auge ihrer Allweisheit uns an, wenn wir mit jenen Forschern das Werden der Welt ganz mechanisch zu erklären versuchen wollten. Warum hat sich denn aus tausend und aber tausend Zufälligkeiten der Entwicklung, Anpassung und Vererbung, warum hat sich aus allen bloß mechanisch wirkenden Kräften in der Welt schließlich doch etwas so Vollkommnes, Herrliches und Großes entwickelt wie der menschliche Geist, der im Stande ist den Weltgesetzen nachzuspüren und die Regeln zu entdecken, nach denen sich Alles vollzieht? Warum ist die Entwicklung nicht stehen geblieben auf einer der niedrigen Stufen des Lebens, warum ist sie nicht in dem ewigen Kreislauf des allerniedrigsten, d. h. der untersten Thier- oder Pflanzenarten geblieben? — Wir können nicht anders als auf diese Fragen antworten: Es muß in den Dingen und Lebewesen durchaus etwas liegen, was über sie selbst, über ihren jedesmaligen Zustand hinausweist und hinaustreibt. Selbst die Atome, von denen der Materialismus redet, sind nicht denkbar ohne ein gewisses, ihnen innewohnendes Streben, eine Neigung oder Anlage zu gewissen Bewegungen. Dies fängt man auch in der neuesten Zeit wieder an einzusehen, und viele Naturforscher reden schon wieder von einer „Zielstrebigkeit" der Atome. Man kann dabei deutlich sehen, wie auch der scharfsinnigste Verstand und die vorurtheilsfreieste Wissenschaft auf die Dauer nicht ohne

Annahme einer Art von geistiger Kraft in den Dingen anzunehmen vermag.

Deswegen werden wohl jene andern Forscher von vornherein richtiger und einsichtiger geurtheilt haben, welche auch in der Natur und ihrem Geschehen die göttlichen Zwecke und Absichten anerkennen. Viele der bedeutendsten und berühmtesten Namen befinden sich unter ihnen, und wir haben keine Ursache, so lange der Streit zwischen ihnen und jenen andern noch schwebt, ihren Aussagen und Worten weniger Vertrauen zu schenken, als denen ihrer Gegner. Sie bestätigen aber grade das von uns Behauptete. So redet Cüvier von einem Bauplan, Baer von einem eignen Entwicklungsplan, der jedem der unterschiedenen Typen des Thierreichs zu Grunde liege. Der große Anatom Owen spricht von der vom Schöpfer eingepflanzten Tendenz zum Fortschritt; Alexander Braun, der geistvolle und sinnige Botaniker, sagt, daß der belebende göttliche Odem nicht bloß den Menschen durchwehe, sondern durch Alles hindurchgehe und die innere Triebkraft in der Entwicklungsgeschichte des Naturlebens sei. Auch die Entstehung neuer Arten werde nicht lediglich durch äußere Ursachen, sondern durch innere bedingt. Karl Snell spricht sich darüber ungefähr so aus: Entwicklung ist überall nur da möglich, wo im Innern eines Wesens mehr und Größeres vorhanden ist, als in den äußeren Umständen, d. h. ohne Trieb, ohne Begierde und Bedürfniß nach Höherem kommt kein Fortschritt zu Stande; ohne Anlage, Neigung, Disposition zum Vorwärts- und Aufwärtsstreben keine Entwicklung. Da nun Fortschritt und Entwicklung überall in der Natur als letztes Ziel erscheinen, so muß in den Dingen selbst eine solche Anlage oder Neigung oder Trieb zur Entwicklung und zum Fortschritt vorhanden sein.

Die Zweckmäßigkeit der Natur im Ganzen und Großen kann hiernach entschieden nicht geläugnet werden, sie wird aber auch in tausenden von Fällen im Einzelnen schwerlich abzustreiten sein. Wenigstens dürfte das Maß von blindem Glauben doch kaum geringer, weit eher größer zu nennen sein, welches erfordert wird, um anzunehmen, daß beispielsweise das kunstvoll gebaute und

zum Sehen bestimmte Auge lediglich ein unbeabsichtigtes Produkt, eine Bildung von lauter Zufälligkeiten im Laufe der Jahrtausende sei, als wenn wir annehmen, daß es in der ewigen Vernunft seinen Grund habe und seine Bestimmung ihm gegeben sei. Wer den Zweck in der Natur läugnet, der muß behaupten, daß das Licht so lange auf das blinde Thier geschienen habe bis allmählich die Nerven für den Reiz empfänglich geworden seien und das Thier angefangen habe zu sehen. Nun bedenke man aber, was allein in diesem Falle alles dazu gehört, damit das Auge thätig wird. In der Augenhöhle lagert sich ein Nerv muſiviſch ab, der von allen Nervenzweigen allein für das Licht und die Farben empfänglich ist. Es würde indessen im Auge nur hell schimmern und flimmern, wenn dieser Nerv allein das Gesicht bilden sollte. Ein einzelnes Bild würde nicht erscheinen können, denn die Lichtstrahlen würden von allen Seiten auf die Netzhaut strömen und sich gegenseitig verwischen. Es bedarf erst der gewölbten Hornhaut, der sammelnden Linse und des Glaskörpers im Auge, damit der Strahlenkegel umgekehrt werde und die einzelnen Punkte der Außenwelt auch im Auge als Punkte erscheinen. Es entsprechen also die inneren Mittel und der ganze Bau des Auges genau dem Zweck des Sehens und der Natur des Lichtes. Aehnliches aber finden wir tausendfältig in der Natur. „Wär nicht das Auge sonnenhaft, wie könnten wir das Licht erblicken?" Wäre die Natur nicht angelegt auf das Höhere, auf den Geist, wie könnte er überall in ihr zu Tage treten?

Es ist hier nicht der Ort all die vielen Beispiele anzuführen, wo uns im Thier- und Pflanzenleben dergleichen Erscheinungen begegnen, bei denen eine zwecksetzende Vernunft, man möchte sagen handgreiflich, hervortritt, es sei nur flüchtig erinnert an die Kunsttriebe der Thiere, der Ameisen, der Bienen, der Spinnen, der Vögel, welche alle, ohne je etwas Gleiches gesehen zu haben, ihre merkwürdigen Bauten, Gewebe, Nester ausführen und sie so einrichten, daß sie dem Zweck vollkommen entsprechen. Der Ameisenlöwe, ein Thierchen von der Größe einer Fingerbreite, der nur rückwärts gehen kann, macht eine trichterförmige Grube

in den Sand und verbirgt sich in der Tiefe, bis ein Opfer in dieselbe fällt. Sucht die Ameise an der Seite sich emporzuarbeiten, so wirft er eine Menge Sandkörner nach ihr, um sie zu betäuben und ihr Herabfallen auf den Grund des Trichters zu bewirken, wo er seine Zangen bereit hat. Seine Arbeit aber zeugt von einer bewunderungswürdigen Planmäßigkeit. Nachdem er den geeigneten Sandboden untersucht hat, fängt er seinen Bau damit an, daß er eine kreisförmige Furche gräbt, deren Durchmesser stets mit der Tiefe der Grube in richtigem Verhältnisse steht, dann gräbt er mit seinen Füßen, schafft eine Partie Sand auf seinen schaufelförmigen Kopf und wirft ihn durch einen Stoß einige Zoll weit über den Kreis hinaus. Stößt er auf einen Stein, so sucht er ihn auf den Rücken zu laden und nach außen zu werfen. Wird sein Trichter beschädigt, so bessert er sogleich den Schaden wieder aus. Alle seine Handlungen sind also darauf berechnet, ihm bei seiner Unbehülflichkeit eine sichere Beute zu verschaffen. Er legt die Falle, ehe er noch das Thier jemals gesehen hat, das ihm zur Nahrung dienen soll, und es wäre in der That kein besseres Mittel zu ersinnen, durch welches ein so plumpes unbehülfliches Thier seine geeignete Nahrung fangen könnte, als diese steile abschüssige Grube im Sande. Dasselbe gilt von der Spinne und ihrem Netz. Die Schwalbe weiß, daß das Insekt, welches ihr hier zu mangeln beginnt, in Afrika zu finden ist, und wandert über Meere, Steppen und Wüsten bis nach Senegambien, wo sie ihr altes Heim wiederfindet. Die Feldmaus und der Hamster sammeln in der Ernte die besten Getreidekörner in reinliche Vorrathskammern für den kommenden Winter und beißen von den Körnern die Keime ab, um das Verderben derselben zu verhüten. — „Jedes lebende Wesen, sagt Cüvier, bildet ein ganzes, ein einziges und geschlossenes System, in welchem alle Theile gegenseitig einander entsprechen und zu derselben Wirkung des Zwecks durch wechselseitige Gegenwirkung beitragen. Keiner dieser Theile kann sich verändern ohne die Veränderung der übrigen, und folglich bezeichnet jeder Theil, einzeln genommen, alle übrigen. Wenn daher die Eingeweide eines Thieres so organisirt sind, daß sie

nur Fleisch, und zwar bloß frisches, verdauen können, so müssen auch seine Kiefer zum Fressen, seine Klauen zum Festhalten und Zerreißen, seine Zähne zum Zerschneiden und zur Verkleinerung der Beute, das ganze System seiner Bewegungsorgane zur Verfolgung und Einholung, seine Sinnesorgane zur Wahrnehmung derselben in der Ferne eingerichtet sein. Es muß selbst in seinem Gehirne der nöthige Instinkt liegen, sich verbergen und seinen Schlachtopfern hinterlistig auflauern zu können."

Erinnern wir auch an einige wenige Beispiele aus der Pflanzenwelt. Es giebt Blumen, deren Einrichtung auf eine ganz außerordentliche und staunenswerthe Art den Alles berechnenden und vorsehenden Geist der Welt auch dem blödesten Auge zeigt. Da ist jene unscheinbare Giftpflanze — sie heißt Osterluzei — die häufig an Zäunen und Kirchhofsmauern angetroffen wird. Ihre Vermehrung ist nur möglich durch eine wunderbare Einrichtung. Sie würde nach dem ersten Sommer, in dem sie sich des Thaues vom Himmel und des milden Regens erfreute, für immer ausgestorben sein, wäre nicht die Natur auf ein Mittel bedacht gewesen, das ausdrücklich nur für die Erhaltung ihrer Art berechnet erscheint. Alljährlich, regelmäßig um die Zeit, da die Narbe der Blume des befruchtenden Staubes bedarf, kommt ein geflügeltes Insekt, das durch die kleine Oeffnung der geschlossenen Blume hineinschlüpft, um den süßen Duft der Blüthe zu trinken. Das Eindringen ist leicht, aber der Rückweg wird durch lange Härchen versperrt, die wie die Drähte einer Falle einwärts laufen. Das gefangene Insekt fängt an ängstlich umherzuflattern und bewirkt durch die Erschütterung der Blume, daß die Staubbehälter aufspringen und die Blüthe, die sonst erstorben wäre, befruchten. Und regelmäßig zur Zeit, wo die Narbe des Blüthenstaubes bedarf, kommt das Thierchen, um, oft mit Aufopferung seines Lebens, diesen Dienst zu thun. Bienen, Hummeln, Schmetterlinge und Käfer wirken ähnlich bei andern Pflanzen. Noch mehr aber als diese Erscheinung, welche auf einen Zusammenhang der Natur, auf eine Berechnung des einen Geschöpfes für das andere deutet, weist eine andere Pflanze mit ihrer Einrichtung auf Weisheit und Vernunft in den Organismen

hin. Die Vallisnerie, eine Waſſerpflanze, die in Italien und Südfrankreich häufig iſt, wächſt ein bis zwei Fuß tief unter dem Waſſerſpiegel. Die Blüthen, welche den befruchtenden Staub tragen, ſtehen am Grund der Wurzeln. Nahet aber die Zeit, wo die den Samen tragende Blüthe des Staubes bedarf, ſo reißen ſie ſich von ihren kurzen Stielen am Boden los und ſchwimmen in ihren weißen Beuteln, die ihnen zum Schiffen dienen, auf dem Waſſer umher. Die purpurrothe Blüthe mit dem Samen thut zu gleicher Zeit auch das ihrige, ſie rollt mit Sonnenaufgang ihren ſpiralförmigen Stengel auf, erhebt ſich über den Waſſerſpiegel, dreht und wendet ſich nach allen Seiten, um den Blüthenſtaub aufzunehmen. Gegen Abend rollt ſie ihren Stengel wieder zuſammen und zieht ſich unter das Waſſer zurück. Iſt aber die Befruchtung geſchehen, ſo zeigt ſich die Blüthe nicht mehr über dem Waſſerſpiegel, weil der befruchtete Keim nur im Waſſer ſeine Ausbildung erlangen kann.

Die neuere Naturwiſſenſchaft, ſo weit ſie der Schule Darwins folgt, hat nun freilich, wie oben bemerkt wurde, den Verſuch gemacht, alle dieſe Thatſachen nicht aus einem Zweck, ſondern umgekehrt aus mechaniſch wirkenden Urſachen zu erklären. Wir müſſen aber auch hier nur wiederholen, daß trotz all dieſer Verſuche und Hypotheſen die allgemeine Richtung der Naturweſen auf ein beſtimmtes Ziel hin nicht wegzuläugnen und zu verkennen iſt. Das ſcheinen uns auch die angeführten Thatſachen nur zu beſtätigen. Man mag ſie erklären, wie man will, jedenfalls weiſen ſie hin auf einen Geiſt, der auch die blinden Kräfte und todten Stoffe beſeelt und durchdringt. Somit können wir gar nicht anders als auch in der Natur eine Regierung, eine göttliche Vorſehung erkennen. Chriſtus hat das bekanntlich ausgeſprochen mit dem Worte: Es fällt kein Sperling vom Dache ohne den Willen eures himmliſchen Vaters. Faſſen wir einmal dies Beiſpiel näher in's Auge. „Es fällt ein Sperling todt zur Erde. Woher kommt dies? Entweder hat ihn der Froſt getödtet, die Vertheilung der Wärme und Kälte aber, wie ſie hier verſengende Gluth, dort erſtarrenden Froſt hervorbringt, iſt ſie nicht an die beſtimmteſten Ordnungen und Geſetze gebunden? Oder es iſt

der Stoß eines Sturmwindes, welcher den schwachen Vogel zur Erde schleudert, aber bildet sich der Sturm nicht nach den bestimmtesten göttlichen Gesetzen? Oder es ist ein Blitzstrahl, der aus der dunkeln Wolke herniederfährt und das Geschöpf tödtet, Gewitter aber und Blitzstrahl, das Zusammendrängen der Wolken bis dahin, wo sie sich entladen, sind an die bestimmtesten Gesetze gebunden. Wo aber Gesetz und Ordnung ist, da ist auch gesetzgebende Vernunft und ordnender Geist. So ist es also eben dieselbe Weisheit und Vernunft, welche das All schafft und erhält, und welcher das Leben des unbedeutenden Vogels zum Opfer fällt. Es sind ihre Gesetze und ihre Ordnungen, denen auch der Mensch sich beugen muß." *) Können, dürfen wir im Ernst daran zweifeln, daß sie gut und heilsam sind, auch wo sie uns hart und grausam erscheinen? Es ist wahr, die Natur an sich selbst ist unfühlend und unbarmherzig, ihre Elemente vernichten mitunter in wenigen Stunden den Fleiß vieler Jahre und das Glück vieler Tausende, der Blitz zuckt hernieder und erschlägt den guten wie den bösen Menschen, die brüllende und brausende See verschlingt das Schiff des Gottesfürchtigen ebenso oft wie das des Frevlers, die schleichende Krankheit rafft das einzige Kind der frommen Wittwe dahin, und kein Gott scheint ihr Flehen zu hören und ihres Elendes sich zu erbarmen. Das sind Thatsachen, die Niemand läugnen kann, und welche wohl hin und wieder gegen den Glauben an eine göttliche Vorsehung geltend gemacht werden. Allein sie beweisen durchaus nicht, was sie beweisen sollen. Sie zeigen nur, daß es in der Welt Dinge und Ereignisse giebt, die unsern Wünschen und Hoffnungen zuwider sind, deren Zweck und Absicht wir, nach menschlichem Maße gemessen, oft nicht verstehen, aber sie zeigen durchaus nicht, daß die Natur überhaupt ohne vernünftigen Zweck sei, und hierauf kommt es doch allein an. Dieser große und höchste Zweck der Natur ist aber offenbar kein anderer als der, daß sie die Werkstätte sei, in welcher der Geist, der denkende und wollende Geist, geboren werde, und sobald dies erreicht ist, sobald der Mensch auf der Erde erscheint, hebt abermals eine

*) Heinrich Lang.

neue Epoche göttlicher Führungen und göttlicher Absichten an, die um vieles herrlicher noch und deutlicher einen großen Weltplan ahnen läßt, als es bei Betrachtung der Natur allein der Fall gewesen ist. Das Menschengeschlecht nämlich hat seine Geschichte, in dieser Geschichte unseres Geschlechtes nun tritt in unverkennbaren Zügen und mit einer gewissen unwiderstehlichen und unwidersprechlichen Gewißheit das Walten einer höheren guten und heiligen Macht uns vor Augen. Auch wer den Gott in der Natur nicht erkennt, wird doch vor dem Gott in der Geschichte die Augen nicht verschließen können. Darum gründet sich der Glaube an eine göttliche Vorsehung ganz besonders auf die Beweise ihres Daseins, welche das Völkerleben der Vergangenheit und Gegenwart an die Hand giebt. Wir wollen auch in die Blätter dieses Buches einige Blicke thun.

Für den oberflächlichen Beobachter und auf den ersten Blick kann es so scheinen, als ob auch in der Geschichte der Menschheit nichts als ein wirres buntes Durcheinander, Uebereinander und Gegeneinander, gleichsam ein beständiges Auf- und Abwogen ohne Zweck und Ziel herrsche. Völker treten auf und verschwinden, blutige Greuel und verheerende Kriege setzen die Menschheit in Schrecken und rotten ganze Geschlechter aus. Die brutale Gewalt behauptet das Feld, und die schändlichste Tyrannei feiert ihre Triumphe. Hoch cultivirte, in allen edlen Künsten wohl erfahrene Nationen unterliegen der Raub- nnd Ländergier eines wilden und unmenschlichen Eroberers, die Bosheit macht sich breit auf Erden, und die unterdrückte Unschuld scheint vergeblich zu seufzen und zu weinen. Sind das Wege und Fügungen einer weisen und gütigen Vorsehung? Hat hier nicht der Zufall sein trauriges und unberechenbares Spiel? So fragt wohl Mancher, allein eine nähere Betrachtung der Weltgeschichte ergiebt ein anderes Resultat. Wie ein rother Faden zieht sich durch alle Zeitalter, durch alle Thaten, Gedanken und Leiden der Völker ein höheres, mehr als menschliches Lenken und Leiten hindurch, dem sich Keiner entziehen kann, er mag wollen oder nicht. Ganze Völker stehen, ohne es zu wissen oder zu wollen, im Dienste einer höheren Idee, eines göttlichen Planes, und selbst die Bösen

und Schlechten, selbst die Tyrannen und Blutmenschen müssen, während sie ihrer Begierde fröhnen und ihren eignen Gedanken folgen, unwissentlich das thun, was schließlich den Heilswillen des ewigen Lenkers aller Schicksale zu verwirklichen dient. „Die Weltgeschichte, sagt deshalb Wilhelm von Humboldt, ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich." Das läßt sich an tausend Beispielen aus alter, neuer und neuester Zeit verdeutlichen. Vor allem ist es der Eintritt des Christenthums in die Welt, welcher wie von langer Zeit her vorbereitet erscheint, als hätte die göttliche Vorsehung so zu sagen systematisch Jahrhunderte hindurch Alles gethan, um endlich „als die Zeit erfüllt war," der Menschheit das Heil dieser Religion zu schenken. Wer freilich nur das einzelne Geschehen in's Auge faßt, wer gleichsam aus der Niederung und Ebene die Geschichte betrachtet, der kann die weit gehenden und tief angelegten Pläne Gottes nicht überschauen und erkennen. Betrachtet man aber die Weltgeschichte von der Höhe aus, d. h. von jenen Gottesthaten und Gottesfügungen aus, welche wie Marksteine an der Wende der Zeit stehen, so ergießt sich ein mildes und freundliches Licht von überraschender Schönheit auf sonst finstere Jahrhunderte und in seinem Schein tritt das sonst Unerklärliche und Unbegriffene in eine wunderbare und eigenthümliche Beleuchtung. „Solch eine Höhe ist vor allen die Höhe von Bethlehem. Betritt sie und schaue von da aus rückwärts in das Gewoge des Völkerlebens. Ein grauses empörendes Schauspiel auf den ersten Anblick! Haß und Blut und Jammer und Elend! Nationen reiben einander auf in grimmer Wuth. Ein Alexander der Große, der stolze Macedonierkönig, gestachelt von Ehrgeiz und Eroberungssucht, durchzieht mit blutigem Schwert die Länder bis zum Indus und unterwirft die aus ihrer Ruhe gewaltsam aufgeschreckten Völker seinem Scepter und dem Joche griechischer Bildung und Sprache. Er kann das begonnene Werk nicht vollenden, es ist zu riesenhaft für ein Menschenleben; aber die Römer nehmen es wieder auf, und einige hundert Jahre hindurch rastet nie mehr das Schwert. Sie durchbrechen die Schranken, welche bisher noch die Völker von einander getrennt hatten, vereinigen Alles in

Einer Weltherrschaft unter Einem Gesetz, und die geknechtete Menschheit schreit nach Hülfe und Befreiung. Ein empörendes Schauspiel fürwahr! Blutige Straßen, dunkle Wege. — Aber siehe nun, wie diese dunkeln Wege der Menschen, von Bethlehem aus überschaut, sich lichten zu heiligen Wegen der Vorsehung. Das Schwert hatte die trennenden Völkerschranken durchbrochen und sie alle als Sklaven zu Füßen des römischen Imperators gelegt, damit das milde Scepter des Friedenskönigs, der in Judäa geboren wurde, als die Zeit erfüllet war, sich ausbreiten könne über Alle zumal. Ehrgeiz und Herrschsucht hatten die Nationen zu Paaren getrieben und die Getrennten zu einer wenn auch leidenden Menschheit vereinigt, damit derjenige geboren und verstanden werden könne, der nun die Weltreligion, die Alles, was Mensch heißt, ohne Unterschied der Völker, der Stände, der Geschlechter umfassende Religion der Liebe verkündigte. Und darum mußten die Menschen zuvor ihrer zeitlichen Güter und aller Freude des irdischen Lebens beraubt werden, daß sie empfänglich würden für Güter, die nicht von der Erde sind, die nur im Gemüthe inwendig ruhen, für die Güter des Himmelreichs und die ewigen Schätze des Geistes, zu denen die christliche Predigt von der Buße jetzt den Zugang eröffnete. Die Greuel der Zerstörung und allgemeinen Verwüstung mußten zuvor die Luft des Menschen an der Erde ertödten, damit er in sich gehe und sich finde in Gott und den Himmel schätzen lerne. Und die Töne der griechischen Sprache, welche der unersättliche Eroberer unter die besiegten Völker verpflanzt hatte, sollten nun die Laute werden, in welchen die Botschaft des Heils allen Völkern verständlich gemacht werden konnte; die Weltsprache ist die Weltreligion; und die großen Heerstraßen, welche die Römer für ihre kriegerischen Zwecke durch alle Länder gezogen hatten, sollten nun die geebneten Pfade sein, auf welchen die Boten des Heils mit ihrem Evangelium des Friedens bei den zuvor abgeschlossenen Völkern sich Eingang verschafften.“ *)

Wählen wir ein zweites Beispiel aus der neueren Zeit. Unsere Väter erzählen uns von der schweren Drangsal, die der

*) Heinrich Lang.

Corsische Emporkömmling zu Anfang dieses Jahrhunderts über Deutschland gebracht hat. Macht ging vor Recht. Gedemüthigt und in den Staub getreten lag das Preußen Friedrichs des Großen zu den Füßen des fränkischen Eroberers, der seine Zuchtruthe über ganz Europa gestreckt hielt. Deutschland wurde mehr als je zerrissen, seine Stämme, seine Fürsten schienen nur noch da zu sein, um dem Fremden zu gehorchen. Feige und gemeine Gesinnung machte sich breit, der Franzose herrschte unumschränkt über Leben und Eigenthum der Nation, selbst ein Goethe hielt es für klug, sich in das Unvermeidliche zu fügen und erklärte, daß Napoleon ein zu großer Mann sei, als daß die Deutschen ihm etwas anhaben könnten. Immer übermüthiger geberdeten sich die Eindringlinge, immer tiefer sank der Muth und die Hoffnung der Unterdrückten. Deutschland schien bestimmt eine Provinz des französischen Kaiserreichs zu sein. Aber Einsichtige ahnten schon damals die Ursachen und Gründe so tiefen Falls. „Wir hatten uns zu sehr auf unsere Vergangenheit verlassen, wir ruhten aus auf den Lorbeern Friedrichs des Einzigen, wir hatten es versäumt mit der Zeit fortzuschreiten und zu arbeiten, darum mußte diese Schmach und Schande über uns kommen", so urtheilten die, welche, wie die Königin Luise, es verstanden die Zeichen der Zeit zu deuten. In der That an den Völkern und Fürsten Deutschlands vollzog sich damals ein großes göttliches Gericht, ein ewiges Gesetz der Geschichte machte sich geltend. Dies Gesetz heißt mit einem Worte der Bibel: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." Ueberall in der Weltgeschichte geht es mit unerbittlicher Nothwendigkeit nach diesem Grundsatz. Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte. Was der Mensch säet, das muß er ernten, der Satz gilt auch für die Völker und ihre Geschicke im Großen. An Deutschland mußte ein Napoleon die Strafe vollstrecken. Es hatte seit länger als einem Jahrhundert die gute Sitte und Zucht der Väter mißachtet, es hatte wälschem Geist und wälscher Art sein Herz geöffnet, die alte Treue, Einfachheit und Tugend war in weiten Kreisen abhanden gekommen, jetzt erntete das lebende

seres Volkes und seiner Geschichte,*) wo seine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahin fliegen darf wie die Lerche am Frühlingsmorgen über den dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden, wir begreifen jetzt, wie wir geworden sind, und wir vermögen in den zweitausend Jahren unseres geschichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht. Denn das Ungeheure und Unerforschliche des geschichtlichen Lebens wird uns nur dann erträglich, wenn wir einen Verlauf darin erkennen, der unsrer Vernunft und der Sehnsucht unseres Herzens entspricht, in gehäufter Zerstörung einen unendlichen Quell neuen Lebens, aus dem Vergehenden das Werdende." Wahrlich so ist es mit der Geschichte unseres Volkes. Jetzt, wo wir Kaiser und Reich, einen protestantischen Kaiser und ein freies Reich haben, vermögen wir zu ahnen, warum es nothwendig war auf beides so lange zu warten. Oder liegt es nicht klar vor unsern Augen, daß Alles, was nach den Freiheitskriegen für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes hätte geschehen können, ganz gewiß den Keim neuen Zwiespaltes, neuer Gefahr in dem Gegensatze zwischen dem katholischen bigotten Oesterreich und dem protestantischen Norden in sich getragen haben würde? Erst mußte in Jahrzehnte langer geistiger Arbeit die Sehnsucht nach Kaiser und Reich immer tiefer in alle Schichten des Volkes dringen, erst mußte das geistige Uebergewicht des protestantischen Nordens langsam, aber sicher zum Bewußtsein der Nation kommen, erst mußte auch das materielle Interesse (durch den Zollverein) sein Recht gewahrt sehen, erst mußte des katholischen Oesterreichs innere Morschheit durch zwei blutige Kriege den Deutschen offenbar werden, — da endlich schlug die Stunde, wo abermals ein Napoleon in gränzenloser Verblendung sich zum Werkzeug in der Hand der Vorsehung machte, wo die deutsche Einheit ruhmreich und verheißungsvoll aus dem übermüthigen und muthwilligen Angriff des Kaiserreichs gegen unsre Ehre und gegen unsre Gränzen hervorging. Wahrlich die Wege Gottes sind wunderbar, aber er führt Alles herrlich hinaus. Er hat Wege und Ge-

*) Gust. Freytag.

in den Sand und verbirgt sich in der Tiefe, bis ein Opfer in dieselbe fällt. Sucht die Ameise an der Seite sich emporzuarbeiten, so wirft er eine Menge Sandkörner nach ihr, um sie zu betäuben und ihr Herabfallen auf den Grund des Trichters zu bewirken, wo er seine Zangen bereit hat. Seine Arbeit aber zeugt von einer bewunderungswürdigen Planmäßigkeit. Nachdem er den geeigneten Sandboden untersucht hat, fängt er seinen Bau damit an, daß er eine kreisförmige Furche gräbt, deren Durchmesser stets mit der Tiefe der Grube in richtigem Verhältnisse steht, dann gräbt er mit seinen Füßen, schafft eine Partie Sand auf seinen schaufelförmigen Kopf und wirft ihn durch einen Stoß einige Zoll weit über den Kreis hinaus. Stößt er auf einen Stein, so sucht er ihn auf den Rücken zu laden und nach außen zu werfen. Wird sein Trichter beschädigt, so bessert er sogleich den Schaden wieder aus. Alle seine Handlungen sind also darauf berechnet, ihm bei seiner Unbehülflichkeit eine sichere Beute zu verschaffen. Er legt die Falle, ehe er noch das Thier jemals gesehen hat, das ihm zur Nahrung dienen soll, und es wäre in der That kein besseres Mittel zu ersinnen, durch welches ein so plumpes unbehülfliches Thier seine geeignete Nahrung fangen könnte, als diese steile abschüssige Grube im Sande. Dasselbe gilt von der Spinne und ihrem Netz. Die Schwalbe weiß, daß das Insekt, welches ihr hier zu mangeln beginnt, in Afrika zu finden ist, und wandert über Meere, Steppen und Wüsten bis nach Senegambien, wo sie ihr altes Heim wiederfindet. Die Feldmaus und der Hamster sammeln in der Ernte die besten Getreidekörner in reinliche Vorrathskammern für den kommenden Winter und beißen von den Körnern die Keime ab, um das Verderben derselben zu verhüten. — „Jedes lebende Wesen, sagt Cüvier, bildet ein ganzes, ein einziges und geschlossenes System, in welchem alle Theile gegenseitig einander entsprechen und zu derselben Wirkung des Zwecks durch wechselseitige Gegenwirkung beitragen. Keiner dieser Theile kann sich verändern ohne die Veränderung der übrigen, und folglich bezeichnet jeder Theil, einzeln genommen, alle übrigen. Wenn daher die Eingeweide eines Thieres so organisirt sind, daß sie

nur Fleisch, und zwar bloß frisches, verdauen können, so müssen auch seine Kiefer zum Fressen, seine Klauen zum Festhalten und Zerreißen, seine Zähne zum Zerschneiden und zur Verkleinerung der Beute, das ganze System seiner Bewegungsorgane zur Verfolgung und Einholung, seine Sinnesorgane zur Wahrnehmung derselben in der Ferne eingerichtet sein. Es muß selbst in seinem Gehirne der nöthige Instinkt liegen, sich verbergen und seinen Schlachtopfern hinterlistig auflauern zu können."

Erinnern wir auch an einige wenige Beispiele aus der Pflanzenwelt. Es giebt Blumen, deren Einrichtung auf eine ganz außerordentliche und staunenswerthe Art den Alles berechnenden und vorsehenden Geist der Welt auch dem blödesten Auge zeigt. Da ist jene unscheinbare Giftpflanze — sie heißt Osterluzei — die häufig an Zäunen und Kirchhofsmauern angetroffen wird. Ihre Vermehrung ist nur möglich durch eine wunderbare Einrichtung. Sie würde nach dem ersten Sommer, in dem sie sich des Thaues vom Himmel und des milden Regens erfreute, für immer ausgestorben sein, wäre nicht die Natur auf ein Mittel bedacht gewesen, das ausdrücklich nur für die Erhaltung ihrer Art berechnet erscheint. Alljährlich, regelmäßig um die Zeit, da die Narbe der Blume des befruchtenden Staubes bedarf, kommt ein geflügeltes Insekt, das durch die kleine Oeffnung der geschlossenen Blume hineinschlüpft, um den süßen Duft der Blüthe zu trinken. Das Eindringen ist leicht, aber der Rückweg wird durch lange Härchen versperrt, die wie die Drähte einer Falle einwärts laufen. Das gefangene Insekt fängt an ängstlich umherzuflattern und bewirkt durch die Erschütterung der Blume, daß die Staubbehälter aufspringen und die Blüthe, die sonst erstorben wäre, befruchten. Und regelmäßig zur Zeit, wo die Narbe des Blüthenstaubes bedarf, kommt das Thierchen, um, oft mit Aufopferung seines Lebens, diesen Dienst zu thun. Bienen, Hummeln, Schmetterlinge und Käfer wirken ähnlich bei andern Pflanzen. Noch mehr aber als diese Erscheinung, welche auf einen Zusammenhang der Natur, auf eine Berechnung des einen Geschöpfes für das andere deutet, weist eine andere Pflanze mit ihrer Einrichtung auf Weisheit und Vernunft in den Organismen

hen. Die Vallisneria, eine Wasserpflanze, die in Italien und Südfrankreich häufig ist, wächst ein bis zwei Fuß tief unter dem Wasserspiegel. Die Pflanzen, welche den befruchtenden Staub tragen, stehen am Grund der Wurzeln. Kaum aber die Zeit, wo die den Samen tragende Pflanze des Staubes bedarf, so reißen sie sich von ihren kurzen Stielen im Boden los und schwimmen in ihren weißen Bechern, die ihnen zum Schiffen dienen, auf dem Wasser umher. Die purpurrothe Pflanze mit dem Samen thut zu gleicher Zeit auch das Ihrige, sie rollt mit Sonnenaufgang ihren spiralförmigen Stengel auf, erhebt sich über den Wasserspiegel, dreht und wendet sich nach allen Seiten, um den Blüthenstaub aufzunehmen. Gegen Abend rollt sie ihren Stengel wieder zusammen und zieht sich unter das Wasser zurück. Ist aber die Befruchtung geschehen, so zeigt sich die Pflanze nicht mehr über dem Wasserspiegel, weil der befruchtete Keim nur im Wasser seine Ausbildung erlangen kann.

Die neuere Naturwissenschaft, so weit sie der Schule Darwins folgt, hat uns freilich, wie oben bemerkt wurde, den Versuch gemacht, alle diese Thatsachen nicht aus einem Zweck, sondern umgekehrt aus mechanisch wirkenden Ursachen zu erklären. Wir müssen aber auch hier nur wiederholen, daß trotz all dieser Versuche und Hypothesen die allgemeine Richtung der Naturwesen auf ein bestimmtes Ziel hin nicht wegzuläugnen und zu verkennen ist. Das scheinen uns auch die angeführten Thatsachen nur zu bestätigen. Man mag sie erklären, wie man will, jedenfalls weisen sie hin auf einen Geist, der auch die blinden Kräfte und todten Stoffe beseelt und durchdringt. Somit können wir gar nicht anders als auch in der Natur eine Regierung, eine göttliche Vorsehung erkennen. Christus hat das bekanntlich ausgesprochen mit dem Worte: Es fällt kein Sperling vom Dache ohne den Willen eures himmlischen Vaters. Fassen wir einmal dies Beispiel näher in's Auge. „Es fällt ein Sperling todt zur Erde. Woher kommt dies? Entweder hat ihn der Frost getödtet, die Vertheilung der Wärme und Kälte aber, wie sie hier versengende Gluth, dort erstarrenden Frost hervorbringt, ist sie nicht an die bestimmtesten Ordnungen und Gesetze gebunden? Oder es ist

der Stoß eines Sturmwindes, welcher den schwachen Vogel zur Erde schleudert, aber bildet sich der Sturm nicht nach den bestimmtesten göttlichen Gesetzen? Oder es ist ein Blitzstrahl, der aus der dunkeln Wolke herniederfährt und das Geschöpf tödtet, Gewitter aber und Blitzstrahl, das Zusammendrängen der Wolken bis dahin, wo sie sich entladen, sind an die bestimmtesten Gesetze gebunden. Wo aber Gesetz und Ordnung ist, da ist auch gesetzgebende Vernunft und ordnender Geist. So ist es also eben dieselbe Weisheit und Vernunft, welche das All schafft und erhält, und welcher das Leben des unbedeutenden Vogels zum Opfer fällt. Es sind ihre Gesetze und ihre Ordnungen, denen auch der Mensch sich beugen muß." *) Können, dürfen wir im Ernst daran zweifeln, daß sie gut und heilsam sind, auch wo sie uns hart und grausam erscheinen? Es ist wahr, die Natur an sich selbst ist unfühlend und unbarmherzig, ihre Elemente vernichten mitunter in wenigen Stunden den Fleiß vieler Jahre und das Glück vieler Tausende, der Blitz zuckt hernieder und erschlägt den guten wie den bösen Menschen, die brüllende und brausende See verschlingt das Schiff des Gottesfürchtigen ebenso oft wie das des Frevlers, die schleichende Krankheit rafft das einzige Kind der frommen Wittwe dahin, und kein Gott scheint ihr Flehen zu hören und ihres Elendes sich zu erbarmen. Das sind Thatsachen, die Niemand läugnen kann, und welche wohl hin und wieder gegen den Glauben an eine göttliche Vorsehung geltend gemacht werden. Allein sie beweisen durchaus nicht, was sie beweisen sollen. Sie zeigen nur, daß es in der Welt Dinge und Ereignisse giebt, die unsern Wünschen und Hoffnungen zuwider sind, deren Zweck und Absicht wir, nach menschlichem Maße gemessen, oft nicht verstehen, aber sie zeigen durchaus nicht, daß die Natur überhaupt ohne vernünftigen Zweck sei, und hierauf kommt es doch allein an. Dieser große und höchste Zweck der Natur ist aber offenbar kein anderer als der, daß sie die Werkstätte sei, in welcher der Geist, der denkende und wollende Geist, geboren werde, und sobald dies erreicht ist, sobald der Mensch auf der Erde erscheint, hebt abermals eine

*) Heinrich Lang.

neue Epoche göttlicher Führungen und göttlicher Absichten an, die um vieles herrlicher noch und deutlicher einen großen Weltplan ahnen läßt, als es bei Betrachtung der Natur allein der Fall gewesen ist. Das Menschengeschlecht nämlich hat seine Geschichte, in dieser Geschichte unseres Geschlechtes nun tritt in unverkennbaren Zügen und mit einer gewissen unwiderstehlichen und unwidersprechlichen Gewißheit das Walten einer höheren guten und heiligen Macht uns vor Augen. Auch wer den Gott in der Natur nicht erkennt, wird doch vor dem Gott in der Geschichte die Augen nicht verschließen können. Darum gründet sich der Glaube an eine göttliche Vorsehung ganz besonders auf die Beweise ihres Daseins, welche das Völkerleben der Vergangenheit und Gegenwart an die Hand giebt. Wir wollen auch in die Blätter dieses Buches einige Blicke thun.

Für den oberflächlichen Beobachter und auf den ersten Blick kann es so scheinen, als ob auch in der Geschichte der Menschheit nichts als ein wirres buntes Durcheinander, Uebereinander und Gegeneinander, gleichsam ein beständiges Auf- und Abwogen ohne Zweck und Ziel herrsche. Völker treten auf und verschwinden, blutige Greuel und verheerende Kriege setzen die Menschheit in Schrecken und rotten ganze Geschlechter aus. Die brutale Gewalt behauptet das Feld, und die schändlichste Tyrannei feiert ihre Triumphe. Hoch cultivirte, in allen edlen Künsten wohl erfahrene Nationen unterliegen der Raub- und Ländergier eines wilden und unmenschlichen Eroberers, die Bosheit macht sich breit auf Erden, und die unterdrückte Unschuld scheint vergeblich zu seufzen und zu weinen. Sind das Wege und Fügungen einer weisen und gütigen Vorsehung? Hat hier nicht der Zufall sein trauriges und unberechenbares Spiel? So fragt wohl Mancher, allein eine nähere Betrachtung der Weltgeschichte ergiebt ein anderes Resultat. Wie ein rother Faden zieht sich durch alle Zeitalter, durch alle Thaten, Gedanken und Leiden der Völker ein höheres, mehr als menschliches Lenken und Leiten hindurch, dem sich Keiner entziehen kann, er mag wollen oder nicht. Ganze Völker stehen, ohne es zu wissen oder zu wollen, im Dienste einer höheren Idee, eines göttlichen Planes, und selbst die Bösen

und Schlechten, selbst die Tyrannen und Blutmenschen müssen, während sie ihrer Begierde fröhnen und ihren eignen Gedanken folgen, unwissentlich das thun, was schließlich den Heilswillen des ewigen Lenkers aller Schicksale zu verwirklichen dient. „Die Weltgeschichte, sagt deshalb Wilhelm von Humboldt, ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich." Das läßt sich an tausend Beispielen aus alter, neuer und neuester Zeit verdeutlichen. Vor allem ist es der Eintritt des Christenthums in die Welt, welcher wie von langer Zeit her vorbereitet erscheint, als hätte die göttliche Vorsehung so zu sagen systematisch Jahrhunderte hindurch Alles gethan, um endlich „als die Zeit erfüllt war," der Menschheit das Heil dieser Religion zu schenken. Wer freilich nur das einzelne Geschehen in's Auge faßt, wer gleichsam aus der Niederung und Ebene die Geschichte betrachtet, der kann die weit gehenden und tief angelegten Pläne Gottes nicht überschauen und erkennen. Betrachtet man aber die Weltgeschichte von der Höhe aus, d. h. von jenen Gottesthaten und Gottesfügungen aus, welche wie Marksteine an der Wende der Zeit stehen, so ergießt sich ein mildes und freundliches Licht von überraschender Schönheit auf sonst finstere Jahrhunderte und in seinem Schein tritt das sonst Unerklärliche und Unbegriffene in eine wunderbare und eigenthümliche Beleuchtung. „Solch eine Höhe ist vor allen die Höhe von Bethlehem. Betritt sie und schaue von da aus rückwärts in das Gewoge des Völkerlebens. Ein grauses empörendes Schauspiel auf den ersten Anblick! Haß und Blut und Jammer und Elend! Nationen reiben einander auf in grimmer Wuth. Ein Alexander der Große, der stolze Macedonierkönig, gestachelt von Ehrgeiz und Eroberungssucht, durchzieht mit blutigem Schwert die Länder bis zum Indus und unterwirft die aus ihrer Ruhe gewaltsam aufgeschreckten Völker seinem Scepter und dem Joche griechischer Bildung und Sprache. Er kann das begonnene Werk nicht vollenden, es ist zu riesenhaft für ein Menschenleben; aber die Römer nehmen es wieder auf, und einige hundert Jahre hindurch rastet nie mehr das Schwert. Sie durchbrechen die Schranken, welche bisher noch die Völker von einander getrennt hatten, vereinigen Alles in

[illegible]

Corsische Emporkömmling zu Anfang dieses Jahrhunderts über Deutschland gebracht hat. Macht ging vor Recht. Gedemüthigt und in den Staub getreten lag das Preußen Friedrichs des Großen zu den Füßen des fränkischen Eroberers, der seine Zuchtruthe über ganz Europa gestreckt hielt. Deutschland wurde mehr als je zerrissen, seine Stämme, seine Fürsten schienen nur noch da zu sein, um dem Fremden zu gehorchen. Feige und gemeine Gesinnung machte sich breit, der Franzose herrschte unumschränkt über Leben und Eigenthum der Nation, selbst ein Goethe hielt es für klug, sich in das Unvermeidliche zu fügen und erklärte, daß Napoleon ein zu großer Mann sei, als daß die Deutschen ihm etwas anhaben könnten. Immer übermüthiger geberdeten sich die Eindringlinge, immer tiefer sank der Muth und die Hoffnung der Unterdrückten. Deutschland schien bestimmt eine Provinz des französischen Kaiserreichs zu sein. Aber Einsichtige ahnten schon damals die Ursachen und Gründe so tiefen Falls. „Wir hatten uns zu sehr auf unsere Vergangenheit verlassen, wir ruhten aus auf den Lorbeern Friedrichs des Einzigen, wir hatten es versäumt mit der Zeit fortzuschreiten und zu arbeiten, darum mußte diese Schmach und Schande über uns kommen", so urtheilten die, welche, wie die Königin Luise, es verstanden die Zeichen der Zeit zu deuten. In der That an den Völkern und Fürsten Deutschlands vollzog sich damals ein großes göttliches Gericht, ein ewiges Gesetz der Geschichte machte sich geltend. Dies Gesetz heißt mit einem Worte der Bibel: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." Ueberall in der Weltgeschichte geht es mit unerbittlicher Nothwendigkeit nach diesem Grundsatz. Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte. Was der Mensch säet, das muß er ernten, der Satz gilt auch für die Völker und ihre Geschicke im Großen. An Deutschland mußte ein Napoleon die Strafe vollstrecken. Es hatte seit länger als einem Jahrhundert die gute Sitte und Zucht der Väter mißachtet, es hatte wälschem Geist und wälscher Art sein Herz geöffnet, die alte Treue, Einfachheit und Tugend war in weiten Kreisen abhanden gekommen, jetzt erntete das lebende

Geſchlecht die böſe Saat vergangener Zeit. Aber die Heimſuchung trug ihre Frucht. Unter der Aſche wurde ein neues Feuer genährt, unter dem Joch der Fremden wuchs die Vaterlandsliebe, die Liebe zur Freiheit, der Sinn für Recht und Tugend, für Ehre und edles Ideale. Da kam auch der Umſchwung. Auf den Eisfeldern Rußlands ereilte den Tyrannen die göttliche Nemeſis, das Volk ſtand auf, der Sturm brach los, und die Freiheitskriege mit ihrer glühenden Begeiſterung, mit ihrer friſchen Volkskraft, ihrem männlichen Drang und ihrer edlen, ſelbſtverleugnenden Opferbereitſchaft zerbrachen die Ketten der Zwingherrſchaft. Damals erwachte auch ein tief ernſter religiöſer Zug im deutſchen Volksgemüth aufs neue. Zu deutlich, zu handgreiflich waren die Wege einer göttlichen Weltregierung der Menſchheit wieder geworden, zu klar hatte man es ſehen können, daß es einen höheren Willen giebt als den menſchlichen, und daß eine göttliche Macht dem Frevel ihr Halt zuruft, und der Tyrannei ihr: „Bis hierher und nicht weiter!“ gebietet. Deutſchland war frei und athmete auf. Aber wieder kam eine lange Zeit der Prüfung und der Entſagung. Was die Beſten gehofft und gewollt: Einheit und Freiheit für die ganze Nation, es ſchien nichts als ein eitles Traumbild geweſen zu ſein. Hunderte von edlen Männern und kühnen Jünglingen büßten für dieſen Traum im Kerker, der deutſche Bund bot aufs Neue das Bild einer jammervollen Zerriſſenheit, politiſcher Ohnmacht und Knechtſchaft. Auf Jahrzehnte hinaus, ja ein halbes Jahrhundert lang herrſchte die kleinliche Cabinetspolitik: was dem Volke frommte, und was das Volk wünſche, danach wurde nicht gefragt. Und für ſolche Zuſtände hatte die Nation ihr Blut und Gut auf dem Altare des Vaterlandes geopfert? Darum hatte man den Fremden vertrieben, um nun im eigenen Lande ohnmächtig und zerriſſen zu bleiben, ein Stamm gegen den andern abgeſchloſſen in kleinlichem Dünkel und Eigenart? Es war eine Zeit, wo die Zweifler Recht zu haben ſchienen, die an göttlicher Regierung irre geworden ſind. — Und nun ſchauen wir einmal von der Höhe der Gegenwart zurück auf dieſe ganze Zeit. „Für den Deutſchen iſt jetzt die Zeit gekommen,“ ſagt ein Kenner un-

seres Volkes und seiner Geschichte,*) wo seine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahin fliegen darf wie die Lerche am Frühlingsmorgen über den dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden, wir begreifen jetzt, wie wir geworden sind, und wir vermögen in den zweitausend Jahren unseres geschichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht. Denn das Ungeheure und Unerforschliche des geschichtlichen Lebens wird uns nur dann erträglich, wenn wir einen Verlauf darin erkennen, der unsrer Vernunft und der Sehnsucht unseres Herzens entspricht, in gehäufter Zerstörung einen unendlichen Quell neuen Lebens, aus dem Vergehenden das Werdende." Wahrlich so ist es mit der Geschichte unseres Volkes. Jetzt, wo wir Kaiser und Reich, einen protestantischen Kaiser und ein freies Reich haben, vermögen wir zu ahnen, warum es nothwendig war auf beides so lange zu warten. Oder liegt es nicht klar vor unsern Augen, daß Alles, was nach den Freiheitskriegen für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes hätte geschehen können, ganz gewiß den Keim neuen Zwiespaltes, neuer Gefahr in dem Gegensatze zwischen dem katholischen bigotten Oesterreich und dem protestantischen Norden in sich getragen haben würde? Erst mußte in Jahrzehnte langer geistiger Arbeit die Sehnsucht nach Kaiser und Reich immer tiefer in alle Schichten des Volkes dringen, erst mußte das geistige Uebergewicht des protestantischen Nordens langsam, aber sicher zum Bewußtsein der Nation kommen, erst mußte auch das materielle Interesse (durch den Zollverein) sein Recht gewahrt sehen, erst mußte des katholischen Oesterreichs innere Morschheit durch zwei blutige Kriege den Deutschen offenbar werden, — da endlich schlug die Stunde, wo abermals ein Napoleon in gränzenloser Verblendung sich zum Werkzeug in der Hand der Vorsehung machte, wo die deutsche Einheit ruhmreich und verheißungsvoll aus dem übermüthigen und muthwilligen Angriff des Kaiserreichs gegen unsre Ehre und gegen unsre Gränzen hervorging. Wahrlich die Wege Gottes sind wunderbar, aber er führt Alles herrlich hinaus. Er hat Wege und Ge-

*) Gust. Freytag.

handen des Friedens mit der Menschheit, auch wenn unser schwaches Auge zuweilen nur Wolken und Finsterniß sieht. Er macht gut, was die Menschen gebauen böse zu machen. „Die Wuth, welche die Leidenschaft, der Geldgeiz, der Ehrgeiz, die Herrschsucht geschürt, verwandelt er zu Bausteinen seines Reiches, und über den dunklen Gemälde menschlicher Leidenschaften leuchten ewig seine Friedensgedanken. Ohne Eintrag in den Plan des Ganzen können die Irrthümer über den Schauplatz der Weltgeschichte: die einen ihren willkührlichen Leidenschaften, ihren eigennützigen Zwecken, oder wo es höher geht, ihren beschränkten Einsichten, aber aus diesem großen, unübersehbaren Stoffe weiß die Weisheit ein glänzendes Gewand. Sie gleichen den Arbeitern an einem Palaste: diese schleppen um Lohn und ohne Einsicht in die Idee des Ganzen, und hier fügt sich Stein auf Stein und reiht sich Säule an Säule, und das wenige Werk ist aus Einem Guß und Gedanken. Die gemeinen Leidenschaften der Menschen, die Unvernünftigkeiten, die unsinnige Eitelkeit, die unvernünftige Begierde nach Reichthum und Herrschen helfen im Großen die Anlagen und Keime der menschlichen Kraft wachsen und entfalten, aber durch den Jammer und das Verderben, worein sie durch die willkührlichen Irrthümer gegen die göttliche Ordnung der Einzelnen und das Ganze bringen, suchen sie den Menschen diese Ordnung in sich zu finden, weil Alle wissen, weil es ewig wahr und gut ist, gleichwie die Bäume im Walde eben deshalb, daß jeder sein eigenes Licht und Sonne zu bekommen sucht, einander nöthigen höher über sich zu wachsen und dadurch einen schönen grünen Dach bekommen.

So ist die Weltgeschichte ein Gedicht der Weltgeschichte. Das Ende hat sein bestimmtes Ziel in dem Anfang. es zerfällt sich selbst und kann nur wieder Eins sein Ganzes. Und in diesem Ganzen vollbringt Gott sein und wendet sie nach seinem Willen, und der Thaten, der nicht dem Gesetze seines wahren Seins zur Verherrlichung des Ganzen dient, wie der Thaten des Bösen die Geschichte richtet, indem sie durch verhängnißvollen Kampf das Gesetz des Rechtes und den Sieg der Wissenschaft in Folgen des Bösen erweist und dadurch die eigene Herrlichkeit

unterhöhlt, daß sie zusammenstürzt. Der Böse aber, während er wider Willen das Gute wirkt, hat seinen Lohn dahin. Er meint frei zu sein, wenn er gesetzlos allen Trieben den Zügel schießen läßt, doch sie werden zu losgerissenen Gewalten, die im Sturme ihn mit sich fortreißen, daß er ein Sklave seiner Begierden wird, daß sein Bewußtsein die Herrschaft über sie verliert, und sie vielmehr das Gemüth in einseitiger Gluth verzehren oder in zerrüttendem Kampfe veröden. Der Böse meint sich zu finden und hat sich verloren, er hat sein Dasein entwurzelt, Alles, was er Andern that, hat er sich selber gethan, im Todtschlag den Frieden der eigenen Seele gemordet, im Diebstahl die Sicherheit der eigenen Habe zerstört, im Hasse sich selber die Freude des gemeinsamen Lebens vergiftet. So sehen wir im Dunkel der Völkergeschichte den leuchtenden Stern göttlicher Weisheit und sind hoch erfreut — Gottes Wege sind heilig. Wir beten sie an, auch wenn das Herz blutet, wir legen die Hand auf den Mund, wo wir sie noch nicht verstehen."*) Wir glauben und halten fest daran: Es giebt eine göttliche Weltregierung, welcher auch der einzelne Mensch freudig und getrost sein Schicksal anvertrauen darf, „der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann."

## 16. Zufall und Vorsehung.

Verschiedene Bedeutung des Wortes Zufall. Glaube an ein blindes Geschick unchristlich. Große Bedeutung scheinbar geringfügiger Umstände für den Gang der Weltbegebenheiten. Alle Dinge einbegriffen in den Weltenplan Gottes.

Es ist eine überaus häufige Rede, daß dies oder jenes zufällig so geschehen sei, daß der Zufall es so oder anders gefügt habe. Welch ein glücklicher Zufall! sagt der Eine, dem unverhofft und unvermuthet in fremder Stadt ein seit langen Jahren nicht mehr gesehener Freund begegnet. Welch ein trauriger Zufall, sagt

*) Heinrich Lang.

ein Andrer, dem gemeldet wird, daß Jemand auf der Straße durch einen herabfallenden Stein verwundet oder getödtet worden sein. Welch wunderliches Spiel der Zufall oft treibt! spricht ein Dritter, welcher hört, wie Jemand durch eine Kette von höchst seltsamen und wunderbaren Ereignissen, durch eine Reihe kaum glaublicher und dennoch wahrer außerordentlicher Erlebnisse es vom armen Hirtenknaben bis zum Militair oder Kirchenfürsten gebracht hat. „Wenn mich der Bock nicht gestoßen hätte, wäre ich nicht Bischof geworden", pflegte der Bischof N. zu sagen, indem er erzählte, wie die Verletzung durch das Thier zuerst die Aufmerksamkeit des Pfarrers auf ihn, den armen Hirtenjungen, gezogen und ihn dadurch zum Studium der Theologie geführt habe. Von solchen sogenannten Zufälligkeiten ist die Welt voll, und jedes Menschenleben wird von ihnen hundertfältig beeinflußt. Schiller aber läßt seinen Wallenstein sagen:

Es giebt keinen Zufall, und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Grade das steigt aus den tiefsten Quellen.

Wer hat nun Recht, der Volksmund, der vom Zufall redet, oder Schiller, der sagt, es giebt keinen Zufall?

Sehen wir näher zu, so ergiebt sich, daß das Wort Zufall in sehr verschiedenem Sinne gebraucht wird, und danach muß auch die Antwort auf die Frage: Wer hat Recht? verschieden lauten. Erstens nämlich ist es ganz entschieden richtig, daß es tausenderlei Umstände, Begebenheiten und Thatsachen giebt, deren Gründe und Ursachen wir nicht kennen und trotz alles Forschens auch niemals erfahren. Sie geschehen ohne unsere Absicht und ohne unsere Berechnung, ihr Eintritt erscheint uns daher oft wunderbar, räthselhaft, wir nennen sie Zufälligkeiten. Auf die kleinsten und alltäglichsten solcher Begebenheiten achten wir für gewöhnlich gar nicht, weil sie in der Regel keinen Einfluß auf uns und unser Ergehen ausüben, erst wenn sie für uns irgend eine Bedeutung erlangen, erregen sie unsre Beachtung. So um auf das oben gebrauchte Beispiel zurückzukommen, wie viele Steine fallen im Laufe der Zeit von den Dächern einer großen Stadt, wie viele Dorfkinder werden auf die eine oder andere Weise von Thieren verwundet, aber beiderlei Arten von Zufällen werden

nicht weiter beachtet, bis einmal aus ihnen etwas entsteht, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ebenso giebt es hunderterlei kleine und geringfügige Umstände in unserm eignen Leben, die wir Zufälligkeiten nennen, weil sie weder eine besondere Bedeutung für uns haben, noch in ihren Ursachen uns bekannt sind. Es ist etwas zufälliges, ob wir beim Betreten eines Hauses zuerst den rechten oder den linken Fuß über die Schwelle setzen, ob uns auf der Straße zuerst ein Mann oder eine Frau begegnet, ob des Abends ein Vogel vor unserm Fenster schreit oder nicht. Mit Recht nennen wir es Aberglauben, wenn Jemand auf solche Dinge ein Gewicht legt und in ihnen Vorzeichen und Vorbedeutung guter oder böser Schicksale erkennen will. Der vernünftige Mensch weiß, daß auch diese kleinen, unscheinbarsten Dinge nicht außerhalb des großen Naturzusammenhanges stehen, daß jedes von ihnen begründet ist in den Gesetzen des Weltalls, der menschlichen Natur, der thierischen Anlagen und Triebe, und daß es darum thöricht ist in ihnen irgend welche besondere Vorzeichen für unser Leben zu finden. Kennen wir auch nicht immer ihre Ursachen, so sind wir doch gewiß, daß sie solche haben, und bei einigem Nachdenken oder Nachforschen gelingt es auch oft, dieselben zu entdecken. Gleichwohl wird unsere Sprache das Wort Zufall für alle diese uns überraschenden und unerklärlich scheinenden Begebenheiten nicht entbehren können, wir werden das Wort der Kürze wegen nöthig haben, um die bezeichnete Art von Ereignissen dadurch kurz und bündig zu charakterisiren, und wenn wir also in diesem ganz unverfänglichen Sinn von Zufall sprechen, so wollen wir damit nur sagen: Es ist etwas geschehen, dessen Ursachen und Zusammenhänge mir dunkel geblieben sind. Es ist offenbar, daß gegen den Zufall in solchem Sinne auch der frömmste Gottesglaube nichts einzuwenden haben kann, daß auch der Christ in diesem Sinne oft vom Zufall reden wird und unbeschadet seines Glaubens an eine göttliche Vorsehung reden darf.

Aber freilich, es giebt zweitens eine Art von Auffassung und Auslegung des Wortes Zufall, welche der von uns oben auseinandergesetzten christlichen Lehre von der göttlichen Weltregierung schnurstracks zuwiderläuft und mit derselben durchaus

Einer Weltherrschaft unter Einem Gesetz, und die geknechtete Menschheit schreit nach Hülfe und Befreiung. Ein empörendes Schauspiel fürwahr! Blutige Straßen, dunkle Wege. — Aber siehe nun, wie diese dunkeln Wege der Menschen, von Bethlehem aus überschaut, sich lichten zu heiligen Wegen der Vorsehung. Das Schwert hatte die trennenden Völkerschranken durchbrochen und sie alle als Sklaven zu Füßen des römischen Imperators gelegt, damit das milde Scepter des Friedenskönigs, der in Judäa geboren wurde, als die Zeit erfüllet war, sich ausbreiten könne über Alle zumal. Ehrgeiz und Herrschsucht hatten die Nationen zu Paaren getrieben und die Getrennten zu einer wenn auch leidenden Menschheit vereinigt, damit derjenige geboren und verstanden werden könne, der nun die Weltreligion, die Alles, was Mensch heißt, ohne Unterschied der Völker, der Stände, der Geschlechter umfassende Religion der Liebe verkündigte. Und darum mußten die Menschen zuvor ihrer zeitlichen Güter und aller Freude des irdischen Lebens beraubt werden, daß sie empfänglich würden für Güter, die nicht von der Erde sind, die nur im Gemüthe inwendig ruhen, für die Güter des Himmelreichs und die ewigen Schätze des Geistes, zu denen die christliche Predigt von der Buße jetzt den Zugang eröffnete. Die Greuel der Zerstörung und allgemeinen Verwüstung mußten zuvor die Lust des Menschen an der Erde ertödten, damit er in sich gehe und sich finde in Gott und den Himmel schätzen lerne. Und die Töne der griechischen Sprache, welche der unersättliche Eroberer unter die besiegten Völker verpflanzt hatte, sollten nun die Laute werden, in welchen die Botschaft des Heils allen Völkern verständlich gemacht werden konnte; die Weltsprache ist die Weltreligion; und die großen Heerstraßen, welche die Römer für ihre kriegerischen Zwecke durch alle Länder gezogen hatten, sollten nun die geebneten Pfade sein, auf welchen die Boten des Heils mit ihrem Evangelium des Friedens bei den zuvor abgeschlossenen Völkern sich Eingang verschafften.“*)

Wählen wir ein zweites Beispiel aus der neueren Zeit. Unsere Väter erzählen uns von der schweren Drangsal, die der

*) Heinrich Lang.

Corsische Emporkömmling zu Anfang dieses Jahrhunderts über Deutschland gebracht hat. Macht ging vor Recht. Gedemüthigt und in den Staub getreten lag das Preußen Friedrichs des Großen zu den Füßen des fränkischen Eroberers, der seine Zuchtruthe über ganz Europa gestreckt hielt. Deutschland wurde mehr als je zerrissen, seine Stämme, seine Fürsten schienen nur noch da zu sein, um dem Fremden zu gehorchen. Feige und gemeine Gesinnung machte sich breit, der Franzose herrschte unumschränkt über Leben und Eigenthum der Nation, selbst ein Goethe hielt es für klug, sich in das Unvermeidliche zu fügen und erklärte, daß Napoleon ein zu großer Mann sei, als daß die Deutschen ihm etwas anhaben könnten. Immer übermüthiger geberdeten sich die Eindringlinge, immer tiefer sank der Muth und die Hoffnung der Unterdrückten. Deutschland schien bestimmt eine Provinz des französischen Kaiserreichs zu sein. Aber Einsichtige ahnten schon damals die Ursachen und Gründe so tiefen Falls. „Wir hatten uns zu sehr auf unsere Vergangenheit verlassen, wir ruhten aus auf den Lorbeern Friedrichs des Einzigen, wir hatten es versäumt mit der Zeit fortzuschreiten und zu arbeiten, darum mußte diese Schmach und Schande über uns kommen", so urtheilten die, welche, wie die Königin Luise, es verstanden die Zeichen der Zeit zu deuten. In der That an den Völkern und Fürsten Deutschlands vollzog sich damals ein großes göttliches Gericht, ein ewiges Gesetz der Geschichte machte sich geltend. Dies Gesetz heißt mit einem Worte der Bibel: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." Ueberall in der Weltgeschichte geht es mit unerbittlicher Nothwendigkeit nach diesem Grundsatz. Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte. Was der Mensch säet, das muß er ernten, der Satz gilt auch für die Völker und ihre Geschicke im Großen. An Deutschland mußte ein Napoleon die Strafe vollstrecken. Es hatte seit länger als einem Jahrhundert die gute Sitte und Zucht der Väter mißachtet, es hatte wälschem Geist und wälscher Art sein Herz geöffnet, die alte Treue, Einfachheit und Tugend war in weiten Kreisen abhanden gekommen, jetzt erntete das lebende

Geschlecht die böse Saat vergangener Zeit. Aber die Heimsuchung trug ihre Frucht. Unter der Asche wurde ein neues Feuer genährt, unter dem Joch der Fremden wuchs die Vaterlandsliebe, die Liebe zur Freiheit, der Sinn für Recht und Tugend, für Ehre und alles Ideale. Da kam auch der Umschwung. Auf den Eisfeldern Rußlands ereilte den Tyrannen die göttliche Nemesis, das Volk stand auf, der Sturm brach los, und die Freiheitskriege mit ihrer glühenden Begeisterung, mit ihrer frischen Volkskraft, ihrem stürmischen Drang und ihrer edlen, selbstverläugnenden Opferbereitschaft zerbrachen die Ketten der Zwingherrschaft. Damals erwachte auch ein tief ernster religiöser Zug im deutschen Volksgemüth auf's neue. Zu deutlich, zu handgreiflich waren die Wege einer göttlichen Weltregierung der Menschheit sichtbar geworden, zu klar hatte man es sehen können, daß es einen höheren Willen giebt als den menschlichen, und daß eine göttliche Macht dem Frevel ihr Halt zuruft, und der Tyrannei ihr: „Bis hierher und nicht weiter!" gebietet. Deutschland war frei und athmete auf. Aber wieder kam eine lange Zeit der Prüfung und der Entbehrung. Was die Besten gehofft und gefordert: Einheit und Freiheit für die ganze Nation, es schien nichts als ein eitles Traumbild gewesen zu sein. Hunderte von edlen Männern und kühnen Jünglingen büßten für diesen Traum im Kerker, der deutsche Bund bot auf's Neue das Bild einer jammervollen Zerrissenheit, politischer Ohnmacht und Knechtschaft. Auf Jahrzehnte hinaus, ja ein halbes Jahrhundert lang herrschte die kleinlichste Cabinetspolitik; was dem Volke frommte, und was das Volk wünsche, danach wurde nicht gefragt. Und für solche Zustände hatte die Nation ihr Blut und Gut auf dem Altare des Vaterlandes geopfert? Darum hatte man den Fremden vertrieben, um nun im eigenen Lande ohnmächtig und zerrissen zu bleiben, ein Stamm gegen den andern abgeschlossen in kleinlichem Dünkel und Eigennutz? Es war eine Zeit, wo die Zweifler Recht zu haben schienen, die an göttlicher Regierung irre geworden sind. — Und nun schauen wir einmal von der Höhe der Gegenwart zurück auf diese ganze Zeit. „Für den Deutschen ist jetzt die Zeit gekommen, sagt ein Kenner un-

seres Volkes und seiner Geschichte,*) wo seine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahin fliegen darf wie die Lerche am Frühlingsmorgen über den dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden, wir begreifen jetzt, wie wir geworden sind, und wir vermögen in den zweitausend Jahren unseres geschichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht. Denn das Ungeheure und Unerforschliche des geschichtlichen Lebens wird uns nur dann erträglich, wenn wir einen Verlauf darin erkennen, der unsrer Vernunft und der Sehnsucht unseres Herzens entspricht, in gehäufter Zerstörung einen unendlichen Quell neuen Lebens, aus dem Vergehenden das Werdende." Wahrlich so ist es mit der Geschichte unseres Volkes. Jetzt, wo wir Kaiser und Reich, einen protestantischen Kaiser und ein freies Reich haben, vermögen wir zu ahnen, warum es nothwendig war auf beides so lange zu warten. Oder liegt es nicht klar vor unsern Augen, daß Alles, was nach den Freiheitskriegen für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes hätte geschehen können, ganz gewiß den Keim neuen Zwiespaltes, neuer Gefahr in dem Gegensatze zwischen dem katholischen bigotten Oesterreich und dem protestantischen Norden in sich getragen haben würde? Erst mußte in Jahrzehnte langer geistiger Arbeit die Sehnsucht nach Kaiser und Reich immer tiefer in alle Schichten des Volkes dringen, erst mußte das geistige Uebergewicht des protestantischen Nordens langsam, aber sicher zum Bewußtsein der Nation kommen, erst mußte auch das materielle Interesse (durch den Zollverein) sein Recht gewahrt sehen, erst mußte des katholischen Oesterreichs innere Morschheit durch zwei blutige Kriege den Deutschen offenbar werden, — da endlich schlug die Stunde, wo abermals ein Napoleon in gränzenloser Verblendung sich zum Werkzeug in der Hand der Vorsehung machte, wo die deutsche Einheit ruhmreich und verheißungsvoll aus dem übermüthigen und muthwilligen Angriff des Kaiserreichs gegen unsre Ehre und gegen unsre Gränzen hervorging. Wahrlich die Wege Gottes sind wunderbar, aber er führt Alles herrlich hinaus. Er hat Wege und Ge-

*) Gust. Freytag.

danken des Friedens mit der Menschheit, auch wenn unser schwaches Auge zuerst nur Wolken und Finsterniß sieht. Er macht gut, was die Menschen gedachten böse zu machen. „Die Werke, welche die Leidenschaft, der Gelddurst, der Ehrgeiz, die Herrschsucht geschaffen, verwendet er zu Bausteinen seines Reiches, und über dem dunkeln Gewühle menschlicher Leidenschaften leuchten ewig seine Friedensgedanken. Ohne Einsicht in den Plan des Ganzen stürmen die Individuen über den Schauplatz der Weltgeschichte; sie folgen ihren selbstsüchtigen Leidenschaften, ihren eigennützigen Interessen, oder wo es besser steht, ihren beschränkten Einsichten, aber aus diesem groben, widerstrebenden Stoffe webt sich der Weltgeist sein glänzendes Gewand. Sie gleichen den Arbeitern an einem Palaste; diese arbeiten um Lohn und ohne Einsicht in die Idee des Ganzen, und doch fügt sich Stein auf Stein und reiht sich Säule an Säule, und das fertige Werk ist aus Einem Guß und Gedanken. Die gemeinen Leidenschaften der Menschen, die Unverträglichkeit, die mißgünstige Eitelkeit, die unersättliche Begierde nach Haben und Herrschen helfen im Wettstreit alle Anlagen und Kräfte der menschlichen Natur wachrufen und entfalten, aber durch den Jammer und das Verderben, worein sie durch ihr selbstsüchtiges Anstreben gegen die göttliche Ordnung den Einzelnen wie das Ganze stürzen, treiben sie den Menschen seine Stütze in dem zu suchen, was Alle vereint, weil es ewig wahr und gut ist, gleichwie die Bäume im Walde eben dadurch, daß jeder dem andern Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen beides über sich zu suchen und dadurch einen schönen graden Wuchs bekommen.

So ist die Weltgeschichte in Wahrheit das Weltgericht. Das Böse hat kein bleibendes Wesen in ihm selber, es zerstört sich selbst und dient nur wider Willen dem Guten. Die in bösem Sinne vollbrachte That biegt Gott um und wendet sie nach seinem Zweck, und der Thäter, der nicht dem Gesetze dienen wollte, muß ein Werkzeug des Guten sein, wie der Tyrann des Volkes die Freiheit fördert, indem er durch rechtswidrigen Druck das Gefühl des Rechtes und den Zorn der Mannesehre im Herzen des Volkes erweckt und dadurch die eigene Herrschaft

unterhöhlt, daß sie zusammenstürzt. Der Böse aber, während er wider Willen das Gute wirkt, hat seinen Lohn dahin. Er meint frei zu sein, wenn er gesetzlos allen Trieben den Zügel schießen läßt, doch sie werden zu losgerissenen Gewalten, die im Sturme ihn mit sich fortreißen, daß er ein Sklave seiner Begierden wird, daß sein Bewußtsein die Herrschaft über sie verliert, und sie vielmehr das Gemüth in einseitiger Gluth verzehren oder in zerrüttendem Kampfe veröden. Der Böse meint sich zu finden und hat sich verloren, er hat sein Dasein entwurzelt, Alles, was er Andern that, hat er sich selber gethan, im Todtschlag den Frieden der eigenen Seele gemordet, im Diebstahl die Sicherheit der eigenen Habe zerstört, im Hasse sich selber die Freude des gemeinsamen Lebens vergiftet. So sehen wir im Dunkel der Völkergeschichte den leuchtenden Stern göttlicher Weisheit und sind hoch erfreut — Gottes Wege sind heilig. Wir beten sie an, auch wenn das Herz blutet, wir legen die Hand auf den Mund, wo wir sie noch nicht verstehen."*) Wir glauben und halten fest daran: Es giebt eine göttliche Weltregierung, welcher auch der einzelne Mensch freudig und getrost sein Schicksal anvertrauen darf, „der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann."

## 16. Zufall und Vorsehung.

Verschiedene Bedeutung des Wortes Zufall. Glaube an ein blindes Geschick unchristlich. Große Bedeutung scheinbar geringfügiger Umstände für den Gang der Weltbegebenheiten. Alle Dinge einbegriffen in den Weltenplan Gottes.

Es ist eine überaus häufige Rede, daß dies oder jenes zufällig so geschehen sei, daß der Zufall es so oder anders gefügt habe. Welch ein glücklicher Zufall! sagt der Eine, dem unverhofft und unvermuthet in fremder Stadt ein seit langen Jahren nicht mehr gesehener Freund begegnet. Welch ein trauriger Zufall, sagt

*) Heinrich Lang.

ein Andrer, dem gemeldet wird, daß Jemand auf der Straße durch einen herabfallenden Stein verwundet oder getödtet worden sein. Welch wunderliches Spiel der Zufall oft treibt! spricht ein Dritter, welcher hört, wie Jemand durch eine Kette von höchst seltsamen und wunderbaren Ereignissen, durch eine Reihe kaum glaublicher und dennoch wahrer außerordentlicher Erlebnisse es vom armen Hirtenknaben bis zum Millionär oder Kirchenfürsten gebracht hat. „Wenn mich der Bock nicht gestoßen hätte, wäre ich nicht Bischof geworden", pflegte der Bischof R. zu sagen, indem er erzählte, wie die Verletzung durch das Thier zuerst die Aufmerksamkeit des Pfarrers auf ihn, den armen Hirtenjungen, gezogen und ihn dadurch zum Studium der Theologie geführt habe. Von solchen sogenannten Zufälligkeiten ist die Welt voll, und jedes Menschenleben wird von ihnen hundertfältig beeinflußt. Schiller aber läßt seinen Wallenstein sagen:

Es giebt keinen Zufall, und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Grade das steigt aus den tiefsten Quellen.

Wer hat nun Recht, der Volksmund, der vom Zufall redet, oder Schiller, der sagt, es giebt keinen Zufall?

Sehen wir näher zu, so ergiebt sich, daß das Wort Zufall in sehr verschiedenem Sinne gebraucht wird, und danach muß auch die Antwort auf die Frage: Wer hat Recht? verschieden lauten. Erstens nämlich ist es ganz entschieden richtig, daß es tausenderlei Umstände, Begebenheiten und Thatsachen giebt, deren Gründe und Ursachen wir nicht kennen und trotz alles Forschens auch niemals erfahren. Sie geschehen ohne unsere Absicht und ohne unsere Berechnung, ihr Eintritt erscheint uns daher oft wunderbar, räthselhaft, wir nennen sie Zufälligkeiten. Auf die kleinsten und alltäglichsten solcher Begebenheiten achten wir für gewöhnlich gar nicht, weil sie in der Regel keinen Einfluß auf uns und unser Ergehen ausüben, erst wenn sie für uns irgend eine Bedeutung erlangen, erregen sie unsre Beachtung. So um auf das oben gebrauchte Beispiel zurückzukommen, wie viele Steine fallen im Laufe der Zeit von den Dächern einer großen Stadt, wie viele Dorfkinder werden auf die eine oder andere Weise von Thieren verwundet, aber beiderlei Arten von Zufällen werden

nicht weiter beachtet, bis einmal aus ihnen etwas entsteht, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ebenso giebt es hunderterlei kleine und geringfügige Umstände in unserm eignen Leben, die wir Zufälligkeiten nennen, weil sie weder eine besondere Bedeutung für uns haben, noch in ihren Ursachen uns bekannt sind. Es ist etwas zufälliges, ob wir beim Betreten eines Hauses zuerst den rechten oder den linken Fuß über die Schwelle setzen, ob uns auf der Straße zuerst ein Mann oder eine Frau begegnet, ob des Abends ein Vogel vor unserm Fenster schreit oder nicht. Mit Recht nennen wir es Aberglauben, wenn Jemand auf solche Dinge ein Gewicht legt und in ihnen Vorzeichen und Vorbedeutung guter oder böser Schicksale erkennen will. Der vernünftige Mensch weiß, daß auch diese kleinen, unscheinbarsten Dinge nicht außerhalb des großen Naturzusammenhanges stehen, daß jedes von ihnen begründet ist in den Gesetzen des Weltalls, der menschlichen Natur, der thierischen Anlagen und Triebe, und daß es darum thöricht ist in ihnen irgend welche besondere Vorzeichen für unser Leben zu finden. Kennen wir auch nicht immer ihre Ursachen, so sind wir doch gewiß, daß sie solche haben, und bei einigem Nachdenken oder Nachforschen gelingt es auch oft, dieselben zu entdecken. Gleichwohl wird unsere Sprache das Wort Zufall für alle diese uns überraschenden und unerklärlich scheinenden Begebenheiten nicht entbehren können, wir werden das Wort der Kürze wegen nöthig haben, um die bezeichnete Art von Ereignissen dadurch kurz und bündig zu charakterisiren, und wenn wir also in diesem ganz unverfänglichen Sinn von Zufall sprechen, so wollen wir damit nur sagen: Es ist etwas geschehen, dessen Ursachen und Zusammenhänge mir dunkel geblieben sind. Es ist offenbar, daß gegen den Zufall in solchem Sinne auch der frömmste Gottesglaube nichts einzuwenden haben kann, daß auch der Christ in diesem Sinne oft vom Zufall reden wird und unbeschadet seines Glaubens an eine göttliche Vorsehung reden darf.

Aber freilich, es giebt zweitens eine Art von Auffassung und Auslegung des Wortes Zufall, welche der von uns oben auseinandergesetzten christlichen Lehre von der göttlichen Weltregierung schnurstracks zuwiderläuft und mit derselben durchaus

unverträglich erscheint: das ist die heidnische Lehre vom Zufall, welcher mit mehr oder minder Klarheit allerdings auch viele unsrer Zeitgenossen zu huldigen scheinen. Nach dieser Ansicht wird die Welt nicht von einer ewigen Vernunft, Weisheit und Liebe regiert, sondern von einer dunkeln, geheimnißvollen, gegen Menschenwohl oder Wehe gleichgültigen Macht, welche ihren ehernen Gang geht wie eine große Maschine, unbekümmert darum, ob ihre Räder hier ein Menschenleben zertrümmern oder dort einen Sterblichen auf den Gipfel des Glückes erheben. Der Zufall, der blinde, tückische, unberechenbare Zufall regiert eben, wie sie sagen, die Welt. Diese dunkle, mitunter auch neidisch genannte, jedenfalls unbarmherzig gedachte Macht wurde von den alten Griechen das Schicksal geheißen und als eine selbst über den Göttern stehende und ihnen gebietende eiserne Nothwendigkeit geschildert. Seine Fügungen galten als unwiderruflich, seine Aussprüche unabänderlich, seine Entscheidungen unerbittlich. Gegen das Schicksal kämpften selbst die Götter vergeblich, und die Menschen hatten in ihrem tiefsten Unglück und Schmerz nur den einen Trost, daß das Schicksal es so gewollt habe. Uebrigens legten die Alten hin und wieder dieser obersten Schicksalsmacht doch wenigstens eine Tugend bei, die Gerechtigkeit, die gerechte Vergeltung alles Frevels, und insofern kann man sagen, daß diese heidnische Lehre unwillkürlich ein Zeugniß dafür gewesen ist, wie der Mensch bei der Vielgötterei sich nicht beruhigen kann, sondern fast gezwungen scheint über den selbstgemachten Gottheiten noch eine höchste und oberste, die Welt mit Gerechtigkeit, also mit Vernunft regierende Macht anzunehmen.

In unserer Zeit nun fehlt es, wie gesagt, nicht an solchen, welche sich diesem alten Schicksalsglauben wieder zuneigen, nur freilich mit der Aenderung, daß sie von irgend welcher Vernunft oder Gerechtigkeit in dem Schicksal nichts wissen wollen, daß sie vielmehr gewöhnlich nur den blinden Zufall, das gänzlich unvernünftige Ohngefähr für den Regenten der Welt halten. Alles, was geschieht, sagen sie, geschieht allerdings mit einer gewissen Nothwendigkeit, die aber zu gleicher Zeit auch die vollkommene Willkür ist, denn in all diesem Werden und Geschehen ist absolut

keine Vernunft, keine Absicht, kein Zweck, sondern der bloße blinde Zufall. Darum hätte es, was das Wesen des Weltlaufs betrifft, ebenso gut auch ganz anders kommen können, der Welt würde es vollkommen gleichgültig geblieben sein, denn irgend eine vernünftige, geistige Leitung der Dinge giebt es eben nicht. Hierbei bleibt es sich also ganz gleich, ob man dieses die Welt beherrschende dunkle Prinzip als die Nothwendigkeit oder die Willkür, als das Schicksal oder den Zufall bezeichnet, beides kommt, obwohl die beiden Ausdrücke ganz entgegengesetzt lauten, der Sache nach doch auf eins heraus, denn in beiden Fällen setzt man die Unvernunft, das Geistlose als oberstes Prinzip ein. Es leuchtet wohl jedem einigermaßen scharf sehenden Kenner des menschlichen Herzens ein, zu welchen trostlosen und unseligen Folgerungen ein solcher Zufallsglaube führen muß. Alles menschliche Wirken und Streben, alles Arbeiten an sich selbst, und alles Trachten nach dem Guten muß ja eitel und thöricht erscheinen, wenn wir Menschen mit all unsern Gedanken, Neigungen und Thaten nur das Spiel einer unberechenbaren launischen Willkür oder das Resultat einer unabänderlichen nothwendigen Bestimmung sind. Niemand kann verantwortlich gemacht werden für seine Entschließungen und Thaten, wenn beide mit Nothwendigkeit aus den Umständen und Verhältnissen, aus der Summe von Körperanlage, Temperament, Nahrungsweise, Umgebung u. s. w. hervorgehen. „Das Schicksal hat es so gewollt, der Zufall hat mich so geleitet", diese Entschuldigung wird bei solchem Glauben jede Handlungsweise des Menschen rechtfertigen. Die sittliche Zurechnung, die volle Verantwortlichkeit, die Willensfreiheit des Menschen werden mit der Behauptung eines uns regierenden Schicksals sofort aufgehoben, und der Mensch erscheint mit allen seinen Eigenschaften und Handlungen als ein Produkt der Natur grade so wie das Gestein, wie die Pflanze, wie das Thier, das nur von seinen Trieben geleitet wird. Unser ganzes sittliches Gefühl empört sich gegen solche Lehre, und wir wenden uns mit Entschiedenheit und Kraft von ihr weg und sagen mit Schiller: Es giebt keinen Zufall. Alles, was geschieht, geschieht unter der Leitung und Herrschaft eines allweisen und allgütigen Gottes,

darum ist auch das Kleinste und Unscheinbarste mit einbegriffen in den großen vernünftigen Zusammenhang der Welt, auch wo ich keine Ursachen sehe und kenne, sind sie doch vorhanden und alle laufen schließlich zusammen wie Fäden in der einen Hand, die Alles lenkt. Ich glaube an eine göttliche Vorsehung. „Ich glaube, daß jede unsrer Handlungen, was wir auch wählen mögen, unter der Regierung des Allmächtigen steht; wir pflanzen und begießen, aber Gott allein giebt das Gedeihen. Er giebt es oft wunderbar, er giebt es dem Keime, den Niemand beachtete, dem Samenkorn, von welchem Niemand im Voraus erkannte, was darin niedergelegt war, Gott setzt aber auch Gränzen, unumstößliche Gränzen, den wilden Fluthen des Meeres, den brausenden Stürmen und den Thaten der Menschen.

In diesem Glauben ist die tiefste Demuth. Ein Mensch kann Nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Eine jede Fähigkeit, eine jede gelegene Stunde, ein jeder Fortschritt und Segen, es ist Alles von Gott, ebenso auch ein jedes Hinderniß, sei es nun eine Prüfung, die unsere Kräfte üben soll, worin unsere Treue und Beständigkeit erprobt werden sollen, oder sei es gesandt, um unsere stolzen Anschläge zu vernichten, Nichts kommt ohne den Willen und die Lenkung Gottes. In diesem Glauben ist aber auch das vollste siegreichste Vertrauen. Wenn mein Wille gut, gerecht, liebreich und beständig ist, dann schließe ich mich an die Macht an, durch die alle Dinge regiert werden, deren Beschlüsse nichts verhindern kann. Das Gute soll vielleicht nicht in der Gestalt kommen, die ich mir dachte, es kommt aber in andern, herrlicheren Gestaltungen, es ist vielleicht noch nicht die gelegene Stunde, sie kommt aber, diese gute, von Gott gesegnete Stunde, kommt für mich oder einen andern, der dasselbe will, und meine Arbeit ist dann nicht vergeblich, der Stein, den ich legte, ist auch mit in dem großen Gebäude. Erhebt euch, ihr Stürme, ihr sollt es nicht umstürzen! Erhebt euch, ihr Menschenkinder, ihr sollt es nicht hindern! Es ertönt vom Himmel und aus den Abgründen, es ertönt den Frommen in aller ihrer Mühe und Drangsal: „Der Herr ist mit euch, weil ihr mit ihm seid, und wenn ihr ihn suchet, wird er sich von euch finden lassen.“

Und dann antwortet der Glaube aus dem Herzen des Frommen, antwortet unter all seiner Mühe, unter all seiner Drangsal: „Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht, was können mir Menschen thun? Ja was können uns Leben oder Tod, was können uns Engel oder Fürstenthümer oder Gewalten, was kann das Gegenwärtige oder das Zukünftige, was kann irgend ein Geschöpf mir thun, wenn der Gewaltige mit mir ist?"*)

In dem großen Zusammenhange der göttlichen Weltordnung hat ein Jedes seine Stelle, es giebt darin nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, alles ist an seinem Orte ein Glied in der großen Kette, die der Allmächtige hält und trägt. Wichtig und unwichtig mag uns Manches erscheinen von unserm beschränkten menschlichen Standort aus, wichtig, wenn es Schaden oder Nutzen für uns gewährt, wenn es eingreift in unser kleines Leben, in den Kreis unsrer Pflichten, Wünsche, Hoffnungen, und unwichtig nennen wir, was uns in seiner Bedeutung für das Ganze unbekannt ist, oder geringfügig scheint. Aber wie oft im Laufe der Weltgeschichte, wie oft auch in unserm eignen Leben werden wir eines andern belehrt! Die kleinsten und unscheinbarsten Dinge, wie oft haben sie eine folgenschwere Bedeutung für den Gang der Weltereignisse gewonnen! Das scheinbar Gleichgültigste, wie manches Mal hat es tief in unser Leben eingegriffen und unserm Geschick eine andere Wendung gegeben! Die Kugel, welche für das Herz des größten Mannes unseres Jahrhunderts bestimmt war, wurde aufgehalten durch ein Stückchen Zeug, und diesem kleinen, an sich so geringfügigen Umstand dankt Deutschland heute seine Einheit und Größe. Die Schlacht bei Königgrätz wurde gewonnen, weil jener Bote, den der Preußenkönig an seinen Kronprinzen sandte, den Ritt auf Leben und Tod vollendete, und die Armee des Prinzen zur rechten Stunde und im Augenblick der höchsten Noth auf den Höhen von Chlum erscheinen und in die Schlacht eingreifen konnte. An der Schnelligkeit und Ausdauer eines Pferdes, an dem von hundert sogenannten Zufälligkeiten des Krieges — feindlichen Reitern, Unebenheiten des

*) Mynster.

Weges u. ſ. w. — abhängigen Eintreffen einer Nachricht hing damals Preußens Geſchick. Wahrlich, es giebt keinen Zufall, das Kleinſte erſcheint groß, wenn wir es erkennen als Mittel zu großen Zwecken in des Ewigen Hand. Und ſo iſt es auch mit den freien Entſcheidungen des menſchlichen Willens. Sie haben alle ihre Bedeutung für die ſittliche Welt, ſie greifen alle ein in die Entwicklung der Menſchheit, fördern oder hindern dieſelbe, je nachdem ſie gut oder ſchlecht ſind, und wenn ſie den Fortſchritt des Guten auch nicht auf die Dauer aufzuhalten vermögen, verzögern können ſie ihn doch. Es iſt von Intereſſe, die Anerkennung dieſer Bedeutung der menſchlichen Freiheit für den Gang der Geſchichte auch aus dem Munde eines der größten lebenden Geſchichtsforſcher, eines Gelehrten erſten Ranges, zu hören und darin eine wiederholte Widerlegung jener geiſtloſen Anſicht vom blinden Schickſal oder Zufall zu finden. Denen gegenüber, welche keine Freiheit und keine Vorſehung erkennen, äußert ſich der berühmte Hiſtoriker Droyſen dahin, daß, wie verſchwindend klein neben den äußeren Umſtänden (Land, Volk, Zeitalter), das Individuelle oder Freie auch erſcheine, dieſes verſchwindend Kleine doch von unendlichem Werthe ſei. „So gewiß es iſt, ſagt er, daß auch wir Menſchen in dem allgemeinen Stoffwechſel leben und weben, und ſo richtig es auch ſein mag, daß jeder Einzelne nur eben die und die Atome aus der ewigen Materie vorübergehend zuſammenfaßt, ebenſo gewiß oder vielmehr unendlich gewiſſer iſt es, daß vermittelſt dieſer fließenden Bildungen (nämlich der todten Stoffe) und ihrer Lebenskräfte etwas gar Beſonderes und Unvergleichliches geworden iſt oder wird, eine zweite Schöpfung, nicht von neuen Stoffen, aber von Formen, von Gedanken, von Gemeinſamkeiten (Staatsweſen) mit ihren Tugenden und Pflichten: die ſittliche Welt. Raphael fand Farbe, Pinſel, Leinwand u. ſ. w. vor, und lernte ſie gebrauchen bei andern Meiſtern, auch die Vorſtellung der Jungfrau war ihm kirchlich gegeben, daß aber aus alle dem die Sixtina (das Madonnenbild) wurde, das iſt das Verdienſt jenes verſchwindend Kleinen. So iſt die ſittliche Welt der Gegenſatz von Willkür, Zufall und Zweckloſigkeit, in ihr reiht ſich vielmehr in unend-

licher Kette Zweck an Zweck, und sie erbaut sich nur durch Wollen des Guten d. i. durch Freiheit."

Nach alle diesem kann es uns nicht zweifelhaft sein, daß, wie auch immer unser Leben sich gestalten mag, alles, was uns geschieht, mit einbegriffen ist in den ewigen Weltenplan unseres Gottes, darum auch gut und heilsam für uns, wenn wir es recht verstehen und recht benutzen. „Was Gott thut, das ist wohlgethan, dabei will ich verbleiben," so müssen auch wir sprechen lernen. „Wenn auch ein Jeder, sagt Wilhelm von Humboldt, auf seine Weise sich die göttliche Theilnahme und Fürsorge denkt, so sind das nur unbedeutende Verschiedenheiten der Ansicht. Die Hauptsache bleibt immer, daß eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, zu der wir gehören, daß unsere kleinsten und größten Schicksale darin mit verwebt sind, daß daher alles, was geschieht, gut und, sei es auch schmerzhaft, wohlthätig sein muß, endlich daß sein Wohlgefallen an uns von der Pflichtmäßigkeit unsrer Handlungen, noch mehr aber von der Reinheit unsrer Gesinnung abhängt. In die Ansicht nur könnte ich nie einstimmen, daß die Gottheit sich um Einige weniger kümmert als um Andere. Gott kann — das liegt in der Sache selbst — sein Wohlgefallen mehr auf die richten, die eine größere Liebe, Innigkeit und Reinheit des Gemüthes beweisen, aber eine ungleiche Vertheilung seiner Fürsorge läßt sich nicht mit den Begriffen seiner Allmacht und Gerechtigkeit in Vereinigung bringen, und der tröstende Gedanke bleibt fort und fort, daß Gott auch widrige und schmerzliche Schicksale nur aus Liebe sendet, um unsere Gesinnung zu läutern." Ja, wenn du im Stande wärest, die Geschicke eines jeden deiner Lebenstage, die Bedeutung, den Zweck eines jeden, auch des kleinsten Ereignisses in deinem Leben, das dich in Freud oder Leid betroffen, im Lichte der göttlichen Wahrheit zu durchschauen, du würdest mit tiefster Herzensbeugung gestehen müssen: Herr, deine Liebe hat wunderbar über mir gewaltet. Also Vorsehung, nicht Zufall, das sei und bleibe unser freudiger, zuversichtlicher Glaube. In diesem Glauben liegt die Kraft das Leben zu ertragen und die Welt zu überwinden. Dieser Glaube allein ist des Menschen würdig und erhebt uns

über die Unvernunft und Unseligkeit heidnischer Denkweise. Wohl dem Menschen, der diesen Glauben in sich nährt und pflegt, der dem Worte Christi traut: „Fürchtet euch nicht, auch die Haare auf eurem Haupt sind alle gezählet," und der darum mit voller Ueberzeugung einstimmt in die freudige Gewißheit:

Es kann mir nichts geschehen,
Als was Gott hat ersehen,
Und was mir selig ist.
Ich nehm es wie Er's giebet,
Was Ihm von mir beliebet,
Das hab ich willig auch erkiest.

## 17. Das Uebel in der Welt.

Ist das Uebel Strafe der Sünde? Stammt es aus einer andern Quelle als von Gott? Die Wirklichkeit zeigt mehr Freude als Schmerz bei den Creaturen. Das Leiden stört das innere Glück der Seele nicht, ist ein nothwendiges Erziehungsmittel für die Menschheit. Manche Tugenden werden nur durch Leiden erworben.

In allen unsern Auseinandersetzungen über die göttliche Weltregierung, über die Vorsehung, über die Schöpfung oder Abhängigkeit der Welt von Gott ist uns immer wieder eine Frage begegnet, deren Beantwortung für unsern Glauben an Gott von der größten Bedeutung ist, eine Frage, welche sich seit uralten Zeiten dem denkenden Menschen aufgedrängt, und welche von jeher mancherlei und verschiedene Beantwortungen erfahren hat. Es ist das die Frage nach der Ursache des Uebels in der Welt. Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß diese Welt, die doch ihren Ursprung in Gott haben und also gut sein soll, den lebenden und fühlenden Wesen so mancherlei Widerwärtigkeiten, Schmerz, Elend und Leiden bereitet, und es erscheint sehr natürlich, zu fragen: Welchen Zweck, welche Absicht kann die ewige Weisheit und Güte mit dem ganzen Heere dieser Uebel, mit Sturm und Erdbeben, mit Feuer- und Wassersnoth, mit Mißernten und Hagelschlag, mit Seuche und Pestilenz, mit Raubthieren und Ungeziefer, mit Krankheit, Siechthum und frühem Tod so vieler

Tausende im Auge haben? Ist es nicht am Ende begreiflich, daß grade die Betrachtung und Empfindung aller dieser Arten von Leiden und Schmerzen bei vielen Menschen Zweifel und Unglauben an Gott und seine Vorsehung hervorgerufen hat? Wir halten die Sache, wiewohl wir sie oben wiederholt schon gelegentlich mitangeregt und besprochen haben, für wichtig genug, um sie hier nochmals im Zusammenhange abzuhandeln.

Die alten Hebräer hatten über diese Frage auch nachgedacht und waren zu dem Schluß gekommen, alles Uebel müsse wohl eine Strafe für die Sünde sein. Im Anfang, meinten sie, habe Gott alle Dinge gut geschaffen, der Acker habe seine Frucht von selbst getragen, die wilden Thiere seien zahm und friedlich gewesen, und erst durch die Schuld des Menschen sei dieser paradiesische Zustand verloren gegangen, da habe Gott den Acker verflucht, daß er Dornen und Disteln trage, und nun sei überhaupt erst die ganze große Schaar von Uebeln in die Welt eingezogen. Diese Ansicht ist aus dem Judenthum in die alte Lehre der christlichen Kirche übergegangen und wird noch heute von den sogenannten Orthodoxen festgehalten. Es bedarf indessen keines besondern Scharfsinns, um einzusehen, wie haltlos sie ist. Die Naturwissenschaft zeigt uns ja, daß vor Jahrtausenden und lange, ehe überhaupt noch Menschen auf der Erde waren, dieselben Einrichtungen und Verhältnisse unter den übrigen Geschöpfen bestanden haben wie heute. Die untergegangenen vorsündfluthlichen Thiere haben sich grade so untereinander bekämpft und aufgefressen, wie wir das in der Thierwelt noch heute beobachten, große Erdumwälzungen haben ganze Geschlechter lebender Wesen unter ihren Trümmern begraben, die Leiden und Schmerzen, welche den fühlenden Geschöpfen durch die Elemente bereitet wurden, waren dieselben wie jetzt. Und sollte wirklich Jemand heute noch im Ernst behaupten wollen, der Löwe oder Tiger habe sein auf Fleischnahrung eingerichtetes Gebiß erst mit dem Augenblick erhalten, als Adam sündigte, vorher aber habe er Gras gefressen? — Es ist offenbar, daß wir die altjüdische Theorie uns nicht aneignen können. Auch sie hat freilich einen Funken Wahrheit in sich. Es ist zweifellos richtig, daß eine Anzahl von Uebeln

und Leiden aus der Sünde des Menschen entspringt, und wenn wir alle Bosheit, alle Schlechtigkeit, alle absichtliche Schadenstiftung, Verfolgung, Neid, Haß, Schadenfreude, Rohheit aus der Welt wegnehmen könnten, so würden wir damit sicherlich auch ein gutes Theil häßlicher Uebel beseitigt haben, die Menschen würden unendlich glücklicher, und die Thiere weniger gequält ihr Dasein führen, aber grade die in der Natur liegenden und von der Einrichtung der Welt selbst herrührenden Leiden würden und könnten wir damit nicht beseitigen. Daß der Mensch einfach unsterblich sein würde, wenn er nie gesündigt hätte oder nicht mehr sündigte, das ist ein phantastischer Gedanke. Mit Entschiedenheit müssen wir also diesen Erklärungsversuch alles Uebels aus der Sünde abweisen. Wir müssen es um so energischer, wenn sich damit jene pharisäische Ansicht verbindet, welche auch Jesus mehrfach zurückwies, daß jedes einzelne Uebel eine Strafe Gottes für bestimmte Sünde des Einzelnen sei. „Meister, welcher hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?" so fragten die Jünger den Meister (Joh. 9, 2) im Geiste der damaligen Zeit. Der Herr aber antwortete: „Weder dieser hat gesündigt, noch seine Eltern, sondern sein Leiden soll zur Verherrlichung Gottes dienen." Und als ein andrer Fall von Unglück ähnliche Fragen hervorrief, sprach Jesus:

Luc. 3, 4. Meinet ihr, daß die achtzehn, auf welche der Thurm zu Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Ich sage euch nein!

Es liegt freilich in der Natur des menschlichen Schuldbewußtseins und des Gewissens, daß wir selbst auch für unser eigenes Leiden die Ursache in dieser oder jener Schuld erblicken, und wenn unser Gewissen diese Sprache redet, wenn es uns laut bezeugt: Du hast es nicht besser verdient, deine Sünden sind solcher Strafe wohl werth,

Jer. 2, 19. Es ist deiner Bosheit Schuld, daß du so gestäupet wirst und deines Ungehorsams, daß du so gestraft wirst; also mußt du inne werden und erfahren, was es für Jammer und Herzeleid bringt, den Herrn deinen Gott verlassen und ihn nicht fürchten;

so haben wir gewiß alle Ursache in uns zu gehen und uns vor Gott zu demüthigen und Buße zu thun, aber ein Recht, alle Leiden auch bei Andern auf bestimmte Verschuldung zurückzuführen, oder überhaupt alles Uebel aus der Sünde abzuleiten, gewinnen wir dadurch nicht.

In der Zeit der ersten christlichen Kirche begegnen wir einem andern Erklärungsversuch des Leidens und Uebels in der Welt. Eine christliche Sekte, die sogenannten Gnostiker, behauptete nämlich, die bestehende Welt sei gar nicht von dem obersten guten Gott, sondern vielmehr von einem untergeordneten Wesen, dem Demiurg, d. h. Weltenmeister, geschaffen. Von der Unvollkommenheit dieses Schöpfers stammten denn alle Uebel der Welt her, der höchste Gott aber wolle eben durch das Christenthum die Welt wieder zu sich zurückführen und von ihren Unvollkommenheiten reinigen. Die Kirche hat mit Recht diese Lehre als eine wieder zur Vielgötterei führende verworfen, sie hat im apostolischen Glaubensbekenntniß grade gegen diesen Irrthum protestirt, indem sie Gott als den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde bezeichnete.

Aber die Frage: Woher denn das Uebel in der Welt? kehrt nach Abweisung solcher verkehrten Erklärungsversuche um so dringender wieder. Wir wollen nun versuchen, dasjenige darüber zu sagen, was von einem vorurtheilsfreien, mit der Wissenschaft der Gegenwart vertrauten Standpunkte aus sich darüber sagen läßt.

Zunächst muß man betonen, daß die Uebel und Leiden in der Welt durchaus nur Nebensache, Hülfsmittel, Beiwerk, nicht aber der höchste Zweck oder die Hauptsache sind. Zur Freude und zum Wohlsein hat der Allmächtige die Creatur geschaffen, und Freude, Behagen, Lebenslust, Genuß des Daseins ist auch im Allgemeinen der vorherrschende und überwiegende Zustand im Leben der Geschöpfe. In der Thierwelt ist dies ganz offenbar, und es gehört zu den Uebertreibungen, deren der Materialismus sich schuldig macht, wenn die Leiden und Nöthe, die Schmerzen und Qualen der Thiere in einer Weise hervorgehoben und betont werden, daß es den Anschein gewinnt, als hätte Gott der Creatur mehr Schmerz als Lust bestimmt. Wohl giebt es auch für das vernunftlose Geschöpf Augenblicke, vielleicht Stunden der Qual

und des Schmerzes, aber einmal ist es gänzlich verkehrt, die Tiefe menschlicher Empfindung und die Klarheit menschlichen Bewußtseins in solche Zustände thierischen Lebens hineinzulegen, — vielmehr je dumpfer das Bewußtsein ist, je niedriger ein Wesen steht auf der Stufenleiter aller Geschöpfe, desto weniger tief empfindet es auch den Schmerz; der Stachel der Krankheit und des Todes ist für den Menschen vielfach grade seine klare Erkenntniß dessen, was er leidet — und sodann darf man durchaus nicht vergessen, daß die Zeiten und die Dauer des Lebensgenusses für das Thier in der Regel lang, die Zeiten des Schmerzes gewöhnlich nur Momente sind. „Wie verschwindet doch im Gebiete des Thierlebens das kurze und im Ganzen geringe Leiden gegen die Freude des Daseins! Wer klagt wegen des Mückleins, das am Morgen zur Welt kommt und einen Tag lang im Sonnenstrahl spielt und Abends todt ist und Nichts anderes weiß noch will? Wer zweifelt, daß Gott die Liebe sei, weil er den Sperling, nachdem er Tag für Tag im Sonnenschein sich gefreut und auf jedem Kohl des Gartens seine Nahrung mühelos gefunden, vom Habicht ergriffen oder vom Sturmwind zu Boden geworfen, nach einigen Augenblicken der Angst hinsterben sieht? Betrachtet man den Jubel, der durch die Schöpfung geht, das freie Weben des Vogels in den Lüften, das Behagen des Thieres, das der friedliche Mensch an die Schwelle seines Hauses gewöhnt hat und oft mit größerer Rücksicht und Liebe pflegt, als die Wesen seiner eigenen Gattung, den lebensfrohen Trotz der Thiere, welche die Wildniß oder die Berge bewohnen, so wird der Eindruck einer freundlichen und liebevoll bewahrenden Macht der Welt so überwiegend in uns, daß er durch die im Ganzen kurzen und geringen Leiden des Naturlebens, durch das allerdings vorhandene Seufzen der Natur nicht erstickt werden kann.“*)

Die meisten Einwürfe gegen die Güte und Liebe der göttlichen Vorsehung werden daher auch von den Leiden und Uebeln hergenommen, die den Menschen betreffen, und diese wollen wir jetzt näher in's Auge fassen. Aber auch hier müssen wir eine ähnliche Bemerkung vorausschicken. Auch den Menschen hat Gott nicht zur Trauer, sondern zur Freude geschaffen, und es ist nur das

*) Heinrich Lang.

hohe Gefühl und Bewußtsein dieser allgemeinen Bestimmung, welchem unser Schiller in seinem bekannten Liede einen wenn auch poetisch überschwänglichen Ausdruck gegeben hat:

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Mitunter hört man freilich von solchen, die sich besonders heilig dünken, wenn sie immer eine gewisse Wehmuth, einen Schmerz über sich selbst zur Schau tragen, Aeußerungen, als sei die Welt für den Christen nur ein Jammerthal, als sei die Freude an sich schon etwas Unheiliges, Unerlaubtes, als hätte Gott ein Wohlgefallen daran, wenn wir uns selbst peinigen und freiwillig aller Freude entsagten. Ist das aber wirklich die Lehre des Christenthums? Fordert und verlangt es von seinen Bekennern eine fortwährende Traurigkeit? Stellt es das Leiden als höchste Bestimmung und letzten Zweck alles menschlichen Lebens hin? Davon kann im Ernste nicht die Rede sein. Nicht allein, daß Christus selbst durch sein Beispiel, durch seine Anwesenheit auf Hochzeiten und Gastmählern die erlaubte Freude geheiligt hat, nicht allein, daß sein größter Apostel, Paulus, es für die rechte Lebensweisheit erklärt hat, beides zu verstehen: Mangel leiden und Ueberfluß haben, nein, das Christenthum stellt ja als höchstes Ziel dem Menschen die Seligkeit vor, seligsein aber heißt vollkommen glücklich sein. Also liegt auch in dem wahren und ursprünglichen Christenthum keine Spur von jener traurigen Weltansicht, die das Leiden und die Qual als solche für Bestimmung des Menschen erklärt. In Wahrheit steht vielmehr für den Christen noch heute die Sache so, daß das Leiden in seinem Leben keineswegs die Hauptsache, sondern nur Mittel zu höheren Zwecken, nur Uebergang und Durchgangsstation zur wahren Freude ist, und man darf auch im Menschenleben die Schwere und das Gewicht des Leidens nicht übertreiben, weil man damit Gott und seiner Güte Unrecht

thut. Man muß mit klarem Auge und nüchternem Urtheil die Wirklichkeit beobachten, und man wird finden, daß das Leiden selten lange Dauer hat; es macht sich meist nur gelegentlich geltend und diejenigen, die leiden müssen, haben längere Zeiten der Unterbrechung. Ja nach der allgemeinen Erfahrung hat der weise Rathschluß Gottes das Leiden nur in sehr geringem Verhältniß den Freuden des Lebens beigemischt. „Wahrscheinlich würde das Leiden, wenn es dauernder, beständiger und feststehender wäre, einen krankhaften Zustand hervorbringen. Aber das Leiden hat in der That lange Pausen und wird durch mancherlei und viele Freuden unterbrochen. Gewöhnlich sehen wir, daß das Maß von Leiden, welches Menschen zu tragen haben, nur gering im Verhältniß zu den vielen kleinen Freuden am Morgen, Mittag und Abend ist. Die ruhigen Freuden des geselligen Verkehrs, die Befriedigung, die uns die Uebung aller unsrer Fähigkeiten gewährt, die Freude und die geistige Beweglichkeit, die mit der Geschäftigkeit verbunden ist, die Frucht des Denkens, das Vergnügen Kenntnisse zu sammeln, das Glück, welches aus den einfachen, geselligen Verbindungen erwächst, die Freude, die aus tausend nebensächlichen Umständen ihr Licht auf uns ausstrahlt, in unserm Verkehr mit andern Menschen, — wie erleichtern alle diese Dinge das Leben, wie erfüllen sie uns mit Kraft, so daß, wenn hin und wieder ein trüber Tag kommt, wir fähig sind, das uns auferlegte Leiden zu tragen.

Zu oft geschieht es, daß die Menschen ihres Kummers gedenken, aber ihre Freuden vergessen. Und doch giebt es selbst mitten im Unglück liebliche Klänge, die, wenn die Menschen nur darauf lauschen wollten, die Klagelieder wohl zu übertönen vermöchten. Es giebt Lichtstrahlen, die ihre Dunkelheit erhellen könnten. Die Menschen verfallen in eine Art Trübsinnswahn, der Kummer wird krankhaft und nährt und schärft sich selbst; ja er gährt und strömt über. Er giebt schließlich dem ganzen Geist und Gemüth eine dunkle Färbung, und wie nach einem Regenguß jeder Zweig des Baumes mit Tropfen bedeckt ist, und jedes Blatt zu weinen scheint, so daß bei einem Windstoß der Baum von neuem zu regnen anfängt, als ob er eine Wolke wäre, so sind auch wir geneigt, bei traurigen Erfahrungen unbarmherzig

mit uns selbst zu verfahren und unsre eigne Empfänglichkeit für Leiden zu mißbrauchen. Wir stellen der Verzweiflung nicht die Hoffnung, der Verzagtheit nicht die Freudigkeit entgegen. Darin liegt der Grund von vielem Leiden, welches die Menschen erdulden und von so manchem Druck, unter dem sie seufzen; sie gehen eben unverständig mit sich selbst um." *)

Im Gegensatz hierzu machen wir mitunter die sehr erfreuliche Wahrnehmung, daß allerhand Trübsal und Schmerz nicht im Stande ist, die innere Freudigkeit und das wahre Glück des Menschen zu untergraben, weil der Leidende es versteht, sich noch dessen zu freuen, was ihm Gott Gutes und Schönes gelassen hat. Dies zu lernen sollte eine unsrer ersten Sorgen sein, dann werden wir nicht aus jeder kleinen Widerwärtigkeit eine Anklage gegen Gottes Liebe machen und nicht jede vorübergehende Wolke zu einem verheerenden Sturm für unser Glück aufbauschen. Gegenüber den vielen und mannichfaltigen Uebertreibungen, welche das Uebel in der Welt auf's schwärzeste malen, thut es wohl, solche Erfahrungen zu sammeln, die uns lehren die Macht und Schwere des Unglücks auf das richtige Maß einzuschränken. „Du erzählst mir z. B. einen traurigen Fall. Eine junge Mutter liegt hoffnungslos an der Auszehrung darnieder. „Räthselhaft," so sagen wir zu einander, „wie kann Gott die Liebe sein und diese Frau wegreißen von all ihrer Freude und Liebe." Bald darauf verlasse ich dich und setze mich hin an das Krankenlager der Leidenden. Sonderbar! Eben noch zweifelte ich und nun? Ist mir doch, als empfände ich hier einen Frieden, wie ihn der Anblick des Glückes niemals verliehen, wir sind beide traurig und dennoch froh. Wenn ich dann ein Gebet an dem Krankenlager gesprochen, so wirft mir die Leidende mit sanfter Stimme vor, daß ich nur Bitten, aber keine Danksagungen ausgesprochen habe. Keinen Dank! Wie? Für diese Qualen, für den herannahenden Tod, für jene Kleinen, die man bald Waisen nennen wird? Und doch hat die Kranke Recht. In ihrer Gegenwart ist die Zukunft hell und das Vertrauen leicht. Nirgends eine ungelöste Frage, überall eine göttliche Antwort! Man behaupte nicht, dies sei eine Aus-

*) Beecher, Predigten.

nahme von der Regel. Bei eingebildeten Leiden wird viel, bei wirklichen Leiden wenig gemurrt. Unzufriedenheit scheint gewöhnlich das Loos derjenigen zu sein, die es gut haben. Wahres Leiden zu sehen, wie oft hebt es das Herz empor!"*)

Nachdem wir aber dies vorausgeschickt haben, um von vornherein einer Ueberschätzung des Unglücks und Uebels, einer Uebertreibung seiner Größe und Ausdehnung vorzubeugen, treten wir nun an die Erklärung der Sache selbst heran. Das Uebel, behaupten wir kühnlich, weit entfernt, ein Zeugniß gegen die Liebe Gottes zu sein, ist vielmehr eine dem Menschen ganz unerläßliche und unentbehrliche Einrichtung zu seinem wahren Wohl, zu seinem wirklichen Glück und Heil, es ist nichts anderes als ein nothwendiges Erziehungsmittel in der Hand unsres himmlischen Vaters. Diese Wahrheit mag auf den ersten Blick seltsam und widerspruchsvoll erscheinen, sie mag dem Menschen, der das Leiden in seiner ganzen Schwere und Bitterkeit eben an sich selbst erfährt, hart dünken, sie ist doch bei näherer Betrachtung so sehr einleuchtend, daß schon die heidnische Weisheit sie erkannt hat. „Ich halte dich für elend, sagt der Philosoph Seneka, wenn du nie ein Elend erlitten und ohne Kampf dein Leben vollbracht hast. Denn Niemand weiß, nicht einmal du selbst, wie stark deine Kräfte sind; um dies zu erfahren, bedarf es des Versuches. Daher weiß Niemand, was er vermag, wenn er es nicht durch Versuchungen gelernt hat. Große und edle Seelen freuen sich deshalb der Leiden und Trübsale, wie sich tapfere Soldaten des Krieges freuen." Die tägliche Erfahrung bestätigt wenigstens die erste Hälfte dieses Ausspruchs hundertfältig. Kinder üppiger und übermäßig zärtlicher Eltern, die in dem ganzen Ueberfluß und in der ganzen Genußsucht des Reichthums erzogen werden, von deren Leben die Entbehrungen, Kämpfe und Sorgen des Daseins sorgfältig fern gehalten werden, die den Ernst des Lebens und die Arbeit für's tägliche Brot kaum anders als vom Hörensagen kennen lernen, wie selten wachsen sie doch zu thatkräftigen Charakteren, zu brauchbaren und nützlichen Gliedern der Gesellschaft heran, wie oft werden sie

*) Pierson, Richtung und Leben.

weichlich, schlaff und träge, sind in keiner Schule zu brauchen, in keinem Geschäft zu tüchtiger Arbeit fähig. Es hat ihnen eben die erziehende Kraft der Entbehrung, es hat ihnen das Joch gefehlt, davon die Schrift sagt, daß es ein köstliches Ding für einen Mann sei, es in seiner Jugend zu tragen. „Ein Mensch, der sein Lebelang wie auf glattem Strome dahinfährt, der ein glänzendes herrliches Leben führt und sich unter schützenden Zweigen auf und nieder wiegen läßt, immer ruhig und gleichmäßig; ein Mensch, der eine solche Lebensweise hat, ist nicht fester als ein Blatt und auch nicht mehr werth. Aber Menschen, die aufgerüttelt worden sind, die hundert mal in ihrem Leben nicht aus noch ein gewußt haben; Menschen, die gegen die Verzweiflung angekämpft haben, die wissen, was es heißt, Lasten tragen, unter denen sie beinahe unterliegen mußten, und die trotzdem ihre Bürde immer wieder auf sich genommen und sie ohne Murren weitergetragen haben, solche Menschen haben Erfahrungen gemacht und einen Charakter gewonnen."*) Das ist die allgemeine Beobachtung.

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Aber diese Beobachtung läßt sich zu einer noch allgemeineren Wahrheit erweitern. Wir können und müssen sagen: Der Schmerz ist ganz allgemein ein Mittel und ein Hebel des Fortschritts für die Menschheit. Man nehme aus dem Leben der Menschen alle die Leiden hinweg, die aus dem Hunger, dem Durst, der Hitze, der Kälte, der schlechten Wohnung, der schlechten Nahrung entspringen, und man hat mit einem Schlage alle Wissenschaft, alle Industrie, allen Handel, alle Regsamkeit des Körpers und Geistes, alle Entwicklung der Fähigkeiten und Kenntnisse, und was noch schlimmer ist, alle Sittlichkeit hinweggenommen. Je mehr Schmerz, desto mehr Furcht, und also desto mehr Arbeit, mehr Vorsicht, mehr Familie, mehr Gesellschaft, man könnte sagen: desto mehr

*) Beecher.

Mensch. Das ist wohl einleuchtend. Daraus folgt aber, daß Gott Niemand dem Gesetz des Leidens entziehen kann, diesem nothwendigen Gesetz, das eine der Grundlagen bildet in dem göttlichen Plan der Erziehung des Menschengeschlechtes.

Haben wir dies recht erkannt, so werden wir alle Uebel und Leiden der Welt, die uns treffen, mit ganz andern Augen ansehen, als vorher. Wir werden einsehen, daß sie uns geschickt werden zu unserer Prüfung und Besserung, daß sie dienen sollen zu unserer Erhebung über das Irdische und Sinnliche, wir werden einstimmen können in die vielen Aussprüche der Bibel, welche auch die Trübsal und das Unglück von Gott herleiten, und es wird solche Lebensauffassung für uns ein Born unendlichen Trostes und beständiger Reinigung unseres Herzens werden. Die Schrift sagt:

Amos 3, 6: Ist auch ein Unglück in der Stadt, daß der Herr nicht thut?

Jes. 45, 7: Der ich das Licht mache und schaffe die Finsterniß, der ich Frieden gebe und schaffe das Uebel, ich bin der Herr, der solches alles thut.

Heb. 12, 11, 6: Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein, aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet werden.

Röm. 8, 28: Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Hierin liegt die wahre Lebensweisheit. Wer diese Auffassung des Leidens theilt, wer Gott als den Erzieher der Menschheit erkennt und das Uebel als Mittel in seiner Hand, dem verklärt sich die Trübsal selbst zur Freude. Sie heißt für ihn nun nicht mehr Uebel, sondern er nennt sie Kreuz, um sich dadurch an das große Vorbild zu erinnern, welches der heilige Dulder von Gethsemane und Golgatha der ganzen Menschheit gegeben hat. „Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht," dieser Wahlspruch Luthers wird dann für uns zur Wahrheit. Je länger desto deutlicher erkennen wir auch in den dunkeln Stunden und trüben Lebensführungen die Hand der göttlichen Liebe. Es geht uns wie einer „Taube, die meint,

in den Krallen des Adlers zu sein und sich daher sträubt und sich zu befreien sucht; wenn sie aber aufblickt und merkt, daß es nicht der Adler ist, sondern die Hand ihres Herrn, welche sie hält, wenn sie weiß, daß ihr kein Leid geschehen wird, dann hört sie auf sich zu sträuben; ebenso erhebt sich der menschliche Geist gegen das Leiden und sträubt sich mächtig, bis eine Zeit kommt, wo die göttliche Gnade und Versöhnung im Leiden verwirklicht erscheint, und dann hat sich das vollzogen, was im Hebräerbrief unter den Worten „geübet werden" gemeint ist. Das Leiden fängt an sich in Freude und der Kummer in Frieden zu verkehren." *)

Auch der Schmerz ist Gottes Bote;
Ernster Mahnung heil'ge Worte
Bringt er uns und öffnet leise
Tief geheimer Weisheit Pforte.

Aber unser irrend Auge,
Viel getrübt vom Staub der Mängel,
Nicht erkennt es in der dunkeln
Schattentracht sogleich den Engel.

Daß sein bittrer Kelch uns fromme,
Ach, es dünkt uns eitles Wähnen,
Und das eigne Heil mißachtend
Grüßen wir's mit heißen Thränen.

Erst wenn scheidend der Verhüllte
Wiederum sich von uns wendet,
Sehn wir plötzlich überm Haupt ihm
Eine Glorie, die uns blendet.

Durch die dunkeln Schleier brechen
Silberflügel, klar getheilte,
Und die Seele ahnt es schauernd,
Welch ein Gast bei ihr verweilte. (Geibel.)

Wer mit solchen Augen des Sehers den Schmerz und die Leiden mit ihren Wirkungen an sich und Andern weiter beobachtet, dem wird es bald klar werden, was für Erfolge die Vorsehung mit diesem Erziehungsmittel erzielt. Selbst bei solchen, die nicht im Stande sind der Trübsal Stand zu halten, die

*) Beecher.

zerbrochen zu werden scheinen von der Gewalt des Elendes und Unglücks, das über sie kommt, auch bei ihnen erreicht doch unser Herrgott seinen Zweck mit dem Leiden. In den guten, glücklichen Tagen brüsteten sie sich mit ihrer Tugend, mit ihrer Thatkraft, mit ihrer geistigen Größe. Sie dünkten sich wer weiß wie herrlich und vollkommen zu sein, es war ihnen so vieles gelungen im Leben, sie hatten so außerordentliche Erfolge aufzuweisen, daß ihre hohe Meinung von sich selbst am Ende nicht so ungerechtfertigt erschien und vielleicht von der großen Menge getheilt wurde. Da brach die Trübsal über ihr Haus, die Krankheit über ihren Leib, der Tod über ihre Lieben herein. Nun wurde mit einem Male offenbar, was es mit ihrer Charaktergröße und Stärke auf sich hatte. Die Hitze der Anfechtung vermochten sie nicht zu ertragen, im Feuerofen der Trübsal zeigten sich die vermeintlichen Tugenden als trübe Schlacken, der angebliche Glaube als Lippenwerk, ihre ganze Schwachheit wurde entschleiert, der eigentliche Sinn des Herzens enthüllt. Ist das nicht die erste Bedingung zu wahrer Umkehr? Liegt nicht in der Selbsterkenntniß, die auf diesem Wege, ob auch mit Schmerzen, gewonnen wird, der erste Schritt zur nothwendigen Sinnesänderung und Besserung? Es ist eine harte Schule, in welche wir auf diese Weise genommen werden, aber wie sie uns unter Umständen nothwendig ist, so kann sie uns auch heilsam werden, wenn wir uns in ihrem Lichte prüfen und erkennen. Die Trübsal macht also offenbar, was im Menschen ist.

Dazu kommt noch ein Anderes. Das Leiden, sagt die Schrift, hinterläßt eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit, d. h. es übt in uns gewisse Tugenden, die auf keine andere Weise geübt werden können. Dies ist ein so allgemeines Gesetz, daß auch Christus selbst es an sich erfahren mußte, denn auch von ihm heißt es (Heb. 5, 8), daß er durch sein Leiden Gehorsam gelernt hat und vollendet worden ist. Thatkraft, frischer Muth zum Kampf gegen eine feindliche Welt, ernster Fleiß zur treuen Arbeit — das sind Tugenden, die der Mensch auch ohne Leiden erwerben kann. Aber Selbstverläugnung und stille Ergebung, Sanftmuth und Geduld, Verzicht auf alles eigene Wollen und

Wirken, demüthiges und dankbares Annehmen fremder Hülfe — das sind jene Züge und Eigenschaften des christlichen Charakters, welche die meisten Menschen nicht anders lernen als unter dem Druck des Kreuzes. Wie mancher, der die Jahre der Kraft in rüstiger Thätigkeit, in erfreuendem Schaffen verbracht hat, wird gegen das Ende seines Lebens auf das Schmerzenslager geworfen, damit nun seine Seele auch dies noch zu ertragen lerne und so gleichsam reif werde für die ewigen Scheuern. Es sind sozusagen die weiblichen Tugenden, die Tugenden des Duldens, Aushaltens, Hoffens, welche durch das Kreuz vorzüglich gepflegt und entfaltet werden, und darum fällt es in der Regel Männern schwerer als Frauen, grade diese Wege und Führungen Gottes zu ertragen. Aber hast du erst einmal die Absicht des treuen Menschenhüters an deiner Seele erkannt, so vermagst du bald auch in der neuen Art, wie er seine Liebe dir durch Schmerzen erweist, ein süßes Glück zu entdecken, und je treuer und williger du dein Kreuz auf dich nimmst, desto schneller und seliger wirst du erfahren, daß auch dieses Joch sanft und diese Last leicht ist, und daß in der That in der Schule des Leidens und unter dem Druck des Kreuzes die wahren Früchte reifen für das ewige Leben.

## 18. Gott war in Christo.

Verheißungen des Messias im alten Testament. Offenbarung Gottes durch die Propheten und den größten derselben, Christus. Gott war auch in Plato und Paulus, in Christo aber völliger und kräftiger als in irgend jemand. Nicht der Art, sondern dem Grade nach ist seine Offenbarung Gottes von jeglicher andern verschieden.

Israel hoffte seit Jahrhunderten auf einen Helfer und Erretter, auf einen Erlöser aus aller Noth. Mit zuversichtlicher Erwartung deutete man auf einzelne Stellen des alten Testamentes insbesondere, in welchen man die Verheißung und Weissagung solch eines Gottgesandten erblickte. Einzelne dieser Aussprüche tragen in der That, selbst wenn ihr ursprünglicher Sinn ein anderer war, einen merkwürdigen, fast ahnungsvollen Cha-

rakter der Hinweisung auf den, der gekommen ist, auf Christus. So heißt es:

1. Mos. 22, 18. Durch Abrahams Samen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden.

1. Mos. 49, 10. Es wird das Scepter von Juda nicht entwendet werden, noch ein Meister von seinen Füßen, bis daß der Held komme; und demselben werden die Völker anhangen.

Jes. 9, 6. 7. Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt: Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst, auf daß seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Stuhl Davids und seinem Königreich.

Jes. 53, 4. 5. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilet.

Aber je tiefer Israel in äußere Knechtschaft und Abhängigkeit versunken war, desto begieriger stellte es sich diesen Verheißenen als einen mächtigen und siegreichen König im Geiste und in der Art des großen Königs David vor. Man nannte ihn auf Hebräisch Messias (griechisch Christus), d. h. den Gesalbten, weil die Könige im Morgenland feierlich zu ihrer Würde gesalbt zu werden pflegten. Als aber Jesus von Nazareth diese Würde für sich in Anspruch nahm, als er feierlich durch Wort und That erklärte, daß er der verheißene Messias aus Israel sei, da nannten die jüdischen Machthaber, die Inhaber der höchsten Priesterstellen und die Häupter des Tempeladels dies eine ruchlose Anmaßung und ein todeswürdiges Verbrechen, weil sie für seine geistige Hoheit und Herrlichkeit kein Auge und Verständniß hatten, weil sie wie ihr ganzes Volk einen Messias in demüthiger Niedrigkeit, im schlichten Amt des Predigers und Propheten, einen Reformator der Sitten und der Frömmigkeit nicht anzuerkennen vermochten. Denn wohl war Jesus gesalbt, aber nicht mit dem königlichen Salböl zu äußerer und irdischer Würde, sondern mit dem heiligen Geiste Gottes zum Propheten des Herrn, zum Priester eines neuen geistigen Tempels und zum Fürsten im Königreich der

Wahrheit. Er brachte in seiner Person die höchste und vollkommenste Offenbarung Gottes, er verkündete in nie dagewesener Weise den Willen des himmlischen Vaters. Daher der Hebräerbrief mit Recht sagen darf: „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzt hat zum Erben über alles." Wir sind also in Wahrheit der Ueberzeugung, daß Gott durch Christus geredet hat. Nur aus diesem Grunde können wir von einem Glauben an Christus reden. Wo von einem religiösen Glauben die Rede ist, da muß der Gegenstand desselben immer etwas Göttliches, Himmlisches sein. Wer also an Christus glaubt, der kann nur an das Göttliche in ihm glauben, an das Göttliche, welches sich durch ihn und in seinen Worten und Werken uns offenbart. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wenn in der Bergpredigt uns gelehrt wird, daß nur die selig sind, welche reines Herzens sind, und daß nur sie Gott schauen können, oder wenn ebendaselbst uns befohlen wird, unsere Feinde zu lieben, so sind das in der That göttliche Wahrheiten und Offenbarungen, denn dem natürlichen und irdisch gesinnten Menschen widerstreben sie auf das allerentschiedenste, er will nicht von der Unreinheit und Sündhaftigkeit seines bösen Herzens lassen und hofft dabei doch mit dem lieben Gott schließlich fertig zu werden und zu ihm zu kommen; er will seine Feinde nicht lieben, sondern findet die Rache süß und übt sie. Die Worte der Bergpredigt sind theilweise von einer fast erschreckenden Strenge und Größe der sittlichen Grundsätze. Wer mit seinem Bruder zürnet, ist schon des Gerichts schuldig. Der lüsterne Blick gilt schon für Ehebruch. Der Eidschwur ist vom Uebel. Jede Versuchung (Aergerniß) soll mit eiserner Strenge abgeschnitten werden. Bei den Alten war es eine Tugend seinen Feind zu hassen, und wer sich dem Gegner fürchterlich zu machen wußte, galt für einen Helden. Seinen Feind zu lieben, wie Jesus lehrte, das ist also in der That ein mehr als menschlicher Gedanke, es ist eine göttliche Gesinnung. Wenn dein Bruder an dir sündigt, sollst du ihm nicht siebenmal, sondern siebzigmal

rakter der Hinweisung auf den, der gekommen ist, auf Christus. So heißt es:

1. Mos. 22, 18. Durch Abrahams Samen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden.

1. Mos. 49, 10. Es wird das Scepter von Juda nicht entwendet werden, noch ein Meister von seinen Füßen, bis daß der Held komme; und demselben werden die Völker anhangen.

Jes. 9, 6. 7. Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt: Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst, auf daß seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Stuhl Davids und seinem Königreich.

Jes. 53, 4. 5. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilet.

Aber je tiefer Israel in äußere Knechtschaft und Abhängigkeit versunken war, desto begieriger stellte es sich diesen Verheißenen als einen mächtigen und siegreichen König im Geiste und in der Art des großen Königs David vor. Man nannte ihn auf Hebräisch Messias (griechisch Christus), d. h. den Gesalbten, weil die Könige im Morgenland feierlich zu ihrer Würde gesalbt zu werden pflegten. Als aber Jesus von Nazareth diese Würde für sich in Anspruch nahm, als er feierlich durch Wort und That erklärte, daß er der verheißene Messias aus Israel sei, da nannten die jüdischen Machthaber, die Inhaber der höchsten Priesterstellen und die Häupter des Tempeladels dies eine ruchlose Anmaßung und ein todeswürdiges Verbrechen, weil sie für seine geistige Hoheit und Herrlichkeit kein Auge und Verständniß hatten, weil sie wie ihr ganzes Volk einen Messias in demüthiger Niedrigkeit, im schlichten Amt des Predigers und Propheten, einen Reformator der Sitten und der Frömmigkeit nicht anzuerkennen vermochten. Denn wohl war Jesus gesalbt, aber nicht mit dem königlichen Salböl zu äußerer und irdischer Würde, sondern mit dem heiligen Geiste Gottes zum Propheten des Herrn, zum Priester eines neuen geistigen Tempels und zum Fürsten im Königreich der

Wahrheit. Er brachte in seiner Person die höchste und vollkommenste Offenbarung Gottes, er verkündete in nie dagewesener Weise den Willen des himmlischen Vaters. Daher der Hebräerbrief mit Recht sagen darf: „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzt hat zum Erben über alles." Wir sind also in Wahrheit der Ueberzeugung, daß Gott durch Christus geredet hat. Nur aus diesem Grunde können wir von einem Glauben an Christus reden. Wo von einem religiösen Glauben die Rede ist, da muß der Gegenstand desselben immer etwas Göttliches, Himmlisches sein. Wer also an Christus glaubt, der kann nur an das Göttliche in ihm glauben, an das Göttliche, welches sich durch ihn und in seinen Worten und Werken uns offenbart. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wenn in der Bergpredigt uns gelehrt wird, daß nur die selig sind, welche reines Herzens sind, und daß nur sie Gott schauen können, oder wenn ebendaselbst uns befohlen wird, unsere Feinde zu lieben, so sind das in der That göttliche Wahrheiten und Offenbarungen, denn dem natürlichen und irdisch gesinnten Menschen widerstreben sie auf das allerentschiedenste, er will nicht von der Unreinheit und Sündhaftigkeit seines bösen Herzens lassen und hofft dabei doch mit dem lieben Gott schließlich fertig zu werden und zu ihm zu kommen; er will seine Feinde nicht lieben, sondern findet die Rache süß und übt sie. Die Worte der Bergpredigt sind theilweise von einer fast erschreckenden Strenge und Größe der sittlichen Grundsätze. Wer mit seinem Bruder zürnet, ist schon des Gerichts schuldig. Der lüsterne Blick gilt schon für Ehebruch. Der Eidschwur ist vom Uebel. Jede Versuchung (Aergerniß) soll mit eiserner Strenge abgeschnitten werden. Bei den Alten war es eine Tugend seinen Feind zu hassen, und wer sich dem Gegner fürchterlich zu machen wußte, galt für einen Helden. Seinen Feind zu lieben, wie Jesus lehrte, das ist also in der That ein mehr als menschlicher Gedanke, es ist eine göttliche Gesinnung. Wenn dein Bruder an dir sündigt, sollst du ihm nicht siebenmal, sondern siebzigmal

siebenmal, das heißt unaufhörlich, immer wieder und unermüdlich vergeben. Denn wer wäre im Stande es 490 mal zu thun und dann aufzuhören? Hat Jemand sich so lange in der vergebenden Liebe geübt, dann hat er sie überhaupt und gründlich und für immer gelernt. Aber solch eine unaufhörlich verzeihende Liebe ist sie wirklich etwas bloß Menschliches? Ist sie nicht das Werk und das Erzeugniß Gottes im Menschen? Und da Christus sie zuerst geübt und gelehrt hat, dürfen wir nicht sagen: „Gott war in Christo, Gott hat sich in ihm und durch ihn geoffenbart?" Man könnte dagegen einwenden, nicht jeder gute und große Gedanke von göttlichen Dingen sei schon eine Offenbarung Gottes oder gar ein Sein Gottes im Menschen zu nennen, der Mensch könne gar wohl auch durch eigenes Sinnen, Forschen und Nachdenken dazu kommen, solche große himmlische Wahrheiten zu entdecken und zu verkünden. Man könnte sagen: Ebensogut und mit demselben Rechte sei Gott auch in Paulus, ja in Plato und Sokrates gewesen, da alle diese Männer göttliche Wahrheiten gelehrt und ein mehr oder minder heiliges Leben geführt haben. Aber eben dieser Einwand dient dazu, die Sache noch klarer zu machen und zu bestätigen, was wir gesagt haben. Paulus nämlich ist in der That überzeugt gewesen, daß er sein Christenthum, seine Lehre und seine Glaubensauffassung unmittelbar von Gott empfangen habe, daß es, wie er sich ausdrückt, „Gott gefallen habe seinen Sohn in ihm zu offenbaren", daß er deswegen nicht nöthig gehabt habe sich von den älteren Aposteln Rath und Belehrung einzuholen, „sich mit Fleisch und Blut zu besprechen" (vgl. Gal. 1, 16), und wenn wir nun bei Paulus so gut wie bei jedem gläubigen Christen diese Offenbarung Gottes in dem Herzen des Menschen, diese Einwohnung des heiligen Geistes ein Sein Gottes in dem Menschen nennen, so sagen wir damit nur, was die Kirche selber von jeher gelehrt hat. Sie lehrt nämlich, der heilige Geist, der in den Gläubigen lebt, sei nicht „eine geschaffene Regung in Creaturen" (Augsb. Confession Art. 1), sondern der ewige Gott selbst. Das ist folglich ein ganz christlicher und kirchlicher Gedanke zu sagen, daß Gott nicht bloß in Christo, sondern auch in Paulo, ja in

jedem wahrhaft frommen und guten Menschen gewesen ist. Die Griechen selbst haben davon eine Ahnung gehabt, indem sie ihren großen Weisen beständig „den göttlichen Plato" nannten, und es liegt ein wahrhafter Trost und ein großer christlicher Gedanke in dem Glauben, daß Gott selbst in uns lebt und an unsern Herzen arbeitet.

Aber laßt uns nicht vergessen, daß es auch hierin große Unterschiede innerhalb der Menschheit giebt. Zwar sagt der Apostel auch zu den Heiden in Athen (Apostg. 17) von Gott: „In ihm leben und weben und sind wir," aber es giebt tausend und aber tausend Grade und Stufen des Lebens in Gott und der Einwohnung Gottes in Menschen. Von den dürftigsten Anfängen der Gotteserkenntniß bis zur völligen Hingabe des Herzens an ihn, welch eine lange Reihe verschiedener Ausprägungen der Gottseligkeit. Je reiner das Herz, desto näher der Ewige, nur die reinen Herzen, sagt Christus, schauen ihn. Je kräftiger dagegen noch die Herrschaft der Sünde über den Menschen regiert, desto ferner Gott, desto weniger kann von einem Sein Gottes in ihm geredet werden. So war nun Gott in Christo völliger, wirksamer und kräftiger gegenwärtig, als in irgend einem andern Menschen. Weil er selber reines Herzens war, hat er den Vater der Liebe in sich erkannt, ihn von Angesicht geschaut. Diese Thatsache leuchtet noch heute aus seinen Worten hervor. Alles, was uns glaubwürdig von ihm berichtet wird, giebt uns den Eindruck: Ein Mensch erfüllt vom Geiste Gottes, ein Herz, in welchem Gott selbst Ein und Alles geworden ist. Immer redet er Worte der ewigen Wahrheit und der ewigen Liebe, immer offenbart er wirklich den lebendigen Gott. Nur vor der Annahme sollen wir uns hüten, als ob diese seine Offenbarung des Göttlichen eine in ihrer Art gänzlich andere und besondere gewesen wäre, als ob also weder vor noch nach ihm ähnliche Offenbarungen Gottes an die Menschheit ergangen seien. „Manches mal und auf mancherlei Weise hat Gott zu den Vätern geredet durch die Propheten", so sagt uns das neue Testament selbst. Also nicht der Art, sondern nur dem Grade nach ist die durch Christus

geschehene Offenbarung ausgezeichnet vor anderen. Es hat Propheten und Gottesmänner vor ihm und nach ihm, und nicht bloß in Israel, sondern auch unter andern Völkern, ja mitten im Heidenthum gegeben. Die alte Kirche hat auch die edlen und weisen Heiden, einen Sokrates, einen Plato, einen Aristoteles für gottbegeistert gehalten und selig gesprochen, und der Heiland erscheint wahrlich nicht kleiner, wenn sein himmlischer Vater reich genug ist die Samenkörner der Wahrheit überall auszustreuen. Die ganze und volle Blüthe alles Prophetenthums ist und bleibt doch das, was wir in Jesu von Nazareth sehen, und er hatte Recht zu seinen Aposteln zu sagen: „Viele Könige und Propheten haben begehret zu sehen, das ihr sehet und haben es nicht gesehen, und zu hören, das ihr höret und haben es nicht gehört.“ Es ist etwas so Himmlisches, Reines, etwas so Außerordentliches und über alles gewöhnliche Maß Hinausgehendes in der Gestalt Christi, es liegt ein so überirdischer Duft, solch ein Glanz aus einer andern Welt über seinen Worten, daß man unwillkürlich gezwungen wird einzustimmen in das Zeugniß, welches das Volk ihm gab: „So hat noch nie ein Mensch geredet wie dieser Mensch.“ Hoheit und Demuth, Ernst und Milde, Charakterstärke und Gemüthstiefe sind auf eine wunderbare Weise gepaart und geeint in ihm, und man wird abwechselnd von der einen oder der andern gefesselt und angezogen. „Hast du wohl, sagt der Wandsbecker Bote, eher die Evangelisten mit Bedacht gelesen? Wie alles, was er sagt und thut, so wohlthätig und sinnreich ist! Klein und stille, daß man's kaum glaubt, und zugleich so über alles groß und herrlich, daß Einem 's Kniebeugen ankommt, und man's nicht begreifen kann. Und was meinst du von einem Lande, wo seine herrliche Lehre in eines jedweden Mannes Herzen wäre? Möchtest wohl in dem Lande wohnen?“

# 19. Christus der Sohn Gottes.

Bedeutung des Ausdruckes „Sohn Gottes" bei den Juden. Geistigere Auffassung bei Jesus selbst. Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in ihm und durch ihn. War Jesus sündlos? Vollkommene Liebe zu Gott und den Menschen.

Fragen wir nun aber: Wer ist er gewesen, der so groß und herrlich, so wahr und überzeugend von Gott und göttlichen Dingen geredet hat, so antwortet uns das neue Testament ebenso wie das Glaubensbekenntniß: Er war der Sohn Gottes, ja Gottes eingeborner Sohn.

Matth. 16, 13—17. Und Jesus fragte seine Jünger und sprach: „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?" Sie sprachen: „Etliche sagen, du seiest Johannes der Täufer, die andern, du seiest Elias, etliche, du seiest Jeremias oder der Propheten einer." Er sprach zu ihnen: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?" Da antwortete Simon Petrus und sprach: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn."

Matth. 26, 63. Und der Hohepriester antwortete und sprach zu ihm: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du seiest Christus, der Sohn Gottes?" Jesus sprach zu ihm: „Du sagest es. Doch sage ich euch: Von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels."

Joh. 3, 16. Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Diesen Ehrentitel haben ihm seine Jünger freudig und ehrerbietig gegeben, er hat ihn aber auch selbst in Anspruch genommen und in feierlichem Schwur vor dem Hohenpriester seines Volkes und im Angesichte des Todes ihn auf's Neue als sein volles Recht behauptet. Und er war gewiß, was er zu sein vorgab, er war Gottes Sohn. Aber in welchem Sinne war er es? Was heißt das überhaupt: Gott hat einen Sohn? Haben wir es hier mit einem tiefen undurchdringlichen Geheimniß der Ewigkeit zu thun, vor welchem unser Nachdenken zu Ende geht, und unsre Rede verstummen muß? — Dies war allerdings Jahr-

hunderte lang die Ueberzeugung der Christenheit, und noch heute lehrt so die katholische Kirche, und glaubt es ein großer Theil der protestantischen Christenheit. Gott, sagen sie, habe von Ewigkeit her einen Sohn, also eine zweite göttliche Person aus sich erzeugt, und eben diese zweite Person der Gottheit sei in Jesu Christo Mensch geworden und auf Erden gewandelt. Es gehört nothwendig zur Klarheit der christlichen Erkenntniß in der Gegenwart sich über diesen Punkt, also über die Lehre von der Gottessohnschaft Christi deutliche Rechenschaft geben zu können. Daher müssen wir dem Ursprung und der ersten Bedeutung dieser Lehre etwas weiter nachgehen.

Die erste und wichtigste Frage ist offenbar die: In welchem Sinne hat Jesus selbst, in welchem Sinne haben seine Jünger und seine Zeitgenossen den Namen „Sohn Gottes" verstanden? Hatte derselbe schon damals eine bestimmt ausgeprägte Bedeutung, und wurde er auch auf andere Menschen angewendet? Beide Fragen müssen wir auf das Bestimmteste bejahen. Der Ausdruck „Sohn" hat in der hebräischen Sprache eine viel weitere Bedeutung als in der unsrigen. Er bezeichnet in einem sehr weiten Sinn oft nur die Zugehörigkeit zu einer Sache, die Verbindung mit Jemand. So heißt Judas der Sohn des Verderbens (Joh. 17, 12), ein Held oder Starker wird im alten Testament „ein Sohn der Kraft" genannt, ein hochmüthiger Mensch „ein Sohn des Stolzes", ein schändlicher Mensch „ein Sohn der Nichtswürdigkeit" u. s. w. Diesen Sprachgebrauch müssen wir kennen, wenn wir den Ausdruck „Sohn Gottes" im Hebräischen richtig deuten wollen. Derselbe hieß im Allgemeinen bei den Juden nichts anderes als „ein Gott besonders nahe Stehender, ihm Zugehöriger und von ihm Begnadigter." So werden z. B. die Engel im alten Testament unzählige Male Söhne Gottes genannt. Dasselbe ist aber auch eine sehr häufig vorkommende Bezeichnung für fromme Menschen und Gottesverehrer, vornehmlich aber für die israelitischen Könige, welche in dem jüdischen Gottesstaate für ganz besonders von Gottes Gnaden in ihr Amt eingesetzt und unter des Allmächtigen besonderm Schutze stehend betrachtet wurden. Nannten doch auch die Griechen ihre Könige „gottgeboren" (διογενεῖς βασιλῆες).

Nur einige Beispiele. 5. Mos. 14, 1. werden die Israeliten, weil sie das auserwählte Volk sind, also angeredet: „Ihr seid Söhne des Herrn, eures Gottes, ihr sollt," und nun folgen die Vorschriften des Gesetzes. Ebenso klagt bei Jesaia 1, 2. der Herr über sein Volk: „Ich habe Söhne auferzogen, und sie sind von mir abgefallen." 30, 1. „Wehe den abtrünnigen Söhnen, die ohne mich rathschlagen." Psalm 73, 15. heißt es: „Ich hätte auch schier so gesagt wie sie, aber siehe, damit hätte ich verdammet alle deine Söhne, die je gewesen sind. (Wobei zu bemerken ist, daß im Hebräischen Sohn und Kind durch dasselbe Wort bezeichnet wird, also im Deutschen auch „Kinder Gottes" übersetzt werden kann, was aber im Hebräischen auf dasselbe hinauskommt.)

Höchst eigenthümlich und für unsere modernen Begriffe fremdartig ist aber namentlich die Art, wie die Sänger und Dichter Israels den König ihres Volkes als Sohn Gottes bezeichnen. Da heißt es z. B. im 89. Psalm von David, er werde zu Gott sagen: „Du bist mein Vater, mein Gott und mein Hort, der mir hilft." Und Jehova spricht: „Ich will ihn zum ersten Sohne machen, allerhöchst unter den Königen auf Erden." Ebenso verkündet Gott im 2. Psalm: „Ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berg Zion, du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt (d. h. eingesetzt)."

Hieraus entwickelte sich dann bei den Juden der weitere Sprachgebrauch, den großen König der Zukunft, auf welchen sie hofften, den Messias, schlechthin den Sohn Gottes oder, weil er aus dem Hause Davids kommen sollte, gleichermaßen den Sohn Davids zu nennen. Diese Bezeichnung war eine sehr bekannte, und sie bedeutete eben nach dem entwickelten Sprachgebrauch des alten Testamentes genau dasselbe wie König Israels oder Messias. Im neuen Testament finden wir daher diese drei Ausdrücke vollkommen gleichgeltend gebraucht. „Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel" rief Nathanael, Joh. 1, 49, als er zum Glauben an Jesus gekommen war. Daß aber auch der Heiland selbst weit davon entfernt war, eine göttliche übermenschliche Würde mit dieser Bezeichnung für sich in Anspruch zu nehmen, dafür haben wir viele schlagende Beweise. Zunächst steht

fest, daß er den Besitz göttlicher Eigenschaften entschieden von sich abgelehnt hat. Er war nicht allmächtig, denn das „Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, sprach er, stehet mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater," Matth. 20, 23. Er war nicht allwissend, denn nicht allein fragte er mehrfach nach ihm unbekannten Dingen, z. B. seine Jünger nach dem Urtheile der Leute, Matth. 16, 13, nach dem Grabe des Lazarus, Joh. 13, 34, sondern er sagte gradezu, den Tag und die Stunde des Gerichtes wisse Niemand, auch der Sohn nicht, Marc. 13, 32. Ja selbst das Gutsein, in dem Sinn, wie Gott es ist, hat er von sich abgelehnt und es fordert heillose und verlogene Künste der Auslegung, um aus dem Worte seines eigenen Mundes: „Was nennst du mich gut, Niemand ist gut, denn der einige Gott," das gerade Gegentheil von dem zu machen, was es so deutlich sagt, um den kräftigen Unterschied daraus zu entfernen, den er zwischen sich und dem himmlischen Vater darin so deutlich ausspricht. Unterscheidet er sich aber einerseits auf das Nachdrücklichste von Gott und dessen göttlichen Eigenschaften, so stellt er sich andererseits desto klarer und entschiedener als Mensch neben seine Menschenbrüder. Er leuchtet ihnen wohl voran mit seinem Vorbild und Beispiel, aber er setzt voraus, daß sie diesem seinem Vorbild nacheifern können. Er zeigt und wandelt selbst den schmalen Weg des ewigen Lebens, aber er zweifelt nicht, daß es möglich ist, ihm darauf zu folgen. Ja er fordert gradezu auf, daß wir auch „Söhne Gottes" werden sollen, wie er sich als den erstgeborenen und geliebten Sohn des himmlischen Vaters weiß. So sagt er in der Bergpredigt, Matth. 5,45: „Liebet eure Feinde — auf daß ihr Söhne werdet eures himmlischen Vaters." Und Paulus wiederholt dies in seiner Art, wenn er sagt Gal. 3, 26: „Ihr seid alle Söhne Gottes durch den Glauben an Jesum Christum." (In beiden Stellen heißt das griechische Wort nicht τέκνα Kinder, sondern ausdrücklich υἱοί Söhne). Und an diesem Punkte wird es recht klar, warum und in welchem Sinne Jesus die messianische Würde sich mit vollem Rechte aneignen durfte, ja mußte, wie es wirklich sein Beruf auf Erden war, als „Sohn Gottes" der Erlöser der Welt zu

werden. Ihn nämlich berief und berechtigte dazu keinerlei irdische Hoheit oder Herrlichkeit. Er war der Zimmermannssohn von Nazareth, der arme und verfolgte Landprediger einer verachteten Provinz. Nichts von alledem stand ihm zur Seite, was die Juden von ihrem Messias erwarteten: keine fürstliche Geburt, keine Zeichen vom Himmel, keine weltliche Macht, keine gewonnene Schlachten, keine Volksheere, die seinen Winken gehorsamten, er hatte immer und überall nur eins: das Wort der Wahrheit und das Bewußtsein der inneren Einheit mit Gott. Die empfänglichen und frommen Seelen unter seinen Zeitgenossen haben freilich den gewaltigen Zauber eben dieser großen religiösen Macht, die aus ihm sprach, gefühlt, haben den Eindruck seiner geistigen Größe empfunden, aber die Massen wie die weltklugen Machthaber haben sich bei seinen Lebzeiten davor nicht gebeugt. Und so war es wirklich eine ungeheuere und großartige, für alle Zeiten wichtige und maßgebende Glaubensthat, daß er der gangbaren Vorstellung vom Messias, diesem weltlichen „Sohn Gottes", die Spitze abbrach, daß er ihr gegenüber sich selbst in seiner rein geistigen und religiösen Kraft als den wahren Messias Israels, als den wahren „Sohn Gottes" erkannte und verkündigte. Er hat jene äußere, irdische und weltliche Vorstellung vom Reiche Gottes und von dem Messias damit von ihrer Stelle gestoßen und das Reich der Wahrheit und des inneren Friedens als das höchste Ziel alles Strebens an ihre Stelle gesetzt. Darum ist er in Wahrheit der geliebte Sohn Gottes gewesen, an welchem der himmlische Vater Wohlgefallen hatte, und sein ganzes Leben, wo immer wir etwas aus demselben hören, spiegelt uns diese große religiöse Persönlichkeit wieder, die allein im Stande war so zu handeln, weil sie die Kraft Gottes in sich trug und in sich fühlte.

So mögen wir denn Jesus im höchsten Sinne, welchen das Wort vernünftiger Weise haben kann, den Sohn Gottes nennen, nämlich in dem Sinne, daß er, wie alle Kinder ihren Eltern gleichen und ähnlich sind, so das Ebenbild des unsichtbaren Gottes und der Abglanz seiner Herrlichkeit gewesen ist. Machen wir uns nur deutlich, was das allein heißen kann. Nach der Lehre der

ganzen Schrift ist der Mensch geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes, — Paulus sagt mit dem griechischen Dichter: „Wir sind göttlichen Geschlechtes“ Apost. 17, 28 — aber dieses Ebenbild Gottes in ihm ist getrübt durch die Sünde. Worin besteht denn nun das eigentliche Wesen Gottes? — Wir kennen dafür kein höheres Wort, als dies: Gott ist die Liebe. Der Mensch also, dessen ganzes Wesen in lauterer heiliger Liebe aufginge, der frei wäre von aller Selbstsucht und Lüge — denn das ist die Sünde — der wäre das reine gottgewollte Ebenbild des himmlischen Vaters, der rechte Sohn Gottes und zugleich der rechte, der wahre Mensch. Denn die Sünde gehört doch nicht zum wahren Wesen des Menschen, sonst müßte ja der selbstsüchtigste und schlechteste dem Wesen der Menschennatur am nächsten stehen, sondern im Gegentheil je mehr wir uns der Vollkommenheit und Reinheit nähern, desto mehr verwirklichen wir unser eigenes Menschenwesen. Von Jesus nun berichten alle Augen- und Ohrenzeugen, daß grade darin seine eigenthümliche Größe und Hoheit bestanden habe, daß er so ganz und gar in Liebe zu Gott und den Menschen aufging, daß man in seinem ganzen Leben keine selbstsüchtige Handlung entdecken, wohl aber die reinste Selbsthingabe und Aufopferung wahrnehmen konnte. Diesen Eindruck macht seine Lebensgeschichte noch jetzt, wenn wir sie auch nur in jener schon durch die Sage verhüllten Gestalt kennen, in welcher sie uns in den Evangelien entgegentritt. Daß selbst diese Sagen nicht im Stande gewesen sind den reinen herrlichen Kern zu vernichten oder zu entstellen, grade das ist ein Beweis für seine Echtheit. Wir behaupten also zuversichtlich: Jesus hat das Ebenbild Gottes im Menschen so rein und fleckenlos in sich dargestellt und verwirklicht, daß er eben darum den Namen des Sohnes Gottes mit Recht trägt.

Aber dies alles hebt ihn seiner Natur nach in keiner Weise über die Menschengattung als solche hinaus, es weist ihm innerhalb des Menschengeschlechtes seine Stellung an, wenn auch an dessen Spitze. Paulus hat ihn deshalb den zweiten Adam genannt und behauptet, daß von ihm eine zweite Reihe geistiger oder himmlischer Menschen ausgehe, wie von dem ersten

Adam eine Reihe irdisch gesinnter ausgegangen sei. (1. Cor. 15, 45.)

Diese Gottesebenbildlichkeit Jesu, die Thatsache, daß in sein Herz die Liebe Gottes ausgegossen war und alles andere verschlungen hatte, pflegt man auch wohl als seine Sündlosigkeit zu bezeichnen, oder man sagt, daß in ihm das Ideal des Menschen verwirklicht worden sei. Beide Ausdrücke können wir gewiß acceptiren, wenn sie eben das besagen sollen, was wir soeben auseinandergesetzt haben, daß nämlich Jesus denjenigen Grad von Gottinnigkeit, Frömmigkeit und Liebe darstelle, welcher dem Menschen auf Erden überhaupt zu erreichen möglich ist. Dies Ziel ist hoch genug für alle Geschlechter und Zeiten. Müssig aber und fruchtlos für die praktische Frömmigkeit erscheint dann die weitere Frage, ob denn nun in Jesu auch nicht die geringste Spur von Schwäche oder Sünde gewesen sei, auch nicht als Durchgangspunkt, auch nicht als überwundene. Das neue Testament sagt allerdings von ihm:

1. Pet. 2, 22. Welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden, welcher nicht wiederschalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt, er stellte es aber dem heim, der da recht richtet.

2. Cor. 5, 21. Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

aber es redet auch von seinen Versuchungen. Ist Versuchung möglich ohne jede Sünde? Ist der bloße Gedanke an die Sünde, wenn gar kein Reiz zu derselben vorhanden ist, überhaupt eine Versuchung? Wenn aber Reiz zur Sünde da ist, ist das nicht schon der Anfang der Sünde selbst?

Solche und ähnliche Fragen werden da vor uns aufsteigen. Man kann sie abschneiden durch einen Machtspruch, aber dadurch sind sie nicht erledigt. Von ihrer wirklichen Beantwortung hängt die Ansicht über die Sündlosigkeit Jesu ab. Aber diese Beantwortung der obigen Fragen gehört zu den schwierigsten philosophischen und religiösen Problemen. Vor allen Dingen wird man sich darüber zu verständigen haben, was man unter Sünde

versteht, wie weit dieselbe reicht, ob z. B. schon jeder Irrthum eine Verschuldung (also eine Sünde) mit sich bringt. Nehmen wir an, daß die allgemeine menschliche Schwäche, wie sie sich z. B. bei jedem Kinde in den ersten Lebensjahren als Uebergewicht der Sinnlichkeit über den Geist zeigt, noch nicht als Sünde zu betrachten ist, daß zur Sünde vielmehr die bewußte Einwilligung gehört, so ist die Möglichkeit einer sündlosen Entwicklung Jesu gewiß zuzugeben. Aber auch wenn man annehmen will, daß er nur allmählich zu jener vollkommenen Heiligkeit und Lauterkeit des Herzens emporgestiegen sei, welche sich in seinen Worten spiegelt und aus seinen Thaten strahlt, und daß diese Höhe geistigen Lebens bei ihm, nachdem sie einmal erreicht war, ungeschwächt ausgehalten hat bis an's Ende, warum sollten wir ihn nicht auch dann den Sündlosen nennen? Kommen doch in dem Leben jedes guten Menschen Stunden, Tage, vielleicht Wochen, in welchen auch wir gleichsam auf der Höhe des religiösen und sittlichen Lebens wandeln, die Nähe Gottes besonders kräftig fühlen und den Staub wie die Gemeinheit des Alltäglichen tief unter uns erblicken. Man denke z. B. an die Tage der Confirmation, des Abendmahlsgenusses, an die Sterbetage geliebter Menschen und ähnliche Zeiten. Ferner welch ein Unterschied besteht zwischen dem rohen, für alles edlere abgestumpften Verbrecher und jenen zartbesaiteten und hoch gestimmten Seelen, die wirklich zum Geistesadel der Menschen gehören. Es ist doch kein erlogenes Lob und keine fade Schmeichelei gewesen, was unserm Schiller sein großer Freund (Goethe) in's Grab nachgesungen hat:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

So giebt es also in der Menschheit neben niedrigen Seelen auch edle Geister, giebt in dem Leben der Besseren wenigstens Zeiten der Herzensreinheit und Heiligkeit der Gesinnung. Das ist das Wahre an dem katholischen Heiligencultus. Warum soll Christus nicht die Besten um so viel überragen, wie eben diese sich über die gemeinen Seelen erheben? Und die Bezeichnung „Sündlosigkeit Christi" wird nun eben dies bedeuten, daß bei

ihm jene höhere Stimmung und Gesinnung des Geistes, welche bei gewöhnlichen Naturen immer nur zeitweise zum Durchbruch und zur Geltung kommt, zur völligen Herrschaft gelangt, zur heiligen Gewohnheit geworden ist. Darin liegt — wie schon gesagt — nichts Unmögliches, sondern das ist die Bestimmung des Menschen, die nicht unerfüllbar sein kann.

Uebrigens wollen wir nicht vergessen, daß der Ausdruck Sündlosigkeit nur ein verneinender ist, daß er nur sagt, was Christus *nicht* gewesen sei. Die Bejahung dazu, d. h. die Aussage, *was* er denn wirklich gewesen ist, muß uns viel wichtiger sein; und das haben wir ja oben schon ausgeführt: Es ist dies die heilige, göttliche Liebe, die in sein Herz sich ergossen und alles andere in ihm sich unterworfen hat. Darum wollen wir *diese* Bezeichnung des inneren Werthes bei Christus vorziehen, wollen ihn den nennen, der das göttliche Ebenbild durch seine vollkommene Liebe dargestellt hat und uns daran genügen lassen zu wissen, daß er hoch genug über uns steht, um unser Vorbild zu bleiben. Es ist noch keiner wieder da gewesen, der ihn erreicht, oder gar übertroffen hätte in heiliger, selbstvergessener, göttlicher Liebe, und es wird auch kein solcher kommen, weil es unmöglich erscheint, das Ideal der Menschheit reiner und vollkommener zu verwirklichen, als Jesus in seiner Person verwirklicht hat. Darum heißt er zuerst im rechten Sinne „der Sohn Gottes".

## 20. Der Menschensohn.

Daniels Weissagung. Halbdunkel des Ausdrucks Menschensohn, dessen messianische Bedeutung gleichwohl den Schriftgelehrten bekannt war. Zugleich Bezeichnung der wirklichen Menschheit Jesu.

Noch haben wir diejenige Bezeichnung Jesu nicht besprochen, welche er selbst am häufigsten, ja fast stehend von sich gebraucht hat. Mehr als fünfzig Mal in den Evangelien nennt er sich den *Menschensohn*. Was meint er damit? Der Ausdruck an sich könnte aus derselben hebräischen Sprechweise herstammen,

die wir schon oben kennen gelernt haben, so daß Menschensohn oder Sohn des Menschen dasselbe bedeuten würde, wie bei uns das Wort Menschenkind, nämlich einen Menschen überhaupt. Wirklich heißt es das auch mehrfach im alten Testament. „Du Menschensohn" (Luther übersetzt Menschenkind) wird der Prophet Hesekiel wiederholt angeredet. „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Sohn, daß du dich seiner annimmst", heißt es im 8. Psalm. Aber die Art und die Verbindung, in welcher Jesus (und zwar offenbar immer absichtlich) diesen Namen von sich braucht — andere haben ihm denselben während seines Erdenlebens nie beigelegt — weist doch noch auf einen anderen und tieferen Sinn. Oft nämlich wird das Wort so gebraucht, daß es auf eine ganz besondere Machtstellung, auf eine religiöse Würde und Hoheit deutet. Als Menschensohn behauptet Jesus Macht zu haben, die Sünden auf Erden zu vergeben. Als Menschensohn nennt er sich einen Herrn auch des Sabbaths, als Menschensohn hat er Vollmacht empfangen, auch das Gericht zu halten (Joh. 5, 27, Marc. 2, 10. 28). Ja, als der Hohepriester ihn feierlich beschwört zu sagen, ob er der Sohn Gottes sei, bejaht er dies zwar, wechselt aber in demselben Augenblicke den Ausdruck und bezeugt, daß sie den „Menschensohn" würden sitzen sehen zur Rechten der Majestät und kommen in den Wolken des Himmels.

Matth. 26, 63. Und der Hohepriester antwortete und sprach zu ihm: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du seiest Christus, der Sohn Gottes?" Jesus sprach zu ihm: „Du sagest es. Doch sage ich euch: Von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels."

Hier wird offenbar Menschensohn in demselben Sinne gebraucht, wie eben noch Gottessohn. Aber warum wechselt er den Ausdruck? Das zeigt uns deutlich die Rede von dem Sitzen zur Rechten Gottes und von dem Kommen in den Wolken des Himmels. Diese Worte nämlich enthalten augenscheinlich eine Anführung eines Prophetenspruches, welchen wir in dem sogenannten Danielbuche finden. In diesem Buche, das etwa anderthalb Jahr-

hunderte vor Chr. geschrieben und wegen seiner messianischen Hoffnungen und Weissagungen bei den Juden zur Zeit Jesu sehr beliebt war, wird nicht bloß das Zukunftsreich des Messias geschildert, sondern dieser selbst auch in einer prophetischen Vision geschaut, wie er vor Gott gebracht und mit der Würde des Königs bekleidet wird. Dabei nun wird derselbe in dichterischer Sprache als ein Menschensohn, d. h. eben Mensch, bezeichnet. Es heißt:

> Dan. 7, 13. 14. Ich sahe in diesem Gesicht des Nachts, und siehe, es kam einer in des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn bis zu dem Alten, und ward vor denselben gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, die nicht vergehet, und sein Königreich hat kein Ende.

Der Alte der Tage ist der Ewige, vor welchen der Messias gebracht wird. Man darf annehmen, daß dieser Spruch ebenso wie das ganze Buch, woraus er entnommen ist, den jüdischen Zeitgenossen Jesu wohlbekannt war, so daß sie durch den Ausdruck Menschensohn an diese Weissagung erinnert wurden. Dabei aber war es doch nicht eine so populäre und allgemein gebrauchte Bezeichnung des Messias wie die andere: „Davidssohn" und „Gottessohn". Gleichgültige, religiös nicht angeregte Personen mochten sie hören, ohne sich etwas anderes dabei zu denken, als daß Jesus sich in der bekannten alttestamentischen Propheten- und Dichtersprache einen Menschen nenne, statt prosaisch in der ersten Person von sich zu reden. Und grade dieses Halbdunkel, welches in dem Worte lag, so verständlich für die Einen, so verschlossen für die Anderen, grade diese Räthselnatur des Ausdrucks „Menschensohn" war es, welche Jesus bewog, ihn mit Vorliebe zu wählen. Denn indem er ihn brauchte, vermied er es, jene fleischlichen und rohen Vorstellungen vom Messias anzuregen und zu erwecken, welche sich bei seinen Volksgenossen an die geläufigeren Messiasnamen so verhängnißvoll hefteten. Hatte er doch aus demselben Grunde seinen Jüngern und den von ihm Geheilten so oft verboten zu sagen, daß er der Christ sei. Dieser letztere Name pflegte eben das rohe unreife Volk immer zu fanatisiren und zu

revolutionären Bewegungen gegen die Römer fortzureißen. Das Reich, welches er auf Erden bringen wollte, durfte mit diesen Volksphantasien und politischen Erwartungen nicht verwechselt und vermischt werden. So hat er denn die eigentlichen messianischen Titel: Christus, Sohn Gottes, Davidssohn, nur selten und mit der größten Vorsicht gebraucht, dagegen den Namen Menschensohn immer wieder auf sich angewendet. Durch ihn bezeichnet er, gesichert vor jüdischem Mißverständniß, seine Stellung im Himmelreiche, und giebt sich zugleich als den zu erkennen, von welchem die Propheten, zuletzt das Danielbuch, geweissagt haben. Daher auch der Ausspruch vor dem Hohenpriester mit seiner ganz aus Daniel entnommenen prophetischen Färbung. Es war, wie wenn er gesagt hätte: „Ich selbst bin eben jener Menschensohn, welchen Daniel im Geist erblickt hat zur Rechten Gottes und in den Wolken des Himmels." Und die schriftkundigen Richter sowie der Hohepriester verstanden diese Sprache aus dem Propheten sehr gut, sie erkannten, daß er wirklich die messianische Würde beanspruche, und eben in dieser Anmaßung einer ihm nicht gebührenden Stellung — wofür sie es hielten — erblickten sie ein todeswürdiges Verbrechen, ja eine Gotteslästerung, insofern Jesus in ihren Augen ein Empörer gegen die geheiligten Gesetze und Rechte des Priesterthums, ein falscher Messias, ein Lügenprophet war. Falsche Propheten galten in Israel von jeher als Lästerer gegen Gott, als die abscheulichsten Verbrecher gegen die Religion. So konnte der Hohepriester von dieser seiner Auffassung aus voller Entrüstung sein Kleid zerreißen und sprechen: „Er hat Gott gelästert: was bedürfen wir weiter Zeugniß? Siehe jetzt habt ihr seine Gotteslästerung gehört." Und die Richter konnten antworten: „Er ist des Todes schuldig."

In gleicher Weise aber wird aus der Bedeutung des Wortes Menschensohn nun klar, weshalb Jesus sich grade als Menschensohn eine Macht Sünden zu vergeben, ja eine Gewalt selbst dem mosaischen Gesetze gegenüber, wie gegen das Sabbathsgebot, beilegte. Der Messias, der Menschensohn, mußte ja als Stifter einer neuen Religion auch die Befugniß haben, das Gesetz des Moses zu ändern; er als der Mittler des neuen Bundes mußte die Vergebung der Sünden ebenso, ja noch viel vollkommener und

kräftiger als die Propheten des alten Bundes in Gottes Namen verkünden und spenden. Diesen Sinn also hat es, wenn er den Pharisäern gegenüber sich den Menschensohn nennt und von diesem Menschensohn behauptet, daß er ein Herr des Sabbaths sei, daß er Macht habe, auf Erden Sünden zu vergeben und Gericht zu halten.

Aber liegt in der Bezeichnung als Menschensohn nicht auch eine Hindeutung darauf, daß der, welcher sie brauchte, ein wahrer und wirklicher Mensch, ein Menschenkind im vollen und ganzen Sinne des Wortes war? Liegt darin nicht die Versicherung und Betonung seiner wahren Menschheit? — Wir wollen dieser Frage einen besondern Abschnitt widmen. Aber wir verallgemeinern sie, wir fragen nicht nach der Bedeutung und Tragweite eines Ausdrucks, wir fragen allgemeiner nach der wahren Natur und nach dem eigentlichen Wesen Christi. Wir fragen vor allen Dingen: war er ein Mensch wie wir oder mehr als das? Eine Art von Halbgott oder der allmächtige Gott selbst in Menschengestalt? Was lehrt das neue Testament, was lehrt die Kirche von ihm, und was haben wir von diesen Lehren zu halten? Dies führt uns zu der Lehre von der Gottheit Christi.

## 21. Lehrt das neue Testament die Gottheit Christi?

Jüdische Philosophie über den Messias als Offenbarer Gottes. Der Logos des Philo, die Weisheit Gottes bei Sirach. Das neue Testament spiegelt diese Ideen wieder, lehrt eine gewisse Göttlichkeit Christi, aber Unterordnung unter den Vater. Christus als erster aller Geschöpfe. Zeugnisse seiner wahren Menschheit.

Der lutherische Katechismus sagt in der Erklärung des zweiten Artikels: „Ich glaube, daß Jesus Christus sei wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren." Es ist grade diese Lehre von der wahren Gottheit Jesu Christi, um welche heutzutage zwischen den sogenannten orthodoxen Christen — auf deren Seite auch die katholische Kirche steht — und den sogenannten Freisinnigen der größte Meinungsunterschied besteht und oft auch der heftigste Streit geführt wird. Ueber eine so

wichtige und dabei so streitige Lehre sollte billig jeder denkende Christ sich ein sicheres klares Urtheil bilden, und nach hellen durchschlagenden Gründen seine Stellung dazu wählen. Um aber solch ein Urtheil zu ermöglichen, ist es nöthig, die Entstehung dieser Lehre von ihrem ersten Anfang und Ursprung an zu verfolgen und ihre Entwicklung geschichtlich zu beleuchten. Zu diesem Zweck theilen wir unsere Betrachtung in zwei Theile und fragen zuerst: Was sagt das neue Testament von dieser Lehre? und dann sehen wir in einem zweiten Abschnitt, welche Fortbildung die Aussagen der biblischen Schriftsteller in der christlichen Kirche gefunden haben.

Um alles dasjenige recht zu verstehen, was das neue Testament von Christus aussagt, müssen wir uns erinnern, daß die sämmtlichen Bücher desselben von Männern geschrieben sind, die früher Juden gewesen waren, daß aber höchst wahrscheinlich kein einziger von ihnen zu den unmittelbaren Jüngern Jesu gehört hat. Auch die vier Evangelien sind zweifellos erst Berichte aus zweiter oder dritter Hand. Was sie uns über Jesus berichten, das ist nicht bloß Geschichte, sondern auch im Munde des Volkes entstandene sagenhafte Ueberlieferung, und die Person Christi besonders erscheint fast durchgängig in jenem Schleier, welchen die Philosophie der ersten Christen um seine Gestalt gewoben hat. Sehr bald nämlich nach dem Tode Jesu und der Stiftung der christlichen Kirche mußte unter den Christen die Frage entstehen, in welchem Sinne und inwiefern denn ihr nun verklärter und zu Gott gegangener Meister, in dem sie den Messias erkannt hatten, alle Propheten des alten Bundes und den Moses selbst an Größe und Herrlichkeit überstrahle. Auch durch Moses und die Propheten hatte ja Gott geredet, in Christo aber hatten sie mehr und Größeres gesehen, in ihm hatte Gott sich vollkommener offenbart als in allen Propheten des alten Testamentes. Das stand ihnen fest und war auch zweifellos richtig. Welcher Art aber war nun diese höhere Würde, diese größere Stellung, die ihm zukam? So fragte man, und auf diese Frage gab die damalige jüdische Philosophie eine ziemlich entschiedene — nur ursprünglich nicht auf Jesus, sondern auf den Messias überhaupt berechnete — Antwort. In Alexandrien nämlich, wo eine große

und reiche Judenschaft die griechischen Denker kennen gelernt hatte, war aus jüdischen und griechischen Spekulationen ein philosophisches System entstanden, dessen Hauptgedanken und Hauptwerke noch auf uns gekommen sind, und dessen vornehmster und größter Vertreter ein gewisser Philo, ein alexandrinischer Jude, war. Dieser lehrte ungefähr Folgendes: Gott als der reine Geist hat mit dem Stoff, der Materie, keinerlei Gemeinschaft. Sie ist für ihn etwas Fremdes, Unheiliges, das er nicht berühren, ja nicht einmal durch seinen Willen umgestalten kann. Die Schöpfung kann also nicht von Gott unmittelbar, sondern nur durch die Vermittelung eines anderen Wesens vollbracht sein, welches letztere ein Mittelwesen zwischen Gott und der Materie ist und daher zwischen beiden jede Wirkung vermitteln kann und muß. Dieses Mittelwesen heißt Logos d. i. Vernunft oder Wort. Auch werden ihm die Namen „Sohn Gottes, Erstgeborener, Stellvertreter Gottes" und ähnliche beigelegt. Es wird gedacht als eine Art zweiter Gott — wie Philo es auch nennt — als ein Unter- oder Halbgott, von dem es im Unklaren bleibt, ob er selber geschaffen oder ungeschaffen und ewig ist. Diese Vernunft oder dieses Wort Gottes soll also auf Gottes Befehl die Welt geschaffen haben, wie es ja im Schöpfungsbericht heißt: Gott sprach: Es werde Licht. Gott gebrauchte also zur Schöpfung das Wort. Sodann aber, — spekulirt Philo weiter, — auch als die Welt geschaffen war, konnte Gott wegen seiner unendlichen Erhabenheit und Herrlichkeit sich eben dieser Welt, also auch dem Menschen, niemals unmittelbar offenbaren, sondern dazu gebrauchte er ebenfalls immer wieder jenes Mittelwesen, das Wort. Wo irgend im alten Testament gesagt wird, Gott habe zu den Menschen geredet, da, behauptet Philo, sei es immer dieser Logos gewesen, durch welchen Gott geredet habe. Er habe die Propheten erleuchtet, er sei dem Moses und Abraham erschienen, er sei als Wolken- und Feuersäule mit den Juden durch die Wüste gezogen, ohne ihn und seine Vermittelung sei schlechterdings keine Offenbarung Gottes geschehen.

Der Grundgedanke dieser ganzen Spekulation ist ein echt heidnischer, in der That auch dem Plato entlehnter, nämlich der,

daß die Materie, der Stoff etwas völlig Ungöttliches und Gott Fremdes sei, und daß die Gottheit mit der Materie sich nie befassen, sie unmittelbar gar nicht beeinflussen könne. Allein dieser heidnische Ursprung hinderte nicht, daß diese Philosophie bei den Juden weite Verbreitung fand. Sie entsprach ihren abergläubischen und übertriebenen Vorstellungen von der Unnahbarkeit Gottes zu gut und befriedigte ihr Denkbedürfniß. Daß, wie das alte Testament erzählt, der einige allmächtige, unendlich große Gott selber im Garten des Paradieses zur Zeit der Abendkühle gewandelt sei, (1. Mos. 3, 8) daß er bei Abraham Gastfreundschaft genossen und unter dem Baum vor seiner Hütte Fleisch, Butter und Milch gegessen (1. Mos. 18), daß er mit Mose mündlich geredet habe, „wie ein Mann mit seinem Freunde redet" (4. Mos. 12, 6—8), diese und alle ähnlichen Geschichten des alten Testamentes mußten ja sicherlich schon damals den geistig gebildeteren und denkenden Juden manchen Anstoß und Zweifel bereiten, zumal sie aus demselben alten Testament lernten, daß Niemand Gottes Angesicht schauen könne, ohne zu sterben (2. Mos. 33, 20). Da bot nun die Lehre des Philo einen bequemen Ausweg. Nicht Gott selbst war nach seiner Ansicht auf Erden erschienen und hatte Menschengestalt und Menschensprache angenommen, sondern eben nur jenes göttliche Mittelwesen, das man sich etwa wie einen Erzengel denken konnte; und Engelerscheinungen waren den Juden etwas sehr Geläufiges und Glaubwürdiges. So verbreitete sich also die Lehre des Philo ziemlich weit und erhielt mancherlei zum Theil ganz abenteuerliche Ausbildungen. Man fabelte von einem Urmenschen, Adam Kadmon, einem hohen, nach Gottes Ebenbild geschaffenen Wesen, welches eine ganze Reihe von Verkörperungen durchlaufen habe und unter Andern in Adam, Henoch und Noah erschienen sei. Man brauchte für den Logos des Philo noch andere Namen, nannte ihn den „Engel Gottes" oder die „Weisheit Gottes", und deutete ihn in die Erzählungen des alten Testamentes überall hinein. Wie verbreitet diese Art von Philosophie war, kann man unter Anderm daraus ersehen, daß sie sich schon in einigen späteren (zum Theil apokryphischen) Büchern des alten Testa-

mentes selber findet. Wer z. B. die folgenden Stellen des alten Testamentes: Sprüchwörter 8, Sirach 1, 1—10, 24, 8 fgde., Weisheit Salomon. 7, 22 fgde. nachlesen will, der wird finden, daß sie eben von dieser „Weisheit" oder diesem „Wort Gottes" handeln und sie wie eine Persönlichkeit, wie einen Werkmeister und Ordner der Welt, wie einen Offenbarer Gottes schildern. So sagt die Weisheit unter Anderm:

„Der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege; ehe er was machte, war ich da. Ich bin eingesetzt von Ewigkeit, von Anfang vor der Erde. Da er die Himmel bereitete, war ich daselbst, da er dem Meere das Ziel setzte und den Grund der Erde legte, da war ich der Werkmeister bei ihm und hatte meine Lust täglich und spielte vor ihm allezeit und spielte auf seinem Erdboden. Aber meine Lust ist bei den Menschenkindern." (Sprüche 8.) „Die Weisheit preiset sich und spricht: Ich bin Gottes Wort und schwebe über der ganzen Erde wie die Wolken. Ich allein bin allenthalben, so weit der Himmel ist." Sir. 24, 1—7.

Das also war die zur Zeit Jesu wenn nicht allgemein herrschende, so doch weit verbreitete und viel bewunderte jüdische Philosophie über die Art, wie Gott sich in der Welt offenbart. Es ist klar, daß auch den jüdischen Männern, welche das neue Testament verfaßt haben, diese Ideen ihrer Zeit nicht unbekannt gewesen sein können, und wir dürfen nur einen Blick in ihre Schriften thun, um zu finden, daß sie vielmehr zum größeren Theil in diesen Gedanken sehr bewandert und bekannt gewesen sind. Wir sehen nämlich, daß, wie wir oben schon sagten, sie fast sämmtlich diese Spekulation benutzt haben, um die Antwort auf jene Frage zu geben: Welcher Art war die höhere Würde, die größere Stellung, welche Jesus als dem Messias vor allen Propheten des alten Bundes zukam? Die Antwort lautet bei den verschiedenen neutestamentlichen Schriftstellern zwar nicht wörtlich gleich, der Eine wählt diesen, der Andere jenen Ausdruck, aber in der Sache kommen sie fast alle dahin überein, daß in Christo als dem Messias ein höheres, göttliches oder halbgöttliches Wesen erschienen sei, welches den ewigen Gott selbst geoffenbart habe. Diese Auskunft lag ja überaus nahe. Der Messias als der letzte Prophet konnte doch nicht weniger sein,

als die Gottesmänner des alten Testamentes, im Gegentheil, wenn aus diesen letzteren die Weisheit Gottes nur zeitweise und vorübergehend geredet hatte, so mußte sie in dem Stifter des neuen Bundes dauernd gewesen sein, in ihm eine bleibende Wohnung genommen haben. In solchem Sinne sprechen in der That die meisten neutestamentlichen Schriftsteller sich aus, am stärksten und ausgeprägtesten das sogenannte Johannesevangelium, welches in seiner Vorrede die Philosophie des Philo förmlich vorträgt: „Im Anfang war der Logos, und der Logos war bei Gott, und ein Gott war der Logos" (es steht im Griechischen nur, daß er ein Gott, d. h. ein gottähnliches Wesen war). — Paulus seinerseits drückt sich etwas anders aus und hat diese Ansichten einigermaßen anders gestaltet. Er erblickt in Christus den „himmlischen Menschen," also wohl jenes Urbild des Menschen, von welchem die jüdische Spekulation zu reden wußte.

1. Cor. 15, 45. Der erste Mensch, Adam, ist gemacht zu einer lebendigen Seele (Luther übersetzt: in das natürliche Leben) und der letzte Adam zu lebendig machendem Geist (Luther übersetzt: in das geistliche Leben). Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch, der zweite Mensch ist der Herr vom Himmel . . . Und wie wir getragen haben das Bild des irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des himmlischen.

Aehnliche Spekulationen über die Würde und Herkunft Christi finden wir, wie gesagt, fast in allen Büchern des neuen Testamentes, in der Offenbarung Johannis z. B. trägt der verherrlichte Christus, der unter verschiedenen Bildern, als Lamm, als Reiter auf weißem Roß, dargestellt wird, einen geheimnißvollen Namen, der da heißt: „Das Wort (griechisch der Logos) Gottes." (Offenbarung 19, 11–13.) Aber in diesem Buch wird dieser Name noch als ein großes himmlisches Geheimniß betrachtet, dessen Bedeutung Niemand weiß als Christus selbst (v. 12), offenbar, weil die damit verbundene Spekulation zur Zeit der Abfassung der Offenbarung noch nicht von allen Christen angenommen war. Im Colosserbrief wird dieselbe Idee mit dem Ausdruck bezeichnet, daß in Christo die ganze Fülle Gottes gewohnt habe. (Coloss. 2, 9), im Philipperbrief ist die Rede von einer Selbstentäußerung und Erniedrigung Christi, welcher seine Gottgleichheit nicht selbst-

süchtig festgehalten, sondern Knechtsgestalt angenommen habe und Mensch geworden sei, im Hebräerbrief heißt er das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene aller Geschöpfe (also offenbar selbst ein Geschöpf Gottes, wenn auch das erste und vornehmste), der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort, welchen Gott zum Erben gesetzt hat über Alles, ja durch welchen er auch die Welt gemacht hat, und den alle Engel anbeten sollen. (Hebr. 1, 2–6.) Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Bild von jenem Menschensohn, welchen Daniel in den Wolken des Himmels geschaut hatte, wie er vor Gott gebracht und mit der Herrlichkeit des messianischen Reiches bekleidet wird, zu der Ausbildung und Gestaltung aller dieser jüdisch-christlichen Gedanken über Christus ebenfalls nicht unwesentlich beigetragen hat. Und dies nicht allein, sondern auch andere Vorstellungen, welche die Juden von ihrem Messias hatten, mußten gleichfalls das Ihrige thun, um die Gestalt des erhöhten Christus zu verherrlichen. Er, in welchem seine Gläubigen den wahren Messias Israels erkannten, konnte doch — so schien es — nicht weniger gewesen sein, als der Messias, welchen die Juden erwarteten. Stellten sich diese ihren Messias als ein höheres Wesen, ja als den Weltenrichter vor, so glaubte die Christenheit Ursache zu haben, eben solche Würde auf den zu übertragen, der schon gekommen war. Endlich darf man auch nicht vergessen, wie sehr zu allen solchen Ideen der Umstand beitragen mußte, daß das öffentliche Leben Jesu, sein Auftreten und seine Wirksamkeit als Lehrer in Israel nur so außerordentlich kurze Zeit gedauert hatte. Nicht viel über ein Jahr hat er öffentlich gelebt und gelehrt, seine Jugendzeit war so gut wie unbekannt. Schnell, wunderbar schnell, wie ein leuchtendes Meteor war er am Himmel der Menschheit vorübergezogen und hatte doch einen unauslöschlich tiefen, unvergänglichen Eindruck in den Seelen seiner Jünger zurückgelassen. Wie nahe lag es für jene Zeit, deren Philosophie solche Ideen begünstigte, zur Erklärung seiner geistigen Größe das Höchste auf ihn anzuwenden, das man zu denken gewöhnt war. Auf diese Weise sind die Aussagen des neuen Testaments entstanden, die wir angeführt haben.

Wer aber der bisherigen Entwicklung der neutestamentlichen Ideen über Christus aufmerksam gefolgt ist, der wird an dieser Stelle mit Fug und Recht zwei Fragen aufwerfen. Er wird fragen: Erhob denn gegen solche Spekulationen nicht die wirkliche Geschichte Jesu, die lebendige Erinnerung an seine menschliche Natur und Erscheinung einen mächtigen Widerspruch? und zweitens verwehrte denn nicht auch der strenge Monotheismus der Juden eine solche Philosophie, welche doch anscheinend beinahe einen zweiten Gott neben den Einzigen und Ewigen stellte? In der That, diese beiden Fragen verdienen eine gründliche Würdigung, und ihre Beantwortung wird nicht unwesentlich dazu beitragen, unsern Gegenstand noch klarer zu beleuchten. Beginnen wir mit der zweiten Frage.

Wir haben eben schon gezeigt, daß die alexandrinisch-jüdische Philosophie ihren Ursprung allerdings der Berührung mit heidnischer Weltweisheit verdankt. Indessen müssen wir nicht glauben, daß die Juden, welche ihr anhingen, irgend wie, ja auch nur entfernt der Meinung waren, mit der Annahme eines gottähnlichen Mittelwesens der Einzigkeit und Alleingottheit Jehovas zu nahe zu treten. Im Gegentheil, des einen und allein wahren Gottes Größe und Würde sollte auch durch dieses Mittelwesen nur mehr in's Licht gestellt und verherrlicht werden. Von zwei Göttern im eigentlichen Sinne durfte durchaus keine Rede sein. Und um dies zweifellos zu machen, wurde nachdrücklich und entschieden die Unterordnung des Logos unter den ewigen Gott und Vater gelehrt. — Genau dieselbe Stellung zu dieser Frage nimmt nun auch das neue Testament ein. Es trägt kein Bedenken, hohe, fast göttliche Titel und Namen auf Christus zu übertragen, ja es nennt ihn an einigen Stellen in einem gewissen Sinne gradezu Gott, aber es ist bei alledem weit davon entfernt, ihn dem göttlichen Vater gleichzustellen, ist vielmehr sorgfältig darauf bedacht, die entschiedene Unterordnung des Sohnes unter den Vater zu betonen, und auf diese Weise die Meinung zu verhindern, als wolle das Christenthum die Einheit Gottes auflösen oder gefährden. Man kann sagen, das neue Testament lehrt freilich — und wir haben gesehen, wie es dazu kam —

eine gewisse Göttlichkeit Christi, aber seine eigentliche und wahre Gottheit — wie die Kirche später sie aufgefaßt hat — lehrt es nicht. Diese merkwürdige Thatsache verdient unsre volle Beachtung; sie drängt sich jedem vorurtheilslosen Bibelleser ganz zwingend auf, und sie beweist, wie sehr allmählich und in immer wachsender Steigerung das zu Stande gekommen ist, was man die Lehre von der Gottheit Christi nennt. Selbst das Johannesevangelium, das Buch, in welchem alle Reden und Thaten Jesu in dem Sinne umgewandelt sind, daß überall der schon vor der Welt gewesene Logos redet und handelt, selbst dieses Buch läßt darüber keinen Zweifel, daß auch der Logos, (dieses in Christo Fleisch gewordene Mittelwesen) nicht der allein wahre Gott selber, sondern ihm untergeordnet sei. So heißt es:

Joh. 14, 28. Ihr habt gehöret, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe: Ich gehe zum Vater: denn der Vater ist größer, denn ich.

Joh. 17, 3. Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.

Hier also sagt (nach Johannes) Christus selbst, daß der Vater ihm übergeordnet, größer sei, ebenso nennt er den Vater den allein wahren Gott, sich selbst nur seinen Gesandten. Und das sagt derselbe Christus, der (immer nach Johannes) auch gesagt hat: „Ehe denn Abraham ward, bin ich" Joh. 8, 58; der gebetet haben soll: „Verkläre mich, Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war." — Hier ist ja deutlich die ganze Philosophie des Philo wiederzuerkennen: Der Logos nicht der ewige Gott selbst, aber ein Mittelwesen, das lange vor der Welt schon in Herrlichkeit bei Gott war.

Ganz ähnlich aber drückt sich Paulus aus. Wir haben gesehen, wie er in Christo den himmlischen Menschen findet, der sich selbst erniedrigt hat, und wie hohe Ehren er ihm zugesteht. Aber ihn neben den Vater und diesem gleich zu stellen, davon ist er weit entfernt, er bekennt ausdrücklich nur einen Gott und zwar den Vater, und Christo legt er nur den Ehrennamen „Herr" bei. So sagt er:

1. Cor. 8, 5. 6. Und wiewohl es sind, die Götter genannt werden, es sei im Himmel oder auf Erden, sintemal es sind viele Götter und viele Herren, so haben wir doch nur Einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind, und wir in ihm, und Einen Herrn, Jesum Christum, durch welchen alle Dinge sind und wir durch ihn.

1. Tim. 2, 5. Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde.

Die neutestamentlichen Schriftsteller glaubten also, indem sie zur Erklärung der Würde und Hoheit des Messias die Lehre vom Logos auf ihn anwandten, damit in keiner Weise der Einzigkeit und Gottheit des Vaters zu nahe zu treten. Selbst das Wort „Gott", welches sie einigemale von Christus gebrauchen, macht hiervon keine Ausnahme. Man muß nur wissen, daß dieses Wort im Hebräischen zwei sehr verschiedene Formen und Bedeutungen hat. Die eine Form, die wir Jehova (richtiger Jahve) sprechen, heißt auf Deutsch „der Ewige", und dieses Wort wird in der ganzen Bibel immer und ohne Ausnahme allein Gott selber, dem Vater und Schöpfer des Weltalls, beigelegt. Die Juden hielten es sogar so unaussprechlich heilig, daß sie den Laut auch im Gebet und beim Bibellesen nicht hervorzubringen wagten, sondern statt dessen überall lasen und sprachen: „der Herr."*) Die andere Form, mit welcher man Gott bezeichnete, hieß „Elohim" und bedeutet ungefähr so viel wie „der Erhabene." Dieses Wort nun, das von Gott unzähligemale gebraucht wird, ja die ältere Form des Gottesnamens gewesen zu sein scheint, wird merkwürdiger Weise schon im alten Testamente auch zur Bezeichnung hervorragender Menschen gebraucht, und auch dadurch sollte natürlich bei dem strengen Monotheismus der Juden durchaus keine Vergötterung dieser Menschen gemeint werden. Das Wort hat dann nur den Sinn wie „Erhabene" oder „Herren", ungefähr so wie

*) Schon Luther hat das gewußt. Er ließ das Wort Herr in seiner Bibelübersetzung jedesmal groß drucken, wenn es für Jehova stehen sollte, „weil dies der Name sei, der allein dem ewigen einigen wahrhaftigen Gott gebühret und gegeben wird", während andere Benennungen Gottes zuweilen auch von Menschen gebraucht werden.

noch jetzt bei uns das Wort Majestät nicht bloß von der Herrlichkeit des ewigen Schöpfers gebraucht, sondern auch irdischen Königen beigelegt wird. So wird Moses der Gott Aarons genannt, und die Richter Israels heißen in diesem Sinne Götter.

2. Mos. 4, 16. Aaron soll dein Mund sein und du sollst sein Gott sein.

Psalm 82. Gott stehet in der Götter Versammlung und in der Götter Mitte hält er Gericht. Er spricht zu ihnen: Ich habe gesagt, Götter seid ihr und Söhne des Höchsten ihr alle.

Diesen schon vorhandenen Sprachgebrauch haben die Schriftsteller des neuen Testaments unbedenklich auch auf Jesus angewendet, und zwar um so unbedenklicher, als sie, wie wir gesehen haben, in ihm ein höheres Wesen erblicken zu müssen glaubten. Es war ja auch so natürlich, daß man den Titel, welchen schon das alte Testament dem Moses beigelegt, auch dem gab, der mehr gewesen war, als Moses. Wie wenig man daran dachte, dieses Wort Elohim im Sinne von Jehova zu deuten, das zeigt besonders schlagend folgende Stelle aus dem Johannesevangelium, in welcher der Ausdruck Elohim in seiner menschlichen Bedeutung auf Jesus bezogen wird.

Joh. 10, 31. Da hoben die Juden abermal Steine auf, daß sie ihn steinigten. Jesus antwortete ihnen: Viele gute Werke habe ich euch erzeiget von meinem Vater, um welches Werk unter denselben steinigt ihr mich? Die Juden antworteten ihm und sprachen: Um des guten Werks willen steinigen wir dich nicht, sondern um der Gotteslästerung willen, und daß du ein Mensch bist und machst dich selbst einen Gott. Jesus antwortete ihnen: Stehet nicht geschrieben in eurem Gesetz: „Ich habe gesagt: Ihr seid Götter?“ So er die Götter nennet, zu welchen das Wort Gottes geschah, und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden, sprechet ihr denn zu dem, den der Vater geheiliget und in die Welt gesandt hat: Du lästerst Gott, darum, daß ich sage: Ich bin Gottes Sohn?

Nichts kann klarer sein als diese Stelle, ob wir sie geschichtlich nehmen oder aus der Auffassung des Johannisevangeliums heraus. Man bedenke nur! Die Juden zeihen ihn der Gotteslästerung, weil er sich zu einem Gott mache, also den Ausdruck Elohim oder Sohn Gottes auf sich anwende. Was konnte, was mußte denn

Jesus hierauf nothwendig antworten, wenn er wirklich der wahrhaftige Gott Jehova war? Offenbar konnte er dann um der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit willen gar nicht anders als antworten: „Ich begehe keine Gotteslästerung, denn ich bin Gott." Er hat selbst in diesem Buche das nicht gesagt, sondern sich im Gegentheil auf eben jene Sprachweise des alten Testamentes, ja auf jenen 82. Psalm berufen, in welchem diejenigen Götter oder Gott (Elohim) genannt werden, zu denen das Wort Gottes geschah. Und daraus hat er auf sein Recht geschlossen denselben oder einen ähnlichen Titel auf sich anzuwenden.

Wenn also Thomas ihn anredet: „Mein Herr und mein Gott", so kann das offenbar auch nach dem Sinn des Johannesevangeliums nicht heißen: „mein Jehova", sondern ist handgreiflich eben jener Ehrentitel Elohim, der des auferstandenen und erhöhten Menschensohnes Herrlichkeit bezeichnen soll. Und wenn Jesus zu Philippus sagt: „Wer mich siehet, der siehet den Vater" oder: „Ich und der Vater sind eins", so blickt aus allen diesen Stellen freilich das Bewußtsein vollkommener religiöser und sittlicher Gemeinschaft mit Gott, ja auch das Bewußtsein jenes Logos hervor, aber eine Gottheit Jesu im Sinne der späteren Kirchenlehre, eine wesentliche Gottgleichheit mit dem Vater lehren sie nicht.

Wir haben diese zum Theil recht spitzfindigen theologischen Unterscheidungen ausführlicher beleuchtet, weil man ohne ihre Kenntniß die Lehre des neuen Testamentes gar nicht verstehen kann. Aus demselben Grunde möge hier noch eine weitere ähnliche Bemerkung ihre Stelle finden. — Sobald einmal die oben geschilderte Auffassung von dem Wesen und der Natur Christi sich verbeitet hatte, war es natürlich, daß man auch die Behauptung übernatürlichen Wissens und Könnens von ihm aufstellte, und eine Art von Verehrung für ihn verlangte, welche das Maß des Menschlichen zu übersteigen schien. Hier einige Beispiele davon:

Joh. 1, 48. Jesus antwortete und sprach zu Nathanael: Ehe denn dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaume wareſt, sahe ich dich. 2, 25. Jesus bedurfte nicht, daß Jemand Zeugniß gebe

von einem Menschen, denn er wußte wohl, was im Menschen war. 16, 30. Nun wissen wir, daß du alle Dinge weißt und bedarfst nicht, daß dich Jemand frage, darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist. 21, 17. Petrus sprach zu ihm: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe. 5, 23. Auf daß sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat.

Hebr. 1, 6. Es sollen ihn alle Engel Gottes anbeten.

Phil. 2, 10. Darum hat ihn auch Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

Matth. 11, 27. Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. 28, 18. Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Aber auch in allen diesen immerhin kühnen Aussprüchen geht das neue Testament nicht über die Behauptung einer besonders hohen Stellung Christi unter den Geschöpfen Gottes hinaus. Es macht ihn auch hier nirgends zu Gott selbst und dem Vater gleich. Es bedarf einiger Vergleichungen, um dies zu erkennen. Aber sobald man diese anstellt, leuchtet die Sache ein, und man begreift die Tragweite der angeführten Stellen besser. Zur leichteren Uebersicht stellen wir zunächst die andern Aussprüche hierher, welche wir vergleichen möchten.

Joh. 20, 17. Spricht Jesus zu ihr: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. 5, 26. Wie der Vater das Leben hat in ihm selbst, also hat er dem Sohne gegeben das Leben zu haben in ihm selbst. 6, 57. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater, und ich lebe um des Vaters willen, also, wer mich isset, derselbe wird leben um meinetwillen. 5, 30. Ich kann nichts von mir selbst thun. Wie ich höre, so richte ich. 14, 10. Der Vater, der in mir wohnet, derselbige thut die Werke. 17, 11. Heiliger Vater, erhalte sie in deinen Namen, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien gleich wie wir.

1. Joh. 2, 20. Ihr habt die Salbung von dem der heilig ist und wisset Alles.

Ephes. 3, 19. Auf daß ihr erfüllet werdet mit aller Fülle Gottes.

2. Pet. 1, 4. Es sind uns die theuren und allergrößesten Verheißungen geschenkt, nämlich daß ihr theilhaftig werdet der göttlichen Natur, so ihr fliehet die vergängliche Lust der Welt.

Diese Reihe von Stellen ist darum so wichtig, weil sie am besten zeigt, wie wenig man den Buchstaben der Bibel pressen darf. Sie enthält eine ganze Anzahl von Aussprüchen, die den gläubigen Christen genau dasselbe zuerkennen, was von Christo selbst ausgesagt wird, nämlich daß sie so eins sein sollen wie Christus und der Vater, daß sie Alles wissen, daß die Fülle Gottes in ihnen wohnt, daß sie theilhaftig werden sollen der göttlichen Natur. Alles dieses wird doch Niemand als eine Lehre von der Gottheit der Gläubigen auffassen. Sodann aber zeigen diese Stellen ferner, daß auch nach Johannes der Sohn das Leben nicht von ihm selbst hat, daß er vielmehr sein Leben und seine Werke auf Gott zurückführt, d. h. eben, daß er selbst nicht wahrhaftiger Gott sein will. Denn es ist das Hauptmerkmal des göttlichen Wesens, daß es durch sich selbst ist. Ein Wesen, das seinen Ursprung einem andern verdankt, ist nicht Gott selber, wie auch eine Macht, die von einem andern verliehen wird, so hoch sie sein mag, nie die Allmacht sein kann. Mit einem Worte: das neue Testament stellt Christus sehr hoch, aber die Lehre von seiner eigentlichen Gottheit und Gottgleichheit kennt es nicht. Es ist traurig, daß der Fanatismus späterer Zeiten auch schlechte Mittel nicht gescheut hat, um diese Wahrheit zu verdunkeln und nur auf alle Fälle die besagte Lehre in das neue Testament hineinzubringen. Man hat zu dem Zweck die Bibel sogar gefälscht. Dieser gefälschte Spruch, der sich in keiner der ältesten Handschriften findet und darum von Luther mit Recht gestrichen worden ist, steht

1. Joh. 5, 7. Drei sind die da zeugen im Himmel: Der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind eins.

Luther im Eifer für die Wahrheit verfluchte den, welcher diesen Vers wieder einschwärzen würde. Aber da er ein zu bequemes Beweismittel für die Dreieinigkeitslehre und die Gottheit Christi schien, hat man ihn nach Luthers Tode trotzdem wieder in die Bibel aufgenommen.

In ähnlicher Weise werden auch drei andere Sprüche vielfach falsch oder irrthümlich citirt, welche hier noch zum Schluß eine Stelle finden mögen.

1. Tim. 3, 16. Kündlich groß ist das gottselige Geheimniß: Gott ist (die ältesten Handschriften haben: „welches ist") geoffenbaret im Fleisch, er ist gerechtfertiget im Geist, erschienen den Engeln, geprediget den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit.

Römer 9, 5. Aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über Alles gelobet in Ewigkeit. (So übersetzt Luther. Richtig übersetzt muß es nach dem Worte Fleisch einen Punkt geben und dann weiter heißen: Gott, der über alles ist, sei gelobet in Ewigkeit; ein Lobspruch, den Paulus sehr oft in ähnlichen Worten anwendet, vergl. Römer 1, 25, 2. Cor. 11, 31, Ephes. 3, 20, Philipp. 4, 20.

1. Joh. 5, 20. Wir wissen aber, daß der Sohn Gottes gekommen ist und hat uns einen Sinn gegeben, daß wir erkennen den Wahrhaftigen (d. i. Gott) und sind in dem Wahrhaftigen, in seinem Sohne Jesu Christo. Dieser (Gott oder Christus?) ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern! (wobei zu beachten ist, daß im Griechischen das Fürwort „dieser" durchaus nicht nothwendig auf das nächste Hauptwort zurückweist, wie 2. Joh. 7 beweist: Viele Verführer sind in die Welt gekommen, die nicht bekennen Jesum Christum, daß er in das Fleisch gekommen ist. Dieser (also doch nicht Christus) ist der Verführer und Widerchrist).

Nun bleibt uns, was das neue Testament betrifft, nur noch jene andre Frage übrig, die wir oben aufwarfen, die Frage: „That denn die wirkliche Geschichte und die lebendige Erinnerung an Jesus, den „Menschensohn", keinen Einspruch gegen alle erwähnten Theorien und Ideen der ersten christlichen Schriftsteller? — Hier können wir uns ganz kurz fassen, denn die Sache liegt sehr klar. Die Antwort heißt: Allerdings that die wirkliche Erinnerung Einspruch, und wir haben die Spuren desselben noch deutlich vor uns, aber dieser Einspruch wurde aus leicht erklärlichen Gründen überhört, sodann auch gewaltsam unterdrückt. Dies hat sich so zugetragen: Daß Jesus ein wirklicher Mensch, von Menschen abstammend und menschlichem Loose unterworfen gewesen sei, stand durch alle älteren Ueberlieferungen

zweifellos fest. Die deutlichsten und zwingendsten Aussagen darüber sind sogar in das neue Testament, namentlich in die drei ersten und ältesten Evangelien übergegangen. Auch die Kirche hat das nie verkannt, denn sie hat neben der Gottheit Jesu immer zugleich seine wahre Menschheit gelehrt. Sie hat aber grade auf die Hauptstellen im neuen Testament, welche Jesu die Allwissenheit, Allmacht und absolutes Gutsein absprechen, kein großes Gewicht gelegt, während grade sie offenbar erst die volle Menschheit desselben begründen. So berichten die Evangelien von ihm, daß er hungerte (Matth. 4, 2) und dürstete (Joh. 4, 7), daß er schlief (Matth. 8, 24) und weinte (Joh. 11, 35), sie nennen ihn „Josephs Sohn" (Joh. 1, 45), „den Zimmermann" (Marc. 6, 3), zählen seine Brüder und Schwestern auf, und Paulus bezeugt mehrfach ausdrücklich, daß durch die Gnade des einigen Menschen Jesus Christus Gottes Gnade und Gabe Vielen reichlich widerfahren sei (Röm. 5, 15, 1. Cor. 15, 22); weiter wird berichtet, daß Jesus als Kind zunahm an Weisheit wie an Alter und Gnade (Luc. 2, 52), was doch auf eine rein menschliche Entwicklung deutet und von einem allwissenden Gott unmöglich gesagt werden kann. Endlich sagt der Hebräerbrief, daß er, wenn auch ohne Sünde, allenthalben versucht sei wie wir, durch Leiden vollendet wurde und Gehorsam gelernt habe (Heb. 4, 15. 5, 9), und Christus selbst weist die Allmacht (Matth. 20, 3), die Allwissenheit (Marc. 13, 32.) und das Gutsein wie Gott (Marc. 10, 10) auf das Entschiedenste von sich, ja er unterwirft in Gethsemane seinen eigenen Willen — der also nicht derselbe war wie der Gottes — demjenigen seines himmlischen Vaters (Luc. 22, 42).

Aus allen diesen Stellen klingt ja deutlich der Protest gegen jene Spekulationen heraus, die aus Jesu ein Wesen höherer Art machen. Aber daß dieser Protest nicht zu Worte kam, dafür wirkten viele Umstände zusammen. Einmal lag der Glaube an Wunder und Uebernatürliches in der Luft des Zeitalters, sodann erwartete man in der Christenheit allgemein eine sehr baldige Wiederkunft Christi zum Weltgericht. Daß er dabei in großer Herrlichkeit erscheinen werde, stand fest. Wie wenig Interesse

hatte man also daran, die kurze Zeit seiner irdischen Wallfahrt in der Knechtsgestalt geschichtlich zu beleuchten. Auch konnte man meinen, seine wahre Menschheit lasse sich trotz der Einwohnung eines höheren Wesens in ihm festhalten, eine sehr deutliche Vorstellung hatte man von der Art solcher Einwohnung überhaupt nicht, endlich brach im Jahre 70 die furchtbare Katastrophe über Palästina herein, welche die jüdische Nation nahezu vernichtete, und das Christenthum siedelte sich unter den Heiden an. Können wir uns da wundern, wenn die ursprünglichen geschichtlichen Nachrichten über die menschliche Erscheinung und Person Jesu zurückgedrängt, verschüttet, bald kaum noch in einzelnen Nachklängen gehört wurden? Doch zeigt uns die Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte immerhin noch einen starken und merkwürdigen Rest der ältesten Ansicht von der Person Jesu, worüber wir im folgenden Abschnitt das Nöthige sagen wollen. Im neuen Testament aber — und damit fassen wir das Resultat dieser Untersuchung zusammen — steht die Sache so, daß die ältesten Nachrichten über das Leben Jesu noch deutlich das klare Bewußtsein seiner Menschheit erkennen lassen, daß dann aber, wahrscheinlich bald nach seinem Tode, Darstellungen und Verherrlichungen seiner messianischen Würde begonnen haben, die dem Mißverständniß, als sollten sie seine eigentliche Gottheit lehren, nothwendig ausgesetzt waren. So weit entwickelt trat nun das Christenthum mitten unter die Heiden, und hier empfing die Lehre von Christus einen neuen Anstoß und durchlief ein zweites Stadium.

## 22. Die Lehre von der Gottheit Christi in der Kirche.

Heidnische Ueberlieferung von Göttersöhnen. Christus sollte mehr sein als sie. Protest der Ebioniten vergeblich. Sieg der Athanasianer über die Arianer. Christus als zweite Person der Gottheit gedacht ohne menschliche Persönlichkeit. Mangel dieser Lehre.

In der ganzen Heidenwelt herrscht, wie bekannt, der Glaube, daß die Götter oftmals auf Erden erschienen und unter den Menschen gewandelt seien. Als Barnabas und Paulus nach

Lystra kamen, wurden sie, wie die Apostelgeschichte erzählt (14, 11), für verkleidete Götter gehalten, nämlich für Jupiter und Merkur, und der Priester bekränzte schon die Opferstiere, um ihnen zu opfern. Ein Gott in Menschengestalt war also den Heiden eine sehr bekannte und geläufige Vorstellung. Auch die indische Religion lehrt eine Menschwerdung (Inkarnation) der Gottheit, die sich mehrmals wiederholt habe. Und wie man im Heidenthum die Götter auf die Erde steigen und Mensch werden ließ, so war man andrerseits auch an den entgegengesetzten Gedanken gewöhnt, daß einzelne Sterbliche, ausgezeichnet durch Tapferkeit und Heldenmuth oder Gunst der Götter, nach ihrem Tode in den Olymp unter die Zahl der Himmlischen versetzt worden seien. So sollte Herkules nach treu vollbrachten schweren Lebensaufgaben auf dem Berge Oeta aus den Flammen des Scheiterhaufens aufgestiegen sein in den Himmelssaal. Wenn die römischen Kaiserleichen öffentlich verbrannt wurden, so ließ man aus dem Scheiterhaufen einen Adler steigen als Sinnbild dafür, daß die Seele des Herrschers nun zu den Göttern aufsteige und den Bildern der Kaiser wurde Verehrung bewiesen und Weihrauch gestreut, ja noch bei Lebzeiten errichtete man ihnen kostbare Tempel. Vespasian spottete daher auf seinem Sterbelager: „Nun werde ich zum Gott," und selbst innerhalb des Monotheismus, wie ihn die Samaritaner ausgebildet haben, konnte von dem Zauberer Simon, einem höchst verdächtigen und schlechten, aber in vielen Künsten erfahrenen Menschen die Rede gehen, „er sei die große Kraft Gottes," d. h. eben eine Art Inkarnation der Gottheit, wie die Apostelgeschichte 8, 10 berichtet.

Denken wir uns nun, daß unter Volksstämme mit solchen Vorstellungen die oben entwickelte Lehre des neuen Testaments von dem Messias Jesus, dem Sohne Gottes, getragen wurde, so müßte es wahrlich mit einem Wunder zugegangen sein, wenn die an sich schon überschwänglichen und theilweise über das Maß des Menschlichen hinausgehenden Bezeichnungen des Erlösers nicht auf den allerfruchtbarsten und empfänglichsten Boden gefallen wären. Jener geheimnißvolle Logos, ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch, von welchem der Jude Philo so

tiefsinnige Spekulationen ausgesprochen, und welchen besonders das Johannesevangelium in Christo wiederzuerkennen geglaubt hatte, wie sympathisch und verständlich mußte er doch denjenigen Christen erscheinen, die aus dem Heidenthum herkamen! Götterssöhne hatten sie bisher die großen Helden und Könige ihres Volkes genannt. Alexander der Große wurde durch das Orakel selbst für einen Sohn des Jupiter erklärt. Und nun vollends die alten Weisen der Vorzeit, die Religionsstifter und Gründer frommer Sitten, ein Numa, ein Theseus, bei den Indern der fromme Königssohn Buddha, bei den Chinesen Confucius, sie waren nach dem Glauben des Volkes des direkten Umganges mit den Göttern gewürdigt gewesen, wurden, wie z. B. Confucius, in Tempeln verehrt und wie Götter mit Hymnen besungen, Buddha ist gradezu zum Gott von 400 Millionen Menschen geworden. Ein Sohn Gottes aber, ja selbst Gott (Elohim) wurde ja auch Christus im neuen Testament genannt. Sollte er weniger gewesen sein, als jene Helden der Vorzeit? — Das Heidenthum ist keineswegs überall und mit einem Schlage innerlich aus den Herzen ausgerissen worden, es hat sich Jahrhunderte lang im Stillen auch da erhalten, wo das Christenthum äußerlich gesiegt hatte. Da trat denn Christus für Unzählige einfach neben oder auch über die bisherigen Göttergestalten ihres Heidenglaubens, und selbst für die strengeren Monotheisten wie die Lehrer der Kirche lag in dem Begriff eines höheren Wesens, eines Halbgottes, fürs Erste noch kein Widerspruch gegen den Glauben an den allein wahren Gott. Ja es entstand die Meinung, je höher man von Christus denke, desto mehr Ehre thue man ihm und dem Christenthum an, wie es in einer Schrift aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts heißt: „Wer gering von Jesu denkt, hat geringes von ihm zu erwarten." Bei solcher Anschauungsweise kam es natürlich auf die geschichtliche Wahrheit nicht mehr an. Bei den Christen aus den Heiden bildete sich ein förmlicher Cultus Jesu aus, der dann wieder zu der Lehre von seiner Gottheit das Seinige beitrug.

Höchst lehrreich und sehr charakteristisch ist es aber, daß wir aus eben dieser Zeit der alten Kirche, d. h. aus der Zeit des

zweiten und dritten Jahrhunderts, noch eine sichere Nachricht darüber haben, wie bei denjenigen Christen, die früher Juden gewesen waren, die ältere geschichtliche Ueberlieferung von der wahren Menschheit Jesu festgehalten und gegen seine Erhebung zu einem Gott Widerspruch erhoben wurde. Diese Christen, die Nachkommen der Apostel und ihrer Schüler, hießen Ebioniten und Nazaräer und hielten zum Theil Jesus „für einen bloßen Menschen, aber von so ausgezeichneter Tugend, daß er würdig sei, ein Sohn Gottes genannt zu werden," ein anderer Theil erklärte ihn für ein Wesen höherer Art, einen Engel oder Erzengel, nur nicht einen Gott, aber für den urbildlichen Menschen und ersten Propheten. (Wir erkennen hier deutlich den Nachhall der auch im neuen Testament vertretenen Anschauungen über Christus, siehe oben S. 228.) In der älteren Zeit der Kirche ließ man sie noch für christliche Brüder gelten, ja in Rom selbst soll nach glaubhaftem Zeugniß bis auf den römischen Bischof Victor, also bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, diese ebionitische Lehre geherrscht haben oder doch stark vertreten gewesen sein. Später wurde sie dann für ketzerisch und falsch erklärt. Immerhin bleibt sie ein merkwürdiges Zeugniß, daß die Vergottung Jesu doch nicht ohne Einspruch derer geblieben ist, die ihrer Abstammung nach von seinem irdischen Leben die besten Nachrichten haben mußten.

In der großen christlichen Kirche ging aber die begonnene Lehrentwickelung weiter. Bisher nämlich hatte man fast allgemein, wie wir gesehen haben, ganz im Sinne des neuen Testamentes, nur eine Göttlichkeit Jesu angenommen, aber keine eigentliche Gottheit, d. h. man hatte ihn dem Vater untergeordnet. Dies war die Ansicht aller älteren Kirchenlehrer. Der göttliche Vater, sagten sie z. B., sei allein der wahrhaft einige Gott, der Sohn nur ein Gott, auch Gebete seien nicht im eigentlichen Sinne an ihn zu richten, sondern nur um seine Vermittelung bei Gott zu erlangen. Im öffentlichen Kirchengebete rief man nur Gott an im Namen Christi und durch ihn, worauf ja auch das Vaterunser hinwies. Aber nun entstand von selbst eine wichtige Frage. Da doch das Christenthum nur einen Gott lehrt, und im entschiedensten Gegensatz steht zu der Vielgötterei der Heiden, wie

verhält es sich mit der Behauptung, daß auch Christus ein Gott sei? — Hierüber konnte offenbar nur ein Entweder Oder entscheiden. Entweder Christus wird für ein Geschöpf Gottes gehalten, so hoch man ihn auch sonst stellen mag, dann ist er aber nicht wahrer eigentlicher Gott. Oder man erklärt ihn für den wahren Gott und Schöpfer selbst, gleiches Wesens mit dem Vater, dann muß man sich aber hüten, nicht zwei Götter zu bekommen. Jene erste Meinung vertheidigte Arius, ein angesehener Priester in Alexandrien, dessen Anhänger nach ihm Arianer geheißen wurden. Die zweite Meinung wurde von Athanasius, dem Bischof derselben Stadt verfochten. Man kämpfte von beiden Seiten mit einer Erbitterung und Leidenschaftlichkeit, die des Christenthums wenig würdig war. Die weltliche Macht, die christlich gewordenen Kaiser mischten sich mit ihren persönlichen Ansichten und Wünschen in den Streit, der oft genug nicht durch Gründe, sondern durch sehr weltliche Mittel entschieden wurde. Je nachdem die Gewalthaber arianisch oder anders gesinnt waren, siegte diese oder jene Partei. So kam es, daß Athanasius während der 46jährigen Zeit seines Bischofsamtes 20 Jahre flüchtig oder verbannt gelebt hat, indem er bald vertrieben, bald wieder zurückgerufen in unaufhörlicher Bewegung und Unruhe blieb. Auf einer Kirchenversammlung zu Nicäa in Kleinasien i. J. 325, der ersten allgemeinen (ökumenischen) siegten durch Beistand und Gewalt des Kaisers Constantin die Gegner des Arius. Dieser selbst wurde verbannt, seine Schriften dem Feuer übergeben, seine Anhänger für Feinde des Christenthums erklärt. Doch wendete sich danach wieder die Gunst der Kaiser, Jahrhunderte lang erhielten sich die Arianer, namentlich die neubekehrten deutschen Volksstämme im römischen Reich fielen dieser Lehrauffassung zu, und erst allmählich gelangte die Lehre von der Gottgleichheit Jesu zu allgemeiner Herrschaft im Christenthum. Ein lebendiges Bild von dem Eifer, mit welchem diese spitzfindigen Fragen im vierten Jahrhundert im Volke diskutirt wurden, hat uns Gregor von Nyssa in folgenden Worten hinterlassen: „Alle Orte der Stadt, sagt er, sind voll von diesen Dingen, die Märkte, die Tische der Kleiderhändler, der Wechsler und Speisehändler. Wenn du

einen ersuchst, dir ein Geldstück zu wechseln, philosophirt er dir etwas vor vom Gezeugt- und Ungezeugtsein. Wenn du nach dem Preise des Brotes fragst, antwortet man dir: Der Vater ist größer und der Sohn ist ihm untergeordnet. Wenn du fragst, ob das Bad warm sei? antwortet der Badeknecht: Der Sohn ist aus dem Nichtseienden erschaffen. Ich weiß nicht, mit welchem Namen man dieses Uebel nennen soll, von dem das Volk ergriffen ist, eine Seuche oder einen Wahnsinn." Schrecklich waren oft die Mittel, deren man sich bediente, um die Gegner zu bekehren. Eine Gesandtschaft von vierzig Priestern aus Konstantinopel hatte dem arianischen Kaiser Valens ihre Ansicht in etwas stürmischer Weise auseinandergesetzt. Er befahl sie alle zu tödten. Man ließ sie einschiffen und das Schiff auf offner See anzünden. Auch hatte man ein Instrument erfunden, um das Brot des heiligen Abendmahls solchen Ungläubigen, die es aus der Hand ihrer andersgläubigen Gegner nicht nehmen wollten, mit Gewalt in den Schlund zu stoßen. — Und alles dies im Streit um die Person dessen, der die Religion der Liebe verkündet hatte. In der That ein Kampf, in welchem das halbüberwundene Heidenthum sich in mehr als einer Weise an seinem Sieger rächte.

So ist das entstanden, was man die Kirchenlehre von der Gottheit Christi zu nennen pflegt. In ihrer immer weiter ausgebildeten Gestalt lautete sie so:

Die Gottheit selbst ist nur eine, aber sie theilt sich selbst in drei Theile: Gott der Vater hat in Ewigkeit aus sich den Sohn erzeugt, und beide wieder haben den heiligen Geist aus sich hervorgehen lassen. Jede dieser drei Arten, wie die Gottheit besteht, ist mit der Andern gleiches Wesens, jede gleich göttlich, jede eine Person für sich. Aber nur der Sohn ist Mensch geworden und hat zu seiner göttlichen Natur eine menschliche Natur angenommen, welcher letzteren jedoch das, was eigentlich den Menschen macht, die Persönlichkeit, fehlt. Die Persönlichkeit des Gottmenschen — so nannte man nun dieses Mischwesen zwischen Gott und Mensch — war keine menschliche, sondern jene göttliche, die er von Ewigkeit her schon besaß und aus dem Him-

mel auf die Erde mitbrachte. Der auf Erden wandelnde Gottmensch war also nach der Kirchenlehre beständig und von Jugend auf zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch (nur daß seiner Menschheit grade das Beste, die menschliche Persönlichkeit, fehlen sollte), er war also schon in der Krippe zu Bethlehem allmächtig und allwissend, und nahm während seines ganzen Erdenlebens stets an der Weltregierung Theil. Auch im Todeskampf am Kreuze stirbt ein allmächtiger und allwissender Gott. Daher in einem lutherischen Kirchenliede das ungeheure Wort: „O große Noth, Gott selbst ist todt."

Diese Lehre der Kirche hat das ganze Mittelalter hindurch gegolten, sie ist noch heute die Lehre der ganzen katholischen Kirche, und auch bei den Protestanten huldigen ihr noch diejenigen, welche sich orthodox d. h. rechtgläubig nennen.

Fragen wir nun, worin ihr Vorzug und worin ihre Schwäche besteht, so muß man zunächst anerkennen, daß sie für eine rohe und halb heidnische Zeit ihr Gutes gehabt hat. Sie hat in einer allerdings eigenthümlichen Form den Monotheismus allmählich zur Herrschaft gebracht. Sie hat namentlich jener ganz gewiß gefährlichen Halbheit, welche in Christo einen neuen Halbgott sah und also einer Art von neuer Vielgötterei den Weg bahnte, ein Ende gemacht. Sie hat endlich die antike Welt in der ihr geläufigen Sprache darüber belehrt und gewiß gemacht, daß das Christenthum kein Wahn, keine menschliche Erfindung, sondern etwas wahrhaft Göttliches sei. Aber sie hat auch andrerseits den Marien- und Heiligencultus begünstigt und dadurch Schaden gestiftet. (Die Mutter Gottes, dieser Titel gebührt ja nach jener Auffassung der Maria mit vollem Recht). Sie hat vor allen Dingen mit der Vernunft und der geschichtlichen Wahrheit, ja auch mit dem neuen Testamente gebrochen und die Person des Erlösers so geschildert, daß ein förmliches Zerrbild desselben entstanden ist. Ein Christus, dem die menschliche Persönlichkeit fehlt, und welcher statt derselben das persönliche Bewußtsein des allmächtigen Gottes selbst in sich trägt, also ein Gott in Menschengestalt mag für wunder- und zeichensüchtige und autoritätsbedürftige Menschen eine große Anziehung üben, bei dem ersten

schärferen Nachdenken schwindet dieser Nimbus und macht einer traurigen Enttäuschung Platz. Durch diese Vorstellung wird nämlich dem Heiland gerade dasjenige genommen, was ihn für uns so werth und theuer macht. Ein Gott, der leidet, Schmerzen erduldet, kämpft und arbeitet wie wir, aber dabei immer das Bewußtsein seiner Gottheit in sich trägt, — kann er wirklich das Erdenweh und Erdenleid so gekostet und empfunden haben wie wir? Ein Gott, der stirbt und in seinem Todeskampfe zu seinem Vater, dem im Himmel gebliebenen Gott, ruft: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? überhaupt ein Gott auf Erden, der zu dem Gott im Himmel, also doch zu seinem eigenen Wesen, zu sich selbst betet, — ist das überhaupt ein Gedanke, den man in der Gegenwart noch zu vollziehen vermag?*) Endlich vor allen Dingen, wenn es sich wirklich so oder ähnlich verhalten hätte, wie ein alter Kirchenlehrer sagt: „Im funfzehnten Jahre des Kaisers Tiberius kam Gott herab nach Kapernaum und lehrte an den Sabbathen," ist es denn möglich, daß dieser auf Erden wandelnde Gottmensch in seinen Versuchungen und seinen Siegen über das Böse uns als Vorbild aufgestellt wird? Kann er wirklich zu uns sprechen: „Kommt her und lernet von mir?" Kann uns in Wahrheit zugemuthet werden, nachzufolgen seinen Fußstapfen und wie er über die Versuchungen Herr zu werden? Doch nur wenn er nach Leib und Seele und Person ein wirklicher, voller, ganzer Mensch war wie wir, nur wenn er allein in der Kraft des Geistes von oben, die auch uns gegeben wird, seine Siege errang und seine Vollendung erkämpfte, nur dann kann er uns zur Nacheiferung reizen. Denn wenn er ein Gott war, welches Verdienst soll darin liegen, daß er nicht sündigte? Werden wir nicht sagen müssen: Er hatte es leicht die Sünde zu überwinden, denn er

*) Der Philosoph Fries, ein bei den frommen Herrnhutern erzogener Mann, sagt darüber einmal: „Für einen Gott schien mir der Gedanke, einmal einige Jahre als Mensch zu leben, mehr eine Sache des Scherzes als des Ernstes zu sein, am wenigsten aber etwas, wofür man dankbares Mitgefühl empfinden könnte." Das ist rücksichtslos gesprochen, aber unumstößlich wahr.

war ja ein Theil der Gottheit, eine göttliche Person, wir aber sind Menschen, wirkliche Menschen ohne seine göttliche Persönlichkeit und ohne seine göttliche Natur, vielmehr mit menschlichen Leidenschaften und Neigungen? Wie sollen wir es ihm denn gleich thun? Ja müssen nicht nothwendig seine Versuchungen, seine Leiden selbst, uns wie ein bloßer Schein dünken, wenn doch in ihnen allen seine Gottheit immer hoch das Haupt erhoben hielt über das, was uns ähnliche Lagen so schwer, so furchtbar macht? Hier liegt in der That die größte Schwäche jener kirchlichen Lehre: sie nimmt uns den wahren, den geschichtlichen Christus, sie setzt an seine Stelle ein Heiligenbild auf Goldgrund, vor dem man anbeten mag, aber dem man nicht nachfolgen kann. Die Nachfolge Christi ist freilich schwerer als seine Anbetung, aber sie allein macht das wahre Christenthum. Das wahre, das ursprüngliche Christenthum Jesu zeigt uns den demüthigen und doch so heiligen Menschensohn, der uns zuruft: „Ich habe überwunden, darum könnt auch ihr überwinden, ich habe die Sünde und den Tod besiegt, der ich euer Bruder und eures Gleichen bin, darum könnt und sollt auch ihr siegen." So ist es ein wahrer Segen und eine wirkliche Befreiung der Geister, daß in der Gegenwart mehr und mehr alle denkenden und vernünftigen Christen von jener Vergötterung des Heilandes, deren Geschichte und Entstehung so klar vor uns liegt, sich losmachen und in dem Glauben an seine volle ganze und wirkliche Menschheit, zu der Religion zurückkehren, die er selbst auf Erden in Worten und Thaten gelehrt hat.

Uebrigens muß man bemerken, daß sich sehr viele Christen heutzutage alles Ernstes einbilden orthodox (rechtgläubig) im Punkte der Lehre von der Gottheit Christi zu sein, obgleich sie bei näherer Erläuterung ihrer Ansicht sogleich die bedeutendsten Abweichungen von der Kirchenlehre zeigen. Da sagen z. B. die Einen, Christus habe bei seiner Menschwerdung seine Gottheit und alle göttlichen Eigenschaften abgelegt, um ein ganzer wirklicher Mensch zu werden. Als ob der allmächtige und allwissende Gott auf 30 oder 40 Jahre sich selbst vergessen und gleichsam „Lethe trinken könnte." Das ist ein heidnischer Gedanke, welcher

wohl bei einem Jupiter oder Merkur, aber nicht dem lebendigen Schöpfer Himmels und der Erde angemessen ist. Außerdem hat grade die lutherische Kirche diese Auffassung auf das schärfste verdammt (in der Concordienformel) und sie eine gottesläſterliche und schauderhafte genannt. Will man also einmal von der Kirchenlehre abweichen, so soll man sich auch nicht mehr für orthodox ausgeben. Und warum dann nicht lieber gleich die wahre Menschheit Jesu völlig und gänzlich anerkennen? — Andere wieder sagen, das Göttliche (der Logos) habe sich Christo immer nur so viel mitgetheilt, als mit seiner jedesmaligen Altersstufe und Reife verträglich war. Das ist eine sehr vernünftige Ansicht, die nur an dem einen Fehler leidet, daß sie noch orthodox sein will und es doch nicht ist. Denn bei dieser Ansicht unterscheidet sich Christus eben nicht der Art nach von allen übrigen Menschen, vielmehr geschieht das Nämliche bei allen Frommen: Gott theilt sich jedem Menschen mit nach dem Maß seiner Fähigkeit ihn aufzunehmen. Nach der Schrift wohnt Gott wirklich in den Gläubigen, wie Christus bei Johannes 14, 23 sagt: „Ich und der Vater werden kommen und Wohnung bei euch machen." Niemand, der an Christus als den großen Propheten und Religionsstifter glaubt, wird zweifeln, daß Gott in ihm ganz vorzüglich gelebt und gewirkt, daß Gott durch ihn geredet hat, wie Paulus sagt: „Gott war in Christo," und Jesus selbst bei Johannes:

Joh. 14. 10: Die Worte, die ich rede, die rede ich nicht von mir selbst. 7, 16: Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat.

Ein solches Leben und Wirken Gottes in Christo muß Jeder annehmen, der an eine wirkliche Offenbarung Gottes im Christenthum glaubt, und kein gläubiger Christ wird den Heiland für von Gott verlassen oder gar gottlos halten, er war gotterfüllt und gottselig im höchsten Maße. Aber man soll sich nicht einbilden mit einer solchen Auffassung, wobei man auch noch etwa von der Göttlichkeit Christi reden kann, die Kirchenlehre von der wahren Gottheit Jesu zu glauben. Die ist, wie wir auseinandergesetzt haben, etwas ganz anderes. Es thut aber

dringend noth, daß die unsäglich große Verwirrung und Unklarheit über diesen Gegenstand und das unehrliche Spielen mit dehnbaren Worten völlig aufgegeben werde, und die evangelische Christenheit zum klaren und frohen Bewußtsein darüber komme, was sie an Christus wirklich und wahrhaftig besitzt. Eben aus diesem Grunde haben wir diese Lehre einmal gründlich in ihren Hauptpunkten besprochen.

Es bleibt nun nur noch ein Einwand zu erwähnen, der unzählig oft gegen die wahre Menschheit Jesu gehört wird. Kann denn, so fragt man, ein Mensch unser Erlöser sein? Ein Mensch wie wir, so hoch und gut er sein mag, bleibt doch immer in den Schranken des Menschlichen, also wohl auch selber sündhaft. Kann ein Sünder den andern erlösen? Dieser Gedanke bedarf einer ausführlichen Besprechung. Er führt uns auf die weitere Frage, worin denn die Erlösung besteht, also auf das Werk, die Aufgabe Christi in der Welt. Davon handeln wir in dem nächsten Capitel besonders, und dort wird daher auch dieser Einwand zu beleuchten sein.

## 23. Die Erlösung.

Das Lebenswerk Jesu war die Befreiung der Menschheit von der Sünde. Nur möglich durch den Geist und die Kraft Gottes in ihm. Die alttestamentliche Gnade Gottes keine Täuschung, aber im neuen Bunde vollendet. Der 49. Psalm.

Was ist das für ein Werk gewesen, welches Jesus auf Erden zu vollenden übernommen hat? Welches war seine Lebensaufgabe, an die er alle seine Kraft und Liebe, an die er sein Herzblut selbst gewendet, welcher er alle Gemächlichkeit und Ruhe, allen Lebensgenuß und alle gewöhnliche Lebensfreude geopfert hat, und um deren willen er „nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte?" Wir haben schon gesehen, daß er sich für berufen erachtete das Amt des Messias, jenes Retters und Helfers auf sich zu nehmen, auf welchen die Juden hofften. Das, was ihn dazu trieb, war die reinste heiligste Liebe zu seinem Volk, zu

dem Volk, deſſen geiſtiges Elend, deſſen religiöſe und ſittliche Verwahrloſung auch ſeinen äußeren Untergang herbeiführen mußte, und von welchem es heißt:

> Matth. 9, 36. Und da er das Volk ſahe, jammerte ihn desſelben, denn ſie waren verſchmachtet und zerſtreut, wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

Wir haben ferner geſehen, wie anders Jeſus dieſes ſein Amt auffaßte, als es bei den Juden gebräuchlich war; wie er die äußeren irdiſchen Königshoffnungen verwarf, und ſeine Aufgabe vielmehr darin erblickte, eine Erneuerung ſeines Volkes von innen heraus, eine religiöſe Erhebung, eine ſittliche Beſſerung, mit einem Worte eine Reformation zu bewirken, deren Iſrael dringend bedurfte. Aehnliches war von jeher Aufgabe und Ziel aller großen Propheten der Vorzeit geweſen. Auch muß man nicht vergeſſen, daß es von Alters her jedem Iſraeliten, der den Beruf von Gott dazu in ſich fühlte, frei geſtanden hatte, ja heilige Pflicht geweſen war, ſich dem Prophetenberufe zu widmen. Nur die Prieſter bildeten einen abgeſchloſſenen, durch die Geburt aus dem Geſchlechte Arons bedingten Stand. Dagegen zum Prophetenamt waren Männer aus allen Ständen, Berufsarten und Stämmen befähigt. Amos z. B. war ein Schafhirt aus Thekoa vom Stamme Juda, Elia aus dem Stamme Naphthali. Und häufig genug, ja im Grunde immer waren grade dieſe freiwilligen Herolde und Prediger des göttlichen Willens *gegen* das herrſchende Geſchlecht der Prieſter und Könige aufgetreten und hatten Beſſerung der Sitten und der Religion im Namen Gottes gefordert. Die meiſten Reden der altteſtamentlichen Propheten ſind voll von Klagen, Strafworten und Drohungen gegen die Verächter des göttlichen Willens. Was den Propheten machte, das war immer nur die reinere Gotteserkenntniß, der größere Eifer für die wahre Religion, der innere Drang beides zu bethätigen und die Befähigung das Volk zu ſich heraufzuheben und mit ſich fortzureißen. „Mich jammert herzlich, daß mein Volk ſo verderbt iſt," ſo hatte ſchon der Prophet Jeremias (8, 21) geklagt. Es war alſo in Iſrael keineswegs etwas unerhörtes oder befremdliches, wenn irgend Jemand, weß

Standes und Geschlechtes auch immer, sich erhob mit dem Anspruch ein Prophet des Höchsten zu sein und göttliche Offenbarungen empfangen zu haben. Freilich war seit Jahrhunderten die Stimme der Propheten in Israel verstummt, doch kurz vor dem Auftreten Jesu war in Johannes dem Täufer das alte Prophetenthum plötzlich wieder lebendig geworden, und der Erfolg, welchen dieser Wüstenprediger hatte, zeigt, daß man Stand und Beruf der Propheten noch gar wohl kannte und zu schätzen wußte. Darin lag also auch für Jesus, der eines Zimmermannes Sohn war, nichts Unnatürliches oder Seltsames, daß er den Beruf zum Propheten in sich fühlte und dieser Gottesstimme Folge leistete. Es war immerhin eine That der frischesten religiösen Begeisterung, aber es war nichts, das gegen Sitte und Anschauung seines Volkes verstoßen hätte. Das Außerordentliche, Großartige, die kühnste Glaubensthat seiner von Gott ganz erfüllten Seele aber war dies, daß er in seinem Prophetenamt die Erfüllung der messianischen Hoffnungen erblickte, daß er es wagte für sich und seinen Beruf den Titel Messias in Anspruch zu nehmen. Dieser Entschluß, der bei ihm offenbar aus reiflicher und frömmster Ueberlegung hervorging, kann in Wahrheit die größte und folgenreichste That der Weltgeschichte genannt werden. Er hat die Erde umgewandelt, er hat sie geistig erobert und war nur möglich durch jenen unwiderstehlichen Drang innerster Ueberzeugung und heiliger Gewißheit des göttlichen Wohlgefallens, in welchem von jeher alle gottbegeisterten Naturen gehandelt haben. Jesus konnte nicht anders, er mußte dieses Amt ergreifen, ihn zwang der Geist Gottes, der in ihm lebte, ihn zwang die heilige Liebe zu seinem armen verlorenen Volk, ihn zwang endlich das freudige Bewußtsein, in seinem Geiste die Schätze zu tragen, durch welche eine religiöse und sittliche Erneuerung Israels einzig möglich war. Der Erfolg hat seine That, seinen Messiasentschluß, gerechtfertigt. Das Christenthum ward die Erneuerung und Veredelung des Judenthums. Die Gesetzesreligion des Moses wurde verwandelt in die Religion des Geistes und der Wahrheit, und so ist für uns kein Zweifel, daß Jesus wirklich der Christ Gottes, der Gesalbte des Herrn, der Messias gewesen ist.

Aber eben mit jener Vergeistigung, die er der messianischen Idee zu Theil werden ließ, hat er auch die Schranken des israelitischen Volkes durchbrochen. Er ist nicht bloß der Helfer und Retter für Israel, sondern der Erlöser und Heiland der ganzen Menschheit, der ganzen Welt geworden. So weit seine Religion sich ausbreitet, so weit reicht sein Werk. Er hat den Namen Gottes auf Erden verherrlicht, verklärt und vollkommen offenbart, er hat die Menschheit zur höchsten Stufe religiösen Lebens geführt: das ist seine Aufgabe, das seine Arbeit gewesen. So durfte er sprechen:

Joh. 17, 4. Vater, ich habe dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte.

Und ihm galt das prophetische Wort:

Luc. 4, 8. Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben er mich gesalbet hat und gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen.

In diesem Dienste hat er sein Leben gelassen, nicht erst am Kreuz, sondern immerwährend schon vorher, indem all sein Thun und Denken aufging in seinem heiligen Beruf:

Matth. 20, 28. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.

Joh. 4, 32. Ich habe eine Speise zu essen, davon wisset ihr nicht. Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen meines himmlischen Vaters.

Also eine Erlösung für viele, ja wie der Hebräerbrief (9, 12) sagt: „Er hat eine ewige Erlösung erfunden." Erlösung heißt Befreiung. Die Befreiung der Menschheit aus der Nacht und dem Elend der Sünde, das war sein Lebenswerk. Eben darum heißt er Helfer, Seligmacher (Jesus), Heiland (der das Heil bringt), Mittler des neuen Bundes zwischen Gott und Menschen, wie Moses der Mittler des alten Bundes genannt wurde. Und hiermit ist seine Stellung zur Menschheit und sein Werk an ihr im Allgemeinen treffend und richtig bezeichnet.

Aber nun kann man die weitere Frage erheben: Wie wurde die Erlösung von der Sünde vollbracht? Was gehörte dazu, die Kette dieser finstern Macht zu sprengen? Welche Opfer, welche Mühen, welchen Preis kostete das? Und war Jesus, wenn er, wie wir gezeigt haben, ein wirklicher Mensch und nur ein Mensch war, dazu im Stande diesen Preis zu zahlen? Mit andern Worten: Sind wir wirklich erlöst? Können wir fröhlich darauf leben und sterben, daß uns im Christenthum die volle Gnade Gottes gewiß ist? Brauchen wir niemals den dunkeln Zweifeln Raum zu geben, die sich aus den Anklagen unseres Gewissens gegen uns und gegen die Hoffnung unserer ewigen Seligkeit erheben? — Hier kommt nun jener Einwurf zur Sprache, mit welchem wir den vorigen Abschnitt schlossen: „Ein Mensch kann nicht unser Erlöser sein."

Ps. 49, 8. Kann doch ein Bruder Niemand erlösen, noch Gott Jemand versöhnen, denn es kostet zu viel ihre Seele zu erlösen, daß er es muß lassen anstehen ewiglich.

Wir wollen zuerst diese letzte Frage näher untersuchen. Es ist etwas Wahres an jenem Einwand. Gott der Herr allein ist der ewige Richter über eine Menschenseele. Nur bei ihm steht Seligmachen und Verdammen. Nur bei ihm steht es die Sünde zu vergeben. Darum heißt er auch zuerst und allermeist, schon im alten Testament, unzählige Mal „Israels Erlöser."

Jesaia 63, 16. Du aber, Herr (Jehova), bist unser Vater und unser Erlöser, von Alters her ist das dein Name.

Und wenn wir diese Seite der Sache betonen wollen, so müssen wir allerdings zugeben, daß, wie Gott in Christo war und lebte, so auch Gott in Christo uns erlöst und beseligt hat. Christus heißt also Erlöser freilich nur *darum*, weil und *sofern* Gott durch ihn redete und in ihm lebte. Ein ohne Gott und außer Gott lebender Mensch kann keinerlei Erlösung von der Sünde bringen. Das ist die Wahrheit jenes Einwandes. — Aber hat denn Christus irgendwo und irgendjemals behauptet, daß er *allein*, er ohne den Vater, also Kraft seiner eigenen Gottheit, im Stande sei die Menschheit zu erlösen? Das grade Gegentheil ist der Fall:

Joh. 5, 30. Ich kann nichts von mir selbst thun, wie ich höre, so richte ich. 14, 10. Der Vater, der in mir wohnet, derselbige thut die Werke.

Also ist auch die durch ihn geschehene Erlösung eine Erlösung Gottes, dessen Prophet und Diener er wahrhaftig gewesen ist. Soll aber jener Einwand sagen, daß Menschen zu solchem Dienste an ihren Brüdern überhaupt nicht zu brauchen seien, daß nur ein vom Himmel gekommener Gott die Welt wahrhaft und wirklich von der ewigen Verdammniß retten und aus der Gewalt der Sünde befreien konnte, so ist das eine gradezu alberne, durch Nichts zu beweisende Behauptung, deren finsterer mittelalterlicher Ursprung uns nachher noch beschäftigen wird. Seit Jahrtausenden haben erleuchtete Lehrer und weise Seher unter allen Völkern der Erde gelebt und ihrer Zeit den Weg des Guten gewiesen. Unter den heidnischen Nationen hat ihre Arbeit nur einen vorbereitenden, Weg bahnenden Charakter getragen, und sie haben die Ihrigen nicht vor dem Versinken in Zucht- und Gottlosigkeit bewahrt. Indessen, daß alle heidnischen Tugenden nur glänzende Laster gewesen seien, — wie jener Kirchenvater sagte — das wird man doch jetzt nicht mehr behaupten wollen. Auch unter den Heiden hat die erziehende und vorbereitende Gnade Gottes manche Seele zu sich gezogen, und die Männer, deren Gott sich als Werkzeug dazu bediente, waren auch im Heidenthum Boten seines Heiles, seiner Erlösung. Aber noch ganz anders hat es sich damit verhalten unter dem Volk, das der Ewige bestimmt hatte die Pflanzstätte des Heiles für alle Völker zu werden. Der große Vater der Rechtgläubigkeit, Athanasius, zweifelte nicht, daß auch vor Christus Menschen gelebt hätten, die ohne Sünde gewesen seien. Aber auch wenn man dies nicht annimmt, jedenfalls hat es in Israel — so wahr die Propheten nicht gelogen haben, wenn sie dem Volke die Vergebung der Sünden im Namen Jehovas verkündeten — eine Erlösung gegeben auch vor Christus. Davon ist das ganze alte Testament Zeuge, vor allen die Psalmen und die Propheten. Man kann hunderte von Trost- und Gnadensprüchen anführen zum Beweise dafür. Hier nur einige:

2. Mos. 34, 6. Und da der Herr vor seinem Angesicht überging, rief er: Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue, der du bewahrest Gnade in tausend Glied und vergiebst Missethat, Uebertretung und Sünde, und vor welchem Niemand unschuldig ist.

Ps. 103. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat, der dir alle deine Sünde vergiebt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit. Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unsrer Missethat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten. So fern der Morgen ist vom Abend, läßt er unsere Uebertretung von uns sein. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.

Klagel. 3, 22. 31. Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß. Denn der Herr verstößt nicht ewiglich, sondern er betrübet wohl und erbarmet sich wieder nach seiner großen Güte, denn er nicht von Herzen die Menschen plaget und betrübet.

Jes. 44, 22. Israel, vergiß meiner nicht! Ich vertilge deine Missethat wie eine Wolke und deine Sünde wie den Nebel.

Jes. 54, 10. Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.

Jes. 43, 1. Und nun spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.

Es ist also im höchsten Grade einseitig und beschränkt, wenn man dies nicht zugeben und den Werth der alttestamentlichen Offenbarung zu Gunsten der neutestamentlichen ungerecht herabsetzen will. Der Fortschritt des Christenthums über das alte Testament hinaus ist groß genug, um keiner künstlichen Erhebung zu bedürfen. Nennt doch das neue Testament selbst (Apostelg. 7, 35) auch den Moses einen Erlöser seines Volkes, ein Name, der im Griechischen so viel wie Retter bedeutet. Und ein solcher

war ja Moſes für Iſrael. Aber die Erlöſung durch Chriſtus gehört allen Menſchen, die des alten Teſtamentes nur den Iſraeliten. Der neue Bund bringt die freie Gnade Gottes, der alte bindet dieſelbe (wenigſtens meiſtentheils) an das Geſetz und das Opfer. Die Erlöſung durch den Meſſias iſt der Abſchluß und die Vollendung des im alten Bunde begonnenen Heilswerkes, ſie ſteht grade um ſo viel höher, als Chriſtus ſelbſt in Wort und That ſich über Moſes und die Propheten erhoben hat. In ganz Iſrael iſt nie ein Zweifel daran geweſen, daß wahre Propheten von Gott die Macht empfangen hätten in ſeinem Namen Sünden zu vergeben. Das hat ja noch Johannes der Täufer gethan mit ſeiner Taufe zur Buße, und daß der Meſſias als der höchſte Geſandte es könne und dürfe, darüber war bei den Juden zur Zeit Jeſu nur eine Stimme.*) In dieſem Sinne alſo kam und kommt die Erlöſung immer auch durch Menſchen. Und daß es thatſächlich ſo iſt, das haben wir ohne Zweifel als eine gute und gnädige Gottesordnung anzuerkennen und hinzunehmen. Es kann doch nichts verkehrter ſein, als nachdem uns Gott thatſächlich durch Chriſtus erlöſt hat, ihm nun nachträglich überklug vorſchreiben zu wollen, wie und durch was für ein Weſen das allein habe geſchehen müſſen, oder überhaupt allein geſchehen könne. Iſt es eine Thatſache — und daran ſollte kein wahrheitsliebender und unbefangener Proteſtant mehr zweifeln — daß Chriſtus ein Menſch war, ſo grenzt es an Unglaube und Hochmuth dem allweiſen Gott zu ſagen: Aber durch einen Menſchen haſt du uns nicht erlöſen können. Der große Lehrer der Kirche Auguſtinus hat noch geſagt: „Thöricht ſind, die da fragen: Konnte die Weisheit Gottes nicht anders die Menſchen befreien, als wenn er ſelbſt menſchliche Natur annahm, menſchlich geboren wurde und jenes alles von den Sündern erlitt? Denen — fügt er hinzu — ſagen wir: er konnte das allerdings,

*) Wenn die Phariſäer, Marc. 2, 7 ſagten: Wer kann Sünde vergeben denn allein Gott? — ſo gingen ſie eben von der Vorausſetzung aus, daß Jeſus nicht der Meſſias, ja nicht einmal ein Prophet ſei, alſo kein Recht habe im Namen Gottes zu reden. Denn dem Meſſias legten ſie in Wahrheit noch ganz andere Befugniſſe bei, z. B. das Weltgericht.

aber wenn er es in anderer Weise gethan hätte, würde es eurer Thorheit gleichermaßen mißfallen." Also hielt er bei dem damaligen Stande des Wissens und der geschichtlichen Forschung freilich jeden Zweifel an der Kirchenlehre für Thorheit, aber Gott vorzuschreiben, auf welche Weise er die Menschheit erlösen müsse, und die Menschwerdung Gottes für den einzig möglichen Weg der Erlösung zu erklären, das fiel auch ihm nicht ein. Bis zu solcher Höhe eingebildeter Weisheit hat sich erst eine spätere Zeit verstiegen.

Und nun schließlich noch der 49. Psalm, der, wie erwähnt, so oft angeführt wird, weil in ihm gesagt ist: Kann doch kein Bruder den andern erlösen. Das ist ein recht schlagendes Beispiel von dem Mißbrauch, der mit dem Buchstaben der Bibel getrieben wird. Denn schlagen wir die erste beste Bibel auf, so finden wir, daß der ganze Psalm gar nicht von Sündenerlösung, sondern von der Unerbittlichkeit des Todes redet, welcher Reiche und Arme ohne Unterschied erbarmungslos dahinrafft, und bei dem auch kein Bruder für den andern eintreten und sein Leben (so heißt es hier in richtiger Uebersetzung) retten oder lösen kann. Also keine Silbe von dem, wovon doch die Rede sein soll, der Erlösung aus der Sünde.

So wird es denn bei allen Einsichtigen weiter keiner Begründung bedürfen, um zu erkennen, mit welchem guten Rechte wir Christus unsern Erlöser (Helfer, Retter, Heiland) nennen dürfen, auch wenn wir von seiner vollen Menschheit überzeugt sind und die Grundlosigkeit seiner Vergötterung erkannt haben. Wir halten fest an dem Satz:

> 1. Timoth. 2, 5. Es ist nur Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde.

Doch mit dem allen haben wir immer nur noch im Allgemeinen gezeigt, daß Jesus der Erlöser war. Die andere Frage ist noch unerledigt, auf welche Weise er die Erlösung vollbracht hat. Um dies darzulegen, hat man sich von Alters her in der christlichen Kirche an die jüdische Vorstellung vom Messias an-

geschlossen. Die Juden nämlich dachten sich ihren Messias als den, welcher die drei höchsten Würden des Gottesstaates in sich vereinigen müßte, also als Priester, König und Propheten zugleich, und im Anschluß hieran hat man auch in der Christenheit dem Erlöser diese drei Aemter beigelegt und das Werk der Erlösung unter diesen drei Gesichtspunkten abgehandelt. Als Prophet hat er, so sagt man dann gewöhnlich, durch seine Lehre und sein Vorbild, überhaupt durch sein Leben die Menschen erlöst, als Hoherpriester hat er für die Welt das große Versöhnungsopfer dargebracht, nämlich sich selbst am Stamm des Kreuzes geopfert, als König herrscht er fortwährend im Reiche der Gnade wie im Reiche der Herrlichkeit (jenseits) über alle Erlösten. Wir können diese Art der Eintheilung beibehalten, weil sie ziemlich übersichtlich ist und die Besprechung erleichtert. Beginnen wir denn mit dem sogenannten hohenpriesterlichen Amt Jesu und seinem Versöhnungstod. Doch dem gebührt ein besonderer Abschnitt.

## 24. Der Opfertod Jesu.

Anfängliche Hoffnungen Jesu als Messias anerkannt zu werden. Allmähliche Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Leidens und Sterbens. Freiwilligkeit seines Todes. Größe des Opfers verglichen mit andern Helden und Märtyrern. Inwiefern die Sünde der Welt ihn an's Kreuz gebracht hat.

Man unterscheidet gewöhnlich in der Glaubenslehre zwischen Versöhnung und Erlösung in der Weise, daß man unter der ersteren die Befreiung von den *Strafen* der Sünde versteht, unter der letzteren dagegen die Befreiung von ihrer Herrschaft. „Wir sind mit Gott versöhnt," das heißt also: „Wir sind befreit von Schuld und Strafe unserer Sünde." Jedoch da auch dies eine Art *Befreiung* ist, wird es mitunter ebenfalls mit dem allgemeinen Namen der Erlösung bezeichnet. Auf den Namen nun kommt es nicht an. Aber, wenn wir einmal streng nach Begriffen unterscheiden wollen, so müssen wir hervorheben, daß man besonders die *Versöhnung*, also die Befreiung von der

Strafe der Sünde, mit dem Tode Jesu und mit seinem Amt als Hoherpriester in Verbindung gebracht hat. Eben hiervon haben wir jetzt zu reden.

Daß er ein Priester sei und ein priesterliches Amt als Messias zu verwalten habe, das hat Jesus ausdrücklich freilich nirgends gesagt, aber allerdings hat er vielfach sein Leiden und seinen Tod als eine göttliche d. h. gottgewollte Nothwendigkeit, als einen Rathschluß seines himmlischen Vaters angesehen und voraus verkündet. Auch hat er es ausgesprochen, daß durch diesen seinen Tod der Welt Heil und Leben kommen, daß er sein Leben als ein Lösegeld für viele hingeben werde.

Matth. 20, 28. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele.

Bezeichnender Weise knüpft sich die erste bestimmte Voraussage seines Leidens grade an das erste große und offene Bekenntniß seiner Jünger, daß er der Christ (der Messias) sei.

Matth. 16, 21. Von der Zeit an (nachdem Petrus in aller Jünger Namen ihn den Messias genannt) fing Jesus an und zeigte seinen Jüngern, wie er müßte hin gen Jerusalem gehen und viel leiden von den Aeltesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getödtet werden.

Daraus wie aus dem gleichzeitigen Verbot an seine Jünger (Matth. 16, 20), daß sie (vorläufig) noch Niemand sagen sollten, daß er der Messias sei, ersieht man nun zunächst die äußere Ursache seines Todesleidens und die in den geschichtlichen Umständen liegende Nothwendigkeit desselben. Es war die Feindschaft der damaligen jüdischen Obrigkeit, die ihm grade wegen seiner reformatorischen Absichten und seiner strafenden Prophetenreden, vor allem aber wegen seines Anspruches auf die messianische Würde sicher war. Man thut den Juden der damaligen Zeit gewiß Unrecht, wenn man sagt, sie hätten ihn freilich für den Messias erkannt, aber in boshafter Verstockung ihn dennoch verworfen. Die Sache lag vielmehr so, daß sie sich seine Würde als Messias zum größeren Theil sehr gern hätten gefallen lassen, wenn er nur ein Messias nach ihrem Herzen, d. h. ein irdischer

Herrscher und Machthaber hätte sein wollen. Sind sie doch so vielen anderen, welche unter dem Titel Messias zu politischen Verschwörungen und Freiheitskämpfen aufriefen, blindlings gefolgt. Was sie empörte und zum Haß gegen Jesus reizte, das war grade seine äußere Niedrigkeit, seine Knechtsgestalt, seine Demuth, die mit den Messiashoffnungen im grellsten Widerspruch standen. Dieser Grund der Verwerfung Jesu war jedenfalls der durchschlagende und allgemeinste, wenn auch bei den sadducäisch gesinnten vornehmen Priestern die kalte politische Berechnung und Klugheit, sowie die höhnische Verachtung aller rein religiösen Beweggründe und Ziele hinzukam. Doch nicht von Anfang an stand diese Feindschaft der Obrigkeit gegen ihn fest. Im Anfang seines Auftretens nahmen die Machthaber eine mehr beobachtende Stellung ein, und da er in Galiläa bei seinen Landsleuten zuerst auch großen Zulauf und fast allgemeinen Beifall fand, ja Bewunderung und Begeisterung hervorrief, so durfte er sich anfänglich auch der Hoffnung hingeben, sein Volk ganz für sich und seine neue Religion zu gewinnen. Diese Hoffnungen spiegelten sich noch in seinen ersten und frühesten Reden. Seine Jünger waren offenbar von denselben Erwartungen erfüllt, erst allmählich entwickelte sich die Opposition der Pharisäer und der Priesterpartei, und damit zugleich stieg immer deutlicher vor dem so klaren inneren Auge des Herrn die Gewißheit auf, daß er leiden und sterben müsse, daß sein Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit, seine Religion des innern Friedens in Gott, mit einem Worte das Christenthum, nicht anders gegründet werden könne als durch seinen Tod.

Joh. 12, 24. Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.

Wir haben noch Aussprüche von ihm, welche zeigen, wie er diese tief schmerzliche Erkenntniß unter andern auch an dem Beispiel der alten Propheten, die fast alle verfolgt, getödtet, gesteinigt, oder sonst zu Tode gemartert worden waren, gewonnen hat. Er konnte das aus der Geschichte des alten Testamentes wissen und sprach es in wehmüthiger Ironie aus, daß die Gräber

der Propheten gebaut und geſchmückt würden von denen, deren Väter ihre Mörder geweſen ſeien, und daß es alſo gar nicht anders gehe, als daß ein Prophet in Jeruſalem ſterben müſſe. (Matt. 23, 39. 57. Luc. 13, 33. Luc. 11, 47–49. Matt. 5, 12.) Aber wie ſchwer hielt es von dieſer Nothwendigkeit des Leidens auch nur den Jüngern eine Vorſtellung zu machen. Selbſt ein Petrus konnte ihn ernſtlich bedrohen und in ihn dringen, er ſolle von ſolchen Gedanken abſtehen: „Herr, das widerfahre dir nur nicht!“ Und die andern beiden Vertrauten, Johannes und Jakobus, ließen ſich für den Anbruch der meſſianiſchen Zeit die beiden Ehrenpoſten als ſeine erſten Diener zu ſeiner rechten und linken Hand durch ihre Mutter ausbitten. So feſt war die jüdiſche Vorſtellung vom herrſchenden Meſſias gewurzelt, ſo unbegreiflich war für die damals lebende Generation der Gedanke eines leidenden Erlöſers. Auch Jeſus ſelbſt hat bekanntlich die Verſuchungen, mit irdiſchen Mitteln für ſeine Zwecke zu wirken, wiederholt von ſich gewieſen. Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, die der Verſucher ihm bot, ſie lagen lockend genug in ſeinem Beruf als Meſſias zu ſeinen Füßen. Darum nennt er den Petrus auch in jenem Augenblick einen Satan, einen Verſucher, und ſagt: „Du redeſt nicht, was göttlich, ſondern was menſchlich iſt.“ Noch in Gethſemane kämpft dieſer menſchliche Wille die Schwachheit des Fleiſches, die vor dem Leiden zurückbebt, mit dem, was er als Willen ſeines Gottes erkannt hat, bis er ſich hindurchringt zur vollen Ergebung: „Vater, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.“ Das iſt grade das Große dieſer Hingabe, dieſes Todes, daß er völlig freiwillig und in frommer Unterordnung unter den Willen Gottes geſchehen iſt, und daß er weder mit jenem kalten ſtoiſchen Hochmuth, der ohne Zucken einer Wimper, in Verachtung der Menſchen und des Schmerzes, alles duldet, übernommen, noch aus eitler Ruhmbegierde in vorſchneller Sterbensſucht begehrt worden iſt, ſondern daß der Heiland mit ächt menſchlichem Gefühl den natürlichen Schauder vor dem ſchrecklichſten Ende ganz empfunden und nur im frommen Gehorſam gegen ſeinen Vater, im treuen Dienſt ſeiner irdiſchen Aufgabe, in heiliger Liebe zu

seinem Volk und der ganzen Menschheit sich allmählich zur unerschütterlichen Festigkeit des Entschlusses, zur vollen Todesbereitschaft erhoben hat. In der freien Hingabe seines Blutes, in dieser großen heiligen Liebe, die Alles thun und Alles erdulden will, um nur das begonnene Werk des Heils zu vollenden, darin haben wir bei diesem Tode das Beste und Größte zu erblicken. Diese Freiwilligkeit macht allein das Opfer werthvoll.

Joh. 10, 17. 18. Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse, auf daß ich es wieder nehme. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Ich habe Macht es zu lassen und habe Macht es wieder zu nehmen.

In jedem Augenblick seiner Laufbahn hätte er noch umkehren, hätte er von dem gesteckten Ziele sich abwenden und in die Verborgenheit seiner galiläischen Berge sich zurückziehen können. In Gethsemane selbst war die Flucht noch möglich, ein kurzer Gang unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels brachte ihn außer den Bereich aller Verfolgung, Bethanien mit dem gastlichen Hause der Freunde war nur eine halbe Stunde entfernt, dann lag Jericho und das Land jenseit des Jordans als nächster Zufluchtsort nahe genug. Daß die Möglichkeit dieses Ausweges ihn beschäftigt, ihn stark gereizt hat, daß er in Gethsemane selbst noch erwog, ob es möglich sei auch so, ohne den dunkeln Leidensweg, den Willen Gottes zu erfüllen und das Werk seines Lebens zu vollbringen, das erkennen wir deutlich aus jener im Gebet angstvoll und zweifelnd wiederholten Frage: „Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir!“ — Warum war es denn nicht möglich? Warum mußte er sich gefangen nach Jerusalem führen und kreuzigen lassen? — Mit dieser Frage stehen wir vor dem Mittelpunkt des Geheimnisses seines Todes, hier muß der Schlüssel des Räthsels zu finden sein, welches in der Bezeichnung „Opfertod“ oder „Versöhnungstod Jesu“ liegt. Und in der That, hat man die Entwicklung des Conflikes zwischen Jesu und seinem Volk bis hierhin aufmerksam verfolgt, so öffnet sich an diesem Punkte auch der tiefste letzte Blick in die Gedanken seines Herzens, in die Beweggründe seines Handelns, und eben damit erkennt man das Wesen seiner Hingabe in den Tod. Zunächst,

wenn wir die Sachlage rein geſchichtlich auffaſſen und uns lebendig in die damaligen Verhältniſſe hineinverſetzen — man denke ſich, welches Hohngelächter ſeiner Feinde, der Hohenprieſter und Schriftgelehrten, ein Meſſias auf ſich und ſeine Sache geladen haben würde, der vor dem ganzen damals zum Oſterfeſte in Jeruſalem verſammelten Volk durch ſeinen Einzug, durch die Reinigung des Tempels und durch ſeine Reden ſich für den gehofften Gottesſohn erklärt hatte, wenn eben dieſer in der entſcheidenden Stunde, da ſein höchſter irdiſcher Richter, ſeine geſetzliche Obrigkeit ihn vor die Schranken forderte, in feiger Flucht ſeine perſönliche Sicherheit allem andern vorgezogen hätte. Damit wäre auch ſeine ganze Sache unfehlbar verloren geweſen. Man hätte ſie und ihn zum Geſpött des Volkes gemacht. Ein jetzt fliehender, ſich ſcheu verſteckender Meſſias wäre für alle Zeiten unmöglich geweſen. Vielmehr jetzt kam es darauf an, zu zeigen, daß er ſeiner Sache gewiß war, daß er wußte, was er wollte, und ſich nicht fürchtete, mannhaft und offen in feierlicher Rathsverſammlung zu wiederholen, was er bis dahin mehr nur angedeutet, nur ſeinen Treuen rückhaltlos geſagt, und erſt zuletzt allem Volke deutlich ausgeſprochen hatte. Dies große Bekenntniß war unumgänglich nothwendig. Aber damit iſt nur das Aeußere der Lage bezeichnet, eine tiefere Urſache, die innere Nothwendigkeit ſeines Sterbens wird erſt offenbar durch eine Erwägung von allgemeinerem Charakter. Der Dichter ſagt, Blut ſei ein gar eigener Saft von beſonderer Kraft und Wirkung. Das iſt richtig, wenn man es nicht roh und grob äußerlich verſteht. Menſchenblut, wenn es freiwillig und aus heiliger Liebe im Dienſte der höchſten Intereſſen und Aufgaben der Menſchheit vergoſſen wird, iſt ein koſtbares heiliges Ding. Und die ihr eignes Blut vergießen in ſolchem Dienſte — die Blutzeugen und Märtyrer der Wahrheit, die Opfer für Rettung und Freiheit des Vaterlandes — ſie haben zu allen Zeiten ein Anrecht gehabt auf einen bleibenden Ehrenplatz in den Herzen der Ihrigen, in dem Herzen der Menſchheit.

Joh. 15, 13. Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er ſein Leben läſſet für die Freunde.

Ja die herrlichſten Siege werden ſterbend erkämpft. Doch iſt noch ein Unterſchied in der Art ſolches Opfertodes. Es hat auch ziemlich rohe Menſchen gegeben, die in einem Augenblick der Erhebung und Begeiſterung fähig waren das Leben einzuſetzen im Dienſte der Pflicht oder zur Rettung Anderer. Man hat dann wohl geſagt, daß der Tod für's Vaterland oder der Untergang im Kampf mit den Elementen, mit Feuer und Waſſer, um ein Menſchenleben zu retten, viele frühere Sünden vergeſſen mache und das Bild des Menſchen verkläre. Aber dabei ſoll man nicht verſchweigen, daß die Geſinnung, in welcher eine ſolche That geſchieht, und der Zweck, für welchen Jemand das Leben hingiebt, ſehr weſentlich in Rechnung kommen, wenn es ſich um die Beurtheilung der That und ihres Werthes handelt. Wie viele tapfere Römer und Griechen ſind im männermordenden Kampfe zur Vertheidigung des heimiſchen Heerdes gefallen! Das iſt auch ein Opfertod geweſen. Aber ihr Gedächtniß ſchwand mit dem Volk, für das ſie geſtritten, oder es lebt nur noch in der Geſchichte, wie das jener dreihundert Spartaner, die unter König Leonidas den Engpaß der Thermopylen gegen die perſiſche Uebermacht hielten, kämpfend bis auf den letzten Mann, und denen das dankbare Vaterland die Inſchrift ſetzte: „Wandrer, melde in Sparta, daß wir hier liegen, ſeinen Geſetzen getreu.“ Oder wie jenes Arnold von Winkelried, der in der Schlacht bei Sempach ſeinen ſchweizeriſchen Kampfgenoſſen und der Freiheit ſelbſt eine Gaſſe durch die Speere der feindlichen Ritter bahnte, indem er ſo viele ihrer Lanzen, als er faſſen konnte, in ſeine Heldenbruſt drückte. Das ſind allerdings auch Opferthaten geweſen, doch nicht für die ganze Menſchheit, und wenn auch für hohe heilige Güter, doch nicht für das Allerhöchſte und Heiligſte, für die Religion und das Reich Gottes. Darum ſtellen wir jene Streiter des Geiſtes noch höher, die wie ein Huß oder Savonarola der erkannten Wahrheit ihr Leben geweiht und zur geiſtigen, religiöſen und ſittlichen Hebung der Menſchheit ſich ſelbſt geopfert haben. Ein Wort des Widerrufs, eine unſcheinbare Verläugnung ihrer beſſeren Ueberzeugung konnte ſie retten. Sie haben dies Wort nicht geſprochen, überzeugt, daß nur durch ihren Tod der Sieg der

Wahrheit errungen, daß nur durch ihr Blut der Same des Guten zum Keimen gebracht werde. Und darin haben sie sich nicht geirrt. Ein fremdes Land mag man gewinnen durch die Macht des Schwertes und ein Volk unterwerfen durch die Gewalt der Waffen, aber die Herzen der Menschheit gewinnt man nur durch die Liebe. Darum liegt in dem Sterben für eine große Ueberzeugung eine heilige weltüberwindende Kraft. Das Blut der Märtyrer war von jeher der Same der Kirche, und nur die Religion, deren Bekenner bereit sind sich für ihren Glauben foltern und tödten zu lassen, hat die Verheißung für sich, das Erdreich zu besitzen.

Wenden wir das Gesagte auf den Tod Jesu an, so ergiebt sich von selbst, in welchem höchsten und vollkommensten Sinne es ein Opfertod gewesen ist. Je höher der Erlöser selber stand über allen andern Zeugen der Wahrheit, je reiner die Gesinnung war, in welcher er sein Leben als Opfer darbrachte seinem himmlischen Vater, je erhabener endlich die Idee des Reiches Gottes gefaßt wird, welches allein er lebend und sterbend auf Erden zu stiften gekommen war, desto höher überstrahlt dieses Opfer auf Golgatha den Glanz aller anderen Thaten und Zeugnisse für die Wahrheit. Auch darf man nicht vergessen, wie viel von dem Ruhme der christlichen Märtyrer demjenigen gebührt, der ihnen allen auf ihrem Leidenswege vorangegangen ist, der sie, wie sie alle bekennen, als Anfänger und Vollender ihres Glaubens zu solchem Todesmuth und solcher Opferfreudigkeit durch sein eignes Beispiel und Vorbild begeistert hat. „Grade in seiner reinen Menschlichkeit geht vom Kreuze die Begeisterung aus, daß ein Christ mit dem Tode des Herrn alle Todesfurcht ablegt, alles Zeitliche hingiebt an das Ewige, und der Jünger es nicht besser verlangt als der Meister. Christus hat den Schmerz und den Tod geweiht; die Kirche ist über einem Grabe gegründet; das Christenthum ist die Religion eines Gekreuzigten; auch darin liegt seine Unbesiegbarkeit. Wer immer jetzt bereit ist sich zu opfern im Dienste der Liebe, sei es einmal durch blutigen Tod, sei es langsam in dem oft so schweren stillen Opfer der Entsagung und Selbstverläugnung zu Gunsten anderer, sei es auf dem Schlacht-

feld oder am Krankenbett, der wandelt in den Fußstapfen Jesu, für den hat der Tod oder was sonst den Menschen ängstet, seine Schrecken verloren, und der hat erst des Lebens wahre volle Freude gewonnen."*) Denn auch Jesus hat sich nicht bloß und nicht erst am Kreuze geopfert, sondern sein eignes Leben voller Entsagung, sein Dienst an den Verlornen, Verachteten, Ausgestoßenen, Elenden und Kranken war ein beständiges Opfer. Doch ist dieses stille Opfer der lebenden und dienenden Liebe gekrönt und vollendet worden durch das Opfer der sterbenden Liebe, der Liebe bis an's Ende, der Liebe am Kreuz.

Joh. 13, 1. Wie er hatte geliebet die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis an's Ende.

Ueberschaut man noch einmal diesen ganzen Gedankengang, so ergiebt sich auch auf die Frage eine Antwort, inwiefern der Tod Jesu in Zusammenhang stehe mit der Sünde der Welt. Es ist ja offenbar, daß wenn das Volk Israel sich in seinen egoistischen Vorurtheilen nicht so verhärtet hätte, wenn die Machthaber und Führer desselben nicht so weit von wahrer Gottesfurcht entfernt gewesen wären, sich die Herzen dem Heilande und dem Evangelium geöffnet haben würden. Seine Verwerfung war ein Werk der Verblendung, aber einer nicht unverschuldeten, somit auch ein Werk der Sünde. „Er konnte von sich sagen, daß er sterbe um unserer Sünde willen, denn er ist gestorben, weil die Sünde der Welt keine andere Krone hatte für den König der Wahrheit als die Dornenkrone und keinen Thron als das Kreuz." Ja das ist, wie Schleiermacher schön gezeigt hat, überhaupt das Loos jedes Menschen, der tiefer Stehende zu sich heraufziehen, der Verlorne und in Sünden Versunkene retten will, daß er eingehen muß in ihre Gemeinschaft und in derselben zu ertragen hat, was die Bosheit und Schlechtigkeit gegen ihn erdenkt. Aus der sicheren Entfernung, in welcher sich die kluge Vornehmheit der Welt gegen das Laster und das Verbrechen abschließt, kann man keine Bekehrungen bewirken. In die Gefängnisse und Höhlen des Lasters muß hinabsteigen, wer Seelen retten und Sünder beseligen will.

*) C. Hase.

So mußte auch Christus eingehen in die Gemeinschaft der Sünder und ihres sündigen Lebens, wenn er sie emporheben wollte in die Gemeinschaft seiner Herrlichkeit, seiner Liebe, seines Lebens in Gott. Je größer dabei der Gegensatz war zwischen ihm und den Menschen, denen er helfen wollte, desto heftiger mußte auch der Haß und die Feindschaft dieser Letzteren ihn treffen. Weil er so hoch über ihnen stand, weil jedes seiner Worte ihrer Denk- und Sinnesweise so schnurstracks zuwider war, darum hat er, wie der Hebräerbrief sagt (12, 3): „solchen Widerspruch von den Sündern wider sich erduldet." — Und endlich, weil es Menschen waren wie wir, die ihn kreuzigten, weil die Leidenschaften, der Haß und die Bosheit sich zu allen Zeiten gleich bleiben und immer wieder ähnliche Erscheinungen hervorrufen, weil noch heute die Tugend und Unschuld von dem Laster und der Sünde gehaßt und verfolgt wird, darum sollen wir nicht den Stab brechen über das Geschlecht jener Tage und sagen: Wenn wir zu ihren Zeiten gewesen wären, so hätten wir Christus nicht gekreuzigt, sondern wir sollen eine gemeinsame Schuld unseres ganzen Geschlechtes anerkennen, sollen, weil wir *auch* sündige Menschen sind, uns beugen vor der Wahrheit, daß Christus auch *für uns* gestorben ist, für unser Heil und unsere Erlösung. Solche Gedanken sind volle und wirkliche Wahrheit. Am Charfreitag gewinnen sie eine besonders lebendige, gleichsam greifbare Gestalt und rühren uns in der Erinnerung an das Todesleiden des Heiligen und Unschuldigen auf das tiefste, so daß wir gern einstimmen in die ernsten wehmüthigen Passionslieder der Kirche. Freilich erklingt in denselben auch mancher veraltete Ton, mancher Gedanke wird ausgesprochen, dem wir in seiner buchstäblichen Fassung nicht mehr zustimmen können, und es muß daher, so lange wir die alten Lieder um ihrer hochpoetischen Schönheit willen überhaupt gelten lassen, jedem protestantischen Christen freistehen, sich die Einzelheiten mit voller Freiheit nach seiner Auffassung auszulegen. Aber grade die schönsten und herrlichsten unsrer Gesänge halten sich im Wesentlichen frei von Einseitigkeiten und preisen mit Recht den Tod Christi als das Heil der Welt. Denn sein Tod ist in Wahrheit die eigentliche Stiftung des Christenthums, in dieser Selbsthingabe gipfelt Alles,

was er für die Menschheit gethan hat, und mit gutem Grund dürfen wir in allen schweren Tagen des Lebens auf dieses Todesleiden blicken, welches uns die Bürgschaft giebt, daß auch wir, wenn wir ihm nachfolgen, aus der Nacht zum Licht, durch Kreuz zur Krone, aus dem Tode in das Leben gelangen werden. Darum stimmen auch wir freudig und zuversichtlich ein, wenn unsere Kirche am Charfreitage singt:

O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn,
O Haupt zum Spott gebunden mit einer Dornenkron,
O Haupt, das sonst gekrönet mit höchster Ehr und Zier,
Jetzt aber gar verhöhnet — gegrüßest seist du mir!

Ich danke dir von Herzen o Jesu, liebster Freund,
Für deine Todesschmerzen, da du's so gut gemeint.
Ach gieb, daß ich mich halte zu dir und deiner Treu,
Und wenn ich einst erkalte, in dir mein Ende sei.

Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir.
Wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Aengsten kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod
Und laß mich sehn dein Bilde in deiner Kreuzesnoth.
Da will ich nach dir blicken, da will ich glaubensvoll
Fest an mein Herz dich drücken; wer so stirbt, der stirbt wohl.

## 25. Die kirchliche Lehre von der Versöhnung.

Bedeutung der Opfer bei Heiden und Juden. Abschaffung der Opfer im Christenthum. Der Tod Jesu gleichsam ein Ersatz dafür. Lehre Anselms vom stellvertretenden Leiden Christi, geprüft an der Lehre Jesu selber.

Wir nennen also auch nach unsern modernen Vorstellungen und in unserer Ausdrucksweise den Tod Jesu ein Opfer. Dieses Wort war aber der alten Welt, den Juden wie den Heiden, noch viel bekannter und geläufiger als uns. In allen alten Religionen herrscht der Glaube, daß der Zorn der Götter durch Opfer versöhnt, daß ihre Gnade durch die Darbringung von Gaben erworben werde. In alter Zeit hatte der Mensch sich durch diesen

Gedanken sogar bis zur Hingabe der eigenen Kinder an die Gottheit bestimmen lassen. Menschenopfer sind selbst in Israel nicht immer unerhört gewesen (z. B. Jephtas Tochter Richt. 11, 31), und als eine reinere Religion das Menschenopfer abgeschafft hatte, war doch an seine Stelle das blutige Sühnopfer von Thieren getreten. Die Idee blieb immer dieselbe: Man wollte der Gottheit etwas geben, das sie erfreue, oder man bekannte sich selbst für schuldig und stellte an die Stelle des Menschen, welcher Strafe, ja vielleicht den Tod verdient hatte, das Thier, das nun für ihn, d. h. an seiner Stelle geschlachtet wurde. Das alte Testament ist in dieser Anschauung noch ganz naiv und zeigt an einzelnen Stellen sehr sinnliche Begriffe von Gott. So wenn es von dem Ewigen heißt:

1. Mos. 8, 21. Und der Herr roch den lieblichen Geruch des Brandopfers und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen;

als ob Gott an dem Geruch des Opfers eine wirkliche sinnliche Freude empfunden hätte. Einer solchen Vorstellung von Gott lag es denn auch sehr nahe zu glauben, daß das Blut der Thiere eine Art Besänftigung seines Zornes, eine Sühne für begangene Sünde bewirke, und diese Gesinnung artete vollständig aus, indem man sich bei aller Schlechtigkeit und Sünde durch den Gedanken beruhigte, daß ja Gott seine Sühne regelmäßig in den Opfern empfange. Gegen dieses Ruhepolster für die sittliche Trägheit, diesen gründlichen Verderb aller wahren Religiosität, eiferten in Israel fast alle Propheten. Immer wieder predigten sie, daß Gott an den Opfern kein Wohlgefallen habe, wenn nicht Herz und Hand dessen rein sei, der sie darbringe.

Jes. 1, 11. Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fetten von den Gemästeten und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke. Wenn ihr hereinkommt zu erscheinen vor mir, wer fordert solches von euren Händen, daß ihr zertretet meine Vorhöfe? Bringet nicht mehr Speisopfer so vergeblich. Euer Räucherwerk ist mir ein Gräuel, der Neumonden und Sabbathe, da ihr zusammenkommt und Mühe und Angst habt, derer mag ich nicht. Meine Seele ist feind euren Neumonden und Jahreszeiten, ich bin derselben über-

drüſſig und bin müde es zu leiden, denn eure Hände ſind voll Bluts. Waſchet, reiniget euch! thut euer böſes Weſen von meinen Augen, laſſet ab vom Böſen! Lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet den Unterdrückten, ſchaffet den Waiſen Recht und helfet der Wittwen Sache. Dann kommt und laßt uns mit einander rechten.

Pſalm 51, 18. Du haſt nicht Luſt zum Opfer, ich wollte dir's ſonſt wohl geben, und Brandopfer gefallen dir nicht. Die Opfer, die Gott gefallen, ſind ein geängſteter Geiſt, ein geängſtetes und zerſchlagenes Herz wirſt du Gott nicht verachten.

So lehrten die Propheten. Aber das war noch keine Abſchaffung der Opfer. Die wurden vielmehr beibehalten und auf das Peinlichſte und Kleinlichſte nach allen Regeln des Geſetzes vollzogen. Noch zu Jeſu Zeit wurde jeder Tag mit einem feierlichen im Namen des ganzen Volkes dargebrachten Brandopfer im Tempel begonnen und geſchloſſen. An Sabbathen und Feſttagen waren wieder noch beſondere Opfer höherer Ordnung vorgeſchrieben, und namentlich galt das Opfer des großen Verſöhnungstages, mit deſſen Blut der Hoheprieſter das Allerheiligſte — nur einmal im ganzen Jahre — betrat, für beſonders kräftig und ſündenvergebend für das ganze Volk. Abſchaffung des Opferdienſtes, das war mithin für den jüdiſchen Mann gewöhnlichen Schlages gleichbedeutend mit Untergang ſeiner Religion. Und nun gab man dem Chriſtenthume und deſſen Stifter die Abſicht ſchuld — und zwar inſofern mit Recht, als ja wenigſtens die Wirkung des Chriſtenthums eben dieſe geweſen iſt — daß es das moſaiſche Geſetz abſchaffen, den Tempel zerſtören und die Opfer aufheben wolle. In der Religion des Geiſtes und der Wahrheit hatten ſie auch wirklich keinen Platz mehr. Dies war denn eine der ſchwerſten Anklagen und einer der härteſten Vorwürfe, gegen welche die Vertheidiger des Chriſtenthums ſich zu verantworten hatten. Kann man ſich denn wohl darüber wundern, muß man es nicht vielmehr höchſt natürlich finden, daß ſie dieſen Anklagen mit der Antwort begegneten: „Wir haben ja auch ein Oſterlamm, das iſt Chriſtus, der für uns geopfert iſt!" (1. Cor. 5, 7.) War es nicht das aller naheliegendſte, daß ſie die vollkommen wahre und richtige Idee des Opfertodes Jeſu — wir haben ſie oben ausführlich beleuchtet —

zur Vertheidigung herbeizogen und erklärten, daß dies Opfer das höchste und beste, darum auch das letzte und das Ende aller anderen gewesen sei? In diesem Sinne und in der den Juden bekannten Ausdrucksweise spricht sich das neue Testament oftmals aus.

Joh. 1, 29. Siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.

Col. 2, 13. Er hat uns geschenket alle Sünden und ausgetilget die Handschrift, so wider uns war.

1. Joh. 2, 2. Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unsern, sondern auch für die der ganzen Welt.

1. Petr. 1, 18, 19. Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid von eurem eiteln Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.

In solcher Gestalt schließt sich also die Idee vom Opfertode Jesu an die gangbaren jüdischen Opfervorstellungen an, und in dieser ursprünglichen biblischen Fassung und Allgemeinheit ist die Lehre auch noch ganz unverfänglich. Dabei wird aber nun ein Gedanke besonders betont, der in der modernen Idee eines Opfertodes nicht liegt, der vielmehr eben aus der hebräischen Opfertheorie hinzukam, nämlich der Gedanke einer Versöhnung zwischen Gott und den Menschen oder wohl gar einer Beschwichtigung seines Zornes. Indessen redet das neue Testament davon doch in einer sehr allgemeinen Weise und niemals wird ausdrücklich gesagt: Gott sei *seinerseits* versöhnt worden, sondern immer werden nur die Menschen genannt als die, welche ihrerseits einer Versöhnung mit Gott bedürfen, so daß also die Idee von einem rachedürstenden Gott, der nicht eher besänftigt wird, als bis er Blut und Strafe gesehen hat, nicht direkt im neuen Testament enthalten ist, wenn man sie vielleicht auch aus einigen Stellen glaubt folgern zu müssen.

Apost. 10, 43. Von diesem zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen.

1. Thess. 1, 10. Jesus hat uns von dem zukünftigen Zorn erlöset.

2. Cor. 5, 19. Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber.

Aber frühzeitig in der christlichen Kirche fing man an diese Lehre weiter auszuspinnen und über das Geheimniß der Versöhnung zu grübeln. Denn zu einem Geheimniß mußte es um so mehr werden, je weiter sich die Vorstellung ausbildete, daß in Christus nicht ein Mensch wie wir, sondern ein Gott in Menschengestalt gestorben sei. Ein solch ungeheurer Gedanke bedurfte der Erklärung und Rechtfertigung. Im Anschluß an die Opfertheorie und an einzelne alt- und neutestamentliche Stellen wie

Jes. 53, 5. Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet;

hat die Kirche dann allmählich und nach mannichfachen Schwankungen eine förmliche Stellvertretung im Leiden und Sterben Jesu an unserer Statt behauptet. In ältester Zeit*) war die Anschauung die, der Teufel habe durch die Sünde ein Recht auf die Seelen der Menschen erworben, Jesus aber habe sich dem Fürsten der Finsterniß als Stellvertreter für die Menschheit angeboten, Satan sei darauf eingegangen und habe den Heiland (durch seine Helfershelfer, die Juden) getödtet, aber nun habe er zu spät erkannt, daß er die heilige und reine Seele des Gottmenschen festzuhalten nicht im Stande sei, und so sei er denn hier wie immer der betrogene Theil geblieben. So heißt es z. B. noch in einem lutherschen Kirchenliede von Christo: „Gar heimlich führt' er seine Gewalt, er ging in einer armen Gestalt, den Teufel wollt' er fangen." In der That eine barocke Idee. — Die Hauptausbildung aber — um ähnliche Vorstellungen zu übergehen — erhielt diese Lehre durch den scharfsinnigen Bischof Anselm von Canterbury in England (um 1100), und da sie in dessen Fassung noch heute der katholischen Kirche und vielen Protestanten als geoffenbarte und göttliche Wahrheit gilt, so sei sie in ihrer ganzen mittelalterlichen Schärfe und Consequenz hier wiedergegeben.

*) Bei Irenäus und Origines.

Anſelm geht von der Frage aus: Warum Gott Menſch wurde? Und beantwortet ſie folgendermaßen: In Gott beſteht ſowohl die Eigenſchaft der Gerechtigkeit, als auch die der Liebe. Nach ſeiner Liebe wollte er die Sünde der Menſchheit verzeihen, aber ſeine Gerechtigkeit läßt das nicht ohne weiteres zu, ſondern fordert eine Strafe oder Genugthuung. Nun iſt aber Gott als ein unendliches Weſen durch die Sünde der Menſchen unendlich verletzt und gekränkt (welch' ein Schluß!), alſo muß er auch eine unendliche Strafe oder unendliche Genugthuung fordern. Dieſe kann kein Menſch leiſten, denn alle Menſchen ſind endliche Weſen. Folglich muß, wenn überhaupt der göttlichen Gerechtigkeit Genüge geſchehen ſoll, ein unendliches Weſen — das iſt eben der Gottmenſch — die Schuld der Menſchheit ſtellvertretend auf ſich nehmen und durch ſeinen Tod ſühnen. Indem alſo Chriſtus ſich kreuzigen läßt, übernimmt und fühlt er die Qual der ewigen Verdammniß — wenn auch nur auf kurze Zeit — an Stelle des ganzen Menſchengeſchlechtes. (Die Seelenangſt in Gethſemane und am Kreuz wird dann eben auf dieſes Gefühl der Verdammniß zurückgeführt, in dieſen Augenblicken habe die Schuld der ganzen Menſchheit aller Zeiten auf ſeiner Seele gelaſtet.) Dadurch iſt der göttlichen Gerechtigkeit die unendliche Genugthuung, die ſie fordert, gewährt, und der Menſchheit die Vergebung und Seligkeit zugeſichert, da Gott nun, nachdem ſeine Gerechtigkeit befriedigt iſt, ſeine Liebe walten laſſen kann.*)

*) Dieſe Anſelmiſche Lehre vom ſtellvertretenden Leiden Jeſu tritt auch in vielen ſonſt ſchönen Kirchenliedern oft ganz ſchroff und beinahe verletzend hervor. So heißt es z. B. in dem Lied: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld der Welt und ihrer Kinder", Gott habe im Himmel zu dem Sohn geſprochen: „Geh hin mein Kind und nimm dich an der Kinder, die ich ausgethan zur Straf und Zornesruthen. Die Straf iſt ſchwer, der Zorn iſt groß, du kannſt und ſollſt ſie machen los durch Sterben und durch Bluten." Darauf erwiedert Chriſtus: „Ja, Vater, ja von Herzensgrund, leg auf, ich will dir's tragen, mein Wollen hängt an deinem Mund, mein Wirken iſt dein Sagen." Alſo eine förmliche Verabredung zwiſchen den Perſonen der Gottheit zur Erlöſung der Welt. Aber grade dergleichen imponirt dem Geſchmack und der Phantaſie ungebildeter Zeiten. — Aehnliche Beziehungen auf die Anſelmiſche Lehre wird man in den meiſten alten Paſſionsliedern finden.

Es lag ganz im Geiste dieser spitzfindigen scholastischen Spekulation, daß das Mittelalter dann weiter über die Frage stritt, ob das Blut Christi als des Gottmenschen nicht so kostbar gewesen sei, daß schon ein einziger Tropfen desselben hingereicht hätte der göttlichen Gerechtigkeit zu genügen, indessen andere umgekehrt behaupteten, daß die menschliche Natur Christi auch den Werth seines Blutes verringert und Gott dasselbe nur als genügend angenommen habe, während es an sich unzureichend gewesen sei.

Wunderbare Vorstellungen! Was sollen wir dazu sagen? Nun, sie waren offenbar der Ausdruck antiker und mittelalterlicher Rechtsanschauungen. Sie waren ganz vernünftig und begreiflich in einer Zeit, in welcher für jedes Verbrechen eine bestimmte Geldstrafe gezahlt wurde — bei den alten Deutschen hatte jeder Todtschlag je nach dem Werth des Getödteten seinen besonderen Preis — wobei es dann ganz gleichgültig war, ob der Schuldige die Strafe zahlte oder ein anderer für ihn. Dem sittlichen und dem Rechtsbewußtsein der Gegenwart aber schlägt diese Lehre geradezu in's Gesicht, am meisten dadurch, daß sie uns zumuthet, Gott selbst als den zu denken, welcher den Unschuldigen an Stelle des Schuldigen büßen läßt. Das ist nicht vereinbar mit unsern Begriffen von Gerechtigkeit. „In China kommt es noch vor, daß ein zum Tode verurtheilter reicher Mann einen ausgehungerten Menschen findet, der, gegen ein Jahrgehalt für seine verkümmerte Familie und eine Woche Wohlleben für ihn selbst, sich stellvertretend köpfen läßt.“*) Auch im Mittelalter hat man dergleichen gelten lassen. Wir nennen das mit Recht Barbarei, daher auch jene ganze Lehre in Wahrheit eine barbarische. Vor allem aber beruht dieselbe auf einem ganz unchristlichen und falschen Begriff von der Liebe Gottes. Das Christenthum lehrt uns nicht, daß die Liebe eine Eigenschaft in Gott sei, die neben andern zu Worte kommt, sondern daß Gottes eigenstes und innerstes Wesen die Liebe selber ist, welcher alle Eigenschaften, auch die Gerechtigkeit, sich unterordnen. Das ist wenigstens die unzweifelhafte Lehre des Heilandes selbst gewesen.

*) C. Hase.

Sie hat er in allen seinen Reden und Gleichnissen immer wieder und von allen Seiten in ewig mustergültiger Form und unerreichbarer Schönheit des Ausdrucks dargestellt. Wir wollen uns an einiges davon erinnern.

Daß der Sünder Strafe verdient und Strafe von Gott empfängt, das ist natürlich auch die Lehre Jesu gewesen. Aber ebenso entschieden hat er gelehrt, daß für den reumüthigen und bußfertigen Sünder bei Gott Vergebung und Gnade bereit sei. Er selbst nannte es ja den ganzen Zweck seiner Sendung, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist, und die Vaterliebe und Hirtentreue des ewig großen Königs aller Welt ist das Thema, das durch alle Reden Jesu kräftig hindurchtönt und in vielen seiner schönsten Gleichnisse ausdrücklich und ausführlich behandelt wird. Da (Luc. 15, 1) wird die Seele des Sünders verglichen mit dem verlornen Schaf, dem der ewige Hirt und Menschenhüter unverdrossen nachgeht, bis daß er es findet, mit dem verlornen Groschen, den die Hausfrau mühsam sucht, bis sie ihn unter Staub und Schmutz entdeckt, und in beiden Fällen wird der unendliche Werth jeder einzelnen Menschenseele betont, so daß vor den Engeln Gottes mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Daß aber Gott, ehe er das Verlorene zu Gnaden annimmt, eine Sühne verlange, das wird nicht gelehrt. — Da ist dann ferner das wundervolle Gleichniß vom verlornen Sohn. (Luc. 15, 11.) Der ist tief gesunken und hat die Güter des Vaterhauses wüst verschwendet. Aber als er in sich schlägt, als er mit zerknirschtem Herzen und demüthigem Bekenntniß seines Unwerthes dem Vater unter die Augen tritt, da ist bei diesem von einer Sühne oder Genugthuung keine Rede, ja nicht einmal der Gedanke daran ist in seine Seele gekommen, denn er läuft ihm ja *entgegen*, als er ihn nur erst noch von weitem erblickt und also sein Bekenntniß und seine Reue noch gar nicht gehört hat. Beim bloßen Anblick der Jammergestalt jammert es ihn des Verlornen, er fällt ihm um den Hals und küsset ihn. Und auch nachher hören wir nichts von einer Gerechtigkeit, die erst strafen muß, ehe sie verzeihen kann, sondern der Vater ruft seinen

Knechten: „Bringet das beste Kleid hervor und thut ihn an und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet es und lasset uns essen und fröhlich sein, denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist gefunden worden." Nun tritt freilich auch im Gleichniß Einer auf, der gegen solche Güte und Liebe murrt, der von Gerechtigkeit redet und Strafe fordert, nämlich der Bruder des Wiedergefundenen, der grollend draußen stehen bleibt und nicht theilnehmen will an der Freude, der seinem Vater sodann bittere Vorwürfe macht, daß er ihm selbst nie solchen Schmaus bereitet habe. Aber wird uns der etwa als Muster und Vorbild gezeigt? oder ist er nicht vielmehr als ein abschreckendes Beispiel hartherziger Gesinnung hingestellt? Man lese, was der himmlische Vater selbst zu solchen spricht, die seine erbarmende Liebe tadeln: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und Alles was mein ist, das ist dein. Du solltest aber fröhlich und guten Muthes sein, denn dieser dein Bruder war todt und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wieder gefunden."

Da haben wir also die verbürgte eigene Ansicht und Lehre Jesu von der Art, wie Gott Sünden vergiebt. Er nennt nur eine Bedingung: Umkehr des Sünders von seinem bösen Wege, Aenderung seines sündigen Sinnes, Insichgehen, Bereuen, Sichdemüthigen vor Gott. Kein Opfer, weder von Thierblut, noch des Gottmenschen wird gefordert, die göttliche Erbarmung und Liebe ist groß genug, Jedem zu vergeben, der aufrichtig und reumüthig Vergebung sucht, Gott straft den Sünder, aber er haßt ihn nicht, er züchtigt ihn, aber nur um ihn zur Besinnung zu bringen und zu bessern. Wie der Mensch seine Feinde lieben soll, um sich als ein Kind des guten Gottes zu beweisen, so muß auch dieser selbst nothwendig gedacht werden als ein solcher, der die Frevler und Sünder — seine Feinde — noch liebt und ihnen nachgeht, bis sie sich von ihm finden lassen.

Und ganz dieselben Gedanken begegnen uns nun in andern Gleichnißreden des Herrn. Der Zöllner (Luc. 18), der im Tempel von ferne steht, an seine Brust schlägt und demüthig seufzt:

„Gott sei mir Sünder gnädig!" — Jesus bezeugt ihm, daß dieses inbrünstige Gebet, dieser kurze Seufzer aus der Tiefe seiner Seele genug gewesen sei, ihm die Gnade und Vergebung des Ewigen zu erwerben, „er ging hinab gerechtfertigt, d. i. begnadigt, in sein Haus." — Der große König (Matth. 18, 23), der mit seinen Knechten rechnet, findet einen, der ihm 10,000 Pfund schuldet. Eine ungeheure Summe. Sie deutet an, daß der Mensch Gott gegenüber tief verschuldet ist, daß er, wenn es nach dem Buchstaben der Gerechtigkeit ginge, nicht bezahlen kann. Aber was thut der Knecht im Gleichniß? Er fällt nieder vor dem König und legt sich auf's Bitten. Es tritt keiner für ihn ein, seine Schuld zu bezahlen, es ist von keiner Sühne durch einen Andern die Rede. Und doch erfolgt die Begnadigung. „Es jammerte den Herrn desselbigen Knechts und ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch."

Das ist die Liebe Gottes, welche Jesus selbst gelehrt hat. An diese wollen wir uns halten, da haben wir den Boden des ächten Christenthums unter den Füßen und können die Klügeleien und Spitzfindigkeiten einer barbarischen Zeit ruhig denen überlassen, welche an ihnen Geschmack zu finden im Stande sind. Nur daß wir auch diese warnen müssen, sich die kirchliche Lehre vom stellvertretenden Leiden und Sterben Jesu nicht zu einem Ruhekissen für die Trägheit des Fleisches im Kampfe mit der Sünde zu machen. Es ist gar zu bequem durch fremdes Verdienst fromm und selig zu werden, und es fehlt nicht an traurigen Beispielen, daß viele in der Christenheit glauben der Sünde dienen zu können, weil das Blut Christi sie ja doch reinige von allen Sünden. Denen muß man sagen, daß nur der zu Gott zurückkehrende Sünder auf Gnade rechnen darf, und so soll denn ein Jeder über sich wachen, daß er nicht thue wie Paulus sagt:

Gal. 2, 17. Sollten wir aber, die da suchen durch Christum gerecht zu werden, auch noch selbst Sünder erfunden werden, so wäre Christus ein Sündendiener. Das sei ferne!

# 26. Die Lehre Jesu.

Propheten waren Verkündiger des göttlichen Wortes und Willens. Anschluß Jesu an das alte Testament und weise Benutzung alltäglicher Erfahrungen. Das Reich Gottes oder Himmelreich als Quellpunkt einer neuen Religion und Moral. Als Lehrer lebte Jesus zugleich vorbildlich für die Seinen.

Wenn wir im Deutschen das Wort Prophet gebrauchen, so kommt uns unwillkürlich dabei die Vorstellung in den Sinn von einem, der die Zukunft vorhersagt, von einem Wahrsager. Unter Prophezeihungen und Weissagungen verstehen wir Voraussagungen dessen, was kommen wird, was geschehen soll. Von dieser Vorstellung muß man sich recht gründlich losmachen, wenn man das biblische Prophetenthum verstehen will. Die hebräischen Propheten haben freilich auch von zukünftigen Ereigniſſen verheißend oder drohend gesprochen, aber gewöhnliche Wahrsager sind sie nicht gewesen. Ihr eigentliches Amt bestand, wie schon früher erklärt worden ist, darin, den Willen Gottes zu verkünden, einem von Gott und seiner Offenbarung abweichenden Volke das Gewissen zu schärfen, die Strafen des Weltenrichters anzudrohen, den sich Bekehrenden aber Gnade, Vergebung und Heil zu verkünden. Wenn sie hierbei auch helle Blicke in die Zukunft thaten, wenn sie den Untergang eines Staates voraussahen und vorher verkündeten, der innerlich faul, der sittlich und religiös verfallen war, wenn sie Rettung und Erlösung an die Umkehr von dem Weg des Verderbens knüpften, so kann man das Alles auch göttliche Offenbarung und Weisheit nennen, aber doch nur eine solche, wie sie allen erleuchteten Gottesmännern zu Gebote steht. Specielle Zukunftsblicke kommen freilich auch vor, aber die Geschichte und der Gang der Ereigniſſe haben bewiesen, daß grade in solchen speciellen Voraussagungen die Propheten nicht unfehlbar waren. Ihr eigentlicher Beruf war der, in sich das Wort Gottes zu vernehmen, — wonach sie auch ihren hebräischen Namen hatten (Nabi d. h. einer, der eine göttliche Einsprache erhalten hat) — und das so Gehörte dem Volk zu verkünden. Luther sagt davon ebenso freisinnig wie zutreffend: „Die Propheten

sind sehr heilige, geistliche, fleißige Leute gewesen, die göttlichen und heiligen Sachen haben mit Ernst nachgedacht und sie betrachtet. Darum hat Gott in ihrem Gewissen mit ihnen geredet; das haben die Propheten für eine gewisse Offenbarung angenommen." So liegt denn der Schwerpunkt der prophetischen Wirksamkeit in der Lehre und Predigt, und auch von Jesu Lehre als Prophet wollen wir jetzt an dieser Stelle handeln. Denn daß das Volk und seine Jünger ihn einen Propheten nannten, darüber kann kein Zweifel sein. Es wird im neuen Testamente mehrfach ausdrücklich bezeugt.

Luc. 7, 16. Und es kam sie alle eine Furcht an und priesen Gott und sprachen: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.

Worin bestand nun die große neue Lehre, die er so gewaltig predigte? Welches war die Form, in der er sie vortrug? Welches die Anknüpfungspunkte, an die er seine Predigt anschloß, um Allen verständlich zu werden und wo möglich alle zu gewinnen? Um mit diesem letzteren zu beginnen, so gewährt es ein großes Interesse zu beobachten, wie tief gesättigt und durchdrungen sein Geist war von der Gedankenwelt des alten Testamentes. Mit dem Gesetz wie mit den Propheten zeigt er sich wunderbar vertraut. Oft führt er einzelne Stellen als Beweis oder Zeugniß für seine Rede an. Oft ist sein Vortrag aus alttestamentlichen Anklängen und Erinnerungen förmlich zusammengewebt. So erinnert z. B. das Gleichniß vom klugen und thörichten Mann, die ihr Haus auf Felsen oder Sand bauen, an Hesek. 13, 11, wo der Prophet drohet, daß die Mauer, welche Israel baue, einfallen wird, wenn der wegschwemmende Platzregen kommt und der Sturmwind daherbricht. „Das Gleichniß von dem Weltgericht, bei dem der Messias Schafe und Böcke sondert, setzt sich in ähnlicher Weise zusammen aus Jes. 58, 7, wo der Fromme den Hungrigen speist, den Nackten kleidet, den Verlassenen in's Haus führt und sich dem Leidenden nicht entzieht, aus dem Spruch Salom. 19, 17, daß, was dem Armen gegeben, dem Herrn geliehen sei, und aus Jes. 66, 24, wo die ewige Pein beschrieben wird, deren

Wurm nicht stirbt und deren Feuer nicht erlischt. Was die Alten aber nur stammelnd andeuten, das bringt er in göttlicher Beherrschung der sittlichen Welt zu dem allein richtigen Ausdruck. Wenn Sirach 51, 34 von der Macht der Lehre sagt: „Beugt euren Hals unter das Joch und eure Seele nehme Belehrung an, sie ist in der Nähe zu finden. Sehet mit euren Augen, daß ich wenig Mühe gehabt und mir viel Ruhe geworden", so schmilzt Jesus diese Wendung um zu dem ewigen Wort von dem sanften Joch und der leichten Last, die er denen auflegen will, die von ihm lernen." *)

Matth. 11, 28—30. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.

Solche Anklänge aus dem alten Testament lassen sich zahlreich in seinen Worten nachweisen. Ja, der ganze Geist der Propheten ruht zwiefältig auf ihm. „Das Pathos eines Jesaia, die Melancholie eines Hosea, die Milde eines Jeremia, die Naturfreude eines Amos, die Beobachtungsgabe der Spruchdichter, die ganze Gemüthswelt des Psalter ist auf ihn übergegangen" und die Herrlichkeit des alten Testaments strahlt in neuem Licht, in himmlischer Verklärung aus seinen Worten. Das ist keine Schwäche, es ist der größte Vorzug seines Prophetenthums, welches sich damit ausweist als die Erfüllung und Vollendung der alttestamentlichen Offenbarung. Daß er sich aber wirklich über die letztere erhob, daß er trotz aller Benutzung und Anlehnung wesentlich etwas Neues und Größeres brachte, davon hat er selbst das allerstärkste und ausgebildetste Bewußtsein gehabt. Er konnte ohne Selbsttäuschung — die Geschichte hat es ja bisher bestätigt — von sich sagen:

Matth. 24, 35. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht. 12, 41. Siehe, hier ist mehr denn Jonas, siehe, hier ist mehr denn Salomo. 13, 17. Wahrlich ich sage euch: Viele

*) Hausrath, neutestamentliche Zeitgeschichte.

Propheten und Gerechte haben begehret zu ſehen, das ihr ſehet, und haben es nicht geſehen, und zu hören, das ihr höret, und haben es nicht gehöret.

Aber auch nicht bloß an die große Vergangenheit ſeines Volkes knüpft er mit ſeiner Lehre. In der herablaſſendſten und dabei herrlichſten Weiſe, in der größten und dabei erhabenſten Einfalt redet er zu dem Volke von den großen Wahrheiten des Himmelreichs, indem er ſie verdeutlicht durch die Dinge und Perſonen des alltäglichen Lebens. Ueberall beziehen ſich ſeine Reden auf die ländlichen Zuſtände Galiläas. „Es iſt in denſelben ein ſtetes Achten auf den Stand der Jahreszeit, des Wetters, der Feldarbeit, der Ernte, das nur dem Gedankenkreis einer ackerbauenden Bevölkerung in dieſer Weiſe geläufig iſt. Auf die Zeit des Feigenbaums weiſt Jeſus ſeine Jünger hin, wie ſeine Zweige ſaftig werden und ſeine Knospen ſchwellen, daß es nun Frühling werden wolle. Er achtet darauf, wie der Pflüger hinter dem Pfluge hergeht, wie der Achtſame grade Furchen zieht, und der die Augen zurückwendet, den Acker verunſtaltet. Wiederum ſieht er dem Säemann zu, der die Körner ausſtreut und ſieht die Körner auf den Acker fallen, oder über den Acker hinaus auf die Straße, die Sperlinge fliegen von den Dächern und die Hühner rennen aus den Scheunen, um ſie wegzupicken, und es thut ihm leid um die andern, die des Wanderers Fuß zertritt oder die Wagen, die vorüberrollen, zermalmen. Dann kommt er wieder zum Feld, da iſt hier und dort die Saat aufgegangen und ſteht fröhlich in ihrem grünen Scheine. Aber als er des Abends des Weges zurückkehrte, fand er die Halme verdorrt, und er prüfte den Boden und fand felſigen Grund. Voran ſchreitet das Jahr, da weiſt er hin auf die rothen und blauen Blüthen, die der böſe Feind zwiſchen die Aehren geſäet hat, aber ihn dauern die guten Halme, die man zertrat, um das Unkraut auszuraufen. So kommt der Sommer, das Feld wird weiß zur Ernte. Er ſieht ſie arbeiten in der Mittagsſchwüle, die Kinder ſchnüren das Unkraut in Bündel, um es zu verbrennen; nach der Mittagshitze kömmt der Feierabend, da dem Tagelöhner ſein ſpärlicher Lohn bezahlt wird.

Andre Bilder haben das Leben und Treiben der befreundeten Fischerwelt am See ihm eingegeben, wenn er ihrer Arbeit zuschaute, wie die Fische heraufahren nach dem verderblichen Köder, und wie sie im Netze sich fangen, wie die Fischer sie auslesen, die guten in die Bütte sammeln und die faulen zur Seite werfen." Dann führt er uns in die Weingärten mit ihren Arbeitern, die der Hausvater zu allen Tagesstunden am Markte dingt, und so lehnt sich überall sein Wort in der denkbar populärsten Form an das wirkliche Leben an.

Populär, leicht faßlich und behaltbar, mitunter durch ein Räthselwort fesselnd und zu tieferem Nachdenken anregend war auch die Weise seines Vortrages. Die Gleichnisse nehmen eine hervorragende Stelle in demselben ein. Aber auch kurze Sentenzen, inhaltreiche Kernsprüche, selten nur längere Reden begegnen uns. Eine stundenlange Predigt scheint er nie gehalten zu haben. Selbst die Bergpredigt, wie sie bei Matthäus Cap. 5—7 vorliegt, ist sicher nur eine Sammlung von solchen Worten Jesu, die bei verschiedenen Veranlassungen gesprochen waren. In der ausführlichen Gestalt des Matthäustextes ist sie gewiß nicht gehalten worden, wie man schon daraus sieht, daß ihre einzelnen Stücke und Theile von den andern Evangelisten bei ganz andern Gelegenheiten angeführt werden.

In der Wahl des Ortes und der Zeit scheint er sich nie und nirgends beschränkt zu haben. Predigend zieht er umher in den Städten und Dörfern; an den Sabbathen redet er in den Synagogen; wenn es die Gelegenheit so mit sich bringt, lehrt er das Volk am Seegestade oder auf den Bergen Galiläas ebenso eifrig wie in den Hallen des Tempels zu Jerusalem. Seine Lehrweise aber war in demselben Maße einfach, wie sie außerordentlich war, sie war ebenso packend und zündend, wie sie gewaltig oder lieblich sein konnte je nach den Umständen. Es war ohne Zweifel ein sehr richtiges, vielleicht unfreiwilliges Zeugniß, das man ihm ausstellte:

Joh. 7, 46. Es hat noch nie ein Mensch also geredet wie dieser Mensch. Matth. 7, 29. Denn er predigte gewaltig (wörtlich: wie einer, der Vollmacht hat, nämlich von Gott) und nicht wie die Schriftgelehrten.

Und nun fragen wir nach dem Inhalt seiner Lehre. Worin bestand sie? Was war ihr Kern und ihre Summa? — Der Mittelpunkt seiner ganzen Verkündigung war offenbar die Lehre vom Reiche Gottes, welches er auch das Himmelreich nannte. Mit dieser Botschaft begann er seine Wirksamkeit, seine erste Predigt hub an, wie uns die Evangelien erzählen, mit den Worten:

Matth. 4, 17. Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.

Und mit derselben Verheißung schied er von den Seinen, indem er sie tröstete mit einer Zeit, da er auf's Neue mit ihnen trinken werde das Gewächs des Weinstocks in neuer Gestalt im Reiche seines himmlischen Vaters; und wie es am Anfang und Ende seiner Laufbahn steht, das Wort vom Reiche Gottes, so klingt es durch seine ganze Lehre hindurch, die meisten seiner Gleichnisse beginnen mit den Worten: Das Himmelreich ist gleich u. s. w. Fragen wir nun, wie dieses Himmelreich oder Reich Gottes zu denken sei, das Jesus verkündet hat, so springt auf den ersten Blick in die Augen, daß es sich von dem Reich, das die Juden erwarteten und welches sie auch das Reich Gottes nannten, sehr wesentlich unterschied. Wir haben das schon oben (S. 226. 256) ausführlich auseinandergesetzt und dürfen hier also uns auf eine bloße Erinnerung daran beschränken. Das Reich der jüdischen Hoffnung war ein irdisches, weltliches, nach Art des großen siegreichen Königs David. Das Reich Jesu war ein geistiges, in den Herzen der Menschen beginnendes, ein Reich der Sitte und Religion, aber ohne politische Macht und Herrlichkeit.

Luc. 17, 20. Da er aber gefraget ward von den Pharisäern: Wann kommt das Reich Gottes? antwortete er ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden! man wird auch nicht sagen: Siehe hier, oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch (eigentlich: mitten unter euch).

Joh. 18, 36. Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde. Aber nun ist mein Reich nicht von dannen.

Aber so wenig es ein politisches, bürgerliches Weltreich sein soll, das darf man doch nicht denken, daß Jesus mit dem Ausdruck

„Himmelreich" habe sagen wollen, es liege eigentlich jenseits dieser Erde in dem Himmel. Vielmehr wollte er damit sagen, daß er gekommen sei, um den Himmel auf Erden zu bringen, um hienieden unter den Menschen einen Bund des Friedens und der Gnade zu stiften, in welchem das wahre Glück und die wahre Ruhe der Seelen zu finden sei. Darum sagt er, bisher sei dieses Reich immer nur verheißen worden durch die Propheten, aber von nun an könne es jeder erobern, der es haben wolle, und die Seinen würden die Zeit erleben, da dieses Reich zum Durchbruch und Siege in der Menschheit gelange.

Luc. 16, 16. Das Gesetz und die Propheten weissagen bis auf Johannes, und von der Zeit an wird das Reich Gottes durch das Evangelium gepredigt, und Jedermann dringet mit Gewalt hinein (d. h. kann es erobern und gewinnen). 12, 32. Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben. 13, 29. Es werden kommen vom Morgen und vom Abend, von Mitternacht und von Mittag, die zu Tische sitzen werden im Reich Gottes. 22, 29. 30. Und ich will euch das Reich bescheiden, wie mir's mein Vater beschieden hat, daß ihr essen und trinken sollt über meinem Tische in meinem Reich, und sitzen auf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israel.

Dieses neue große und herrliche Reich des Himmels auf der Erde läßt sich nun nach dem, was Jesus darüber gelehrt hat, unter zwei Hauptgesichtspunkten auffassen und beschreiben. Nach der einen Seite hin nämlich bringt es der Menschheit ein ganz neues, in seiner Art einziges Verhältniß zu Gott, also eine neue Religion, nach der andern Seite stiftet es unter seinen Mitgliedern eine ganz neue Art der Verbrüderung, ja ein unerhörtes, noch nie dagewesenes Verhältniß aller Menschen zu einander, also eine neue Sittlichkeit. Charakterisiren wir beides in kurzen Zügen.

Das Judenthum hatte damit geendet, die Zahl der Gesetze, der Ceremonien, der Satzungen, durch welche man Gott dienen sollte, in's Unendliche zu vermehren. Fasten, Beten, Reinigkeitsgesetze beobachten, Hände und Schüsseln und Kleider waschen, um dadurch der Gottheit wohlgefällig zu werden, das war nebst den Opfern und dem Tempeldienst der jüdischen Weisheit letztes Wort. So lehrten die Pharisäer und Schriftgelehrten. Die Grundvoraus-

setzung bei alle dem war aber die Ueberzeugung, daß Gott der eifrige und strenge Gott sei, der da heimsuche die Uebertretung der Väter an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, daß er ein zürnender und rächender Gott sei, der unerbittlich von dem Menschen Gerechtigkeit, Heiligkeit, Erfüllung aller Gebote verlangt und die Sünder furchtbar straft. So war denn das ganze jüdische Leben durch hundert und aber hundert kleinliche religiöse Vorschriften und Regeln eingeengt, die alle darauf berechnet waren, den strengen Forderungen des Ewigen auf Schritt und Tritt Gehorsam zu beweisen und seinen Zorn, der sich namentlich durch die Unterwerfung Israels unter das heidnische Römervolk zu offenbaren schien, zu versöhnen. „Da kommt Angesichts all der Zeichen des göttlichen Zorns, die auf dem Volke lasten und die Geschäftigkeit der Meister in Israel in Bewegung setzen, ein neuer Prophet mit der unerhörten Rede, daß Gott der Vater der Menschen sei und sie geliebt habe von Anbeginn der Welt an, und zum Beweise zeigt er auf die Lilien des Feldes und die Vögel unter dem Himmel. Daß eine ewige Barmherzigkeit ausgegossen sei über die Welt, daß eine ewige Liebe wache über dem Getümmel des Menschenlebens so gut wie über der Stille der einsamen Bergeshalden, das hatte sein Herz zuerst empfunden, in jenem geheimnißvollen Umgang mit Gott, der ihn sprechen ließ: Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn.

Matth. 6, 26. Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht viel mehr euch thun? O ihr Kleingläubigen! 10, 29—31. Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählet. Darum fürchtet euch nicht, ihr seid besser denn viele Sperlinge. 5, 45. Er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. 6, 14. 15. So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater

auch vergeben. Wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.

Aus dieser neuen Gottesanschauung, die sich auch in den vielen Gleichnissen abspiegelt, in denen Gott als der gute Hirte, als der barmherzige Vater, als der gnädige König geschildert wird, floß eine absolut neue religiöse Welt. Ist der Gott, den die Menschheit verehrt, der zürnende und rächende, so ist die Aufgabe der Religion, diesen Zorn zu sühnen. Sie ist dann die Lehre von den verschiedenen Opfern, Gebeten und frommen Uebungen; ist dagegen Gott der Vater der Menschheit, dann ist die einzige religiöse Pflicht die Pflicht der Liebe und das Gottesreich besteht dann in dem Kindschaftsverhältniß der Menschheit zu Gott. Es ist ein geistiges Reich der Kindesliebe, der Sehnsucht nach ihm, der unbedingten Folgsamkeit gegen seine Gebote. Den Demüthigen, den Sanftmüthigen, den Barmherzigen wird es zufallen; die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, werden sich daran ersättigen; die reines Herzens sind, werden es schauen; die Frieden stiften, werden seine Kinder heißen, und in Noth und Verfolgung werden die Gerechten es ererben. Nicht um Lohn, sondern aus Liebe zu ihrem Vater thun die Kinder Gottes seinen Willen, und nicht um ihrer Leistungen willen liebt sie der Vater, sondern aus väterlicher Güte und Barmherzigkeit. Aber mit dieser Anschauung ist dem Judenthum überhaupt der Boden unter den Füßen weggezogen, und mit den Voraussetzungen fielen die Consequenzen. Wo blieb die Nothwendigkeit der Opfer, des Tempeldienstes, der Waschungen, der Fasten, des Zehnten, wenn der Vater vom Kinde nichts will als sein Herz? Wo blieb die Sonderstellung der Juden und ihr Anspruch, das erwählte Volk zu sein? Ein Stück des Priesteramtes nach dem andern mußte fallen, wenn so die Fundamente weggenommen wurden, auf denen es ruhte.

Ist aber das Gottesreich ein Kindschaftsverhältniß zu Gott, so ist es für die Menschen ein Reich der Brüderlichkeit. Sie sind Brüder, weil sie einen Vater haben, und unter ihnen soll nicht der Buchstabe von Gesetz und Recht, sondern das Gebot der Liebe gelten, die mehr thut, als sie muß, mehr als man von

ihr verlangt. Sie giebt zum Rock den Mantel, sie geht zwei Stunden zu der erbetenen Einen, sie vergiebt siebenzigmal siebenmal und klagt Niemanden an als sich selber. Und diese Liebe gilt nicht bloß den Gliedern des Bundes, des Standes, der Partei. Der Mensch soll geliebt werden, weil er ein Mensch, weil er ein Bruder ist. Hatte die antike Welt überhaupt wenig daran gedacht, daß die Armen, Geringen und Kleinen auch Herzen hätten, den Schmerz zu fühlen und die Lust zu empfinden, daß auch sie geboren seien für Freiheit, Liebe und Glück, so hatte das Judenthum vollends alles Mitgefühl beschränkt auf die Söhne Abrahams. Auch dieses Fundament der jüdischen Weltanschauung zerfiel.

Matth. 5, 43. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel, denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn so ihr liebet, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr nur eure Brüder grüßet, was thut ihr vorzügliches? Thun nicht die Heiden auch also?

Das war ein neuer Ton in dieser mißtönenden jüdischen Welt, die in ihrer argwöhnischen Angst um ihr Gesetz fast nichts mehr producirte als Haß. Pflicht schien es ja diesem Geschlecht, die Heiden zu hassen, die Samariter zu hassen, die Zöllner zu hassen; und dazu haßte dann wieder der Rabbi den Priester, der Pharisäer den Sadducäer, und beide hassen das gemeine Volk, welches das Gesetz nicht versteht. Jesus dagegen liebt die Einen alle, weil auch sie Abrahams Kinder sind, und die Andern alle, weil auch sie Gottes Kinder sind, denn aus dem Glauben, daß Gott der Vater sei, floß Liebe und nichts als Liebe in diese Welt voll Haß. Und sobald diese Consequenz der richtigen Gottesvorstellung vollzogen wird, ist dann das Reich Gottes nicht selbst schon da? In dieser Zeit des Gottesfriedens und der Bruderliebe besteht ja eben das verheißene messianische Reich, und um es in diesem Sinne herbeizuführen, braucht Israel nur

dieſes neue an die Stelle ſeines ſteinernen Herzens zu ſetzen, dann war ohne Schwertſtreich und ohne Bluttaufe das Himmelreich der Welt gegeben, wie es mit ſeinem Frieden Jeſum ſelbſt ſchon jetzt umfing. Es beſteht in nichts anderem, als in der aufrichtigen Gemeinſchaft der Gotteskinder, von denen nicht die Erfüllung äußerer Satzungen, ſondern Barmherzigkeit, Herzensreinheit, Friedfertigkeit, Sanftmuth, Demuth, ein Trauern über die jetzige Lage der Welt und Hunger und Durſt nach der Gerechtigkeit verlangt wird. In dieſem Sinne alſo war das Gottesreich wirklich ſchon da, es war in Jeſu ſelbſt und kam mit ihm zu allen denen, die ſich ihm anſchloſſen. In der Verfaſſung des Gemüths, die er in ſich trug, lag das Himmelreich. An ſich ſelbſt hatte er erfahren, daß der Liebe Arbeit ſelbſt ſchon Seligkeit ſei, daß ſie der Sieg ſei ſchon während des Kampfes, und daß zu ihr kein weiterer Lohn, kein äußerer Kampfpreis hinzugethan zu werden brauche. Es bedurfte nur der gleichen Richtung und Geſinnung bei den Andern, und das Gottesreich war für Iſrael da, wie es für ihn jetzt da war.“*)

Matth. 6, 33. Trachtet am erſten nach dem Reich Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches alles zufallen.

Aus dieſer Auffaſſung des Himmelreiches ſtammt denn auch die fortwährende Oppoſition Jeſu gegen die phariſäiſche Aeußerlichkeit, gegen jene Art fromm und gerecht zu ſein, die ſich an das Einzelne klammert, einzelne Vorſchriften, einzelne Tugenden, einzelne Leiſtungen pflegt und übt und vorrechnet. Geſinnung des Herzens, nicht einzelne fromme Werke, das iſt ſeine Forderung. Denn nur der gute Baum bringt gute Frucht, aus dem Herzen kommt Alles, das Böſe wie das Gute, alſo ſei die Wurzel gut, das Herz rein, dann wird das Uebrige von ſelbſt folgen.

Matth. 5, 20. Ich ſage euch, es ſei denn eure Gerechtigkeit beſſer, denn der Schriftgelehrten und Phariſäer, ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. 12, 35. Ein guter Menſch bringt Gutes hervor aus dem Schatz ſeines Herzens; und ein böſer Menſch bringt Böſes hervor aus ſeinem böſen Schatz. Marc. 7, 21—23. Von innen, aus dem Herzen der Menſchen, gehen heraus böſe Gedanken, Ehebruch,

*) Hausrath a. a. O.

Hurerei, Mord, Dieberei, Geiz, Schalkheit, Liſt, Unzucht, Schalksauge, Gottesläſterung, Hoffarth, Unvernunft. Alle dieſe böſen Stücke gehen von innen heraus und machen den Menſchen gemein.

Die höchſte Aufgabe, das letzte Ziel aber für alle Mitglieder des neuen Reiches iſt kein Geringeres als die Vollkommenheit ſelbſt.

Matth. 5, 48. Ihr ſollt vollkommen ſein wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.

Das iſt die Lehre Jeſu vom Reiche Gottes, das iſt die Botſchaft, welche er ſelbſt die frohe (Evangelium) genannt hat, und an deren allmählichen Fortgang und endlichen Sieg in der Menſchheit er feſt glaubte. Wie ein Sauerteig werde ſie alles ergreifen, wie ein Baum, unter deſſen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen, werde ſie ihre Aeſte ausbreiten auf Erden.

Was er verheißen, es iſt geſchehen: Das Chriſtenthum beherrſcht den dritten Theil der geſammten Menſchheit, es hat die gebildetſten und kräftigſten Nationen der Erde durchdrungen, und wir dürfen feſt vertrauen, daß ſein endlicher Sieg über alle Völker nur eine Frage der Zeit iſt. Dieſer Sieg wird aber aufgehalten, am allermeiſten aufgehalten durch die Entſtellung und die Entartung, welche das urſprüngliche Chriſtenthum, das Chriſtenthum Chriſti — wie man es ſeit Leſſing nennt — unter den Händen der Prieſter und der Gelehrten durchgemacht hat. Deshalb ertönt mit Recht laut und immer lauter in unſrer Zeit der Ruf: Zurück zu den Quellen des wahren Chriſtenthums! Zurück zu der Lehre des Herrn ſelber mit ihrer Einfalt und ihrer Erhabenheit, neben welcher ſelbſt die Apoſtel klein erſcheinen. Der Geiſt, welchen die Lehre Jeſu ſelbſt athmet, und dieſer allein, gereinigt von allen Schlacken und Zuthaten, hat die Verheißung die Welt zu überwinden, das Erdreich zu beſitzen und die wahre Gemeinde des Herrn zu ſammeln, welche auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen ſollen. Darum iſt es nothwendig, daß wir auch im neuen Teſtament immer wieder mit Vorliebe zu den Worten des Erlöſers ſelbſt uns wenden, zu der Bergpredigt und zu den Sprüchen und Gleichniſſen vom Himmelreich, und daß wir darnach trachten, immer tiefer einzu-

bringen in ihren Sinn, ihren Geist immer mehr uns anzueignen, ihre Schönheit und ihren Trost immer inniger in unser Herz zu schließen und so das Gottesreich auf Erden zu verwirklichen, welches Christus verkündigt hat.

Dabei aber kommt uns noch etwas anderes wesentlich zu Hülfe. Dies nämlich, daß Jesus selbst nach seiner Lehre gelebt hat, ja daß sie eigentlich nichts anderes ist, als die Uebersetzung dessen, was in ihm als Frömmigkeit und Bruderliebe lebte, in die Sprache der Unterweisung und Lehre. Andere Propheten und Lehrer bleiben oft zurück hinter dem, was sie von ihren Schülern fordern, er dagegen ist und bleibt das vollkommenste Vorbild und Muster für alle seine Nachfolger, er hat lebend und liebend, leidend und sterbend seine Lehre besiegelt durch seine eigenen Thaten. Er ist selber den Weg uns vorangegangen, den er uns weist. Darin liegt für alle, die ihm folgen wollen, eine ungemeine und gewaltige Kraft. Denn Beispiel und Vorbild wirken, wie die Erfahrung lehrt, tausendmal kräftiger als bloße Lehre und bloße Ermahnung. Diese beiden ohne jenes erste pflegen gewöhnlich ganz vergeblich zu sein. Schon die Kinder bilden sich unvermerkt und unwillkürlich nach ihren Eltern. Sie werden so wie diese sind, nicht so wie sie sie haben möchten. Darum empfahl schon der heidnische Philosoph allen strebenden Menschen: „sich irgend einen edlen Mann auszusuchen, den wir stets vor Augen haben, damit wir leben als schaue er uns zu, und immer handeln, als sähe er uns, denn wir bedürfen Jemandes, nach welchem sich unser Charakter bilde; ohne Richtschnur wirst du das Verkehrte nicht in's Gleiche bringen." (Seneca.) Was hier der Heide sucht, das haben die Christen an ihrem Erlöser, und zwar desto klarer und entschiedener, je deutlicher wir die wahre volle Menschheit des Herrn, der unser Bruder ist, erkennen. Denn der ganze Liebreiz und Zauber seiner gotterfüllten Persönlichkeit, der ganze Ernst seiner gewaltigen Worte und der unendliche Werth seines Lebens, Leidens und Sterbens kann sich erst vor uns entfalten, wenn er uns menschlich nahe tritt und verständlich wird in seinen Kämpfen und Entbehrungen, in seinen Anfechtungen und Siegen. Auf diesem Standpunkt ist erst für unsere Zeit ein

wahres Versenken in sein Lebensbild möglich, denn hier ist jeder Zug volle greifbare und doch vorbildliche Wirklichkeit. Wie er gerungen hat, sollen auch wir ringen, wie er an Gottes Herzen gelegen, sollen auch wir zum Vater kommen, wie er des Todes Bitterkeit geschmeckt und doch überwunden hat, sollen auch wir überwinden lernen. Dieser Christus der Geschichte, der wahre Menschensohn, wie er auf Erden gelebt hat und unter uns gewandelt ist, wird und muß wieder alle Herzen sich gewinnen. Und wer ihm nachfolgt, wer sich ihn zum Vorbild wählt, der wird inne werden, daß er ist ein Lehrer von Gott gekommen, der wahre Friedensfürst für die Menschheit, an den wir uns halten können in der Noth und dem Wechsel dieses irdischen Lebens; für unsern Glauben der starke und mächtige Bürge, der zuerst den Vater der Liebe geschaut, für unsern Wandel das beständige Muster heiliger Liebe, auf welches jeder Stand und jedes Alter und jedes Geschlecht blicken soll, für unsere Hoffnung der Bahnbrecher und Sieger, der die Riegel des Todes zerbrochen und die lichte helle Ewigkeit zuerst erreicht hat. Ernst und doch freundlich winkt uns sein mildes Antlitz als des erstgebornen Bruders aus jener Welt und in den Versuchungen des Lebens schwebt sein heiliges und seliges Bild beruhigend über den wilden Gewässern unserer Leidenschaften, uns beständig mahnend:

Joh. 8, 12. Wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben.

## 27. Christus der König im Reiche der Wahrheit.

Die Weissagungen von einem zweiten David. Aber Jesu Reich ein geistiges, ewiges, ein Reich der Wahrheit und der Liebe in den Herzen. Kann noch ein Größerer kommen als er? Segen und Bedeutung der Persönlichkeit in der Religion, verfehlte Religionsbildungen ohne geschichtliche Anknüpfung. Zeugnisse über die Herrlichkeit Christi aus dem Munde von Goethe, Schiller, Strauß, Renan, Heinrich Lang. Verehrung Jesu, aber nicht Götzendienst.

Als einen großen und mächtigen König erwarteten die Juden ihren Messias. Schon sein Name „Gesalbter" deutete vor allem auf diese seine königliche Würde hin. Viele prophetische Stellen

sprechen dieselbe deutlich aus, und auch das neue Testament redet davon. Selbst solche Stellen, die ursprünglich auf David oder einen andern jüdischen König gerichtet waren, wie Psalm 2 und 110, bezog man später auf den Messias, und noch im Exil zu Babylon weissagete Hesekiel von einem neuen künftigen David.

Ps. 2, 6. Ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berg Zion.

Ps. 110, 1—3. Der Herr sprach zu meinem Herrn: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Der Herr wird das Scepter deines Reichs senden aus Zion. Herrsche unter deinen Feinden. Nach deinem Sieg wird dir dein Volk willig opfern in heiligem Schmuck. Deine Kinder werden dir geboren wie der Thau aus der Morgenröthe.

Hes. 37, 21—27. So spricht der Herr Herr: Siehe ich will die Kinder Israel holen aus den Heiden, dahin sie gezogen sind, und will sie allenthalben sammeln und will sie wieder in ihr Land bringen. Und will ein einig Volk aus ihnen machen im Lande auf dem Gebirge Israel, und sie sollen allesammt einen einigen König haben, und sollen nicht mehr zwei Völker, noch in zwei Königreiche zertheilet sein, sollen sich auch nicht mehr verunreinigen mit ihren Götzen und Greueln und allerlei Sünden. Ich will ihnen heraushelfen aus allen Orten, da sie gesündiget haben, und will sie reinigen und sollen mein Volk sein, und ich will ihr Gott sein, und mein Knecht David soll ihr König und ihr aller einiger Hirte sein. Und sie sollen wieder im Lande wohnen, das ich meinem Knechte Jakob gegeben habe, darinnen eure Väter gewohnt haben. Sie und ihre Kinder und Kindeskinder sollen darinnen wohnen ewiglich, und mein Knecht David soll ewiglich ihr Fürst sein. Und ich will unter ihnen wohnen und will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein.

Doch war es nach der ganzen, geistigen Auffassung, welche Jesus von diesem Königreiche der Wahrheit und Gerechtigkeit hatte, natürlich, daß er selbst grade diesen Titel meistens vermied, um nicht die irdischen Hoffnungen der Juden dadurch anzuregen. Sein Reich war nicht von dieser Welt, d. h. kein politisches, durch Macht und Gewalt zusammengehaltenes. Es war vielmehr, wie wir gesehen haben, das Reich des göttlichen Geistes, welches in den Herzen derer herrscht, die von der Liebe des himmlischen Vaters entzündet sich als seine Kinder fühlen und als seine Kinder wandeln.

Joh. 18, 36. Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde! aber nun ist mein Reich nicht von dannen. Da sprach Pilatus zu ihm: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren, und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.

Wie nun dieses Reich Gottes selbst unscheinbar und unsichtbar in der Welt sich ausbreitet, nur den milden Glanz seiner inneren Herrlichkeit, seines Gottesfriedens und seiner Gerechtigkeit über seine Glieder ausgießend, so ist es auch nur eine stille und geistige Majestät, welche den Erlöser als den König dieses Reiches schmückt. Mit Pilatus möchte wohl noch heute manch einer fragen: „Bist du ein König? Es ruht zwar eine Krone auf deinen Schläfen, sie ist aber von Dornen geflochten; es hängt ein Purpurmantel um deine Schultern, er ist aber ein Zeichen des Hohnes. Bist du ein König? Wo sind denn deine Diener? Der, welcher das Brot mit dir ißt, hat dich verrathen. Der, welcher mit dir sterben wollte, hat dich verläugnet. Sie sind alle zerstreut und haben dich allein gelassen. — Bist du ein König? Wo ist deine Macht? Sie schleppen dich von einem Richterstuhle zum andern, und allenthalben verurtheilen sie dich; sie führen dich zum blutigen Orte Golgatha's — ist dies der Weg der Könige?" — Und dennoch, dennoch war er ein König. Wir sagen es noch, nachdem so viele Jahrhunderte verstrichen sind, mit Preis und Dank; die Verfolger sagten es schon damals, obgleich mit Hohn. Es ist wunderbar, wie eine geheime Macht bisweilen die Menschen zwingt, Worte auszusprechen, deren Sinn sie nicht verstehen, die sie in einer ganz andern Bedeutung nehmen, als die ist, welche sich später als die wahre offenbart. Als Pilatus Jesum in seiner Marter und Verhöhnung darstellte und zu den Juden sagte: „Siehe, das ist euer König!" als er über das Kreuz schrieb: „Jesus von Nazareth, der Juden König", so meinte er ohne Zweifel das Volk zu verhöhnen in dem, den er den König desselben nannte. Es war aber, als wenn eine geheime Macht ihm seine Worte eingäbe und seine Hand lenkte, indem er schrieb, und ihn unbeugsam machte, wie sehr auch die Obersten des Volkes ver-

langten, daß er seine Ueberschrift verändern sollte. „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben," sagte er. Und es stehet geschrieben. Er hat es nicht ausgelöscht, die Feinde Jesu haben es nicht ausgelöscht, die Zeit hat es nicht ausgelöscht: Jesus von Nazareth ein König — König über alle diejenigen, die durch Theilnahme an Abrahams Glauben würdig sind Abrahams Kinder genannt zu werden; König nicht über ein Volk, sondern über alle Kinder Gottes, wo sie auch in der weiten Welt zerstreut seien."*) Ja wir müssen sagen: So groß und einzig die Erfolge des Christenthums in der Welt gewesen sind, so herrlich und himmlisch noch heute die Religion der Liebe, die Religion Jesu, vor unsern Augen als das höchste Kleinod, als der beste Schatz alles Andere überstrahlt, so hoch steht auch die Königswürde ihres Stifters über allen irdischen Gewalten und Fürstenthümern. Die Erfolge des Christenthums sind Jesu Erfolge, der Glanz des Reiches fällt auf seinen Gründer zurück. Weil er ein König der Wahrheit und der Gerechtigkeit gewesen ist, werfen die Könige dieser Welt ihre Kronen in den Staub vor ihm und erkennen ihn als den Größeren, ja als ihren Herrn an.

Offenbarung 17, 14. Das Lamm ist ein Herr aller Herren und ein König aller Könige.

„So ist seine Dornenkrone zu einem königlichen Schmucke aufgeblüht, weit herrlicher als irgend einer, den die Fürsten dieser Welt getragen haben. Die Zeiten haben ihre Wellen über gestürzte Throne, über aufgelöste Reiche dahingewälzt, aber sein Reich besteht unter den brausenden Fluthen. Wahrlich, nicht von Menschen ist er zuerst König genannt worden, sondern von Dem, welcher sein Reich in Ewigkeit bestätigt, der ihn gesetzt hat zu seiner Rechten im Himmel, weit über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht und Herrschaft dieser Welt." Sein Reich ist ein ewiges Reich und seine Herrschaft währet für und für, weil es das Reich des Geistes, das Reich der Wahrheit und des Friedens ist.

Man hat wohl gefragt: Kann denn nicht auch einmal ein Größerer kommen, als er gewesen ist, oder ein ihm Gleicher?

*) Mynster, Betrachtungen.

Und würde dann nicht sein Königthum von selbst aufhören, und er seine Stelle diesem Andern übergeben müssen? — Die Geschichte seit 1800 Jahren hat auf diese Frage eine Antwort gegeben. Alle die Größten und Besten, die nach ihm als Propheten Gottes und Herolde der Religion gekommen sind, stehen auf seinen Schultern, zehren von seinem Reichthum, wandeln in seinen Fußstapfen, nehmen aus seiner Fülle Gnade um Gnade. Nie hat bisher ihn einer auch nur von ferne erreicht und — setzen wir getrost hinzu — nie wird auch einer kommen, der ihn überragte. Denn durch ihn ist die Religion auf ihre Höhe erhoben, durch ihn ist die Einheit zwischen Gott und dem Menschen vollständig ergriffen, vollkommen dargestellt worden. Auf dem Gebiete der Religion ist keine höhere Leistung mehr denkbar als die seinige. Das Christenthum ist die wahre, die vollkommene Religion. Wer das nicht zugiebt, wer von einer noch besseren Zukunftsreligion träumt und auf einen noch größeren Propheten Gottes, einen neuen Messias hofft, der muß blind sein gegen das, was Christus erreicht und gethan hat. Aber den Erwartungen solcher Schwärmer gegenüber brauchen wir uns um Christi oder des Christenthumes willen nicht zu ereifern. Solchen Hoffnungen können wir mit der größten Ruhe des Gemüthes die Thatsachen, die Geschichte von beinahe 2000 Jahren entgegenhalten und dazu die Forderung stellen, daß Derjenige nur auftreten möge, der im Stande sei dem Menschengeschlechte etwas Besseres und Heilsameres, etwas Größeres und Seligeres zu bieten als Christus. Wäre es möglich, wäre es denkbar, daß ein Solcher käme, wollte oder könnte unser Herrgott einen zweiten Christus der Menschheit schenken, welche Ursache hätten wir, uns davor zu fürchten oder darüber zu zürnen? Und der Herr selbst, der nichts sehnlicher gewünscht und erbeten hat, als daß alle seine Jünger Kinder und Söhne Gottes würden wie er selbst — das wäre ja das höchste Ziel seines Strebens und die Erfüllung aller seiner Hoffnungen, wenn die Menschheit einmal dahin käme aus lauter Gottgeheiligten und Gottgesalbten, aus lauter Christen im eigentlichen Sinne des Wortes, zu bestehen. Doch schon bis dahin ist ein unendlicher Weg.

Warum sollen wir uns solchen müssigen Fragen hingeben, ob unserem Geschlechte noch darüber hinaus eine andere Zukunft beschieden sei?

Doch eine zweite Frage drängt sich uns auf. Sollte es nicht auch ein Christenthum ohne Christus geben können? Sollte nicht am Ende die christliche Religion bestehen und blühen können, ohne daß man die Person ihres Stifters dabei besonders verehrte, ohne daß man von ihm persönlich zu reden und an ihn persönlich zu glauben brauchte? — Giebt es nicht wirklich manche Christen, die thatsächlich so zu Jesu stehen, daß sie gern seine große heilige Lehre annehmen, aber für ihn persönlich sich kaum erwärmen, geschweige denn begeistern können? Die nach dem Reiche Gottes auf Erden gern und eifrig trachten, aber als den König dieses Reiches nur den ewigen Gott selbst und nicht den Menschensohn wollen gelten lassen? Solche giebt es in der That. Wir haben kein Recht und keine Pflicht sie zu verdammen — hat doch Jesus selbst sie nicht verdammt, sondern geboten, denen nicht zu wehren, die ohne ihm nachzufolgen doch in seinem Namen (in seinem Geist und Sinn) Gutes thäten, (Luc. 9, 49. 50) — aber wir müssen zeigen, warum und worin sie irren. Das führt uns zu dem Gedanken, die Bedeutung, die Macht und den Werth der Persönlichkeit und des Geschichtlichen in der Religion überhaupt zu entwickeln.

Alle Offenbarung Gottes in der Menschheit hat sich allmählich und im Anschluß an die geistige Fassungskraft der verschiedenen Zeitalter vollzogen. Die Religion hat verschiedene Stufen und Entwickelungsstadien durchlaufen. Sie hat sich vom Rohen zum Reinen, vom Unvollkommenen zum Vollkommneren fortgebildet. Sie hat ihre Zeit der Kindheit und Unreife ebenso gut gehabt wie das Menschengeschlecht selber. Aber ihre größten Fortschritte, die deutlichsten und kräftigsten Offenbarungen Gottes knüpfen sich an die Namen einzelner hochbegnadigter und von oben erleuchteter Männer. Um nur bei dem Volke Israel zu bleiben, welche Bedeutung für die Religion und ihre Ausbildung haben die Namen Abraham und Moses! Es sind noch viele Propheten und Gottesmänner im alten Bunde thätig gewesen,

aber diese beiden erscheinen als die gewaltigsten Träger des Gottesglaubens und der Offenbarungsreligion. An dem Bunde und dem Glauben Abrahams hängt Israel noch heute, und Moses hat Jahrtausende hindurch im Judenthum als der Gesetzgeber und Bundesmittler eine Verehrung genossen, die wunderbar wäre, wenn sie nicht im Wesen der Religion ihre Begründung hätte. Die Sache verhält sich nämlich so: Nicht allen Menschen ohne Unterschied und in gleicher Weise offenbart sich der Ewige. Sein Geist mahnt, wo er will, und ergreift den Einen mächtiger, als den Andern. Darum ist es so gänzlich verkehrt, wenn irgend Jemand glaubt, Jeder müsse sich seine Religion selbst bilden ohne Rücksicht auf die Vergangenheit und die Geschichte der göttlichen Offenbarung in derselben. Das heißt einfach, die Arbeit der Jahrtausende verachten und das heilige Erbe der Menschheit Preis geben. Das heißt den Gott in der Geschichte ignoriren, um dem Gott in der eignen Brust allein zu lauschen. Aber das ist Hochmuth, Anmaßung und Eitelkeit. Selbst Jesus fußte, wie wir gesehen haben, auf dem alten Testament, wurzelte in der Vergangenheit seines Volkes und nährte sich von dem Geiste der Propheten. Kein Mensch kann ungestraft die Stimme Gottes in den Offenbarungen der früheren Zeit überhören oder geringschätzen. Darum werden die neu erfundenen, selbst erdachten, von Einzelnen ausgeklügelten Religionen, die keinen Anschluß an die Geschichte der Menschheit haben und auch keinen suchen, durchgängig so oberflächlich, so jämmerlich, daß sie gewöhnlich nur für wenige Jahre ihre Existenz fristen. Dahingegen liegt umgekehrt in der großen geistesmächtigen Persönlichkeit eines geschichtlichen Stifters, der seinerseits wieder in Zusammenhang steht mit den großen Gottesmännern der Vorzeit, eine solche wunderbare Macht über die Gemüther und Seelen der Menschen. Nur die dürftigsten Religionen des Heidenthums haben keine Geschichte und keinen Propheten. Alle höher stehenden Systeme der Gottesverehrung dagegen führen sich auf persönliche Stifter zurück. So die Religionen des Buddha, des Confucius, des Zoroaster, des Muhamed, des Moses. Auch das Christenthum erfüllt dieses merkwürdige und doch so leicht

erklärliche Gesetz im Reiche der Geister. Daß wir einen persönlichen Heiland und Erlöser haben, daß wir auf sein Leben und Sterben zurückschauen und zurückweisen dürfen, das ist ein ungeheurer, gar nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug unserer Religion. In diesem persönlichen Vorbild, in diesem uns menschlich nahe stehenden Königthum Christi liegt eine wunderbare und großartige Kraft für unsern Glauben und unser Leben. Der einfachste Mann aus dem Volk, das kleinste Kind selbst erfaßt das Wesen des Christenthums dadurch, daß wir ihm die Gestalt des freundlichen und liebreichen Menschensohnes vor Augen malen. Die rohesten Völker, die wildesten Heiden sind bezwungen worden durch die Liebe Christi, die man ihnen schilderte. Auch bei solchen, bei denen Moralpredigten und allgemeine sittliche oder religiöse Wahrheiten gar nichts ausrichteten, hat die einfache Erzählung vom Leben, Leiden und Sterben Christi Wunder der Bekehrung gewirkt. „Was sagst du da? Ich will das noch einmal hören!" sprach ein roher und wilder Heide tief gerührt zu dem Missionar, der ihm die Liebe Jesu bis in den Tod geschildert und ihm gesagt hatte, das Alles sei für ihn und um seinetwillen, ja aus persönlicher Liebe zu ihm geschehen. „Das that ich für dich! Was thust du für mich?" Diese Unterschrift, welche der fromme Zinzendorf einst unter ein Crucifix geschrieben hat, wie vielen Tausenden ist sie schon die Ursache zur Umkehr, zum christlichen Wandel und innigen Glauben geworden! Ja, die Passionsgeschichte allein, welchen unberechenbaren geistigen Segen hat sie schon Millionen von Menschen bereitet! „Unsere religiöse Bildung kommt nun einmal vom See Gennezareth," an die Person Jesu ist sie unwandelbar und unweigerlich und für alle Zeit geknüpft. Das muß man in seinem tiefsten Grunde verstehen, um den ganzen Vorzug und Segen zu begreifen, der in dieser Verbindung des Christenthums mit Christus, in diesem Königthum Jesu über seine Gemeinde sich offenbart. Und auf der andern Seite muß man nur wissen, wie ungemein kläglich und traurig solche Versuche zu Grunde gehen, die, sich auf eigne Füße stellend, aus dem Christenthum das Beste und Schönste heraus nehmen wollen, um es dann ohne

Christus als eine neue und vollkommene Religion, als eine Religion der Vernunft oder der Humanität oder unter sonst irgend einem Namen der Menschheit anzupreisen. Die französische Revolution z. B. erklärte das Christenthum für abgeschafft, an seiner Stelle entstand 1796 zu Paris ein Gottesdienst der natürlichen Religion, das Schoßkind von La Reveillère, einem der fünf Directoren der Republik. „Diesem Cultus wurden die Kirchen aufgethan. Sein Name Theophilanthropismus, d. h. Cultus der Gottes- und Menschenliebe enthält die Grundgedanken aller Religion. Man feierte Natur- und politische Feste, Dekaden, Confirmation und Trauung mit Gebet, Gesang und Predigt; aber ohne die bedeutende Individualität eines Stifters, ohne Geschichte, ohne Begeisterung. Eine Religion läßt sich noch weniger machen als eine Staatsverfassung; durch die Gleichgültigen erhält sie sich nicht, die Ernsten und Innigen wandten sich wieder dem alten Christenthum zu. Als La Reveillère einmal mit Talleyrand sprach über die Mittel seine schöne Religion zu verbreiten, sagte dieser: „Ich weiß Ihnen nur ein Mittel vorzuschlagen: Jesus Christus ist, um seine Religion zu gründen, gekreuzigt worden und auferstanden, Sie müssen versuchen Aehnliches zu thun." — Im Jahre 1802 wurde das Christenthum (das katholische) wieder zur Staatsreligion gemacht und Napoleon, den sein Gesandter fragte, wie er den Papst behandeln solle, taxirte den Werth der Religion in der ihm bekannten Münze, als er antwortete: „Behandeln Sie ihn, als wenn er 200,000 Mann unter seinem Befehl hätte."*)

Es lag eine große Lehre in diesem Verlauf. Wie der politische Ausgang der französischen Revolution den Beweis geführt hat, daß ohne Gesetz und Gehorsam die bürgerliche Freiheit nicht bestehen kann, vielmehr die Republik zur schmachvollsten Tyrannei wird, so erwies der religiöse Ausgang die Nothwendigkeit der Religion für ein civilisirtes Volk, ja die nationale Unentbehrlichkeit des Christenthums. Zugleich aber hat sich jener radikale Bruch mit der geschichtlichen Vergangenheit an Frankreich furchtbar gerächt. Denn an Stelle einer gesunden Fortentwicklung

*) C. Hase.

der Religion, die man hätte erreichen können, an Stelle eines aufgeklärten und freisinnigen Christenthums ist nun im Rückschlage gegen die Revolution der blödeste Aberglaube päpstlicher Unfehlbarkeit und der albernste Wunderglaube an Marienerscheinungen getreten. Frankreich huldigt gegenwärtig fast nur noch einem Christenthum, das von der Religion Christi so weit entfernt ist wie die Jesuiten von dem Geist Jesu, nach dem sie sich doch nennen. Wir können in dieser Thatsache nur die nothwendige Folge davon erkennen, daß man in der Revolution mit der religiösen Vergangenheit gebrochen hat. Weil sie den wahren und rechten Vertreter des Christenthums, Jesus selbst, aufgegeben und verstoßen haben, sind sie wie zur gerechten Strafe in die Hände seiner falschen Jünger, der Priester und Jesuiten, gegeben worden. Diese weltgeschichtliche Vergeltung giebt viel zu denken. Sie lehrt uns vor allem: Keine Religion ohne große und wahre Propheten, kein Christenthum ohne Christus.

Es gereicht einem Christen, der diese Wahrheit erkannt hat, zu einem wahren Trost und zu einer großen Genugthuung, wenn er sieht, wie die meisten Menschen, welche Christum verachten und das Christenthum schmähen, in Wahrheit nur untergeordnete und kleine Geister sind, während die Heroen und Führer der Menschheit sich fast alle voller Bewunderung und Anerkennung vor dem Propheten von Nazareth beugen und in ihm den König des Himmelreiches verehren. Die kirchliche Form, in welcher das Christenthum mitunter erschienen ist, hat freilich oft genug den Widerspruch, ja den Widerwillen auch der Besten herausgefordert, aber vor der Religion Jesu selbst und vor der heiligen Person des Menschensohnes sehen wir die Größten aller Völker sich willig neigen. Es ist ein voller reicher Chor von solchen Stimmen, die aus allen Völkern erschallen, und nicht bloß aus der Vergangenheit, nein bis in die neueste Gegenwart hinein tönt dieses Zeugniß von der königlichen Würde des Erlösers. Auch solche hören wir mit Freuden einstimmen, deren Christenthum man oft bezweifelt und verdächtig gemacht hat; ein desto schlagenderer Beweis für die herzgewinnende Macht und für die geistige Hoheit dessen, dem auch die Starken „zum Raube" werden müssen.

Wir können hier nicht alle diese Stimmen des Lobes zur Verherrlichung Christi anführen, doch wird es heilsam sein, einige derselben zu hören. Da sind, um mit diesen bekanntesten anzufangen, die beiden großen dem deutschen Volk so theuren Dichterfürsten unsrer Nation. Ueber das Christenthum haben sie sich beide in den Ausdrücken der höchsten Anerkennung ausgesprochen, und was sie der Religion Gutes nachsagen, das fällt billig auf den Stifter selbst zurück.

Goethe sagt: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat. Indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze. — Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will; über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." — Schiller äußert sich folgendermaßen: „Ich finde in der christlichen Religion die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Der eigenthümliche Charakterzug des Christenthums (gegenüber allen monotheistischen Religionen) liegt in nichts andrem, als in der Aufhebung des Gesetzes, an dessen Stelle es freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen." Schiller ist es auch, der der Religion des Kreuzes in jenem schönen Verse den Kranz der Demuth und der Kraft zugleich zugesprochen hat:

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

So sprechen sich die beiden Dichter aus, die man bisweilen Feinde des Christenthums nennen hört. Aber noch ausführlicher, noch unmittelbarer über die Person des Heilandes selbst legen zwei andere Männer Zeugniß ab, welche das Leben Jesu mit

rücksichtslosester Kritik durchforscht und aus demselben alles Sagenhafte zu entfernen gestrebt haben, und welche um dieses Strebens willen bei Vielen als rechte Zerstörer des Christenthums gelten: Renan und Strauß.

Der berühmte französische Gelehrte Renan, der das Leben Jesu freilich zu sehr nach seiner eigenen Phantasie, fast wie einen Roman beschrieben hat und „mit französischer Leichtfertigkeit grade dem Heiligen an diesem Leben am wenigsten gerecht geworden ist," auch er ist doch, von der Größe Jesu überwältigt, zu folgenden Resultaten über seine Bedeutung in der Menschheit gekommen. „Die Religion Jesu, sagt er, ist die unumstößliche Religion. Er zuerst hat das Reich des Geistes verkündet, er zuerst durch seine Thaten das Wort verherrlicht: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Die Begründung der wahren Religion ist also sein Werk. Nach ihm ist es nur noch möglich, in seinem Geiste zu entwickeln und zu befruchten. Mit Jesus eroberte der religiöse Gedanke die Welt. Man wird stets rückwärts gehen, wenn man sich von der eigentlichen Idee Jesu entfernt. Er hat für immer den Gedanken des reinen Gottesglaubens festgestellt. In diesem Sinne ist seine Religion unbegrenzt. Seine Symbole sind keine festen Glaubenssätze, sondern Bilder, die sich unzähligen Auslegungen unterwerfen. Aber welche Umwandlungen der Lehre auch Statt finden mögen, Jesus wird in der Religion stets der Hort der reinen Gesinnung sein. Die Bergpredigt wird niemals übertroffen werden. Keine Umwälzung wird uns in der Religion von dem großen Bunde der Vernunft und Sittlichkeit abwendig machen können, an dessen Spitze der Name Jesu glänzt. — Ja diese große Stiftung war das persönliche Werk Jesu. Vermochte er es, eine solche Verehrung zu erwerben, so muß er verehrenswerth gewesen sein. Solche Liebe ersteht nicht ohne einen Gegenstand, der sie zu entzünden würdig ist. Und wir würden ja nichts von Jesu wissen, wenn uns nicht die leidenschaftliche Zuneigung, die er seiner Umgebung einflößte, ein Zeugniß seiner Größe und Reinheit wäre. Der Glaube, die Begeisterung, die Beständigkeit der ersten christlichen Zeit erklären sich nur, wenn man den Ursprung der Be-

wegung einem Manne von ungeheurer Bedeutsamkeit zuschreibt. — Stellen wir also die Persönlichkeit Jesu auf den höchsten Gipfel menschlicher Größe, denn weder seine Jünger, die ihn so oft mißverstanden, noch das Judenthum, aus dem er hervorgegangen, reichen auch nur entfernt an ihn heran, die große Ursprünglichkeit des Religionsstifters bleibt ihm ganz, sein Ruhm läßt keinen berechtigten Theilnehmer zu. — Das Menschengeschlecht bildet in seiner Gesammtheit eine Vereinigung von niedrigen selbstsüchtigen Wesen, indessen erheben sich aus dieser einförmigen Gemeinheit Säulen zum Himmel und zeugen für eine edlere Bestimmung. Jesus ist die höchste dieser Säulen, die dem Menschen zeigen, woher er kommt, und wohin er streben soll. In ihm hat sich alles Gute und Erhabene unsrer Natur verdichtet. Niemals hat ein Mensch in seinem Leben die Kleinlichkeit der Eigenliebe so entschieden der Theilnahme für die Menschheit nachgestellt. Er lebte nur in seinem Vater und in dem göttlichen Berufe, den er nach seiner Ueberzeugung zu erfüllen hatte. Darum, was für unerwartete Erscheinungen sich noch im Schoße der Zukunft bergen mögen, Jesus wird niemals übertroffen werden. Sein Cultus wird sich stets verjüngen, seine Geschichte wird ewig Thränen hervorrufen, seine Leiden werden die besten Herzen rühren; alle Jahrhunderte werden es laut aussprechen, daß unter den Söhnen der Menschen kein größerer geboren worden ist als Jesus." So Renan.

David Friedrich Strauß aber, der deutsche Forscher, der zuerst mit Entschiedenheit die Sagenbildung in den Evangelien nachgewiesen hat, äußert sich in seinem Leben Jesu für das deutsche Volk also: „Zwei Grundzüge machen den Charakter dieses Lebens aus: Eine grenzenlose Liebesstimmung gegen alle Menschen und eine tiefe Einheit mit seinem himmlischen Vater, und daraus entspringend eine Freude, eine Glückseligkeit, mit welcher verglichen alle äußeren Leiden und Freuden ihre Bedeutung verloren. Daher jene heitere Sorglosigkeit, welche der Bekümmerniß um Nahrung und Kleidung gegenüber auf den Gott verweist, der die Lilien kleidet und die Sperlinge nährt; die Genügsamkeit bei einem Wanderleben, das oft nicht einmal dem Haupte eine Ruhestätte bot; die Gleich-

gültigkeit gegen äußere Ehre und Schmach, in dem Bewußtsein der Träger und Verkündiger göttlichen Sinnes unter den Menschen zu sein. Daher jene Vorliebe für die Kinder, die in ihrem harmlosen und anspruchslosen, von Haß und Stolz noch unberührten Wesen jener glücklichen Liebesstimmung noch am nächsten stehen. Daher die Willigkeit, mit dem, der eine Meile Weges zu gehen nöthigt, lieber zwei zu gehen und dem fehlenden Bruder nicht nur siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal zu vergeben. Indem Jesus diese heitere, mit Gott einige, alle Menschen als Brüder umfassende Gemüthsstimmung in sich ausbildete, hatte er das prophetische Ideal eines neuen Bundes mit dem in's Herz geschriebenen Gesetz in sich verwirklicht; er hatte, um mit dem Dichter zu reden, „die Gottheit in seinen Willen aufgenommen", daher war sie für ihn von ihrem Weltenthron gestiegen, der Abgrund hatte sich gefüllt, die Furchterscheinung war entflohen. In ihm war der Mensch aus der Knechtschaft zur Freiheit übergegangen. So hat Jesus beides entdeckt: den Menschen, den der Grieche suchte, und den Gott, nach dem der Jude rang, den heiligen und doch zugleich nahen und liebenden Gott. Unter den Fortbildnern des Menschheitsideales steht darum Jesus in erster Reihe. Ueber ihn in religiöser Beziehung hinauszugelangen, ist für alle Zeiten unmöglich. Er ist die größte religiöse Persönlichkeit, welche die Geschichte aufzuweisen hat."

So äußern sich Männer, die auf der Höhe heutiger Bildung stehen und die Geschichte Jesu ohne alles Vorurtheil zu erforschen getrachtet haben. Fügen wir dem nur noch das Zeugniß eines Andern bei, der ebenso wahrheitsliebend, ebenso vorurtheilsfrei über Christus und das Christenthum gedacht und geredet, aber dabei von dem unendlichen Werthe der Religion selbst auf das Tiefste ergriffen und einer ihrer treuesten Verkündiger gewesen ist.

„So lange es einen Gottesglauben geben wird unter den Menschen, sagt Heinrich Lang, — und erst mit dem letzten Menschen, der von der Erde abtritt, wird der letzte Seufzer zu Gott verklungen sein — wird kein Mensch etwas Größeres über Gott aussagen und fühlen können, als: Gott ist der Vater, Gott ist die Liebe, und derjenige, welcher diese Erkenntniß zuerst in den

Mittelpunkt der Religion gestellt und trotz aller Schmerzen und Entbehrungen des Lebens unverrückt festgehalten, der dieses Wort mit der ganzen Gluth der ersten Empfindung, mit der Frische des Entdeckers ausgesprochen hat, wird nicht vergessen werden, so lange es einen Gottesglauben unter den Menschen giebt; man wird ihn hören, so lange noch ein Sünderherz weint in seinem Schmerz, so lange noch ein Sünderherz lacht in seinem Trotz. — Und die Aufgabe des Menschen wird niemals höher aufgefaßt werden, als es Jesus Christus gethan. Der Mensch, der es für seine höchste Aufgabe hält, seine Seele zu retten gegen die Fallstricke des Bösen, der nichts anderes will, als den unendlichen Gehalt seines Lebens aus den Schlacken des Endlichen rein und klar herausarbeiten, dem alle Schmerzen und Wonnen dieser Welt zu nichts anderem dienen, als diese innere Welt zu bereichern und zu vertiefen, der Mensch, der diese Welt verachtet, wenn er Schaden an seiner Seele leidet — der Mensch wird ewig der höchste Mensch sein, der Mensch nach dem Herzen Gottes, des Menschen Sohn, der darum zugleich Gottes Kind ist. — Und die höchste Aufgabe der menschlichen Gesellschaft wird nie tiefer und reiner dargestellt werden können, als es Jesus gethan hat, der die ganze Menschheit unter dem Bilde einer Familie von Brüdern betrachtet, deren jeder dem Andern zu dienen hat mit der Gabe, die er empfangen, anstatt sie auszubeuten für die Zwecke der Selbstsucht und des Eigennutzes und deren Jeder, der Höchste wie der Niedrigste, seine Kraft, seine Zeit, seine Gaben, sein Herzblut niederlegen soll auf den Altar der Gesellschaft und sagen: „Da habt ihr mich, ich liebe euch, ich lebe für euch und sterbe, wenn es sein muß, für euch.“ Von diesem höchsten Gedanken kann die Gesellschaft nicht lassen, wenn sie nicht in Auflösung aller ihrer Bande gerathen und zu Grunde gehen soll. So lange aber dieser Gedanke der höchste bleibt, wird auch derjenige unvergessen sein, der sich selber vergaß; der nicht haben wollte, wo er sein Haupt hinlege; von dem seine Feinde das schönste Lob sagten: „Andern hat er geholfen, sich selber kann er nicht helfen“; der sich liebend und duldend hingab für das Wohl der Gesellschaft und seine Hand noch segnend über sie ausbreitete, als sie ihn verstieß.“

„Betrachtet die Welt der sittlichen Ideen und Gefühle, welche das Christenthum uns gebracht hat. Ich nenne nur wenige: die Gleichheit aller Menschen; die Achtung vor jeder Menschenseele, als vor einem unendlich werthvollen Gute, dessen Verletzung ein Angriff auf die göttliche Majestät selber ist, das Reich Gottes, als eine Aufgabe erfüllbar im Palaste wie in der Hütte, die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, der Cultus des reinen Herzens als der einzig vernünftige Gottesdienst, die Religion als Gottes- und Nächstenliebe u. s. w., alle diese Ideen, sie führen sich auf seinen Namen zurück. Betrachtet diese Männer der christlichen Periode so ganz anders als die im Alterthum, so markig und kräftig im Aussprechen ihrer Ueberzeugung, Gott und dem Gewissen mehr gehorchend als der Welt und ihrer Macht, und doch wieder so demüthig, liebend, kindlich hingebend, mit dem Bewußtsein, das Licht der Welt, das Salz der Erde zu sein. Diese Menschen alle, sie nennen sich seine Schüler, seine Diener und Knechte. Betrachtet diese Frauen der ersten christlichen Zeit, diese Marien und Magdalenen, mit ihrem stillen verborgenen Leben in Gott, so voll Sanftmuth und Milde, lauschend auf die Worte des ewigen Lebens; die Vergangenheit im Schmerz der Reue hingebend, sobald sie getroffen worden sind von seinem Blick; mit dieser Wunderwelt der Liebe, mit diesem unendlichen Sehnen, mit diesem unaussprechlichen Schatze reiner Geistigkeit in den Tiefen des Gemüths — sie alle sind von ihm entzündet. Wird es uns jetzt auffallen, daß sie die Verehrung, die sie ihm zollten, die unsagbaren Eindrücke, die seine Erscheinung in ihren Gemüthern hervorgerufen hatte, in der Sprache ihrer Zeit auszudrücken suchten, in der Sprache der Wunder? Denn das Gewöhnliche und Alltägliche war ihnen viel zu gering, um diese außerordentliche Erscheinung darein zu kleiden. Aber schaut nur alle diese Wunder an, in welche sie seine Erscheinung gekleidet haben! Lauter Thaten des Segens, der Liebe, des Heilens, der Humanität. Wie man nur den Saum des Gewandes anzurühren, wie man nur seine Hand zu fühlen, seine Stimme zu hören brauchte, um von allem Leid erlöst zu sein! Was muß das für ein Menschenleben gewesen sein, um welches die Sage lauter

solche freudige Gruppen, lauter Bilder des Segens und des Glückes herumgestellt hat! Werden wir es nun begreifen, daß sie über seiner Wiege den ganzen Himmel sich öffnen lassen und alle Engel herabkommen, um ihr Gloria in excelsis Deo, Ehre sei Gott in der Höhe, auf Erden ertönen zu lassen? Daß die Kirche der ersten Jahrhunderte nicht ruhen konnte, bis sie ihn zum Gott, zur zweiten Person in der Dreieinigkeit erhoben hatte? Freilich war das eine schwere Verirrung, es lief nicht ohne argen Schulstreit und ärgerlichen Zank, ohne nichtige Wortklauberei ab, bis dieses Werk fertig war. Uns sind diese Formeln jetzt unverständlich und fremd geworden, aber wir begreifen, wie die Kirche dazu kam; sie sollten das Gefühl aussprechen, daß in Jesu Christo ewig gültiges Heil und göttliche Wahrheit auf Erden erschienen sei."

Sobald man aber die Gottheit Christi in der Kirche lehrte, folgte daraus mit Nothwendigkeit, daß man auch sein Königthum wieder aus dem Geistigen in das Sinnliche, aus dem Reiche der Wahrheit in ein Reich äußerer Macht übertrug. Man konnte behaupten, schon das Christkind in der Wiege habe mit göttlicher Allmacht an der Weltregierung Theil genommen und die Kirche sprach von einem dreifachen Königthum Christi, nämlich über die Welt herrsche er wie Gott selbst in dem Reiche der Macht, über die Kirche in dem Reiche der Gnade, über die Verklärten im Reiche der Herrlichkeit. War es zu verwundern, daß man einem solchen König, der zugleich Gott war, göttliche Ehre und Anbetung erwies? Aber zu wie vielen Verirrungen hat diese Auffassung Anlaß gegeben. Nicht allein in der katholischen Kirche, wo man bald die Maria und tausend Heilige dem Heilande zur Seite, ja oft selbst über ihn stellte und anrief, sondern auch unter den Protestanten, bei denen vielfach der allmächtige Gott wie abgesetzt oder zurückgesetzt erschien gegen den Sohn, der, als Gott und Mensch in einer Person, gnädiger, barmherziger, mit menschlicher Schwachheit bekannter und milder erschien. Es ist das aber eine vom wahren Christenthum abführende und gefährliche Uebertreibung der Bedeutung Christi, wenn man ihn als Weltregenten vorstellt, und nur pietistische Einseitigkeit kann sich etwa so aussprechen: „Der Herr Jesus hat unser Haus gnädig behütet;

der liebe Heiland hat dieſe Nacht einen tiefen Schnee fallen laſſen." Solcher irrenden Frömmigkeit muß man ſagen, daß Chriſtus ſelbſt uns das Vater Unſer als Muſtergebet hingeſtellt und nie auch nur eine Spur von göttlicher Anbetung verlangt hat. Kein Zweifel, wenn er wiederkäme und dieſe Ausartung des Chriſtenthums entdeckte, er würde erſchrecken über die, welche ſich ſeine Jünger nennen, und ſie ernſt und entſchieden zurechtweiſen. Darum ſollen wir diejenigen unſerer Brüder, die in ſolchem Irrthum befangen ſind, nicht gleichgültig oder in falſcher Connivenz ihren Weg wandeln laſſen, ſondern helfen, daß ſie zur rechten Erkenntniß des Herrn und zur wahren Verehrung deſſelben geführt werden.

Die wahre Verehrung Chriſti als des himmliſchen Königs, als des großen Propheten und Religionsſtifters, worin beſteht ſie denn aber? Auf alle Fälle iſt die Nachfolge Jeſu ſeine beſte Verehrung, wie er ſelber bezeugt:

Matth. 7, 21. Es werden nicht alle, die zu mir ſagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Luc. 6, 46. Was heißt ihr mich aber Herr Herr, und thut nicht, was ich euch ſage? Wer zu mir kommt, und höret meine Rede und thut ſie, den will ich euch zeigen, wem er gleich iſt. Er iſt gleich einem Menſchen, der ein Haus baute, und grub tief, und legte den Grund auf den Fels. Da aber Gewäſſer kam, da riß der Strom dem Hauſe zu, und mochte es nicht bewegen; denn es war auf den Fels gegründet. Wer aber höret und nicht thut, der iſt gleich einem Menſchen, der ein Haus baute auf die Erde ohne Grund; und der Strom riß zu ihm zu, und es fiel ſogleich und that einen großen Fall.

Aber weil doch zur Nachfolge Jeſu auch, wie wir geſehen haben, die fortwährende Betrachtung und Verkündigung ſeines Lebens und ſeiner Worte, ſeiner Geſinnung und ſeiner Handlungsweiſe gehört, ſo wird ſich in zarten und frommen Gemüthern in der Regel auch eine perſönliche Liebe zu ihm, eine Freude an ſeinem geiſtigen Bild und eine Dankbarkeit für ſeine Treue und Liebe entwickeln. Eine ſolche Art des perſönlichen Verhältniſſes zu Chriſto iſt etwas durchaus Normales und Rechtes. Wo wir ſie finden, müſſen wir uns derſelben freuen und ſie pflegen.

Sie gleicht ganz jener liebevollen Pietät, mit welcher etwa eine zärtliche Tochter an ihrer verstorbenen Mutter, ein dankbarer Sohn an seinem heimgegangenen Vater hängt. Da begleitet auch oft das verklärte Bild der Eltern ein solches Kind das ganze Leben hindurch. In allen schwierigen, in allen traurigen, in allen glücklichen Lagen erscheint es vor dem inneren Auge, tröstend, rathend, theilnehmend. Die Frage: „Was würde der Vater, die Mutter in diesem Falle gethan haben" — lebendiger ausgedrückt: „Was sagst du dazu, du seliger Geist?" sie schwebt in hundert Fällen auf den Lippen, und die Antwort im eigenen Herzen bleibt nicht aus, ja weil wir an ein ewiges Leben und eine Gemeinschaft der Geister glauben, hat die Liebe die Gewißheit, daß wir auch von unsern vorausgegangenen Lieben ungeschieden sind, und ihr Geist uns unverloren ist.

Wenn Einer starb, den du geliebt hienieden,
So trag hinaus zur Einsamkeit dein Wehe,
Daß ernst und still es sich mit dir ergehe
Im Wald, am Meer, auf Steigen längst gemieden.

Da fühlst du bald, daß jener, der geschieden,
Lebendig dir im Herzen auferstehe,
In Luft und Schatten spürst du seine Nähe,
Und aus den Thränen blüht ein tiefer Frieden.

Ja, schöner muß der Todte dich begleiten,
Um's Haupt der Schmerzverklärung lichten Schein,
Und treuer — denn du hast ihn alle Zeiten.

Das Herz hat auch sein Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten,
Und was du ewig liebst, ist ewig dein.

Wer wird dergleichen fromme, zarte und heilige Gedanken tadeln oder verwerfen wollen? Aber bis zur Anbetung — welch ein weiter Schritt ist das noch! — So sollen auch wir zu der Person Christi stehen. Als unser höchster Wohlthäter, als unser treuster Rathgeber, als unser einiger Meister soll er uns im Geiste gegenwärtig sein. Und da auch er zu jener Herrlichkeit des andern Lebens eingegangen ist, liegt es dem frommen Sinne nahe, auch mit ihm jenes trauliche Zwiegespräch der Liebe zu

halten, welches dankbare Kinder mit den Geistern ihrer Eltern pflegen. Da dürfen wir ihn fragen: Was sagst aber du, mein himmlischer König, mein Herr und Meister, zu diesem und zu jenem Schritt, zu dieser Entscheidung, zu diesem Unglück, zu jenem Zweifel? Und wir dürfen gewiß sein, daß auch solchen Fragen die innere Stimme seines in uns lebenden Geistes Rede und Antwort steht, und daß wir so an ihm den Seelenfreund besitzen, der uns beisteht in aller Noth und Gefahr der Seele mit seinem Rath und mit seinem Troste. Doch sind und bleiben wir von Anbetung weit entfernt, wenn wir etwa mit dem frommen Dichter sprechen:

Was wär' ich ohne dich gewesen, und ohne dich, was würd' ich sein?
Ich könnte nie von Angst genesen, in weiter Welt ständ' ich allein.
Nichts wüßt ich sicher, was ich liebte, die Zukunft wär' ein dunkles Grab,
Und wenn mein Herz sich tief betrübte, wer senkte Trost auf mich herab?

Hast aber du dich kund gegeben, ist ein Gemüth erst dein gewiß,
Wie schnell verzehrt dein Licht und Leben dann jede öde Finsterniß.
Mit dir bin ich auf's neu geboren, die Welt wird mir verklärt durch dich,
Das Paradies, das mir verloren, blüht herrlich wieder auf für mich.

Ja du, mein Heiland, mein Befreier, du Menschensohn voll Lieb und Macht,
Du hast ein allbelebend Feuer in meinem Innern angefacht.
Durch dich seh ich den Himmel offen als meiner Seele Vaterland,
Ich kann nun glauben, freudig hoffen und fühle mich mit Gott verwandt.

In solchen und ähnlichen an Christus gerichteten Liedern hat die Kirche aller Zeiten ihre schönsten Blüthen getrieben und unsere Gesangbücher sind noch voll von diesen sogenannten Jesusliedern. Wenn wir dieselben von den wenigen anstößigen Stellen reinigen, an welchen die Verehrung und das Lob Christi in göttliche Anbetung übergeht, so bilden sie noch immer für den Gottesdienst der Gemeinde ein unentbehrliches und kräftiges Hülfsmittel der Erbauung. Sie beleben die Erinnerung an den Herrn, erheben das Gemüth zur reinen Anschauung seines verklärten Bildes und fordern oft in ergreifender Weise unsern Willen und unsere Thatkraft heraus zur Nachfolge seines Wandels.*)

*) So z. B. die Lieder: Mir nach spricht Christus unser Held, mir nach, ihr Christen alle! — oder: Sieh hier bin ich Ehrenkönig, lege mich vor deinen Thron, schwache Thränen, kindlich Sehnen bring ich dir, du Menschen-

Wer dergleichen Herzensergüsse des frommen Gemüthes, das in dankbarer Liebe des Königs der Wahrheit und der Gerechtigkeit gedenkt, tadeln will, der redet wohl von Menschenvergötterung oder Cultus des Genius und sagt, solche Lieder dürften nur die singen, welche in Christus einen Gott verehren. Wir glauben genug gezeigt zu haben, wie thöricht solches Gerede ist, und wie berechtigt der Herzensumgang mit den verklärten Geistern unsrer wahren und besten Freunde. Doch können wir hier, weil einmal von der Königswürde Christi die Rede ist, noch eine Vergleichung mit irdischer Majestät und weltlichem Herrscherthum nicht unterlassen. Wenn bei uns um den Thron des geliebten und verehrten Herrschers sich ein dankbares Volk drängt, das seinen Gefühlen einen gemeinsamen Ausdruck geben will, so stimmt die Menge an: Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands, Heil König dir! u. s. w., und wiewohl das nur einem schwachen Menschen, und dazu einem, der noch unter den Lebenden weilt, gesungen wird, hat doch noch nie Jemand darin eine Vergötterung gefunden oder eine Art von Anbetung. Es ist eben nur der Ausdruck treuer Verehrung für einen geliebten Menschen, für das geheiligte Haupt des irdischen Königs. Und der christlichen Gemeinde sollte es verwehrt sein, ihrem König, dem Fürsten des Lebens, dem verherrlichten und beim Vater thronenden Ueberwinder die Palmen des Triumphes in heiligen Liedern darzubringen? Wer das Anbetung oder Menschenvergötterung nennt, der zeigt damit nur seine gänzliche Unwissenheit in religiösen Dingen oder seine Mißachtung Christi. — Nein, wir wollen dich unsern Herrn nennen und dir unsern Dank zu Füßen legen, du König der Ehren, Jesu Christ! Wir wollen uns gegenseitig ermahnen zu deiner Nachfolge und uns aufrichten an deinem hohen Vorbild und an deinen wunderbaren Lebensworten. Wir wollen mit Petrus sprechen: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du

sohn, laß dich finden, laß dich finden, von mir der ich Asch' und Thon. — Jesu geh voran auf der Lebensbahn, und wir wollen nicht verweilen, dir getreulich nachzueilen, führ uns an der Hand bis in's Vaterland. — Ebenso viele Weihnachts-, Passions- und Osterlieder.

bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Wir wollen alle, die Augen haben zu sehen, auffordern auf dich zu blicken, alle, die Ohren haben zu hören, auffordern auf dein Wort zu lauschen, wollen allen, die dich noch nicht kennen, immer wieder von neuem zurufen: „Die geistige Sonne, von der aus auf den innern Menschen Licht und Leben quillt, ist da, tretet nur heraus, damit ihr von ihr beschienen werdet! Er ist da, der König, der nicht in die Welt gekommen ist sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, er ist da und will eure Herzen gewinnen, damit ihr von ihm lernet, wie man die Größe erlangt, vor der aller andere Glanz, aller Glanz von Ansehen, Gaben und Talenten erbleicht, die Größe, die in der dienenden Liebe liegt." Und wie wir Andere so ermahnen, so wollen wir selbst auf's neue uns dir heiligen, dir unser Herz hingeben, damit du es führest zu deinem himmlischen Vater, damit du es tränkest mit dem Wasser, das in das ewige Leben quillt.

Wenn alle untreu werden, so bleibe ich dir treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden, vergingst für mich in Schmerz,
Drum geb' ich dir mit Freuden auf ewig hin mein Herz!

## 28. Die Wunder des neuen Testaments.

Blinder Glaube kein Beweis christlicher Gesinnung. Prüfung der Wundergeschichten nothwendig. Erste Klasse derselben Heilwunder. Geschichtlicher Kern erkennbar und wohl zu erklären. Hoheit und Reinheit des Charakters Christi. Zweite Klasse im Volksmunde aus Gleichnißworten entstanden. Jesus hielt solch Wunderthun für sündhaft. Dritte Klasse absichtliche Wunderdichtung im Johannesevangelium, poetische Einkleidung religiöser Ideen in die Form von Geschichten.

Es ist schon oben auseinandergesetzt worden, daß in der Religion nothwendig und ihrer Natur nach ein Zug zu etwas Unbegreiflichem, Geheimnißvollen liegt. Das Unendliche, die Gottheit, geht immer über das Begreifen des menschlichen Verstandes hinaus, unsere Vernunft nimmt es wahr, aber nicht mit derselben anschaulichen Klarheit, wie wir die irdischen Dinge sehen, sondern nur im Bilde, symbolisch, ahnungsweise. Der

Ausdruck für diese Thatsache heißt in der religiösen Sprache: Wunder, und wir sagten schon oben, jeder religiöse Mensch glaube an das Wunder in diesem Sinne, ja ihm sei Alles ein Wunder, d. h. Alles erkenne er als eine Wirkung Gottes und eben deshalb als etwas im letzten Grunde Geheimnißvolles (siehe S. 118). In alter Zeit aber, da man die Natur und ihre Gesetze noch nicht kannte, nahm sehr begreiflicher Weise dieser religiöse Zug, dieser Glaube an das geheimnißvolle, wunderbare Wirken Gottes, die Gestalt eines Glaubens an übernatürliche Eingriffe in den Weltverlauf an. Der Wunderglaube in diesem alterthümlichen Sinn ist aber, wie wir gezeigt haben, für unsere Zeit etwas Veraltetes, ein überwundener Standpunkt. Selbst diejenigen, welche noch an Wunder im alten Sinne glauben, thun dies nicht um der Sache selbst willen, sondern aus Ehrfurcht vor der Bibel, namentlich vor dem neuen Testament. Sie glauben an Christus nicht um der Wunder willen, die von ihm berichtet werden, sondern sie glauben an die Wunder um Christi willen, d. h. sie lassen sich dieselben gefallen, nehmen sie gleichsam mit in den Kauf, weil Christus ihnen so hoch steht und so theuer ist, daß sie ihm Alles zutrauen, daß sie also auch gern das Opfer leisten, ihren Verstand zum Schweigen zu bringen dem neuen Testamente gegenüber. Jeder Zweifel an dem hier Erzählten kommt ihnen vor wie ein Zweifel an Christus selber, ja wie ein Verläugnen des Glaubens, und aus diesem Grunde lassen sie auch die Wunder des neuen Testamentes selbst dann gelten, wenn sie für diejenigen, die im alten Testamente erzählt werden (Sonnenstillstand, Jona im Wallfischbauch u. dgl.) keinen rechten Glauben mehr haben.

Es fragt sich, ob dies die richtige Stellung zu Christo und zum neuen Testamente sein kann. Genauer betrachtet ist es doch nichts anderes als das katholische Prinzip des blinden Glaubens, des bloßen Fürwahrhaltens ohne klare Einsicht, ohne feste männliche Ueberzeugung; als ob etwas Verdienstliches darin läge, irgend etwas für wahr zu halten, es unangetastet stehen zu lassen bloß darum, weil es in irgend einer Beziehung zu Christus steht! Als ob der Größte und Heiligste, der Reinste und Wahr-

haftigste, den wir kennen, dadurch geehrt und verherrlicht würde, als ob ihm damit ein Dienst geschähe, daß wir die Augen zumachen und der Frage ausweichen: Was ist die geschichtliche, die thatsächliche Wahrheit über ihn? — Nein, wahrlich, dem evangelischen Christen ziemt es auch in dieser Frage mit dem ganzen Freimuthe und mit der ganzen Offenheit, welche die wahre Religion gebietet, mit den klarsten Gründen, die er finden kann, zu einer festen Ueberzeugung, zu einer hellen Einsicht hindurchzudringen. Dem aufrichtigen, unbefangenen und ehrlichen Frager wird es und muß es auch hier gelingen zu einem wirklichen und vollen Verständniß des neuen Testamentes und seiner Erzählungen zu kommen. Erst wenn dieses Verständniß uns aufgegangen ist, können wir es begreifen, daß die Berichte des neuen Testamentes im Großen und Ganzen volle Glaubwürdigkeit verdienen, weil sie im Grunde nichts anderes thun als die Ueberlieferung von Jesu in der Sprache einer vergangenen Zeit uns zu erzählen. Nur wer diese Sprache nicht kennt, wird in Gefahr kommen an dem neuen Testamente überhaupt irre zu werden.

Wir unterscheiden in den Wundererzählungen des neuen Testamentes der Deutlichkeit unsrer Untersuchung wegen drei Arten oder Klassen: Erstens die sogenannten Heilwunder Jesu, zweitens die großen symbolischen oder sinnbildlichen Wunder, die uns in den drei ersten Evangelien berichtet werden, und drittens die Wunder des Johannesevangeliums.

Was zunächst die erste Klasse dieser Erzählungen betrifft, so enthält sie augenscheinlich den eigentlich thatsächlichen, den wirklich geschichtlichen Kern; wir bewegen uns da ohne Zweifel auf historischem Boden und haben es mit einer Erscheinung zu thun, deren Erklärung uns durch Analogien der Gegenwart leicht gemacht wird. Die Arzneikunst war nämlich in jener Zeit bei den Juden so gut wie gar nicht ausgebildet. Die meisten Krankheiten betrachtete man einfach als Wirkungen böser Geister, vor allen nannte man die Gemüthskranken und Wahnsinnigen „Besessene", aber auch von Mondsüchtigen, Tauben und Stummen glaubte man, daß sie von einem Teufelchen (Dämon) besessen

seien, und die Hauptart auf solche Kranke zu wirken, bestand in allerhand Beschwörungen, von deren Anwendung wir noch manche interessante Nachricht haben. Daneben gebrauchte man freilich auch natürliche Mittel, und es scheint, daß namentlich die Propheten bisweilen als Aerzte auftraten, wie denn Jesaja den König Hiskia durch Verordnung eines Feigenpflasters heilte (Jes. 38, 21). Nun gehörte es, wie mehrfach gezeigt ist, zu den gangbarsten Erwartungen der Juden, daß auch der Messias Wunder thun werde, und die Propheten waren voll von Verheißungen, die ebensowohl auf geistige wie auf leibliche Heilkraft desselben gedeutet werden konnten.

Jes. 29, 18. Denn zur selben Zeit werden die Tauben hören die Worte des Buchs, und die Augen der Blinden werden aus dem Dunkel und der Finsterniß sehen.

Jes. 35, 5. Alsdann werden der Blinden Augen aufgethan werden, und der Tauben Ohren werden geöffnet werden. Alsdann werden die Lahmen springen wie ein Hirsch, und der Stummen Zunge wird Lob sagen.

Sobald man also in Jesus einen großen Propheten oder gar den Messias erkannte, lag es nahe, auch von ihm zu erwarten, daß er Kranke heilen werde; und das umsomehr, als er selbst sich auf die Jesajanischen Weissagungen berief und deren Erfüllung (freilich im geistigen Sinn) für nahe erklärte (Luc. 4, 17–21). Was war unter einem Volke, das von den natürlichen Ursachen der Krankheiten so gut wie gar nichts wußte und jede Heilung für unmittelbare Wirkung der göttlichen Allmacht anzusehen gewohnt war, was war natürlicher, als daß die Leidenden und Kranken sich an *den* um Hülfe wandten, der im Namen und Auftrage Gottes das Heil und die Rettung des ganzen Volkes verkündete. Die leibliche Heilung schien ja offenbar das Geringere zu sein gegen die großen Verheißungen von dem Himmelreich, welche er predigte. Sobald aber einmal solche Zumuthungen an Jesus gestellt, solche Bitten an ihn gerichtet wurden, konnte er mit seinem liebevollen, alles Elendes sich erbarmenden Herzen sich denselben nicht ganz entziehen. Daß er oft genug ihnen ausgewichen ist, sich mehr als einmal vor den Zudring-

lichen in die Einsamkeit förmlich geflüchtet und den Geheilten verboten hat, von ihrer Heilung weiter zu reden, das erzählen die Evangelien ausdrücklich. Aber in vielen Fällen hat er wirklich geholfen, hat einzelne Kranke geheilt, und grade diese Fälle wirklicher Hülfe waren es, die dann wieder neue Schaaren Hülfe Suchender von allen Seiten herbeizogen. Die Berichte der Evangelien sind freilich auch in diesem Punkte schon einigermaßen durch die spätere Ueberlieferung hindurchgegangen und getrübt. Denn nach ihnen gewinnt es den Anschein, als ob Jesus fast überall alle Kranken, die zu ihm kamen, in Schaaren geheilt und dann entlassen hätte. So heißt es z. B.

> Matth. 4, 23-25. Und er heilte alle Seuche und Krankheit im Volk. Und sein Gerücht erscholl in das ganze Syrienland, und sie brachten zu ihm alle Kranke, mit mancherlei Seuchen und Qual behaftet, die Besessenen, die Mondsüchtigen, und die Gichtbrüchigen: und er machte sie Alle gesund.

Ebendasselbe wird Matth. 8, 16. 9, 35. 12, 15. 14, 14 u. 36. 15, 30. 19, 2. (21, 14) gesagt. Aber wenn wirklich so oft alle möglichen Kranken geheilt worden wären, so konnten ja fast keine mehr übrig bleiben. Hier sieht man eben deutlich die übertreibende Tendenz des Volksmundes. Indessen ist auch der wahre Sachverhalt noch daneben in den Evangelien selbst zu finden. So heißt es nämlich einmal bei Marcus 1, 32, daß sie alle Kranken und Besessenen zu ihm gebracht hätten, und er habe Viele geheilt. Also nicht alle. Und weiter wird uns berichtet, daß keineswegs die Wunderkraft unterschiedslos und gleichmäßig von ihm ausgegangen, sondern daß dieselbe vielmehr von dem Glauben und Vertrauen der Kranken abhängig gewesen sei. In Nazareth z. B., wo die Leute nicht an ihn glaubten, „konnte er keine einzige That thun, ohne wenigen Siechen legte er die Hände auf und heilte sie, und verwunderte sich ihres Unglaubens" Marc. 6, 5. Matth. 13, 58. Darum forderte er auch von den zu Heilenden immer, daß sie Glauben (Vertrauen) haben sollten und sagte den Geheilten oftmals: „Dein Glaube hat dir geholfen" (Matth. 9, 22. Luc. 17, 19. 18, 42). Hiernach läßt sich denn der Thatbestand mit ziemlicher Sicherheit

ermitteln. Wir haben es sicher mit einer Erscheinung zu thun, die den Aerzten und der Wissenschaft keineswegs unbekannt ist und sich bis auf den heutigen Tag, wenn auch in geringerem Maße, wiederholt. Noch heute nämlich kommen Heilungen von Kranken vor ohne Anwendung natürlicher Mittel bloß durch den Einfluß, welchen das gläubige Vertrauen, die feste und gewisse Hoffnung auf Hülfe, unter Umständen sogar die durch Angst oder Freude hervorgerufene Erregung auf den Körper zu üben im Stande sind. Es steht wissenschaftlich fest und ist über allen Zweifel erhaben, daß bei gewissen Krankheiten, namentlich bei solchen, bei denen die Nerven mit in's Spiel kommen, der feste Wille, der kräftige Entschluß des Leidenden oder ein von außen kommender Antrieb eine mitunter überraschende Wirkung auf die Krankheit ausübt. So hat schon der berühmte Philosoph Kant eine Abhandlung geschrieben: „von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden," und zu hunderten zählen die Beispiele aus allen Zeiten, durch welche auf glaubwürdigste Weise bestätigt wird, daß z. B. Fieberkrankheiten und Lähmungen der Glieder durch bloß geistige Einwirkung auf die Kranken gehoben worden sind. Es beruhen sicher hierauf wenigstens zum Theil jene Behauptungen der katholischen Kirche, daß durch ihre Marienbilder und Heiligen noch jetzt Krankenheilungen bewirkt werden. Wie viel Erfindung und Uebertreibung auch dabei sein mag, einige solcher Fälle sind jedenfalls wirklich vorgekommen und constatirt.

Von den vielen Berichten aus alter und neuer Zeit seien der Merkwürdigkeit wegen einige hier angeführt. Schon bei den Heiden waren Heilungen Kranker in den Tempeln des Aeskulap durch die Priester eine häufige und bekannte Sache. Vom Kaiser Vespasian aber wird erzählt, daß, als derselbe in Alexandrien auf günstigen Wind wartete, viel Zeichen ihm die Neigung und Gunst der Götter versichert hätten. „Einer aus dem alexandrinischen Stadtvolk, bekannt durch sein Augenleiden, beschwor ihn um Heilung seiner Blindheit und bat den Fürsten, daß er ihm Wangen und Augenlider mit seinem Speichel berühre. Ein Anderer gelähmt an der Hand, flehte, daß der Kaiser ihn mit der

Fußsohle berühre. Vespasian verspottete und verweigerte es anfangs. Als man in ihn drang, schwankte er zwischen der Furcht, sich lächerlich zu machen, und zwischen der Hoffnung, wie sie aufgeregt wurde sowohl durch jene Bitten als durch seine Schmeichler. Zuletzt befahl er den Aerzten zu begutachten, ob solche Blindheit und Lähmung durch Menschenkraft zu überwinden sei. Die Aerzte urtheilten in verschiedener Weise: in dem Einen sei die Sehkraft nicht verzehrt, sie werde wieder hergestellt werden, wenn ihre Hindernisse beseitigt wären; dem Andern seien die Gelenke erstarrt, sie könnten wiederhergestellt werden, wenn heilsame Kraft angewandt würde. Dies sei vielleicht der Götter Wille und zu dem göttlichen Dienste der Fürst bestimmt. Der Ruhm des Gelingens werde auf den Kaiser, der Spott des Mißlingens auf die Kranken fallen. Vespasian also im Vertrauen auf sein Glück, dem nichts unmöglich sei, mit heitrer Miene von der hochgespannten Menge umgeben, vollzog das Geheißene. Sogleich war die Hand brauchbar und dem Blinden leuchtete der Tag. Beides, sagt Tacitus, erzählen Augenzeugen noch jetzt, wo für den Betrug kein Lohn sein würde." In ähnlicher Weise haben einst die Könige von England, denen der Volksglaube die Kraft zuschrieb Skropheln zu heilen, dies Geschäft in kirchlicher Feier an bestimmten Tagen geübt. Und auch in neuester Zeit sind ebenfalls mehrere Fälle solcher Art unzweifelhaft vorgekommen. Zwei junge Mädchen — die eine in Leonberg in Schwaben — die durch Kniegeschwulst und verkürzten Schenkel hinkten, sind geheilt worden, indem sie die Erzählung vom Gichtbrüchigen hörten oder lasen und bei sich sprachen: O geschähe das heutzutage, daß der Herr zu mir spräche, ich würde glauben und geheilt werden! Da hat es sie plötzlich wunderbar durchzuckt, und sie waren geheilt. Als im J. 1844 in Trier der sogenannte ungenähte Rock Christi den gläubigen Katholiken ausgestellt und gezeigt wurde, suchte auch eine Nichte des Erzbischofs, ein Fräulein von Droste dort Hülfe für eine skrophulöse Kniegeschwulst. Sie ließ, wie von der Nähe des Heilandes durchschauert, plötzlich, nachdem sie lange gebetet, die Krücken fallen und ging ohne dieselben. Doch scheint ihre Heilung nicht

dauernd gewesen zu sein und von den tausenden Kranken, die in Folge dieser Begebenheit zuströmten, konnten doch nur achtzehn von der Kirche als geheilt bezeichnet werden. Auch weiß man, daß nicht bloß frommer Glaube und inniges Gebet solche Wirkung ausübt, sondern daß auch plötzliche Freude oder Schrecken mitunter ähnliche Erfolge hat. So kam i. J. 1869 im Spital zu Zürich der Fall vor, daß ein Mädchen, welches längst nicht mehr auf den Füßen stehen konnte, durch die Drohung der Elektrisirmaschine plötzlich gehen lernte und dem Arzte, der ihr dazu verholfen, dann sehr dankbar war. Aehnliche Resultate bei Hypochondrischen und Hysterischen sind ganz gewöhnlich. Aber natürlich hat diese Macht des Geistes über den Körper ihre Gränzen. Ein verlorner Arm oder ein verstümmeltes Bein können auf diese Weise nicht wieder ersetzt werden. Es sind eben immer nur die Nerven, durch deren Vermittelung Eindrücke auf den Organismus erzielt wurden, also auch meistens nur Krankheiten nervöser Art, die geheilt worden sind. Endlich darf man auch an den fast wunderbaren und augenblicklich wirkenden Einfluß erinnern, welchen geistig und leiblich gesunde Menschen mit festem Blick, ruhigem, selbstbewußtem, aber wohlwollendem Wesen nnd einem imponirenden Aeußeren auf Gemüthskranke und Irrsinnige zu haben pflegen.

Nehmen wir all diese Erfahrungen zusammen und treten wir mit ihnen an die von Christus berichteten Wunderheilungen heran, so fällt uns auf den ersten Blick auf, daß seine allerersten Heilungen (Marc. 1, 26. 31.) sich an einem Wahnsinnigen und einer Fieberkranken vollzogen haben, und daß es dann meist Gelähmte und Wahnsinnige (Besessene) gewesen sind, welche die Einwirkung seiner geistesmächtigen, gotterfüllten und von heiliger Liebe durchglühten Persönlichkeit an sich erfuhren. Und eben hierin, daß es sein Gottvertrauen und seine Frömmigkeit, seine Menschenliebe und Erbarmung gewesen, welche ihn zu diesen Thaten vermochte, haben wir das zu erblicken, was dieselben über das Maß des Gewöhnlichen hinaushebt. Er hat nie gespottet oder gezweifelt, wie Kaiser Vespasian, sondern auf seinen himmlischen Vater gehofft. Er hat nie sich selbst durch diese

Erfolge verherrlichen und zum Abgott des Volkes machen wollen, sondern immer Gott die Ehre gegeben und demüthig gesagt: Dein Glaube hat dir geholfen. Als Thaten Gottes und Beweise göttlicher Hülfe hat er diese Wunder betrachtet. Sind und bleiben sie das denn nicht wirklich, auch wenn wir heutzutage mit unsrer fortgeschrittenen Naturkenntniß den natürlichen Zusammenhang sehen und die Wirkung der gehobenen Willenskraft erkennen? Gewiß dürfen wir mit vollstem Recht behaupten, daß nur die geistige Herrlichkeit Jesu, sein hoher leuchtender Glaube, seine herzinnige alles überwindende Frömmigkeit, sein tiefes Mitleiden und seine erbarmende Liebe zu den Leidenden es gewesen sind, welche solche Erfolge durch das bloße Wort möglich machten. Denn äußeren Glanz und fürstliche Macht hatte er nicht zu zeigen. Er imponirte und gebot den Geistern einzig durch das, was er von Gottes Gnaden innerlich selber war. Der reine heilige Gottesmensch gewann die Herzen und hatte Macht über die Geister, und die Leidenden fühlten diesen Einfluß, gaben sich ihm hin und erfuhren seine Wirkung. So kamen die Heilungsthaten zu Stande, indem durch die geistige Kraft und Ueberlegenheit des Erlösers der Wille und die geistige Energie der Leidenden angeregt und wach gerufen wurde. Sie waren also rein und völlig der Ausfluß und Ausdruck der Liebe eines an Gott gänzlich hingegebenen Gemüthes, das in seinem Gottvertrauen Andere beherrschte und mit sich fortriß. Und eben deshalb bleiben sie auch für uns Zeichen der Macht und Herrlichkeit Christi.

Daß aber eine so unwissende und wundersüchtige Zeit die Thatsache leicht mißdeuten und glauben konnte, diese Wirkungen strömten wie eine Zauberkraft von Jesu Leibe, ja sogar von seinen Kleidern aus, das wird uns ebensowenig wundern wie die andere Wahrnehmung, daß sehr bald sich die Sage und die Uebertreibung der Sache bemächtigten, und daß man die Erfolge nach allen Richtungen hin vervielfachte und vergrößerte. Ist das doch noch heute ebenso mit den einzelnen sogenannten Wundern in der katholischen Kirche. Wir werden also im neuen Testament einen ursprünglichen Stamm geschichtlicher Ueberlieferung von den An-

sätzen und Vergrößerungen zu unterscheiden haben, welche ihn umgeben. Aber wo die Gränzlinie zwischen geschichtlichen Heilungen Jesu und dichtender Volkssage zu ziehen ist, das zu bestimmen ist Sache der neutestamentlichen Auslegung und kann hier nicht weiter verfolgt werden. Es genüge darauf aufmerksam zu machen, wie auch hier die Veranlassung zur Weiterbildung der Geschichte in einzelnen Worten Jesu selbst lag, die man mißverstand und leicht mißverstehen konnte. Jesus berief sich ja, wie wir gesehen, besonders gern auf den Propheten Jesaja und dessen Weissagungen. So antwortete er auch Johannes, dem Täufer, der ihn durch seine Jünger fragen ließ, ob er der Verheißene sei, indem er sich auf ein Prophetenwort berief.

Matth. 11, 4. Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Es ist leicht zu erkennen, daß dies Wort in Jesu Munde nur von den geistig Blinden und Todten gemeint sein konnte, denn in dem Matthäusevangelium selbst, wo es steht, ist von mehreren oder gar vielen wirklichen Erweckungen leiblich Gestorbener durch ihn gar keine Rede, wie ja überhaupt das neue Testament deren nur drei erwähnt, und selbst von diesen war damals, als Jesus diese Worte sprach, nur die erste (Jairi Töchterlein) geschehen. Die Todten stehen auf, das konnte also nicht heißen: Ich erwecke leiblich Todte, weil dies so allgemein gar nicht geschah. Aber grade in solchem Worte, welches man grobsinnlich auslegte, lag später nach dem Tode Christi die Veranlassung zu der Annahme, er habe überall in Menge alle Blinden und Lahmen geheilt, und wenigstens eine Anzahl Todter wirklich erweckt. Was das Letztere betrifft, so ist übrigens bei der jüdischen Sitte, die Gestorbenen nur wenige Stunden im Hause zu behalten, sehr wahrscheinlich, daß man zum Oeftern Scheintodte beerdigt hat, und wenn Jesus nur in einem oder zwei Fällen solchen Gräuel durch seine Dazwischenkunft verhinderte, begreift sich leicht, wie viel mehr Grund man zu haben glaubte, jene Worte des Propheten buchstäblich zu deuten. Jeden-

falls hat Jesus selbst ein Mal, nämlich bei der Tochter des Jairus, ausdrücklich gesagt: „Das Mägdlein ist nicht gestorben, sondern es schläft nur.“ (Matth. 9, 24.) Das kann allerdings bildlich vom Todesschlaf gesagt sein, aber wie viel näher liegt es, in diesen Worten dies ursprüngliche Sachverhältniß noch angedeutet zu finden. Sie war dann eben scheintodt.

Wie frei und selbständig man in der ersten christlichen Kirche alle diese Daten aus dem Leben Jesu behandelte, dafür sind die Evangelien selbst Zeugen, indem sie oft genug dieselbe Geschichte einmal so, einmal anders erzählen. Man vergleiche nur den Bericht des Matthäus über die einzelnen Geschichten mit dem des Marcus und Lucas, und man wird auffallende Abweichungen genug finden. So heilt z. B. Jesus nach Marc. 10, 46 einen Blinden am Wege bei Jericho. Genau dieselbe Geschichte wird Matth. 20, 29 erzählt, aber nun sind aus dem einen Blinden deren zwei geworden. So liegt die allmähliche Vergrößerung durch die mündliche Ueberlieferung handgreiflich vor Augen. Dergleichen findet sich Vieles.

Ob man nun nach allem diesen den Namen Wunder auf die Thaten Jesu noch anwenden mag, das ist gleichgültig. Es genügt, daß wir gesehen haben, wie auf seine Person bei alle dem nicht der geringste Schatten fällt, wie alles, was er thut, durchaus hervorgeht aus einem großen und guten Herzen, wie er so gänzlich fern gewesen ist von jeder Ruhmsucht und Eitelkeit über seine Erfolge. Seine Person — das ist der Wunder Größtes. Die Fülle von Glaube und Liebe, die Gott hier ausgegossen hat in ein Menschenherz, und durch welche die kalte liebloſe Welt überwunden und gewonnen worden ist, das ist das Wunder aller Wunder, und dabei doch kein Zauber, keine Täuschung, sondern Thatsache, Wirklichkeit, wahre Geschichte. —

Von dem hiermit umschriebenen und abgegränzten geschichtlichen Boden aus betrachten wir nun die andern Arten von Wundern des neuen Testamentes, nämlich diejenigen, welche direkt das Gebiet des Uebernatürlichen und Uebermenschlichen berühren, und welche entweder überhaupt nur zur Zeit Jesu geschehen oder von ihm selbst als Beweise einer göttlichen All-

macht gethan sein sollen. Der ursprüngliche Charakter dieser Erzählungen ist fast überall mit Händen zu greifen, fast bei jeder einzelnen kann man klar wie im Sonnenlicht sehen, daß wir es mit Ausdrücken der religiösen Bilderſprache zu thun haben, die von der sinnlichen Vorstellung des Volkes in's Aeußerliche, Leibliche gezogen und übertragen worden sind.

Nehmen wir zuerst die Reihe jener Begebenheiten, die ohne direkten Willen Jesu geschehen sein sollen. Es sind vor allen die liebliche Weihnachtsgeschichte mit ihren Engelerscheinungen, und die wunderbaren Begebenheiten beim Tode Jesu, also der Engel in Gethsemane, der den Leidenden stärkt, die Sonnenfinsterniß bei seinem Verscheiden, das Zerreißen des Vorhanges im Tempel und die Todtenerscheinungen in Jerusalem nach der Auferstehung. Hier können wir sozusagen überall die Fäden d. h. die Gedanken erkennen, aus welchen die Erzählungen gewoben sind. Nach Johannes hat der Heiland selbst einen dieser Gedanken ausgesprochen, als er sagte: „Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn." Das konnte doch nur bildlich verstanden werden von einem immerwährenden Geistesverkehr zwischen Himmel und Erde, zwischen dem Vater und dem Sohne, denn von vielen und wiederholten Engelserscheinungen aus dem Leben Jesu berichten selbst die Evangelien nichts. Es ist der religiöse Ausdruck für die Wahrheit, daß Christus und sein himmlischer Vater ununterbrochen eins waren, ununterbrochen mit einander verkehrten, und ein holder, freundlicher Ausdruck der religiösen Bilderſprache ist es: Die Engel als Boten Gottes, welche den Verkehr zwischen hier und dort vermitteln, die Gebete hinauftragen vor den Thron des Schöpfers, den Trost herniederbringen in das sehnende Menschenherz, die Seele beim Scheiden tragen und geleiten zum ewigen Frieden. Wer verstände nicht heute noch diese Bilderſprache, diese zarte duftige religiöse Poesie, die den Gedanken des Herzens verkörpert und die Gnade Gottes in die Gestalt eines himmlischen Boten aus der andern Welt kleidet? Wie berechtigt ist diese Sprache mit ihren Bildern für uns, die wir ohne Bilder Gott nicht denken können. — Und nun thut einen Blick in die evangelische Geschichte.

Da sind die auf- und niedersteigenden Engel aus dem Worte Jesu zu wirklichen Gestalten geworden, sie schweben nieder in der Nacht seiner Geburt und verkünden dem sterblichen Geschlecht die Stunde der Erlösung, sie schweben auf und singen dem ewigen Erbarmer ihr „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Sie erscheinen in der Wüste nach der Versuchung und bedienen den, der die Sünde besiegt hat, sie kommen wieder ihn zu stärken in seinem schwersten Kampf, sie erscheinen endlich an seinem Grabe, um von jenseits desselben den trauernden Jüngern die Freudenbotschaft zu verkünden: „Er lebt.“ So ist das Wort Jesu, so ist der religiöse Gedanke von einem Verkehr zwischen Himmel und Erde, von einer ununterbrochenen Gemeinschaft zwischen Gott und seinem Auserwählten, zu einer Reihe von geschichtlichen Aussagen geworden, wie sie die mündliche Ueberlieferung ganz naturgemäß erzeugen mußte. Das jüdische Volk wie die ersten Christen glaubte an leibhaftige Engelerscheinungen. Was war natürlicher, selbstverständlicher, als daß man jenen zunächst geistig gemeinten Ausdruck in's Leibliche übersetzte, daß man den Engelverkehr im Leben des Herrn namentlich da annahm, wo man positive Augen- und Ohrenzeugen nicht mehr kannte, also in seiner Kindheit, bei seiner Geburt, oder wo die Vorgänge dem Gebiet einer überirdischen Welt anzugehören schienen, wie nach seinem Tode bei jenen geheimnißvollen Vorgängen, die zuerst Kunde von seiner Auferstehung brachten. Es ist der dichtende Volksmund, der hier geredet hat, nicht etwa im Bewußtsein, daß er dichte, sondern in dem treuherzigen Glauben, daß das geistig Wahre auch körperlich erscheinen müsse. — Ganz ähnlich verhält es sich mit den übrigen dieser Erzählungen. Auch sie erweisen sich bei näherer Betrachtung als sinnliche Auffassungen oder Auslegungen geistiger Wahrheiten. So war es eine gewiß von Jesus selbst herstammende, unter den Christen allgemein ausgesprochene Wahrheit, daß der alttestamentliche Gottesdienst durch ihn einer Vollendung im Geiste zugeführt worden sei, daß Gott nicht mehr auf Garizim oder Morija allein, sondern überall im Geist und in der Wahrheit verehrt werde. Das neue Testament ist voll von Aussprüchen in diesem Sinne. Der Hebräerbrief aber giebt diesem Gedanken noch einen andern Aus-

druck, indem er sagt (6, 19. 10, 19.), „die Hoffnung des Christen reiche wie ein fester Anker bis in das Allerheiligste des Tempels hinter den Vorhang, und der Christ habe Freudigkeit zum Eingang in das Heiligthum durch den Tod des Herrn, denn dieser sei ein neuer und lebendiger Weg durch den Vorhang." Im jüdischen Tempel war das Allerheiligste den Blicken selbst der Priester entzogen gewesen, und nur einmal im Jahr am großen Versöhnungstage durfte es vom Hohenpriester betreten werden. Im Christenthum ist dieser Vorhang zerrissen, Jedermann hat im Glauben freien Zutritt zu dem Vaterherzen Gottes. So lautet die religiöse Wahrheit im Munde der ersten Kirche. In der mündlichen Erzählung aber vom Tode Jesu ist dieser zuerst nur geistig gemeinte Gedanke sehr bald in sinnlicherer, greifbarerer Gestalt ausgedrückt worden. Man faßte die geistig ganz richtige Thatsache äußerlich als ein einmaliges, geschichtliches Faktum, man verstand sie dahin, der Vorhang im Tempel sei wirklich beim Tode Jesu zerrissen in zwei Stücke von oben an bis unten aus (Matth. 28, 51.), während es auf der Hand liegt, daß ein Wunder dieser Art mindestens beinahe überflüssig gewesen wäre, da Niemand außer den Priestern den Tempel betreten durfte, also auch Niemand außer diesen das Wunder gesehen haben würde. Wenn es ferner heißt, die Sonne habe ihren Schein verloren, eine dreistündige Finsterniß habe das ganze Land bedeckt, „und die Erde erbebte und die Felsen zerrissen, und die Gräber thaten sich auf und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen und gingen aus ihren Gräbern nach seiner Auferstehung und kamen in die heilige Stadt und erschienen Vielen," so möchte bei dem ersten dieser Zeichen vielleicht Mancher an eine wirkliche Sonnenfinsterniß denken, allein das geht deshalb nicht, weil zur Zeit des Vollmondes — und das Passah fiel in dessen Zeit — der Mond bekanntlich nicht zwischen Sonne und Erde steht, wir haben also sicherlich auch hier nichts anderes zu erkennen, als den schönen, von wahrer religiöser Empfindung getragenen und dann in die Wirklichkeit übersetzten Gedanken: „Auch die Natur trauerte über das gräßliche Schauspiel und die Sonne verhüllte ihr Haupt, um das Schreckliche nicht zu sehen."

Die Erſcheinungen Geſtorbener aber in Jeruſalem — ſo ganz gegen den Sinn und die Lehre des Herrn ſelber, der geſagt hatte: „Glauben ſie Moſe und den Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht glauben, wenn einer von den Todten auferſtände,“ — wer kann ſie für etwas Anderes nehmen als für eine äußerliche Auffaſſung des Gedankens, daß in Chriſto und durch ihn alle unſere Todten leben?

Gehen wir aber nun über zu jenen Erzählungen von großen ſymboliſchen Wundern, die Chriſtus ſelber verrichtet haben ſoll, ſo tritt uns von vornherein eine doppelte höchſt merkwürdige Nachricht entgegen. Einmal nämlich hören wir, daß das ſogenannte Wunderthun in damaliger Zeit keineswegs bloß den wahren, ſondern auch den falſchen Propheten zugeſchrieben wurde.

2. Moſ. 7, 11. 12. Da forderte Pharao die Weiſen und Zauberer, und die ägyptiſchen Zauberer thaten auch alſo mit ihrem Beſchwören. Ein jeglicher warf ſeinen Stab von ſich, da wurden Schlangen daraus.

Matth. 24, 24. Denn es werden falſche Chriſti und falſche Propheten aufſtehen und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden in den Irrthum (wo es möglich wäre) auch die Auserwählten.

5. Moſ. 13, 1. Wenn ein Prophet oder Träumer unter euch wird aufſtehen und giebt dir ein Zeichen oder Wunder, und das Zeichen oder Wunder kommt, davon er dir geſagt hat, und ſpricht: Laßt uns andern Göttern folgen, die ihr nicht kennet, und ihnen dienen, ſo ſollſt du nicht gehorchen den Worten ſolches Propheten oder Träumers.

Daraus folgt unzweifelhaft, daß ſelbſt, wenn alle von Chriſtus berichteten Wunder wirklich geſchehen wären, dieſe Thaten dennoch keineswegs als die Hauptſache im Chriſtenthum oder auch nur als der eigentlich ſchlagende Beweis für die Göttlichkeit ſeiner Sendung angeſehen werden dürfen. Nicht auf Zeichen und Wunder, die auch den falſchen Propheten zu Gebot ſtehen ſollten, ſondern auf das Wort der Wahrheit, auf die rechte Verkündigung von Gott weiſt ja ſchon das alte Teſtament hin als auf das Kennzeichen des rechten Propheten. Dieſe Wahrnehmung wird uns von vornherein den Wunderberichten gegenüber zur Beſonnenheit und ruhigen Beurtheilung veranlaſſen. Dazu kommt aber eine zweite noch viel auffallendere Nachricht. Die Evange-

lien berichten nämlich übereinstimmend und wiederholt, daß es Jesu ähnlich ergangen sei wie allen andern großen Religionsstiftern auch, d. h. daß das Volk von ihm große und wunderbare Zeichen erwartet und verlangt, daß er seinerseits aber dieselben verweigert, und die Forderung als Unglauben getadelt habe. „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht!" sprach er unmuthig klagend zu jenem Vater (Joh. 4, 47), dessen Sohn krank lag zu Kapernaum, und der ihn bat ihm zu helfen. Das erinnert an den Ausspruch des persischen Propheten (Zoroaster) der vom Könige Gustasp um Zeichen gefragt für seine göttliche Sendung, diesem geantwortet haben soll: „Gott hat mir gesagt, wenn der König Zeichen fordert, so sprich: lies nur das Zend Avesta, so brauchst du keine Wunder, dieses Buch meiner Lehre ist Wunders genug." Fast mit denselben Worten hat auch Muhamed die Gegner abgefertigt, die wegen mangelnder Wunder seinen göttlichen Beruf anzweifelten. In der Geschichte Jesu liegt dieselbe Weigerung noch viel deutlicher vor uns, und zwar so, daß man genau zeigen kann, woraus trotz dieser seiner Weigerung später dennoch die Wunderberichte entstanden sind. Offenbar nämlich mußte sich Jesus mit dem Wunderglauben und der Wunderforderung seiner Zeitgenossen irgendwie auseinandersetzen, er mußte sich selbst darüber klar sein, ob er „Zeichen vom Himmel", wie sie es nannten, d. h. große wunderbare Naturereignisse, übernatürliche Eingriffe in den Weltlauf vollbringen könne, ja auch nur versuchen dürfe zu vollbringen. Und merkwürdig — wir haben im neuen Testament eine Erzählung, welche auf das Klarste zeigt, daß er wirklich beim Beginn seines öffentlichen Amtes sich diese Frage vorgelegt, und daß er sie, wenn auch nicht ohne längere Ueberlegung und innere Kämpfe, doch schließlich ganz entschieden verneinend beantwortet hat. Die Geschichte, die wir meinen, ist die von der Versuchung Jesu in der Wüste. Wie immer man dieselbe auch auffassen und erklären möge, eins geht sicher daraus hervor, nämlich dies, daß der Erlöser es als eine Versuchung, ja als etwas Satanisches ansah, wenn ihm zugemuthet wurde sich durch Schauwunder, durch große übernatürliche Wirkungen selbst zu helfen und vor dem Volke als

Messias auszuweisen. Steine in Brot zu verwandeln, um seinen Hunger zu stillen, von der Zinne des Tempels öffentlich herabzuschweben, um sich allem Volke als Gottgesandter zu beweisen, das waren ja die Versuchungen, welche an ihn herantraten. Er aber weist beides mit Entschiedenheit von sich, d. h. in die Sprache der Gegenwart übersetzt: er lehnt die jüdische Messiasidee und die Zeichen vom Himmel, welche sie fordert, durchaus ab, er vertraut allein dem Wort, das aus dem Munde Gottes geht und Lebenskraft verleiht, er nennt es „Gott versuchen", wenn er ein Zeichen jener Art, wie das vom Tempel Schweben, unternähme. — So lehrt uns also diese Geschichte beides, sowohl daß die Juden große Wunder von ihrem Messias erwarteten, wie daß Christus dieselben verweigert hat. Aber diese Weigerung hat er nicht bloß bei sich selbst im Stillen beschlossen, das neue Testament erzählt uns auch, daß er sie ganz ausdrücklich und deutlich vor allem Volke ausgesprochen hat. Marc. 16, 1 lesen wir nämlich, daß die Pharisäer und Sadducäer ihn versuchten und ein Zeichen vom Himmel von ihm forderten, also ein großes, allen sichtbares Wunder göttlicher Macht, welches ihn als Gesandten Gottes beglaubigen sollte. Er aber schilt sie wegen dieser Forderung, nennt sie Heuchler, die das Wetter des kommenden Tages vorher zu bestimmen unternehmen, aber die großen Zeichen der Zeit — die geschichtlichen Umstände, die Wege der göttlichen Vorsehung mit dem Volke — nicht verstünden. Wenn sie diese Zeichen der Zeit, die natürlichen Verhältnisse Israels, recht zu würdigen wüßten, will er sagen, dann würden sie nicht in Zweifel über ihn selber sein. Und darauf schließt er mit den Worten: „diese böse und ehebrecherische (d. h. gottvergessene) Art sucht ein Zeichen, und soll ihr kein Zeichen gegeben werden denn das Zeichen des Propheten Jonas. Und er ließ sie und ging davon."

Hält man diese Erzählung und jene andere von der Versuchung fest im Gedächtniß und liest dann die Wunderberichte der Evangelien, so fragt man sich erstaunt, wie die letzteren zu jenen beiden Nachrichten stimmen. Das ist ja ein auffallender Widerspruch! Mehreremale hat Christus mit Entschiedenheit es

von sich gewiesen „Zeichen vom Himmel" zu thun, er hat den Unglauben und die Thorheit derer hart getadelt, die solche Zeichen forderten, und nun soll er doch nachher, wenn der Buchstabe der Evangelien Recht hat, grade solche Wunder gethan haben, wie der Teufel und die Pharisäer sie von ihm verlangten? Er soll mit Petrus auf dem Meer gegangen sein wie auf festem Land — und das wäre doch wohl ein Schauwunder grade ebenso groß, wie das Herabschweben vom Tempel (Matth. 14, 22); er soll, um die Tempelsteuer zu bezahlen, einen Fisch, genau mit dem nothwendigen Geldstück im Maul, haben fangen lassen (Matth. 17, 27) — und das wäre doch wohl der Sache nach dasselbe, wie wenn er für sich und seinen Bedarf aus Steinen Brot gemacht hätte; er soll das eine Mal vier Tausend, das andere Mal fünf Tausend Menschen mit wenigen Fischen und Broten gesättigt, den Sturm des Meeres wie ein Gott bedroht und gestillt, einen schon verwesten Menschen wieder auferweckt, und überhaupt dergleichen ungeheure und gewaltige Dinge, die man wohl Zeichen vom Himmel im höchsten Sinne nennen dürfte, viele vollbracht haben. Aber wenn er das alles für erlaubt hielt und gethan hat, wie konnte er denn den Pharisäern versichern: „Ihr sollt kein Zeichen erhalten, wie ihr es verlangt!" Mußte er sie denn nicht im Gegentheil hinweisen auf all diese großen Zeichen vom Himmel, die theils schon geschehen waren, theils noch — und zwar, wie die Evangelien erzählen, vor ihren Augen — geschehen sollten? Und wie konnte er sie so schroff und scharf wegen ihrer Forderung tadeln, wenn er doch selbst fortwährend den Glauben seiner Jünger und aller Zeitgenossen durch solche Wunder zu stärken oder hervorzurufen für gut hielt? —

Hier tritt offenkundig ein Widerspruch zwischen der wirklichen geschichtlichen Erinnerung und der späteren Ueberlieferung hervor. Die wirkliche geschichtliche Erinnerung sagte: Jesus wollte oder konnte keine Zeichen vom Himmel, kein Schauwunder, keine übernatürlichen Zauberthaten vollbringen, er hat sie von Anfang an abgelehnt und die Wundersucht der Zeitgenossen ge-

tadelt. Die spätere Ueberlieferung aber sagte: Jesus hat als der wahre Messias Israels wirklich die außerordentlichsten und wunderbarsten Dinge vollbracht, die je gehört worden sind, ja er hat deren mehr und größere gethan, als alle altteſtamentlichen Propheten zusammengenommen. Man übersah oder vergaß, daß er ja dann wirklich ein Messias so recht nach dem Herzen des fleischlich und irdisch gesinnten Volkes gewesen wäre, und daß seine Verurtheilung und Kreuzigung gänzlich unbegreiflich sein würden, wenn er wirklich immerfort durch solche Thaten Staunen und Schrecken hervorgerufen und sogar noch wenige Tage vor seiner Verurtheilung im Beisein vieler seiner Gegner (wie Johannes erzählt) den Lazarus nach viertägigem Begrabensein wieder in's Leben gerufen hätte. Einen Messias, der ihnen Brot für Tausende verschaffte, der, wo er ging und stand, mit dem Nimbus der Uebernatürlichkeit umgeben, Wunder ohne Zahl verrichtete (und das sagen die Evangelien, da sie mehrmals alle Kranken, die vorhanden sind, von ihm geheilt werden lassen), einen solchen hätten die Juden sich grade gewünscht. Daß Jesus ein solcher nicht war, grade das bereitete ihm das Kreuz und den Tod. So können wir gar nicht zweifeln, daß grade die außerordentlichsten Wunderberichte ihre Entstehung der mündlichen Volksüberlieferung verdanken. Für uns versteht sich diese Auffassung fast von selbst. Sie ist die einzige richtige, weil die allein mögliche und allein vernünftige. Sie ist aber auch einzig des Heilandes würdig. Die ersten christlichen Jahrhunderte und eine noch im Wunderglauben befangene Zeit mochten sich an den Wundergeschichten des neuen Testamentes erfreuen und sie für besondere Beweise der Herrlichkeit Christi halten, uns stoßen sie, wenn wir sie buchstäblich nehmen sollen, eher ab und zeigen uns an Jesu einen fremden, wenig ansprechenden Zug. Wir fühlen uns daher wahrhaft erleichtert, wenn uns die geschichtliche Forschung zeigt, daß dieser Zug ihm nicht ursprünglich gehört, daß er seinem Bilde erst später hinzugefügt worden ist. Ueber die Art, wie dies geschehen, müssen wir aber noch einiges hinzufügen.

Kommen wir zuerst noch einmal auf die Antwort Jesu an die Pharisäer zurück. Er hatte ihnen gesagt, sie sollten kein Zeichen haben als das des Propheten Jona.

> Luc. 11, 29. 30. Da fing er an und sagte: Dies ist eine arge Art, sie begehret ein Zeichen; und es wird ihr kein Zeichen gegeben, als nur das Zeichen des Propheten Jonas. Denn wie Jonas ein Zeichen war den Niniviten, also wird des Menschen Sohn sein diesem Geschlecht.

Dem ganzen Zusammenhang nach kann hier nur die Rede sein von der Bußpredigt des Jonas in Niniveh, wie es auch bei Matth. 12, 41 heißt: „denn sie thaten Buße nach der Predigt Jonas." Da hörte aber nun ein christlicher, im alten Testament erfahrener Mann diese Geschichte. Das Zeichen des Propheten Jonas? sagte er, war das nicht sein dreitägiger Aufenthalt im Wallfischbauch? Konnte Christus etwas anderes gemeint haben als diese wunderbare und berühmte Thatsache? Und sollte er damit nicht angespielt haben auf seine Auferstehung? Für Jemand, dem das Wunderbare überall die Hauptsache war, schien dies ganz unzweifelhaft. So dachten also gewiß viele Leser und Hörer. Und bald genug fügte man das, was man zuerst nur dachte, beim Weitererzählen oder Abschreiben unwillkürlich und als Auslegung der ursprünglichen Worte hinzu. In der Sucht nach Zeichen und Wundern bedachte man nicht, daß man mit diesem Zusatz den Sinn der ganzen Antwort Christi entstelle. Denn nun hieß es — und diese Fassung des Ausspruches findet sich ebenfalls im neuen Testamente —:

> Matth. 12, 39. Und er antwortete, und sprach zu ihnen: die böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen, und es wird ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas. Denn gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Wallfisches Bauch, also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein. Die Leute von Niniveh werden auftreten am jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht, und werden es verdammen; denn sie thaten Buße nach der Predigt Jonas. Und siehe, hier ist mehr, denn Jonas.

Da soll also Christus die Leute von Niniveh als Vorbild aufstellen, weil sie auf die bloße Predigt des Jonas hin Buße

thaten, er soll die Pharisäer wegen ihrer Zeichensucht schelten und sie auf die Niniviten hinweisen, und dann soll er ihnen in demselben Athemzuge dennoch selber ein Zeichen, ja das allergrößte, nämlich seine Auferstehung verheißen haben.*) Und dabei steht es doch fest, daß diese für die Pharisäer gar kein Zeichen war und sein konnte, weil nach dem neuen Testament den Auferstandenen nur „die vorerwählten Zeugen" d. h. die Jünger und Gläubigen geschaut haben. Durch die Wundersucht der Hörer oder Leser ist also hier in die ursprüngliche Geschichte der grade entgegengesetzte Sinn hineingetragen und das „Zeichen des Jonas" genau in das Gegentheil von dem verkehrt worden, was es im Munde Jesu bedeuten sollte. Statt der Predigt des Jonas ist der Wallfisch, und statt der Abweisung der Wunderzeichen vielmehr die Hinweisung auf ein zukünftiges eingetragen worden. Indem aber dieser Bericht sich zweimal in demselben Matthäusevangelium findet (12, 39. und 16, 1.), das eine Mal mit dem Zusatz vom Wallfisch, das andere Mal ohne ihn, so läßt sich daran auf das Deutlichste erkennen, wie in der mündlichen Erzählung neben der jüngeren Umdeutung die ältere und richtige Fassung sich erhalten hatte. Da haben wir also schon eine Art, wie dergleichen Meinungen entstehen konnten. Man heftete die Aufmerksamkeit auf ein einzelnes Wort Jesu, man mißverstand es, man deutete es aus dem alten Testament und legte hinein, was ursprünglich nicht darin lag. —

Eine andere Art, wie die Ueberlieferung großer Wunderthaten entstand, war diese: Man machte zu einer wirklichen Geschichte, was ursprünglich nur ein Gleichniß gewesen war. Für diese Art von Umdeutung liegt uns ein besonders schlagendes Beispiel vor. Jesus weilt während des letzten Osterfestes in Bethanien. Da heißt es:

Matth. 21, 18. Als er aber des Morgens wieder in die Stadt ging, hungerte ihn. Und er sahe einen Feigenbaum an dem Wege,

*) Wobei die Zeit im Grabe von Freitag Abend bis Sonntag früh nicht einmal richtig angegeben wäre. Denn selbst wenn man Freitag und Sonntag als Tage mitzählen will, so kommen doch immer nur zwei Nächte heraus, die vom Freitag auf Sonnabend und vom Sonnabend auf Sonntag.

und ging hinzu, und fand nichts daran, denn allein Blätter, und sprach zu ihm: Nun wachse auf dir hinfort nimmermehr keine Frucht. Und der Feigenbaum verdorrete alsobald.

Wenn man diese Geschichte für volle Wirklichkeit, für buchstäblich wahr nimmt, so gereicht sie zum größten Anstoß nach allen Seiten hin. Zuerst ist es rein unmöglich, daß Jemand, der in Palästina aufgewachsen ist und das Land mit seinen klimatischen Verhältnissen kennt, um die Osterzeit an einem Feigenbaum Früchte erwarten sollte. Das wäre so, wie wenn Jemand bei uns im Februar Aepfel an den Bäumen vermuthete.*) Aber setzt man sich auch hierüber hinweg, so bleibt der noch viel schwerere Anstoß, daß Jesus den Baum darum verflucht habe, weil er selbst sich getäuscht sah. Liegt wohl eine solche Denkweise und eine solche Rache an einem vernunftlosen Gegenstande in dem Charakter dessen, der selbst seinen wüthendsten Feinden so sanftmüthig vergab? Die ganze Geschichte aber wird mit einem Male klar und verständlich, sobald wir erkennen, daß sie auf einem Gleichniß Jesu beruht, welches in der Ueberlieferung in eine wirkliche Geschichte übersetzt worden ist, wie das eben in dem Wunsche der Zeit lag, den Weltheiland überall mit Mirakeln zu umgeben, selbst wenn dieselben seinen Charakter und seine wahre Gesinnung nur zu verdunkeln geeignet waren. Das Gleichniß vom Feigenbaum aus dem Munde Jesu haben wir noch. Hier ist es:

Luc. 13, 6. Er sagte ihnen aber dies Gleichniß: Es hatte Einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberge; und kam, und suchte Frucht darauf, und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen, und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum, und finde sie nicht; haue ihn ab; was hindert er das Land? Er aber antwortete, und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe, und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab.

Der Baum ist das jüdische Volk. Der Gärtner ist Christus. Er kommt und thut alles, um Früchte zu zeitigen, aber er findet keine. So läuft denn die letzte Gnadenfrist ab, und dann wird der Baum umgehauen und muß verdorren. Das ist der Sinn der

*) Siehe meine Geographie von Palästina Seite 6.

schönen Parabel. Daraus nun ist später durch Entstellung oder Mißverständniß oder beides zusammen jene erste Erzählung geworden. Der Feigenbaum des Gleichnisses, der das Volk Israel oder auch den einzelnen Menschen bedeutet, ist zu einem wirklichen Baum bei Jerusalem geworden, die angedrohte Strafe soll an diesem Baume äußerlich und sichtbar vollzogen worden sein, und natürlich auf wunderbare Weise, wie das dem Volksglauben allein imponirte und allein Jesu würdig erschien. In diesem einen Falle nun können wir die Entstehung der Wundergeschichte darum so handgreiflich zeigen, weil der Kern derselben, das Gleichniß, uns noch erhalten ist. Doch so günstig liegt die Sache nicht immer. Wir sind manchmal auf Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten beschränkt. Aber es genügt auch, daß wir an einem Fall den Hergang selbst so klar erkennen. Wir können daraus entnehmen, daß es so und ähnlich auch mit den übrigen Wundergeschichten zugegangen ist. Bei einigen andern liegen die Entstehungsursachen wenigstens sehr nahe. Daß Jesus sich das Brot des Lebens genannt habe, berichtet Johannes. Daß er selig gepriesen habe, die nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, und ihnen Sättigung verheißen, wissen wir aus Matthäus. Daß Tausende, ja Millionen gespeist worden sind und immerfort noch gespeist werden mit dem Brote des Lebens, welches er ihnen durch das Christenthum darreicht, das ist die Erfahrung der Weltgeschichte. Wie leicht konnte solch ein Gedanke, ausgesprochen in jener Bildersprache, die der Morgenländer liebt, und die auch Jesus häufig gebrauchte, in's Buchstäbliche übertragen und gesagt werden, daß es Christo auch ein Leichtes gewesen sei, Tausende leiblich zu sättigen. Ein Schritt weiter, und man sagte, er habe es gethan und die Speisungsgeschichten waren fertig. — Ein anderes Beispiel: Matthäus weiß noch nichts weiter von der Berufung des Petrus und Andreas, als daß Jesus sie gerufen und zu ihnen gesagt habe: „Ich will euch zu Menschenfischern machen." (Matth. 4, 19. Ebenso Marc. 1, 17.) Bei Lucas aber (5, 1.) schließt sich das Wort an einen wirklichen Fischfang des Petrus an, welcher aber als ein übernatürlich reicher, durch die Wundermacht Christi bewirkter geschildert wird. Das geistvolle Wort Jesu vom

Menschenfischer wurde der Anlaß zu der Geschichte, die als Vorbild der künftigen reich gesegneten Menschenfischerei des Petrus gedacht ist. Bei Matthäus und Marcus fehlt das Wunder noch, sie haben nur das Wort Jesu vom Menschenfischer, bei Lucas ist daraus eine Wundergeschichte geworden.

Man muß sich nur zum Verständniß der ganzen Sache immer gegenwärtig halten, wie oft diese Erzählungen von Mund zu Mund gegangen sind, ehe sie aufgeschrieben wurden, wie selbst die Uebersetzung aus dem Hebräischen in's Griechische, oder der Doppelsinn eines Fremdwortes mitunter zu einem Mißverständniß beitragen konnte und mußte. So hat man z. B. darauf aufmerksam gemacht, wie die Legende vom Wandeln Jesu auf dem Meer sehr wohl aus dem Doppelsinn des Hebräischen und des Griechischen Wortes (ἐπί, hebräisch al) entstanden sein kann, welches sowohl „auf" wie „an" bedeutet. Aber vielleicht hat auch hier ein Gleichniß oder ein bildliches Wort Jesu zu Grunde gelegen, das uns nicht mehr aufbewahrt ist. Er hat dergleichen genug gesprochen. Manche Aussprüche haben wir von ihm, bei welchen die Möglichkeit, sie zu einer Wundergeschichte umzubilden, sehr nahe liegt, und die sogenannten apokryphischen Evangelien sind darin unglaublich weit gegangen, während im neuen Testament sich ein weises Maßhalten, eine Beschränkung auf Erzählungen, deren Wunder leicht symbolisch zu deuten ist, kundgiebt. Das alte Testament schon hatte hochpoetisch gesagt: Die Berge hüpfeten wie die Lämmer (Ps. 114, 4), so sprach auch der Heiland von der Berge versetzenden Kraft des Glaubens, ja noch stärker und morgenländischer:

> Luc, 17, 6. Wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, und sagt zu diesem Maulbeerbaum: Reiße dich aus und versetze dich ins Meer, so wird er euch gehorsam sein.

Die christliche Ueberlieferung hat weder diesen noch jenen Ausspruch in eine Erzählung umgedeutet, gewiß, weil beides in seiner buchstäblichen Fassung doch zu ungeheuerlich erschienen wäre, aber vor ähnlichen Uebernatürlichkeiten ist sie nicht zurückgeschreckt, weil sie ihr nach ihrer damaligen Naturkenntniß weniger ungeheuerlich vorkamen (wie z. B. das Bedrohen des Sturmes

durch Christus und alle oben erwähnten Wunder). — Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, wie wir über die „großen Zeichen" in der Lebensbeschreibung Jesu zu denken haben.

Was wir nun aber so über die Entstehung der Wundergeschichten in der mündlichen Ueberlieferung unter dem Volk und innerhalb der christlichen Gemeinde gefunden haben, das wird uns auf eine überraschende Weise bestätigt, wenn wir einen Blick auf die dritte von uns bezeichnete Klasse von Geschichten, auf die in dem Johannesevangelium erzählten Wunder werfen. Dieses merkwürdige Buch nämlich beruht in vielen Stücken freilich auch auf der allgemeinen oder einer besonderen Ueberlieferung, aber es ist dabei die freieste Composition eines bewußt dichtenden Schriftstellers. Das zeigt sich am deutlichsten grade an den Wundergeschichten. Sie sind die reine Erfindung des Evangelisten, aber keine planlose, willkürliche, sondern eine höchst kunstvolle und schriftstellerisch planmäßige. Diese Wundergeschichten des Johannes sind grade nach demselben Prinzip — aber bewußt und absichtlich — gedichtet, wie die Wundergeschichten der älteren Ueberlieferung unbewußt und unabsichtlich im Volksmunde gebildet waren. Sie sollen das leisten, was jene unwillkürlich thaten, nämlich eine geistige Idee, ein religiöses Wort in Geschichte umsetzen, damit es dadurch anschaulicher und wirksamer werde. Ja oft sieht es so aus als wenn der Verfasser dieses Buches gar nicht erwarte, daß man seine Wundergeschichten buchstäblich nehme, sondern es andeuten wolle, daß sie nur einen Gedanken recht plastisch ausdrücken sollen. Wir wählen, um das zu zeigen, nur einige Beispiele aus.

Auf der Hochzeit zu Kana verwandelt Jesus das Wasser in Wein. Aber die Menge des Weines, welche er herbeischafft, ist so ungeheuer, daß man wohl vermuthen darf, es solle durch die großen Zahlen die Bildlichkeit des ganzen Hergangs für jeden einsichtigen Leser angedeutet werden. Die sechs steinernen Wasserkrüge (Joh. 2, 6) halten nämlich je 2—3 Maaß. Eine jüdische Maaß faßte nach der geringsten Berechnung 20 Liter, also jeder Krug 40—60 Liter, 6 Krüge giebt 240—360 Liter Wein, oder das Mittlere angenommen, 300 Liter = 375 Flaschen

unserer gebräuchlichen Art, nach anderen (wie Gerlach in seinem Bibelwerke) enthielt eine jüdische Maaß sogar 72 Flaschen und das zur Hochzeit in einer kleinen jüdischen Landschaft, nachdem schon der Speisemeister seinen Vorrath erschöpft und den Gästen das wenig schmeichelhafte Zeugniß gegeben, daß sie nicht mehr im Stande seien, guten und schlechten Wein zu unterscheiden (2, 10). Wer sieht nicht, daß die Hochzeit selbst das Bild des Gottesreiches, des Reiches der wahren Freude ist, in welchem der Freudenwein des neuen Testamentes, das Sinnbild des starken und heiligen Geistes, in Strömen fließt, während das Mahl ohne den Messias die dürftige und an Geist Mangel habende Religion des Judenthums darstellt?

Die Samariterin am Jakobsbrunnen (Joh. 4, 16) erfährt durch einen Ausspruch Jesu, der nur durch ein Wunder möglich wäre, ihre ganzen Lebensschicksale: „Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann.“ Aber wer die Geschichte Israels und Samariens kennt, der versteht sogleich den Sinn der Rede. Die Frau bedeutet das ganze Volk, das nach 2. Kön. 17 fünf heidnische Götzen verehrte, aber daneben auch dem Jehova zu dienen sich befliß. Fünf Götter also — nach dem alttestamentlichen Sprachgebrauch wird Jehova der Mann Israels genannt — hatten sie gehabt und der Gott, dem sie jetzt dienten, gehörte ihnen auch nicht von Rechtswegen, weil sie ihn nicht im Geist und in der Wahrheit anbeteten. Das will der Schriftsteller sagen. Und daß er dies und wirklich dies meine, das zu begreifen traut er verständigen Lesern zu, die doch nicht meinen können, daß eine so fromme und gute Frau, wie sich die Samariterin hier zeigt, fünfmal sich verheirathen und dann auf ihre alten Tage noch eine ungesetzliche Ehe mit einem sechsten Manne führen konnte. In solchen Zügen blickt eben die Allegorie sichtlich durch. In ähnlicher Weise ist das Wunder mit dem Kranken zu erklären, der 38 Jahre am Teiche Bethesda lag und doch nicht gesund werden konnte. Bethesda heißt Gnadenhaus. Es ist das Judenvolk gemeint, das wohl Gnadenanstalten genug hatte, aber doch dadurch nicht geheilt wurde, bis sein wahrer Retter und Helfer kam. Ebenso

ist der Blindgeborne (Joh. 9) das Bild des Menschen überhaupt, dem erst die Geistesaugen geöffnet werden, wenn die Hand Christi ihn berührt. Lazarus auch ist nichts als das Bild aller derer, denen das große Wort zur Wahrheit geworden ist: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich der wird nimmermehr sterben." Das volle Verständniß dieser ganzen Gedankenwelt geht einem auf, wenn man sich in die Tiefen dieses Buches — des Johannesevangeliums — versenkt, dessen Christus jede buchstäbliche Auslegung seiner großen Geistesworte so nachdrücklich tadelt und das herrliche Wort spricht:

> Joh. 6, 63. Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben.

So erweisen sich auch die scheinbar so ungeheuren Wunder des Johannesevangeliums nur als christliche Gedanken in geschichtlicher Einkleidung. An diese Form, religiöse Wahrheit zu lehren, muß man nicht unsern heutigen Maßstab von geschichtlicher Treue legen. In der damaligen Zeit trat die geschichtliche Wirklichkeit weit zurück gegen die große Gedankenwelt, welche das Christenthum wachgerufen hatte. Das Leben Jesu erschien ihr nur durch den Schleier dieser Gedanken hindurch. Ja, nach dem treuesten geschichtlichen Bericht über ihn fragte man fast gar nicht. Den idealen Christus, den Geist des Christenthums — wie wir sagen würden — darzustellen und zu ergreifen, das war dieser Zeit bei weitem die Hauptsache. Weshalb auch Paulus sagen konnte, er kenne Christum nach dem Fleisch d. h. den natürlichen, wirklichen, historischen Christus, nicht mehr, wenn er ihn auch früher gekannt habe. Aus diesem Gesichtspunkt muß man auch das Johannesevangelium auffassen und beurtheilen, denn nur so kann es überhaupt verstanden werden, und nur von diesem Standpunkte aus, der alle die äußeren Wunderwerke nur als Schattenbilder der geistigen Herrlichkeit und Größe Christi auffaßt, ist es zu begreifen, wie dieser Johanneische Christus seinen Jüngern die Verheißung geben kann:

Joh. 14, 12. Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere denn diese thun, denn ich gehe zum Vater.

Also größere Werke noch als er selbst sollen seine Gläubigen thun; aber doch nicht Himmelszeichen und übernatürliche Thaten, noch größer als das Johannesevangelium sie berichtet, vielmehr Thaten des christlichen Geistes, der die Welt überwindet, und der wirklich nach dem Scheiden Jesu in der Bekehrung der Heiden an Erfolgen Größeres geleistet hat, als der Meister selbst. So sind wir ja förmlich gezwungen, auch vom Boden dieser Verheißung aus, anzuerkennen, daß auch der Menschensohn nur Geistesthaten auf Erden vollbracht haben kann, daß Alles, was darüber hinaus ihm zugeschrieben wird, nur Sage, Dichtung, Einkleidung der Idee in das Abbild einer Geschichte sein kann.

So wird denn bei allen denkenden und wahrheitsliebenden Menschen immer klarer und entschiedener die Einsicht sich Bahn brechen, daß auch die Wunderberichte des neuen Testamentes ihre sehr natürliche Entstehungsgeschichte haben, daß sie gleichsam die Knospenhülle sind, welche dem Christenthum aus der Zeit seiner Entstehung, einer Zeit des Wunderglaubens, noch anhaftet, eine Hülle, die manches zarte Blatt bedeckt und beschützt hat, deren aber die kräftig herangewachsene Pflanze nicht mehr bedarf. Daß Christus kein Wunderthäter im Sinne jüdischen Aberglaubens gewesen ist, daß er seine Jünger in Wahrheit nur durch den Zauber seiner großen Persönlichkeit, durch seinen Geist und sein Wort, durch seinen Glauben und seine Liebe gewonnen und für immer an sich gefesselt hat, das ist der schönste Edelstein in der Krone seines Ruhmes, wie es eins der sichersten Ergebnisse wissenschaftlicher Bibelforschung ist, und von ihm selber wenigstens und von seiner eigenen Thätigkeit, unter seinen Zeitgenossen wird das Wort des großen italienischen Dichters (Dante) immer gelten:

Wenn ohne Wunder sich die Welt zum Christenthum gewandt,
So wiegen alle Wunder nicht dies größte aller Wunder auf.

# 29. Der Geist Gottes und die Bekehrung des Menschen.

Der Geist Gottes im alten Testamente. Unterscheidung zwischen menschlichem und göttlichem Geist. Reich des Geistes und Sieg des Guten in der Menschheit. In der christlichen Kirche bildet sich die Lehre von dem heil. Geist als der dritten Person der Gottheit. Berufung, Bekehrung, Heiligung als Stufen des Heilsweges.

Wenn im alten Testamente von dem Geist Gottes die Rede ist, so wird darunter immer Gott selbst verstanden und zwar nach seiner Wirksamkeit und Thätigkeit in Bezug auf die Welt. So wird im Anfang aller Dinge das schöpferische Prinzip in Gott, seine schaffende und ordnende Wirksamkeit „der Geist Gottes" genannt:

1. Mos. 1, 2. Die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebete (eigentlich: brütete) über den Wassern.

Ebenso heißt die göttliche Einwirkung auf den Menschengeist, die Offenbarung im Herzen der Propheten, eine Rede des göttlichen Geistes. Der Geist Gottes geräth über Saul, daß er weissagt (1. Sam. 10, 10), und David spricht 2. Sam. 23, 2. 3: „Der Geist des Herrn hat durch mich geredet, und seine Rede ist durch meine Zunge geschehen." Das ist also ein ähnlicher Ausdruck, wie wenn es sonst heißt: Das Wort des Herrn kam zu Nathan oder sonst zu einem Propheten. Wir verstehen diese Ausdrucksweise sehr gut, sie ist wieder ein Versuch, das Wesen und Wirken Gottes in Bildern auszusprechen, die vom Menschen hergenommen sind. Wie der Mensch durch seinen Geist, dessen Ausdruck das Wort ist, die umgebende Welt beherrscht, so wird auch die Herrschaft Gottes über das Weltall als eine Wirksamkeit seines Geistes und seines Wortes bezeichnet. Aber zugleich kommt dem religiösen Menschen zum Bewußtsein, daß in ihm selbst zweierlei Geist ist, einerseits der bloß menschliche, auf das Irdische und Sinnliche gerichtete Geist der Erde, sein eigener Geist, der nicht meinet, was göttlich, sondern was menschlich ist, der am Staube klebt und sein Wohlgefallen findet an den

vergänglichen Gütern und Genüssen der Erde, und andrerseits ein Geist von oben, ein göttlicher Funken, eine beständige Einwirkung des allmächtigen Gottes selbst, eben der heilige Geist. Diese Unterscheidung zwischen dem eigenen Geiste des Menschen, der auch seine eigenen Wege geht, und dem Geiste Gottes, der ein anderes, höheres Ziel mit der Menschheit im Auge hat, findet sich schon deutlich im alten Testamente und ist etwas sehr Wesentliches und Wichtiges in der religiösen Lehre. Sie kehrt im neuen Testament noch entschiedener und klarer wieder; dem Geiste der Wahrheit, dem Geiste Christi, wird der Geist der Welt gegenüber gestellt, und von dieser letzteren heißt es (Joh. 14, 16): „Sie kann den Geist der Wahrheit nicht empfangen, denn sie siehet ihn nicht und kennet ihn nicht." Es ist wieder das klare Bewußtsein, welches in aller rechten Religion sich findet, daß wirklich Gott dem Menschen sich mittheilt, daß wirklich ein höherer und anderer Geist, eine Offenbarung, über ihn kommt, wenn er sein Herz nur der himmlischen Wirkung öffnet, und daß der irreligiöse und gottlose Mensch grade diesem Geiste der Wahrheit und der Heiligung widerstrebt. Wenn man also sagt, der heilige Geist sei nur der Geist der christlichen Gemeinde selber, so ist das nicht ganz richtig oder doch wenigstens mißverständlich, denn nicht alle Gedanken, Meinungen und Sitten, welche in der christlichen Gemeinde eine Zeit lang herrschen, sind darum schon göttlicher Geist, auch der Irrthum hat, wie die Geschichte lehrt, in der Kirche hin und wieder, ja auf längere Zeit die Oberhand gewonnen. Wenn wir aber sagen, der Geist Gottes leite die Gemeinde in alle Wahrheit, wie ihr der Herr Christus verheißen hat, so sagen wir recht, denn damit sprechen wir die feste Ueberzeugung aus, daß die Erkenntniß der Wahrheit doch immermehr kommt, und daß das ganze christliche Geistesleben trotz vieler Rückschritte und Umwege doch unter göttlicher Leitung verläuft, daß es also eine Entwicklung zum Guten und Wahren, einen Fortschritt der Christenheit, und durch sie auch der ganzen Menschheit giebt, einen Fortschritt zu immer klarerer Einsicht in den Willen Gottes, zu immer höherer Vollendung im Reiche der Wahrheit und der Gerechtigkeit. An den

heiligen Geist zu glauben, das ist also eine Grundforderung des Christenthums, denn dieser Glaube ist gleichbedeutend mit dem Glauben an die Macht und Liebe Gottes, an den Sieg des Guten über das Böse, der Wahrheit über den Irrthum. Wer nicht einen ewigen Kreislauf der Menschheit annimmt, in welchem sie immer wieder zu rohen Anfängen, zu thörichtem Wahn und zu barbarischen Sitten zurückkehre, um von vorn anzufangen, der muß an den heiligen Geist glauben als an eine göttliche Führung zu immer höherer Vollendung. Und wer erkannt hat, daß im Christenthum dieser göttliche oder heilige Geist seine größte Macht erwiesen, seine kräftigste Darstellung gefunden hat, der nennt weiter, wie das neue Testament thut, den heiligen Geist den Geist Christi, also nicht bloß den Geist des Vaters, sondern auch des Sohnes.

Joh. 14, 23. Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen.

2. Cor. 3, 17. Der Herr (d. h. hier Christus) ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

In diesem doppelten Sinn, erstens einmal, daß in jedem wahrhaft religiösen Menschen, vor allem in jedem wahren Christen ein höherer, anderer Geist als der Geist der Sinnlichkeit und Selbstsucht Raum und Macht gewinne, sodann zweitens, daß es in der Menschheit ein Reich des Geistes, eine immer größere Ausbreitung göttlichen Lichtes und göttlichen Friedens gebe, — in diesem Sinne ist der Glaube an den heiligen Geist aufzufassen und festzuhalten.

Die christliche Kirche in ihrer Entwicklung hat aber auch diese Lehre nach Analogie der Lehre von Christus in den Formen jüdisch-griechischer Philosophie weiter ausgebildet, und grade diese uns jetzt seltsam erscheinenden Formen sind es, welche auch hier den Widerspruch der fortgeschrittenen Einsicht unserer Zeit herausfordern. Wie wir nämlich gesehen haben, daß die jüdisch-alexandrinische Philosophie die alttestamentlichen Aussprüche über die Weisheit und das Wort Gottes ausdeutete zu einer Weisheit Gottes, die Person sei, zu einer Art Werkmeisterin Gottes (siehe

S. 231) und ebenso aus dem Wort oder Logos eine Art Untergottheit machte, so lag für die Theologie der christlichen Kirche auch in einzelnen Ausdrücken des neuen Testamentes eine Veranlassung oder wenigstens eine scheinbare Rechtfertigung dafür vor, auch den heiligen Geist als Person, als dritte Person in der Gottheit aufzufassen. Hatte doch Petrus (Apost. 5, 3) gesagt, Ananias habe den heiligen Geist belogen, und Paulus ermahnt (Ephes. 4, 30), den heiligen Geist nicht zu betrüben, Christus selbst aber hatte den Geist einen Tröster genannt. All diese und ähnliche Aussagen schienen nun auf eine Persönlichkeit zu deuten, der Vorgang mit dem göttlichen Logos ermuthigte zu solcher Deutung, und die buchstabengläubige Verehrung des Bibelwortes half ihr allmählich zum Siege. Man vergaß und übersah im vermeinten Interesse einer systematischen Durchbildung der christlichen Lehre den ursprünglich bildlichen Sinn jener Worte und ihre Beziehung auf Gott selber, der ja als persönlicher Gott im neuen Testamente Geist genannt wird. Wie allgemein und rein bildlich die neutestamentlichen Schriftsteller ihre Aussagen vom h. Geiste ursprünglich gemeint haben, das zeigt sich dem aufmerksamen Leser freilich ganz evident. Der Geist Gottes ist ihnen ersichtlich nichts anderes als eine Bezeichnung der göttlichen Kraft und Wirksamkeit. Bei Matthäus (12, 28) sagt z. B. Christus: „Wenn ich durch den Geist Gottes Dämonen austreibe, so kommt ja das Reich Gottes zu euch," bei Lucas (11, 20) sagt er dasselbe mit den Worten: „Wenn ich durch den Finger Gottes Dämonen austreibe" — also beides offenbar nur Ausdrücke für eine durch Gott selbst bewirkte Thatsache. Daß man auch in der ältesten Kirche die Sache so verstand, das beweisen alle Aussprüche der ersten Kirchenväter über den heiligen Geist, welche von einer Persönlichkeit desselben noch gar nichts wissen, sie stellen ihn gelegentlich als bloße Kraft oder Geschenk Gottes dar, ja noch Laktanz († 330) hält den Logos und den Geist für ein und dasselbe. Der berühmte Kirchenlehrer Gregor von Nazianz bezeugt ausdrücklich in einer Predigt, daß die Gelehrten seiner Zeit das Wesen des h. Geistes sehr verschieden auffaßten, „einige, sagt er, nehmen ihn für eine Wirkung, andere für ein Geschöpf,

andere für einen Gott, andere aber wissen nicht, wofür sie ihn halten sollen, weil die h. Schrift keines von allen deutlich bezeichnet." Erst ziemlich spät, nämlich im vierten Jahrhundert, nachdem die Gottheit Christi zur Kirchenlehre erhoben worden war, bildete sich auch die Lehre von der Gottheit des heiligen Geistes und von dem Geist als der dritten Person in dem Wesen der Gottheit aus. Nimmt man diese Ausdrücke nicht in ihrem strengsten Sinn, betrachtet man sie nur als gutgemeinten, aber logisch und metaphysisch nicht ganz richtigen Ausdruck des Glaubens, daß auch das Göttliche in dem einzelnen bekehrten Christen ebenso wie das Göttliche in der Geschichte der Menschheit keine Täuschung ist, sondern wahrhaft von Gott selbst gewirkt, so kann man sie ja gelten lassen, wenn aber die Kirche auch in diesem Punkte ihre Lehre für unfehlbar und für unabänderlich erklärt, wenn sie selbst jede Umdeutung derselben in einen vernünftigen und plausibeln Sinn verdammt, dann würde nichts anderes übrig bleiben, als die ganze Lehre selbst zu verwerfen und sich an die ursprüngliche Einfachheit und Weitherzigkeit des neuen Testamentes zu halten. In diesem einfachen und weitherzigen Glauben an die siegreiche Macht des göttlichen Geistes in der Welt liegt ja unbestreitbar eine große Kraft für den Einzelnen wie für die christliche Gemeinde, nur in diesem Glauben können wir unsere Arbeit fröhlich thun und den Kampf gegen das Böse muthig kämpfen. Ohne ihn würden wir bald erlahmen in unserer Begeisterung, unserer Treue, unserer Hoffnung auf die Zukunft und in unserer sittlichen Energie. In solchem Sinne also muß jeder Christ sagen können: „Ich glaube an den heiligen Geist," und so ausgelegt muß auch die poetische Licenz gestattet sein, der zufolge die christliche Gemeinde den h. Geist anruft um Beistand und Kraft, um Trost und Licht, um Weisheit und Heiligkeit. Wenn wir singen: O heiliger Geist, kehr bei uns ein und laß uns deine Wohnung sein! so werden wir also wissen, daß es Gott selber ist, den wir anrufen, aber im Liede waltet ohne Schaden für die wahre Frömmigkeit das Bild, als sei der Geist Gottes etwas Selbständiges, gleichsam eine eigene Person.

Am wichtigsten bei dieser ganzen Lehre wird es aber immer bleiben, daß wir von den Wirkungen dieses göttlichen Geistes auf uns selbst und auf alle Menschen etwas wahrnehmen. Der heilige Geist soll nicht etwa als eine besondere, den Aposteln oder Propheten der alten Zeit allein verliehene Gabe angesehen werden, sondern das ist die Hauptsache, daß er noch jetzt das Herz jedes wahrhaft gläubigen, d. i. religiösen Menschen erfüllt, und um alle seine Kinder ein heiliges Band der Liebe und Einigkeit webt. Hiernach pflegt man die Wirkungen des göttlichen Geistes so zu unterscheiden, daß man einestheils alles dasjenige schildert, was er im Innern des einzelnen Menschen bewirkt, und anderntheils die Gemeinschaft in's Auge faßt, welche er unter den Menschen stiftet. Diese letztere Lehre ist die Lehre von der Kirche und vom Reiche Gottes auf Erden, über sie werden wir weiter unten besonders handeln, hier sei nur noch die Rede von der Arbeit des göttlichen Geistes an dem Herzen des Einzelnen.

Wir bemerkten schon vorher, daß der Glaube an den heiligen Geist als einen wirklich göttlichen Geist in der Menschheit zur Voraussetzung habe die Thatsache, daß es auch unheiligen, selbstsüchtigen, irdischen Geist im Menschen giebt. Das wahrhaft Gute, das wir vollbringen, nennen wir in der Sprache der Religion mit Recht eine Gnadenwirkung Gottes durch uns, wiewohl wir recht gut wissen, daß auch unser eigener Wille und unsere eigene Kraft mit dazu gehört, um es zu thun. Wenn aber der Mensch sich in entschiedener Feindschaft gegen das Gute und Göttliche verstockt, wenn er mit Wissen und Willen dem Bösen dient und für alle idealen Interessen und Bestrebungen nur noch kalten Hohn und Spott hat, dann ist der heilige Geist von ihm gewichen, und der Geist der Finsterniß hat Macht über ihn gewonnen. Von Uralters her hat man diese Scheidung unter den Menschen gemacht, es hat immer Kinder des Lichts und Kinder der Bosheit gegeben, die Guten und die Bösen, die Gerechten und die Sünder, die Kinder Gottes und die Kinder der Welt — oder wie immer sonst man diesen Gegensatz bezeichnet hat — waren je und je wider einander und gingen ihre besonderen und getrennten Wege. Es ist natürlich, daß auch Christus und seine

Apostel diese Unterscheidung machten, und wenn man bedenkt, in welch einer pharisäischen und sadducäischen Welt der Erlöser sich bewegte, gegen welche Finsterniß und Sünde des Heidenthums seine Apostel zu kämpfen hatten, so begreift man es sehr gut, daß sie die Scheidung zwischen jenen beiden Klassen von Menschen im Prinzip und mit einer gewissen Strenge aufrecht erhielten. Das Christenthum leuchtete in diese arge Welt jüdischer Werkheiligkeit und heidnischen Lasters wie ein heller Stern mitten in dunkler Nacht, und wenn ein Pharisäer wie Saulus oder ein Sündendiener wie so mancher Zöllner sich der neuen Wahrheit aus Gott zuwandte, wenn ein Herz, das bisher keine oder eine unlautere und falsche Frömmigkeit gehegt hatte, die Wirkungen des heiligen Geistes an sich erfuhr und zur Schaar der Nachfolger Jesu überging, dann war dies in Wahrheit eine völlige geistige Umgestaltung des Menschen, ein völlig neues und anderes Leben, das erst anfing, also gleichsam eine zweite geistige Geburt zu einem andern Dasein, oder ein Verlassen des bisherigen Weges und eine totale Umkehr zu einer andern Lebensrichtung und einem andern Lebensziel. Diese tiefgreifende, den ganzen Menschen erneuernde Veränderung ist es, welche der Meister selbst und seine Jünger nach ihm mit den Worten: Wiedergeburt, Erneuerung, Bekehrung, Sinnesänderung (Luther übersetzt Buße), Erleuchtung und ähnlichen bezeichneten.

Joh. 3, 3. Wahrlich, wahrlich ich sage dir, es sei denn, daß Jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.

Eph. 5, 14. Wache auf, der du schläfst und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten.

1. Petr. 2, 25. Ihr waret wie die irrenden Schafe, aber ihr seid nun bekehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seele.

Daß nun solche Umkehr des Geistes ganz besonders auffällig und bemerkbar sein mußte in einer Zeit, wo, wie damals geschah, die Gegensätze einer ganz neuen Religion und eines alten überlebten Satzungsdienstes zusammentrafen und gegen einander im heftigsten Kampf lagen, das ist ja an sich selbst klar. Ein Saulus konnte eben nur durch einen völligen Abbruch seines bisherigen

Lebens und Strebens, durch ein gänzliches Aufgeben alles deſſen, was er bisher für Recht gehalten, zu einem Paulus werden, aber naturgemäß wird in einer ruhigen Zeit, in einer Zeit des Friedens, und wenn die chriſtlichen Ideen den Sieg errungen haben, die Zuſtimmung zu denſelben leichter gemacht ſein, bei Vielen allmählich durch Erziehung und Gewöhnung bewirkt werden, und von einem gewaltſamen Bruch mit der Vergangenheit nicht die Rede ſein. So verhält es ſich auch thatſächlich in der Gegenwart mit ſehr vielen Chriſten. Sie leben von Jugend auf in einer chriſtlichen Atmoſphäre, ſie nehmen chriſtliche Grundſätze, chriſtlichen Glauben, chriſtliches Leben, Lieben und Hoffen allmählich immer völliger in ſich auf, und ein heftiger Kampf zwiſchen einer grundfalſchen, verkehrten und einer guten, heiligen Lebensrichtung wird bei ihnen nicht bemerkbar. In ſolchem Falle gehört es zu der pietiſtiſchen und methodiſtiſchen Verkehrtheit gleichwohl zu verlangen, es müſſe ein Jeder in ſeinem Leben den Zeitpunkt genau angeben können, ſeit welchem es anders und beſſer mit ihm geworden ſei, ſeit welchem er ſich bekehrt habe. Dieſe Forderung kann unter Umſtänden die allergrößte Thorheit ſein und bei Menſchen von gleichmäßiger, allmählicher chriſtlicher Entwicklung eine ganz verkehrte Angſt um ihr Seelenheil hervorrufen, als ob daſſelbe davon abhängig wäre, daß ſie Tag und Stunde ihrer Wiedergeburt angeben können. In Wahrheit ſteht es mit dem ganzen oben hervorgehobenen Unterſchiede zwiſchen Bekehrten und Unbekehrten, Guten und Böſen ſo, daß keiner jemals ſich auf irgend eine frühere Wendung zum Guten in ſeinem Leben verlaſſen darf, ſondern daß wir immer auf's Neue uns zu prüfen Urſache haben und jeden Tag das Ziel unſerer Beſtimmung wieder neu und feſter in's Auge faſſen müſſen. Am allerverkehrteſten und gradezu verderblich für den Chriſten aber iſt es, wenn er ſich ſelbſt auf Grund ſeiner geſchehenen Bekehrung etwas einbildet und nun, indem er alle übrigen Menſchen perſönlich in zwei Klaſſen theilt, ſich anmaßt, alle ihm Bekannten als Gläubige oder Ungläubige, als Bekehrte oder Unbekehrte in dieſe beiden Kategorien zu vertheilen. Das führt zu nichts als zu Heuchelei und phariſäiſchem Selbſtbetrug. Des wahren

Christen Aufgabe besteht vielmehr darin, die Lehre von der Bekehrung für sich selbst fruchtbar und segensreich zu machen. Zu dem Zweck wollen wir uns vorhalten, daß es für unser ganzes inneres und äußeres Leben allerdings zwei Richtungen giebt, zwischen denen wir zu wählen haben: die eine geht aufwärts zum Leben und zu Gott hin, die andere zieht niederwärts von Gott und unserm wahren Lebensquell uns fort. Es wird wohl keinen Menschen geben, in dem eine von diesen beiden Richtungen vollständig und allein die Herrschaft führte, es wird auch im Leben der Bekehrten Augenblicke, Stunden, Tage geben, in denen trotz ihrer Bekehrung die von Gott abirrende Richtung zeitweise die Oberhand hat, und es wird kein Unbekehrter, kein Verbrecher selbst gefunden werden, in welchem nicht umgekehrt hin und wieder auch die bessere Richtung Raum fände, aber auf diese Zwischenpausen in der eigentlichen Lebensrichtung — wenn wir es so nennen dürfen — kommt es für das Hauptresultat unserer geistigen Entwicklung nicht an, sondern die Entscheidung für uns liegt darin, ob das Ganze, ob die Hauptrichtung unseres inwendigen Menschen die gute oder die böse ist, ob wir also mit jedem Jahr unseres Lebens Gott näher kommen, frömmer, weiser, tugendhafter werden, oder ob wir immer tiefer in die Stricke und Reize der Sünde fallen, in unserm Glauben immer lauer, in unsrer Liebe immer kälter, in unserer Hoffnung immer gleichgültiger werden. Das ist eine wichtige Frage für jeden ernsten Menschen. Die Leichtsinnigen, die Welt- und Lebemenschen mögen ihr überhaupt gern aus dem Wege gehen, sie können die stillen Stunden der Selbstprüfung nicht ertragen und fliehen absichtlich vor der Einsamkeit, vor dem Alleinsein mit sich selbst und mit dem eigenen Gewissen. Aber der wahre Christ soll sich immer wieder und wieder vor diese Frage stellen, und wenn er dabei sich selbst richten und verurtheilen muß, so soll er die göttliche Gnade suchen und mit Gottes Hülfe einen neuen Lebensanfang machen, wenn er aber glaubt, sich auf dem rechten Wege zu befinden, so soll er damit nicht prahlen und sich seiner Bekehrung nicht überheben, sondern Gott bitten, daß er ihn im rechten Glauben und Leben täglich erhalte. Denn wer

da steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle. Das ist die rechte Art, die Lehre von der Bekehrung zu benutzen.

Endlich muß hier auch noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß es gemäß der unendlich großen Verschiedenheit der menschlichen Anlagen und Individualitäten auch eine unendlich große Mannichfaltigkeit von Wirkungen des göttlichen Geistes an den Herzen giebt. Den Einen führt der himmlische Vater auf diesem, den Andern auf jenem Wege zum Lichte. Man muß nicht an alle Menschen und an ihr inneres Leben die Schablone irgend einer Theorie anlegen, um ihren christlichen Gehalt und Werth danach zu messen. Das geschieht aber leider oft grade an der Hand derjenigen Festsetzungen, welche die Kirche gemacht hat, um den geistigen Hergang bei der Bekehrung näher zu schildern. In der Glaubenslehre heißt dieser Passus: die Heilsordnung. Da wird gelehrt, daß der Mensch zuerst durch den heiligen Geist zum Reiche Gottes berufen wird, darauf, wenn er dem Rufe Folge leistet, thut er Buße, d. h. er erkennt und bereut seine Sünden, wendet sich im Glauben an die göttliche Gnade, erhält Vergebung, wird gerechtfertigt und wiedergeboren und wandelt darauf in einem neuen Leben der Heiligung, in welchem alle christlichen Tugenden an ihm sichtbar werden. Dabei wird dann wohl die Wiedergeburt als ein durch das ganze Leben verlaufender, allmählicher Hergang, die Bekehrung aber als einmalige Thatsache, als Wendepunkt vom Bösen zum Guten aufgefaßt. Man kann diese einzelnen Stufen oder Phasen der Heilsordnung ziemlich deutlich in dem Gleichniß vom verlornen Sohn erkennen. Die Berufung geschieht durch das äußere Elend, durch die Hungersnoth, welche Gott schickt, und welche das Herz des Verlornen vorbereitet, die Reue spricht sich aus in den Worten: Da schlug er in sich und sprach: Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brotes die Fülle haben, und ich verderbe im Elend. Der Glaube zeigt sich in dem Entschluß: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Mit der Ausführung dieses Entschlusses wird die Bekehrung vollständig; das neue Leben im Vaterhause bedeutet die Heiligung, und endlich das ganze Wachsthum im Guten von der Bekehrung an bis an's letzte Ende kann

die Wiedergeburt genannt werden. Das läßt sich Alles an diesem Beispiel aus dem neuen Testament sehr gut und klar darstellen. Aber das wirkliche Leben verläuft nicht immer nach diesem Schema, die Menschen haben oft sehr complicirte Seelenzustände, in welchen es schwer ist zu unterscheiden, ob bloß eine vorübergehende Erweckung oder eine nachhaltige Bekehrung, ob bloß ein flüchtiger Entschluß und Vorsatz, oder eine wirkliche Neubildung und christliche Charakterentwicklung Statt gefunden hat. Berufung, Buße und Glauben sind Dinge, die täglich wiederkehren, wie denn Luther im Katechismus davon spricht, daß alle Tage der alte Mensch in uns ertödtet und der neue geboren werden soll. Nehmen wir dies alles zusammen, so werden wir nicht erwarten, daß alle jene Stufen der Heilsordnung sich immer der Reihe nach an jedem Menschen zeigen und verwirklichen, der seinen Gott findet. Es heißt auch hier: Der Geist wehet, wo er will. Wer könnte also dem göttlichen Geist vorschreiben wollen, auf welchem Wege er den Sünder zur Erkenntniß und Umkehr führen müsse? Es ist genug, wenn der Erfolg da ist, und ein Mensch zu der Gewißheit hindurchdringt, Frieden zu haben mit Gott und im Stande der göttlichen Gnade zu leben. Ein solcher wird dann zu sagen wissen von den inneren Kämpfen, die es ihm gekostet, von den Rückfällen, in die er gerathen, von seiner eigenen Schwachheit und der vorbereitenden, helfenden, rettenden, bewahrenden göttlichen Gnade — also von den Wirkungen des heiligen Geistes, — und je geringer er dabei seine That, sein Verdienst, seine Arbeit und seine Tugend veranschlägt, desto größeres Vertrauen darf man zu der Aufrichtigkeit und Dauer seiner Bekehrung haben. Ueberall aber bei allen wahren Christen wird es heißen:

Lange hab ich mich gesträubt, endlich gab ich nach
Wenn der alte Mensch zerstäubt, wird der neue wach.
Eh' du dies begriffen hast, dieses „Stirb" und „Werde",
Bist du nur ein träger Gast auf der trüben Erde.

---

Kehre wieder, kehre wieder, der du dich verloren hast;
Sinke reuig bittend nieder vor dem Herrn mit deiner Last!
Wie du bist, so darfst du kommen und wirst gnädig aufgenommen;

Sieh, der Herr kommt dir entgegen und sein heilig Wort verspricht
Dir Vergebung, Heil und Segen; kehre wieder, zaudre nicht!

Kehre aus der Welt Zerstreuung in die Einsamkeit zurück,
Wo in geistiger Erneuung deiner harrt ein neues Glück,
Wo sich bald die Stürme legen, die das Herz so wild bewegen,
Wo des heilgen Geistes Mahnen du mit stillem Beben hörst
Und von Neuem zu den Fahnen Jesu Christi heilig schwörst.

Kehre wieder, endlich kehre in der Liebe Heimath ein,
In die Fülle aus der Leere, in das Wesen aus dem Schein,
Aus der Lüge in die Wahrheit, aus dem Dunkel in die Klarheit,
Aus dem Tode in das Leben, aus der Welt in's Himmelreich!
Doch was Gott dir heut will geben, nimm auch heute, kehre gleich!

## 30. Die unsichtbare Kirche.

Verwechselung des von Christus gestifteten Reiches Gottes mit der äußerlich sichtbaren Kirche. Die Reformation deckte diesen Irrthum auf. Die verschiedenen Kirchen nur unvollkommene Versuche das Christenthum oder Reich Gottes zu verwirklichen. Werth solcher Kirchen für das religiöse Leben. Union derselben in verschiedener Weise möglich.

Das Gottesreich, von welchem Christus zeugte, dessen Nähe, ja dessen Gekommensein er verkündete (vgl. oben S. 287), war, wie wir gesehen haben, im Wesentlichen ein Reich des Geistes und der Gesinnung, ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe, also ein Zustand der Menschheit, wie er in ganzer Vollkommenheit und in idealer Vollendung auf Erden nur allmählich erstrebt wird, aber noch niemals, weder in einem kleineren, noch in einem größeren Kreise vollständig verwirklicht worden ist. Die Gleichnisse Jesu geben Zeugniß davon, daß er selbst dieses nur allmähliche Wachsthum des Himmelreiches auf Erden und die Vermischung des guten Samens mit dem Unkraut, oder, wie er es auch ausdrückte, der brauchbaren Fische mit den faulen, sehr klar vorausgesehen und vorausgesagt hat. Aber es finden sich auch Spuren in seinen Worten und Anordnungen, aus denen man erkennt, daß er seinen Jüngern als Anhängern und Verkündigern des Reiches Gottes eine gewisse äußere Organisation, eine Art von gesellschaftlicher Ordnung

und Verfassung, freilich nur in sehr allgemeinen und großen Grundzügen, angerathen hat. Auf den Petrus als Felsenmann, sagte er (Matth. 16, 18), wolle er seine Gemeinde bauen, für die Schlichtung von Streitigkeiten unter den Brüdern schrieb er eine Art von Instanzenzug vor, zuerst unter vier Augen, dann vor einigen Zeugen, zuletzt vor der ganzen Gemeinde solle der sündigende Bruder ermahnt und endlich, wenn er nicht hören wolle, aus der Gemeinschaft entfernt werden (Matth. 18, 17), die Taufe und das Abendmahl galten als äußere Zeichen der Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft und zwar ebenfalls als von Christus selbst eingesetzt. Man sieht, das sind nur wenige Grundzüge für eine gesellschaftliche Ordnung, die Freiheit der Bewegung und der Entwicklung war der apostolischen Christengemeinde dabei durchaus gewahrt, aber es war doch natürlich und diesem Anfang entsprechend, daß sich sehr bald weitere und genauere Formen, daß sich eine ganze Verfassung mit feststehenden Pflichten und Rechten, mit Sitten, Gebräuchen und Ceremonien ausbildete, und daß die Christen, die das Reich Gottes auf Erden einführen wollten, diese ihre äußere Gemeinschaft als einen ersten Anfang dazu betrachteten. Sie nannten sich, wie ihr Meister gethan, die Gemeinde oder Versammlung der Gläubigen, griechisch und lateinisch ecclesia. Das deutsche Wort Kirche stammt wahrscheinlich von kyrios (Herr) und bedeutete ursprünglich das Haus des Herrn, dann ebenfalls die Gemeinde, welche sich dort versammelt. Wie nun im Laufe der Jahrhunderte die Religion Christi immer äußerlicher und sinnlicher aufgefaßt, die Kirche aber, diese äußere Gemeinschaft der Gläubigen, immer mächtiger, einflußreicher und gewaltiger wurde, so entstand nach und nach bei den Priestern und durch sie auch bei den Völkern der Wahn, eben diese äußere glänzende und mächtige Gesellschaft, welche sich die christliche Kirche nannte, sei die eigentliche und wesentliche Stiftung Christi, sei jenes Reich Gottes, das er verkündet habe. Es ist leicht begreiflich, daß vor allen die Päpste es sich angelegen sein ließen, diesen Wahn zu nähren und in jeder Weise zu fördern. Als Stellvertreter Christi auf Erden aufzutreten hatten sie ja nur dann ein scheinbares Recht, wenn

eben diese äußere sichtbare Gemeinschaft, diese katholische Kirche, an deren Spitze sie standen, die wahre von Christo beabsichtigte und eingesetzte Ordnung selber war. Alles, was der Herr den Seinen verheißen, das wurde daher nun unmittelbar auf diese äußere christliche Gesellschaft angewendet. Jesus hatte von einer Heerde und einem Hirten gesprochen, die katholische Kirche nannte alsbald sich selbst die Eine, außer welcher es keine andere wirklich christliche Gemeinschaft, also auch kein Heil und keine Seligkeit geben könne, er hatte seine Apostel in alle Welt und zu allen Völkern gesandt, die Kirche nannte sich also die allgemeine (das bedeutet das Wort katholisch), für alle Menschen ohne Unterschied bestimmte, die Apostel hatten ihre Gemeinden als von der Welt ausgesonderte, zu heiligem Leben berufene hingestellt, und die Christen hatten sich in diesem Sinne die Heiligen, d. h. eben zur Heiligung des Lebens Berufenen, genannt (Apost. 9, 32. Römer 15, 26. Ephes. 1, 1), die Kirche legte sich diesen Ehrentitel ebenfalls bei, beanspruchte aber damit nichts geringeres zu sagen, als daß sie mit allen ihren Einrichtungen und Lehren in Wahrheit schon vollkommen und ohne Irrthum sei. Die äußere Kirche, wie sie sich geschichtlich allmählich aus jenen ersten Anfängen entwickelte, wurde also ohne Weiteres mit jenem Reiche Gottes für gleichbedeutend gehalten, welches Jesus gepredigt hatte. Aus diesem Irrthum erklärt sich die Verehrung des Mittelalters vor dem Papstthum und der ganze Anspruch des letzteren auf Beherrschung der Welt. Denn etwas Höheres als das Reich Gottes kann es ja für keinen Christen geben. Ist also die Kirche selber dieses Reich, so steht sie selbstverständlich über allen andern Ordnungen und Gesetzen, und der Staat muß sich ihr ebenso beugen wie die Wissenschaft, die Kunst und das ganze bürgerliche Leben. Es war dieser Gedankengang, welcher die Päpste dahin brachte, sich selbst mit der Sonne, die kaiserliche Gewalt aber mit dem Monde zu vergleichen, als welcher sein Licht nur von jener empfange.

Je tiefer nun aber die römische Kirche in sittlicher und religiöser Beziehung sank, je schreiender der Widerspruch war zwischen ihrer Gestalt und dem wahren Wesen des Christen-

thums, desto nothwendiger und unvermeidlicher wurde auch die Erkenntniß eben dieses Irrthums, auf welchem die Macht des Papstthums beruhte. Es war die That und das unsterbliche Verdienst der Reformatoren, daß sie den Wahn aufdeckten und zerstörten. Sie zeigten, daß das Christenthum und die römische Kirche sehr zweierlei, daß das Reich Gottes nicht an die Formen und Aeußerlichkeiten einer sichtbaren Kirche gebunden, und der Geist Christi das rechte Kennzeichen für die Zugehörigkeit zu seiner Gemeinde sei. Das ist wenigstens das Prinzip, auf welchem die Reformation fußt, und aus welchem allein sie ihr Recht ableiten kann. Die Reformatoren selbst haben, wie das bei großen neuen geistigen Bewegungen meist der Fall ist, nicht immer klar und bewußt auf der Höhe dieses Prinzipes gestanden, bekennt doch Luther selbst von sich in seiner naivderben Sprache, daß er von Gott zur Reformation geführt worden sei „wie ein Gaul, dem die Augen geblendet sind," aber zeitweise und bis auf einen gewissen Grad haben die evangelischen Glaubenshelden das protestantische Prinzip ganz entschieden und klar gegen Rom vertreten. Es war namentlich die Idee einer unsichtbaren Kirche, welche sie der römischen Autoritätsanstalt als die eigentliche Absicht Christi entgegenhielten. „Alle Christen, sagt Luther einmal, beten: Ich glaube eine heilge christliche Kirche. Ist der Artikel wahr, so folget daraus, daß Niemand die heilige christliche Kirche sehen noch fühlen kann, mag auch nicht sagen: Siehe hier oder da ist sie. Denn was man glaubt, das sieht oder empfindet man nicht, wiederum aber was man siehet oder empfindet, das glaubt man nicht." Die Gegner höhnten, eine solche unsichtbare Kirche sei ein reines Unding, eine Allerwelts- und Nirgendskirche, eine bloße Phantasterei, denn wie soll etwas unsichtbar sein und dabei doch zugleich eine Versammlung von Menschen, eine Gemeinde? Dieser Widerspruch liegt allerdings in der Form, welche die Reformatoren dem eigentlichen Gedanken Christi gaben. Was sie die unsichtbare Kirche nannten, das ist in Wahrheit das unsichtbare Reich Gottes, welches nicht mit äußeren Geberden, sondern in den Herzen der Menschheit kommt. Daß sie dies auch eine Kirche nannten, kam daher, weil sie dem Pochen der Päpst-

lichen auf die Einsetzung ihrer sichtbaren Kirche durch Christus selbst, so am schlagendsten und verständlichsten widersprachen. Der Ausdruck „unsichtbare Kirche" mag also nicht ganz glücklich gewählt sein, die Idee selbst ist doch richtig und ächt christlich. Es ist die richtige Ansicht und die Wahrheit über das Verhältniß aller äußeren Ordnungen zu dem inneren Wesen des Christenthums. Diese Wahrheit heißt ausführlicher ausgesprochen etwa so: Das Christenthum als Religion ist eine geistige Macht, es wirkt wie alle Ideen in den Herzen der Menschen, und wo irgend eine Seele ergriffen wird von seiner Gewalt und erhoben zu dem neuen Leben aus Gott, da kommt das Reich Gottes, da gehört ein solches Herz Christo an. Aber außerdem hat die christliche Religion auch eine äußere sichtbare Gemeinschaft unter den Menschen gestiftet, eine Anstalt und Einrichtung, in welcher die unsichtbaren Kräfte und Mächte der Religion besonders gepflegt werden und in bestimmten Formen der christliche Geist ausgebreitet wird. Dies ist die christliche Kirche auf Erden, welche ursprünglich nur Eine war, aber je nach der Besonderheit der Länder und Völker auch besondere Formen und Gestalten angenommen und sich also zu einer Vielheit von Kirchen ausgebildet hat. Das Ideal einer religiösen Gemeinschaft, das vollkommene Reich Gottes, ist keine von allen diesen Einzelkirchen, jede strebt demselben nur mit mehr oder minder Erfolg nach, und diejenige ist die verhältnißmäßig vollkommenste und beste, welche diesem Ideal am nächsten kommt. Wir Protestanten verkennen also durchaus nicht die mancherlei Mängel, Fehler und Unvollkommenheiten, an welchen auch unsere eigene Kirche leidet, aber wir sind der Ueberzeugung, daß dieselbe trotz dieser Mängel die christliche Religion reiner und besser darstellt als die katholische Kirche. Wir geben gern zu, daß auch in andern Kirchen der Mensch den Weg des Heiles, den Weg zum Frieden mit Gott finden kann, aber wir bestreiten jeder einzelnen der vielen sichtbaren Kirchengemeinschaften die Prädikate „alleinseligmachend" und „unfehlbar", wie schon Luther zu Worms erklärt hat, er glaube weder dem Papst noch den Kirchenversammlungen für sich allein, weil es offenbar sei, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben; und der fromme Spener sagte, er wage nicht

zu sagen, daß irgend eine Kirchengemeinschaft auf Erden ganz ohne allen Irrthum sei. Aber wir halten dafür, daß die evangelische Kirche die Wahrheit reiner erkennt und ungetrübter lehrt als die katholische, und daß es folglich dem aufrichtig Suchenden in ihr leichter wird die wahre Religion zu haben als im Katholicismus. Wo immer aber wir einen Menschen finden, der vom Geiste Christi ergriffen ist und in diesem Geiste lebt, da erkennen wir in ihm ein Mitglied der unsichtbaren Gemeinschaft aller Gläubigen, ein Glied des großen Gottesreiches und einen Reben an dem himmlischen Weinstock, welcher Christus ist, mag er äußerlich zu einer Sekte oder Confession gehören, welche immer es sei. In diesem Sinne sprach schon der erste evangelische Kurfürst von Brandenburg, Joachim II., das schöne Wort: „So wenig ich an die römische Kirche will gebunden sein, so wenig will ich auch an die wittenbergische Kirche gebunden sein, denn ich nicht spreche: ich glaube an eine heilige römische oder wittenbergische, sondern an eine allgemeine Kirche, und meine Kirche allhier zu Berlin und Cölln ist eben eine solche rechte christliche Kirche wie der Wittenberger Kirche, und ist uns genug, daß wir im Wort, in der Lehre, in den Sakramenten und in den Hauptstücken, daran die Seligkeit gelegen, einig seien.“ Suchte der Kurfürst, den Schranken der damaligen Zeit entsprechend, noch nach äußeren Formen in der Lehre, in den Sakramenten u. dgl., woran er die Zugehörigkeit zur unsichtbaren Kirche erkennen wollte, wie auch die Reformatoren dafür ähnliche Merkmale aufstellten, so hat uns in der Gegenwart die Mannichfaltigkeit christlicher Gemeinschaften noch weiter belehrt, daß es nichts als der Geist und nur der Geist des Herrn ist, durch welchen Jemand sich als Mitglied des Reiches Gottes ausweist. Denn in der Lehre und den Formen des Gottesdienstes weichen die protestantischen Kirchen und Parteien weit von einander ab, aber im Geiste des wahren und lebendigen Christenthums, in der Gesinnung, welche Christus selber gehabt und in die Menschheit eingeführt hat, sind sie nicht bloß unter einander, sondern auch mit allen wahrhaft gläubigen Katholiken, ja mit allen über den ganzen Erdboden weithin zerstreuten

Kindern Gottes, die den Vater in Demuth und Liebe anbeten, innig eins und verbunden. So verwerfen z. B. die Quäker alle Sakramente als überflüssige Formen, weisen sich aber trotzdem durch den Geist des wahren Christenthums und durch ihr ganzes Leben und Wirken als ächte Christen aus.

Das Reich Gottes, die unsichtbare Kirche, das wahre, thatkräftige, lebendige Christenthum reicht also hinüber über alle Schranken der Länder, der Zeiten, der Völker und der Confessionen. An diese unsichtbare Gemeinschaft, die bis in die Ewigkeit währt, glauben wir als Protestanten, und jeder gute Mensch muß fühlen, daß dies ein erhabener und erhebender, ein schöner und ein wahrer Glaube ist. Dieser Glaube bewahrt uns vor dem unseligen Fanatismus in der Religion, denn er lehrt uns unter allen verschiedenen Formen den Funken der Wahrheit und bei allen mannichfaltigen Ausdrücken für den Glauben die Einheit der christlichen Gesinnung und der Liebe aufsuchen und hochachten, er behütet uns vor der Verknöcherung und Veräußerlichung der Religion, denn er lehrt uns unterscheiden zwischen Buchstabe und Geist, zwischen Form und Inhalt, er giebt aber auch jeder einzelnen Kirche ihre berechtigte Stellung, gönnt einer jeden ihren verdienten Ruhm und begreift sie allesammt als geschichtlich gewordene und darum auch für einzelne Kreise oder Zeiten nothwendige Erscheinungsformen des christlichen Geistes selber. Wer diesen Glauben voll und ganz theilt, der wird nie und nimmermehr seine eigene Kirche, welcher er nach Abstammung, Nationalität und Ueberzeugung angehört, verachten oder leichtsinnig ihre Gemeinschaft verlassen, so wenig wie ein guter Mensch sein Vaterland oder seine Familie geringschätzt und verläugnet. Der Uebertritt von einer Kirche zur andern darf, auch wenn man an die geistige Gemeinschaft aller wahren Christen in allen Confessionen glaubt, immer nur aus innerster Ueberzeugung, aus wahrem Drang des Gewissens vollzogen werden. Wo andere Beweggründe ihn herbeiführen, da trägt er sein Urtheil und Gericht in sich selbst, und soll sich nicht decken und entschuldigen mit dem Glauben an das unsichtbare Gottesreich, welches man ja in jeder Confession erlangen könne.

Denn Gott giebt auch in der Religion einem Jeden seine geordnete Stelle, und weist ihm seine Aufgabe ebendaselbst zu. Das Reich Gottes herbeizuführen in unsrem Kreise, für Besserung, Hebung, Vervollkommnung unsrer Kirche mit allen Kräften zu wirken, das ist unser aller erste und nächste Aufgabe. Wehe jedem, der für weltliche Vortheile seine Ueberzeugung verläugnet. Heinrich IV. soll, als er um politischer Zwecke willen zum Katholicismus übertrat, den leichtsinnigen Ausspruch gethan haben: Paris sei wohl eine Messe werth. „Dennoch haben alle Freuden seines königlichen Daseins und alle Segnungen, die seine Regierung über Frankreich brachte, nicht immer das Zucken seines Gewissens beschwichtigt, das einst in düstrer Nacht der Krankheit bis zu der Beängstigung stieg, durch seinen Abfall zur römischen Kirche die Sünde wider den heiligen Geist begangen zu haben." *) Das ist die Strafe, welche leichtsinniger Wechsel der Confession immer nach sich ziehen wird. Wir Protestanten kommen, im Gegensatz zu den Katholiken, welche ihre sichtbare Kirchengemeinschaft meist überschätzen, leicht dahin, daß wir, in mißverstandener Auffassung jener Wahrheit vom unsichtbaren Reich Gottes, unsere eigene äußere Kirche und Gemeinde zu gleichgültig ansehen und ihren Werth für unser Christenthum zu gering anschlagen. Wie viele Hunderte, ja Tausende giebt es doch unter uns, welche seit ihrer Confirmation wenig oder gar nicht mehr den Gottesdienst besuchen und an dem kirchlichen Leben Theil nehmen. Sie trösten sich in der Regel mit dem Glauben, daß sie dabei doch sehr gute Christen seien, allein, wenn man auch zugeben muß, daß das (eben nach protestantischer Auffassung) möglich ist, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß es oft genug wenig wahrscheinlich ist. Denn das wahre und gesunde religiöse Leben hat immer die Tendenz sich an der Gemeinschaft Gleichgesinnter und Gleichstrebender zu kräftigen und zu erbauen, die Frömmigkeit, die nur einsam und abgeschlossen vom Lufthauche der Oeffentlichkeit, in den Schranken der Familie oder des eigenen Herzens gepflegt wird, schwebt in großer Gefahr ganz zu ersterben, oder doch zu erkalten, einseitig und krankhaft zu werden.

*) C. Hase.

Wie die Flamme, wenn sie einsam und einzeln brennt, leicht von jedem Zugwind ausgelöscht wird, aber viele zusammen ein starkes unauslöschliches Feuer geben, so bedarf auch das Christenthum des einzelnen Menschen beständig der Erneuerung und Belebung durch die geistigen Kräfte und die äußeren Formen der Gemeinschaft, und der Protestantismus der Gegenwart soll vor allen Dingen dahin trachten, daß er seine Kirche so hell und geräumig, so weit und freisinnig ausbaue, daß es allen ihren Gliedern in derselben wieder wohnlich und heimisch werde. Denn ohne solch eine kräftige, lebensvolle äußere kirchliche Gemeinschaft steht unser ganzes Christenthum in der größten Gefahr zu verarmen und zu verkommen. Wollte Gott, daß diese Erkenntniß unter uns allgemein würde, und die Pflicht, welche ein Jeder gegen seine Kirche zu erfüllen hat, allen evangelischen Christen zu deutlichem Bewußtsein käme. Ohne das kann auch der Geisteskampf gegen den römischen Irrthum nicht siegreich ausgefochten werden.

Drum sondre stolz und kalt dich nicht von der Gemeine
Der Betenden, weil du so gut es kannst alleine.
Zwar Gott ist überall, und nie wird in der Schaar
Ihn finden, wem er nicht bereits im Herzen war;
Doch wo der Scheiter viel in einer Flamme brennen,
Wird das Gefühl es an vermehrter Gluth erkennen.

Der protestantische Glaube an die unsichtbare Kirche, an eine Gemeinschaft aller wahren Kinder Gottes auf Erden führt nun aber weiter auch nothwendig zu dem Gedanken und Wunsche, ob nicht zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen und Kirchen sich eine engere Beziehung und nähere Verbindung herstellen lassen möchte. Dies ist die Idee der Union, wie sie zwischen einzelnen sich besonders nahe stehenden kirchlichen Gemeinschaften, z. B. der lutherischen und reformirten, theilweise schon verwirklicht worden ist. In Deutschland gab i. J. 1817 König Friedrich Wilhelm III. von Preußen dazu den ersten Anlaß, indem er die beiden evangelischen Confessionen seines Landes aufforderte sich mit einander zu einer neubelebten evangelisch-christlichen Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters zu verbinden.

„Eine solche wahrhaft religiöse Vereinigung, sagte der König, ist den großen Zwecken des Christenthums gemäß, sie entspricht den ersten Absichten der Reformatoren, sie liegt im Geiste des Protestantismus, sie befördert den kirchlichen Sinn, ist heilsam der häuslichen Frömmigkeit und wird die Quelle vieler durch den Unterschied der Confessionen bisher gehemmten Verbesserungen in Kirchen und Schulen." In Baden, Hessen, Pfalz, Anhalt, Waldeck und Nassau fand dieser Vorgang Nachfolge, und alle diese Länder haben noch jetzt eine sogenannte unirte d. h. aus lutherischem und reformirtem Christenthum entstandene Kirche. Der Geist des wahren Protestantismus hat dabei außerordentlich gewonnen, und man kann diese That der Union in Wahrheit als eine Fortsetzung der Reformation bezeichnen. Desto heftiger und eifriger wird sie von allen denen bekämpft und angefeindet, in denen der Geist katholischer Exklusivität und katholischer Kirchlichkeit mächtig ist, und einzelne Landeskirchen wie die mecklenburgische, sächsische und hannoversche suchen eine Ehre darin ihr Lutherthum rein und unvermischt zu erhalten „bis an das Ende aller Tage." Der Geist der Zeit, der im Wesentlichen protestantisch gerichtet ist, wird doch früher oder später mit diesen katholisirenden Tendenzen ein Ende machen und die Union wird immer allgemeiner und immer kräftiger als die Losung des wahren Christenthums verkündet werden, wie sich denn selbst in England und Amerika bereits ein ähnliches Streben nach näherer Vereinigung nahe verwandter Confessionen zu regen beginnt. Dieses Streben nach Einigung und Einheit aller Kirchen hat schon Goethe ahnungsvoll vorausgesehen, als er sagte: „Es wird noch dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein Bischen so oder so im äußeren Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens

immermehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen." —

Dabei wird allerdings eine große Verschiedenheit in der Art solcher Vereinigung zu beobachten sein. Kirchen, die sich so nahe in allen ihren Anschauungen und Formen berühren wie die lutherische und reformirte, werden auch die innigste Verbindung mit einander eingehen können. Bei andern, die etwas weiter auseinandergehen, wird es einstweilen genügen, wenn sie zu bestimmten gemeinsamen Aufgaben und Zwecken sich zusammenthun, etwa wie die sogenannte evangelische Alliance eine solche Verbindung aller orthodoxen protestantischen Christen zur gegenseitigen Förderung in der Orthodoxie und zu gemeinsamen praktischen Zwecken bedeutet, wieder bei andern Kirchen wird es vor der Hand genügen, wenn sie sich gegenseitig als christliche anerkennen, alle aber werden den Geist der Mäßigung und Milde, der Bruderliebe und Toleranz gegen einander zu pflegen und zu stärken haben. Nur Rom und sein Papst bleiben unversöhnlich und wollen von keinem Frieden und keiner Anerkennung anderer Confessionen etwas wissen. Dadurch stellt sich aber die päpstliche Kirche selber immer mehr als eine bloße Priesterherrschaft dar, welche von dem Wesen des Christenthums sich immer weiter entfernt und damit auch immermehr als ein Anachronismus in unserer Zeit erscheint. Dem evangelischen Christen aber erscheint die Kirche Christi auf Erden als ein großer vielgegliederter Organismus, oder wie Paulus sagt: als ein Leib, an welchem jedes Glied, d. h. also jede Einzelkirche, eine besondere Aufgabe, eine eigenthümliche Funktion zu erfüllen hat, alle aber dazu dienen sollen, daß der Leib selbst, das Christenthum auf Erden, genährt werde und wachse. In solcher großen Aufgabe findet denn eine jede Confession leicht ihre besondere Stelle, wie eine jede ihre besondere Gnadengabe von Gott empfangen hat, und allen ruft der Apostel Paulus die Mahnung zu:

Eph. 4, 3. Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller, der da ist über euch Alle und durch euch Alle und in euch Allen.

# 31. Das katholische Prinzip.

Sinnliche Darstellung des Göttlichen als Prinzip des Katholicismus, zeigt sich in der Lehre von der Kirche, vom Priesterthum, vom Glauben und von den Sacramenten. Rückfall in jüdisches und heidnisches Wesen. Für einen gewissen Culturstand und als Uebergangsform dennoch berechtigt.

Das Wesen und die Eigenthümlichkeit unseres eigenen protestantischen Glaubens wird durch nichts so gründlich zum Verständniß gebracht und in seinem Werthe erkannt, wie durch eine klare Einsicht in seinen größten Gegensatz, nämlich den katholischen Glauben. Wer den Katholicismus nicht kennt, der versteht auch den Protestantismus nicht vollständig. Auf Einzelheiten der Lehrabweichung oder der Verschiedenheit im Glauben und Leben kommt es hierbei sehr wenig an, einzelne protestantische Sekten und Richtungen oder Zeitalter können sich sogar in vielen Stücken dem Katholicismus außerordentlich nähern und ihm gleichen, wie es andrerseits auch im Katholicismus Zeiten und Richtungen gegeben hat, in welchen ein protestantischer Zug fühlbar wurde, das Prinzip beider aber bleibt ein grundverschiedenes, und in diesen verschiedenen Prinzipien sind sie unversöhnlich. Wir wollen, nachdem wir das protestantische Prinzip im vorigen Abschnitt in seinen Grundzügen dargestellt haben, jetzt versuchen, ein Gleiches mit dem katholischen Prinzip zu thun.

Erinnern wir uns noch einmal an das zu Anfang dieses Buches über die Religion Gesagte. Die Religion, hieß es dort, ist Innewerden des Unendlichen im endlichen Geiste, Wahrnehmung des Göttlichen durch den Menschengeist. Der Geist des Menschen also ist das Organ, womit das Ewige, womit Gott wahrgenommen und ergriffen wird. Nun ist aber der Mensch nicht bloß ein geistiges, sondern zugleich auch ein sinnliches Wesen. Dem religiösen Menschen kann also begreiflicher Weise sehr leicht der Wunsch entstehen, das Göttliche, Ewige, das er geistig wahrnimmt, auch sinnlich darzustellen und wahrzunehmen. Dieser Wunsch führt in allen Religionen zu sichtbaren Formen des Cultus, zu heiligen Gebräuchen, Geberden, geweihten Stätten der Anbetung,

Festzeiten und Symbolen des Heiligen; und der Gebrauch aller dieser äußeren Formen der Frömmigkeit bleibt vollkommen erlaubt und berechtigt, so lange sie alle sammt und sonders nur als Mittel zum Zweck, als Wege zum Ziel gelten, dieser Zweck und dieses Ziel aber in der geistigen und sittlichen Erhebung zu Gott, in der Wahrnehmung des Unendlichen durch den Geist, nicht durch die Sinne, erkannt wird. In dem Augenblick aber, da der Mensch das Wesen der Religion so mißversteht und mißkennt, daß ihm die sinnliche Form, das äußere Symbol oder die religiöse Ceremonie, zur Hauptsache, die geistige Annäherung an Gott dagegen Nebensache oder gar gleichgültig wird, in demselben Augenblicke, wo dieses Mißverständniß und dieser Mißbrauch der Religion zum Prinzip des religiösen Lebens gemacht wird, entsteht die katholische Auffassung der Religion. Dieselbe wird sicherlich von den wenigsten katholischen Christen klar und vollbewußt vertreten, vielmehr giebt es auch in der katholischen Kirche, namentlich wo sie, wie in protestantischen Ländern, mit dem rein religiösen Prinzip des Protestantismus zusammen trifft und durch dasselbe geläutert und gereinigt wird, sehr viele wahre und aufrichtige Christen, die sich über die Auffassung ihrer Kirche erheben und das religiöse Leben rein und christlich darstellen, aber das beweist nichts gegen das Prinzip des Katholicismus als solches. Dieses Letztere ist unzweifelhaft im Obigen richtig bezeichnet, wir können es kurz und mit einem Satze dahin formuliren, daß wir sagen: Das katholische Prinzip besteht in der sinnlichen Auffassung des Göttlichen, die katholische Ueberzeugung ist in der Hauptsache die, daß das Unendliche wesentlich durch die Sinne wahrgenommen werde, sinnlich erscheine und den Menschen sinnlich ergreife. Ein Blick auf die Lehre, die Verfassung und den Cultus der katholischen Kirche wird uns dies verdeutlichen und beweisen.

Die Hauptlehre des ganzen Katholicismus, das eigentliche Fundament der katholischen Dogmatik, ist die Lehre von der Kirche. Wir haben sie im vorigen Abschnitt schon in ihren Grundzügen angedeutet. Ausführlicher dargestellt lautet sie so: Die äußere, sichtbare Gemeinschaft oder Anstalt, welche Christus auf Erden gestiftet hat, und welche die eine heilige katholische

Kirche heißt, ist selber das Reich Gottes auf Erden, darum auch im Besitze unfehlbarer d. h. irrthumsloser Wahrheit und alleinseligmachend, so daß es außer ihr kein Heil giebt. Sie hat drei Merkmale: das Bekenntniß des wahren Glaubens, die Gemeinschaft ihrer sieben Sakramente und die Unterwerfung unter den Papst als Nachfolger des Petrus und sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden. Wer in einem dieser drei Punkte von ihr abweicht, gehört nicht zu ihr, also auch nicht in das Reich Gottes. „Die Kirche ist so sichtbar und greifbar wie die Versammlung des römischen Volkes oder das Königreich Frankreich oder die Republik Venedig" (Bellarmin). Der Römische Katechismus sagt daher: „Wie diese eine (katholische) Kirche nicht irren kann bei Ueberlieferung ihrer Glaubens- und Sittenlehre, so müssen nothwendig alle übrigen, welche sich den Namen Kirche anmaßen, weil sie vom Geiste des Teufels geleitet werden, in den verderblichsten Irrthümern des Glaubens und der Sitte sich befinden."

Schon aus dieser katholischen Hauptlehre leuchtet nun sogleich das Prinzip hervor, welches wir oben bezeichnet haben. Der katholische Christ verlangt unweigerlich und als Hauptsache die äußere sinnliche Erscheinung und Verkörperung der christlichen Religion und der christlichen Wahrheit in einer sichtbaren und unfehlbaren Kirche. Eine bloß geistige Mittheilung religiöser Wahrheit und religiösen Lebens durch Christus an die Menschheit ist ihm eine Thorheit, er will seines Heiles, seiner Religion äußerlich gewiß sein, darum muß nach seiner Ansicht die Wahrheit von Christus den Aposteln vollkommen und unfehlbar mitgetheilt worden, und die Kirche als Hüterin und Ueberlieferin dieses Schatzes selber irrthumslos oder unfehlbar sein. Aber hiermit noch nicht genug, verlangt das Prinzip, daß auch ein bestimmter Mund da sei, durch welchen die Kirche diese unfehlbare Wahrheit aussprechen könne. In älterer Zeit galten dafür die allgemeinen Kirchenversammlungen, von denen man annahm, daß der heilige Geist sie so erleuchte, daß ihre Aussprüche die irrthumslose Wahrheit enthielten. Allein wenn man einmal die Wahrheit in der Kirche fertig und unfehlbar haben will, so drängt

das Prinzip von selbst weiter dazu ein immer vorhandenes Organ dafür anzunehmen. Seit 1870 ist das der Papst, von dem es nach Beschluß des vatikanischen Concils jetzt heißt, „daß er, wenn er vom Lehrstuhl aus spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirt und Lehrer aller Christen eine von der ganzen Kirche festzuhaltende Lehre über den Glauben oder über die Sitten bestimmt, mit der Unfehlbarkeit gebietet, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche ausgestattet hat, und daß also derartige Bestimmungen des römischen Papstes durch sich selbst unabänderlich sind." Nun erst, durch diese Lehre, ist das Verlangen des katholischen Herzens nach einer beständig gegenwärtigen sinnlichen Offenbarung der Wahrheit zur Ruhe gekommen, in jedem Glaubenszweifel, in jeder religiösen Frage ist eine untrügliche Entscheidung aus menschlichem Munde zu erlangen, alles Forschen und Suchen nach Wahrheit in der Religion ist überflüssig, denn die Wahrheit ist da und kann in jedem Augenblick äußerlich vernommen werden, der Papst spricht sie aus, und die Gläubigen nehmen sie an.

Aus demselben Interesse des katholischen Prinzips entspringt weiter die Lehre vom geistlichen Stande oder Priesterthum. Nach katholischer Lehre hat Christus bei der Stiftung des Abendmahls in den Aposteln einen neuen Priesterstand eingesetzt, welcher allein im Stande ist die göttliche Gnade dem übrigen Volke (den Laien) zu vermitteln. Ohne Priester giebt es für Niemand Heil und Vergebung, nur durch den Priester kann die Pforte des Himmels geöffnet werden. Von den Aposteln aber, sagen sie, sei durch die Weihe der Handauflegung dieses Priesteramt mit seiner besonderen Gnadengabe in ununterbrochener Folge („apostolische Succession") bis auf die Gegenwart weiter vererbt worden. Die Priesterweihe ist sogar eines der sieben katholischen Sakramente. In den Bischöfen als unmittelbaren Nachfolgern der Apostel, in dem Papst als sichtbaren Stellvertreter Christi hat also der katholische Christ wiederum äußerlich und sichtbarlich in sinnlicher Form gleichsam die Fortsetzung der persönlichen Gegenwart Christi und seiner Apostel auf Erden; im Priesterstande erblickt er die sichtbaren Vertreter der Gottheit, daher diesem Stande auch

eine höhere Heiligkeit und der Weihe zu demselben eine unzerstörbare Wirkung zugeschrieben wird. Die Verwaltung der Sakramente und die Regierung der Kirche gebührt allein den Priestern. —

Hieraus folgt die katholische Auffassung des Glaubens. Glauben heißt nach dieser Auffassung: für wahr halten, was die Kirche lehrt. Wer das thut und als ein gehorsamer Sohn der Kirche ihre Vorschriften befolgt, der wird selig, der hat das Heil und die Gnade Gottes. Er kann sich auf seine äußere Zugehörigkeit zur Kirche, also wieder auf das sinnliche Moment in seiner Religion, vollständig verlassen, er hat nicht nöthig geistig das Göttliche zu erfassen oder gar selbständig sich ein Urtheil, eine Ueberzeugung zu bilden. Alles eigene Denken in religiösen Dingen ist vielmehr nach katholischer Ansicht sehr gefährlich, eigene Ueberzeugung in diesen Fragen zuhaben, ist vom Uebel, daher der Papst von diesem Standpunkt aus die Glaubens- und Gewissensfreiheit entschieden verdammt hat (die Encyklica, das Rundschreiben vom 8. December 1864, nennt sie einen Wahnsinn). Der beste Christ nach römischem Begriff ist der, welcher sich in allen Stücken immer den Aussprüchen und der Lehre der Kirche unterwirft und derselben sogar das Opfer seines eigenen Gewissens und seines Verstandes darbringt. Daher konnte der Cardinal Bellarmin ohne Widerspruch öffentlich lehren und schreiben: „Wenn der Papst irren sollte, indem er Laster befiehlt und Tugenden verbietet, so wäre die Kirche gehalten zu glauben, daß die Laster gut und die Tugenden böse seien.“ Und wie weit diese Lehre Wurzel geschlagen und Frucht getragen hat, das hat das deutsche Volk mit Staunen i. J. 1870 gesehen, als die meisten deutschen Bischöfe ihre vor dem Concil klar und fest ausgesprochene Ueberzeugung nach demselben wehmüthig und schwächlich der Lehre von der Unfehlbarkeit des heiligen Vaters zum Opfer brachten.

Damit nun aber dem gläubigen Volke seine Religion beständig in sinnlich greifbarer Gestalt vor Augen stehe, so hat die römische Kirche die Zahl ihrer Sakramente und die Form ihres Cultus so berechnet, daß Alles ohne Ausnahme den stärk-

sten und einen fast täglich wiederholten sinnlichen Eindruck hervorbringen muß. Welche unendliche Wichtigkeit der Priesterstand habe, welchen unsagbar wichtigen Einfluß er übe, und wie alles Heil von seiner Vermittelung abhänge, das soll der katholische Christ bei der Feier jedes Gottesdienstes und beim Empfang jedes Sakramentes immer wieder inne werden. Die sieben Sakramente umgeben das ganze Leben des Einzelnen von der Wiege bis zur Bahre mit einem Kranze heiliger Handlungen der Kirche. Es sind die Taufe, Firmelung, Buße, Abendmahl, Priesterweihe, Ehe und letzte Oelung. Auch die einzelnen dieser Handlungen sind reichlich mit äußeren Ceremonien ausgestattet, wie denn z. B. bei der Taufe Nase und Ohren des Täuflings mit Asche und Speichel, seine Lippen aber mit Salz berührt werden, und ihm ein weißes Kleid (das Westerhemd) angezogen, bei der Firmelung aber sogar den Kindern ein gelinder Backenstreich zum Zeichen der von ihnen zu übernehmenden Schmach Christi verabreicht wird. Die ausgebildetsten und hervorragendsten Sakramente aber sind die Buße und das h. Abendmahl. Bei beiden ist daher das katholische Prinzip auch am deutlichsten zu erkennen. Die Buße besteht aus drei Theilen: Reue, Beichte und Genugthuung. Die Reue ist der Schmerz über die begangenen Sünden nebst dem Vorsatz der Besserung und dem Verlangen nach Absolution. In der Beichte müssen alle einzelnen Sünden, wenigstens die schwereren oder sogenannten Todsünden, wozu auch die der bösen Lust gerechnet werden, so viel der Mensch sich ihrer entsinnen kann, dem Priester in's Ohr mitgetheilt werden (daher Ohrenbeichte). Dieser legt dann zur Genugthuung für dieselben gewisse Strafen und Bußübungen auf, hauptsächlich Gebete, Fasten und Almosen, und ertheilt, wenn er es für angemessen achtet, unter Voraussetzung ihrer Erfüllung als Richter über das Gewissen die Absolution von den ewigen Strafen. Aber die Sünden der meisten Menschen sind so groß und zahlreich, daß selbst das längste Leben gewöhnlich zu kurz ist, um sie vollständig abzubüßen; denn durch die Absolution wird der Mensch nur von der ewigen Höllenstrafe, aber nicht von den zeitlichen Strafen befreit, welche noch besonders abgebüßt werden müssen. Die

Seelen der Verstorbenen haben daher, ehe sie in den Himmel gelangen können, noch eine längere oder kürzere Zeit an einem Orte des Leidens und der Qual auszuhalten, welcher das Fegefeuer genannt wird. Dieser Ort (nicht zu verwechseln mit der Hölle, wo ewige Verdammniß herrscht), steht aber ganz und gar unter der Botmäßigkeit der Kirche, (d. h. der Priester und besonders des Papstes), so daß dieselbe befugt und im Stande ist, die dort drohenden Leiden abzukürzen, ja vollständig zu erlassen. So schenkt sie je nach ihrem Belieben oder entsprechend gewissen Leistungen der Büßenden den Letzteren Tage, Jahre, Jahrhunderte, ja Millionen Jahre von ihrer Fegefeuerzeit. Diese Einrichtung heißt der Ablaß, und die Vollmacht der Kirche wird damit begründet, daß Christus und die Heiligen mehr Gutes gethan haben, als zur Erlösung der Welt und zu ihrer eignen Seligkeit nöthig war, dadurch sei ein überflüssiger Schatz von guten Werken entstanden, welchen der Papst zu verwalten habe, und aus welchem er den Bedürftigen mittheilen, ihnen gleichsam die Verdienste der Heiligen anrechnen, übertragen und gutschreiben könne. Also auch die Sündenvergebung sehen wir abhängig von gewissen äußeren Werken und Formen, ohne welche sie nicht zu erlangen ist. Ja auf rein mechanische sinnliche Weise durch Todtenmessen und Ablaß kann auch den Verstorbenen noch Heil und Vergebung bereitet werden. — Im Abendmahle aber, dessen Feier die Messe heißt, verkörpert sich nun vollends das ganze römische System und die sinnliche Herrlichkeit seiner Religion wie seines Priesterstandes. Durch den Segen des Priesters verwandeln sich angeblich Brot und Wein in den wirklichen Fleischesleib Jesu und in sein am Kreuz vergossenes Blut, so daß der katholische Priester in einem Augenblick den Gottmenschen vom Himmel herabzaubert und reell gegenwärtig macht, oder gar neu erschafft, weswegen denn auch die andächtige Gemeinde ehrfürchtig die Kniee beugt und die Hostie anbetet, sobald der Priester dieselbe in der Monstranz hoch hebt und zeigt. Hier wird also selbst die Gottheit sinnlich und sichtbarlich gegenwärtig gedacht, und grade diese äußere Handlung, die man als eine unblutige Wiederholung des blutigen Opfers Christi am Kreuz auffaßt, soll auch den Seelen

im Fegefeuer zu gut kommen und angerechnet werden, wenn man eigene Seelenmessen für sie lesen läßt.

Nehmen wir zu all diesem hinzu, daß nach katholischer Lehre alle Sakramente wirken ex opere operato, d. h. durch die bloße Handlung, auch wenn der Handelnde dabei innerlich nicht bewegt wird, sofern er nur nicht in demselben Augenblick durch eine Todsünde die Wirkung des Sakraments verhindert, so haben wir den Höhepunkt des katholischen Prinzipes erreicht, die ganze Religion ist aus der Sphäre einer geistigen, tief innerlichen That des Menschen zu einem rein äußerlichen Sinnenwerk, zu einer bloßen Ceremonie geworden, welche sich in den hunderterlei fest bestimmten, genau vorgeschriebenen Gebräuchen des Gottesdienstes immer auf's Neue wiederholt und dem Volke einprägt. Denn auch im Cultus ist das Geistige, die Predigt und das Wort, fast völlig zur Nebensache geworden, die lateinische Kirchensprache bleibt dem Volke ganz unverständlich, die Messe bewegt sich in den für das ganze Jahre genau vorgeschriebenen Formen, alle Gesten, Geberden und Bewegungen der Glieder, der Augen, Füße, Arme, Hände, ja selbst der Finger sind dem Priester vorgezeichnet und müssen von ihm eingeübt werden, die Kleidung und ihre nach den kirchlichen Zeiten wechselnde Farbe, dazu Knieen, Verbeugen, Küssen des Altars und des Diakonus, Räuchern, Bekreuzen, Händewaschen, Läuten mit einem Glöckchen, Alles ist darauf berechnet, die Sinnlichkeit zu fesseln und zu befriedigen, das Gepränge mit kostbaren Geräthen, Gewändern, brennenden Kerzen, der in die Augen, Nasen und Ohren fallende, fast theatralische Pomp, die wenigstens in Italien oft zu hörende Opernmusik, die unaufhörlichen Kniebeugungen, Bekreuzungen, das andachtslose Plappern des Vater Unsers und Ave Marias nach den Perlen des Rosenkranzes zeigt deutlich, wie das Geistige in der Religion hier vernachlässigt, ja zu Grunde gerichtet wird. Durch die Menge der Heiligen (von denen allein die Maria als die vornehmste sechszehn Feste im Laufe des Jahres hat, und welche so zahlreich sind, daß auf jeden Tag im Jahr ungefähr 5000 kommen), wird die Frömmigkeit noch außerdem von ihrem ewigen Urquell und Ziele abgelenkt auf menschliche, also wieder sinnlich näher

ſtehende Perſonen, die zu größerer Wirkung wiederum in Bildern, Bildſäulen und durch allerhand Ueberbleibſel oder Reliquien körperlich dargeſtellt und verehrt werden.

So können wir denn in dem Katholicismus, deſſen Hauptſätze und Lehren wir hier zuſammengefaßt haben, in der That nichts anderes ſehen, als einen Rückfall aus der rein geiſtigen Religion Jeſu in das prieſterlich-geſetzliche Judenthum und das ſinnlich-natürliche Weſen des Heidenthums, eine Form der Religion, welche freilich für ungebildete, rohe Völker ebenſo wie für unſelbſtändige und ſchwankende Gemüther aller Nationen etwas ungemein Anziehendes, Verlockendes und Beſtechendes hat. Es iſt ſo bequem und angenehm, alles Forſchens und Fragens in der Religion überhoben zu ſein, die Wahrheit ein für allemal fertig und in greifbarer Geſtalt zu beſitzen und ſich durch andere Menſchen, durch angebliche Vertreter der Gottheit, leiten zu laſſen. Wer ſieht nicht ein, wie viel ſchwieriger, verantwortungsvoller und höher die Aufgabe des proteſtantiſchen Chriſten iſt, auch in religiöſen Dingen zur Mündigkeit, zum ſelbſtändigen Urtheil, zur eigenen Erkenntniß der Wahrheit durchzudringen, die Geiſter ſelbſt zu prüfen und in unmittelbarem Verkehr mit Gott zu bleiben. Dies ſind keine kleinen Anforderungen an Geiſt und Gewiſſen eines Menſchen. Aber es ſind Anforderungen des wahren Chriſtenthums ſelbſt. Und wenn es immer noch Tauſende auch unter den Proteſtanten giebt, die dieſen Grad der Reife und Mündigkeit nicht erlangen, ſo iſt das beklagenswerth, aber entmuthigen darf es uns nicht, vielmehr ſollen unſere Prediger und unſere Gemeinden ihre Arbeit und Anſtrengung nur verdoppeln, um mehr und mehr ein Geſchlecht heranzuziehen, das da lernt, ſeinen Gott im Geiſt und in der Wahrheit, alſo auch mit eigenem Urtheil und eigner Vernunft, zu verehren. Das proteſtantiſche Chriſtenthum hat damit noch eine große Aufgabe in der Welt zu erfüllen, aber es hat auch noch eine große Zukunft. Wohl iſt es ſchwer und ernſt, wenn man es in ſeinem wahren Weſen ergreift, aber es iſt auch unbeſchreiblich ſchön und heilig und begehrenswerth. Denn es allein iſt einer unendlichen Vervollkommnung fähig. Es allein kann fortſchreiten mit jeder

neuen Entwicklungsstufe der Menschheit ohne zu veralten. Es allein kann die volle und schärfste Beleuchtung der Wissenschaft vertragen, ohne sich vor irgend einer wissenschaftlichen Wahrheit fürchten oder verbergen zu müssen. Dem protestantischen Christenthum und seinem Prinzip einer persönlichen Verantwortlichkeit jedes Einzelnen sowie der damit verbundenen glücklichen Freiheit des Strebens gilt das Lessing'sche Wort: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Der Gedanke, daß wahre Zufriedenheit und wahres Glück nicht in der Meinung liege, die ganze Wahrheit in Besitz zu haben, daß es vielmehr genüge, sich auf dem Wege zu Gott und zur ewigen Wahrheit zu wissen, dies ist in der That protestantische Ueberzeugung. Dabei ist aber der protestantische Christ seines ewigen Heiles und der göttlichen Gnade auch nicht um ein Haar breit weniger sicher und gewiß als der katholische, solchen Irrthum könnte nur der hegen, dem das Sinnliche höher steht als das Geistige, und der auf Priesterwort und menschliche Versicherung mehr giebt, als auf die Liebe und den Geist des lebendigen Gottes, die sich in unsern Herzen bezeugen. Entsteht aber dem Menschen überhaupt einmal ein Zweifel an der Wahrheit der Religion, so kann derselbe bei einigem Nachdenken offenbar ebensosehr, ja viel kräftiger wach werden gegenüber den trüglichen und unvernünftigen Ansprüchen der Priester, wie gegen die Stimme des Ewigen im eigenen Gewissen. Darum ist der ganze Ruhm der katholischen Kirche, daß sie Jeden seiner Seligkeit unzweifelhaft gewiß mache, für denkende Menschen in Wahrheit nichts anderes, als eine leere Prahlerei, als ein täuschender Schein, der vor der schärferen Prüfung in Nichts zerfällt. Uebrigens wird auch der Protestant gern zugeben, daß der Katholicismus für gewisse Culturstufen, für Völker und Individuen von einer geringen Bildung und mit einer lebhaften Phantasie noch wichtige Dienste thun und das Christenthum, wenn auch in abgeschwächter und ent-

stellter Form, auszubreiten und zu pflegen vermag. Wirklich zeigt auch die Statistik aller Länder, daß im Allgemeinen der Katholicismus die Religion der Ungebildeten, der Protestantismus diejenige der Gebildeten ist und daß in überwiegend katholischen Ländern, wie Frankreich und Italien, die in der katholischen Kirche erzogenen gebildeten Stände zu einem erschreckend großen Theil an allem Glauben überhaupt irre werden und einem völligen Unglauben zur Beute fallen.*) Die Ursache liegt auf der Hand, eine so sinnliche Form der Religion wie der Katholicismus im Prinzipe es ist, kann geistig geförderten Menschen auf die Dauer nicht genügen, weil die Religion selbst in ihrem innersten Wesen dadurch verkannt und entstellt wird. Dem protestantischen Prinzip daher gehört sicher die Zukunft der Menschheit.

## 32. Protestantismus und Katholicismus in ihren Wirkungen.

Deutsche Philosophen fast alle protestantisch. Einfluß der Confession auf Bildung, Industrie, Reichthum, politische Freiheit und Macht. Erklärung für diese Erscheinungen.

Unser berühmter Kirchenhistoriker Hase in Jena hat gelegentlich in seiner Polemik gegen die römische Kirche auch einmal eine Parallele gezogen zwischen den Leistungen des Katholicismus und Protestantismus im Allgemeinen und mit Beziehung auf die Cultur. Er macht darauf aufmerksam, daß die aus-

*) Diese Behauptung belegt sich durch folgende statistische Thatsachen und Zahlen: In Spanien sind $^3/_4$ aller Einwohner ohne Schulbildung, in Rußland können 90% aller Rekruten weder lesen noch schreiben, in Frankreich beträgt derselbe Satz 24%, in Oesterreich je nach den verschiedenen Provinzen 16, 30, 39, 54, 63, 74, 98%, in Preußen nur 3%. Von 220 Rekruten, welche nicht lesen und schreiben konnten, waren hier (in Preußen) 195 römisch-katholisch, 25 evangelisch. Aehnlich stellt sich das Verhältniß bei der gesammten Bevölkerung des Preußischen Staates. Von 100 männlichen Personen über 10 Jahr können nämlich weder lesen noch schreiben 15 katholische und 7 evangelische, von 100 weiblichen Personen 22 katholische und 11 evangelische, während das Zahlenverhältniß der Katholiken zu den Evangelischen überhaupt in Preußen das Umgekehrte ist, näm-

schließliche Bedeutung der katholischen Kirche für die Kunst jener Vergangenheit angehört, als der Katholicismus noch allein das Christenthum war, daß aber gegenwärtig keine wesentliche Bevorzugung der einen Confession vor der andern in Beziehung auf künstlerische Leistungen zu bemerken sei, wie die Namen Haydn, Mozart, Beethoven neben Bach, Händel, Mendelssohn, Wagner — oder Winckelmann, Cornelius, Overbeck, Canova neben Dannecker, Thorwaldsen, Rauch, Kaulbach u. a. beweisen. Dagegen erinnert Hase daran, daß die deutsche Literatur seit Lessing wesentlich protestantisch ist. Nur einige Dichter zweiter und dritter Ordnung gehören durch ihre Geburt der katholischen Kirche an. Schiller und Goethe kann man sich gar nicht anders denken als hervorgewachsen aus protestantischem Bewußtsein, vollends aber die ganze lange Reihe moderner deutscher Philosophen: Wolff, Kant, Fries, Jakobi, Fichte, Hegel, Schelling, Schopenhauer, Hartmann — es sind lauter protestantische Namen. Niemandem, der die Freiheit kennt, welche Rom der Wissenschaft gewährt, wird diese Erscheinung auffällig sein. In der Stickluft päpstlicher Unfehlbarkeit kann keine Philosophie gedeihen, aber es gewährt ein hohes kulturhistorisches Interesse, diese Parallele zwischen Katholicismus und Protestantismus noch weiter zu verfolgen und sich statistisch über die Wirkungen der beiden Confessionen auf ihre Bekenner belehren zu lassen.

Untersucht man, sagt z. B. ein selbst katholischer Schriftsteller wie Laveleye,*) den politischen Fortschritt, die freiheitliche Entwicklung der cultivirten Völker, so findet man die auffallende Thatsache, daß dieselbe nicht sowohl von der Race, der geographischen Lage, dem Charakter des Landes und ähnlichen Einflüssen abhängt, wiewohl alle diese Ursachen nothwendig mit-

lich etwa $^2/_3$ (16 Millionen) Evangelische Einwohner und $^1/_3$ (8 Millionen) Katholiken. Interessant ist auch die aus dem Jahr 1869 stammende statistische Nachricht, daß in England ein Mord erst auf 178,000 Einwohner kommt, in Holland einer auf 163,000, in Preußen einer auf 100,000, in Oesterreich einer auf 57,000, in Spanien einer auf 4118, in Neapel einer auf 2750, in Rom einer auf 750 Einwohner! — Vgl. auch den folgenden Abschnitt.

*) Protestantismus und Katholicismus, deutsch bei Beck in Nördlingen.

wirken, als vielmehr von der Religion und Confession des betreffenden Volkes. Die Engländer verstehen sich besser auf das parlamentarische System und auf die praktische Ausübung der Freiheit als die Franzosen. Aber ist dies der Einfluß des Blutes, die Ueberlegenheit der germanischen Race über die romanische? Nein! denn bis zum 16. Jahrhundert besaßen Frankreich, Spanien, Italien provinzielle Freiheiten, die den englischen sehr ähnlich waren, und es läßt sich zeigen, daß in einem und demselben Lande, in einer und derselben Nation, welche in Sprache und Abstammung identisch ist, die Protestanten rascher und sicherer vorwärts schreiten als die Katholiken. So ist es zugestanden, daß die Schotten und Irländer eines und desselben Ursprungs sind. Beide stehen unter englischer Oberhoheit. Bis zum 16. Jahrhundert war Irland viel weiter in der Civilisation vorgeschritten als Schottland. Im Anfange des Mittelalters war die Insel eine Leuchte der Civilisation, Schottland noch ein Winkel der Barbaren. Seitdem die Schotten die reformirte Religion angenommen haben, überflügeln sie sogar die Engländer. Klima sowie Bodenart verhindern, daß Schottland so reich werde wie England; dennoch weist Macaulay nach, daß die Schotten seit dem 17. Jahrhundert in jeder Beziehung die Engländer überholt haben. Irland dagegen in seinem starren Ultramontanismus ist arm, elend, gehetzt durch den Geist der Rebellion und scheinbar unfähig, sich durch eigene Kraft zu heben. — Welcher Contrast selbst in Irland zwischen dem ausschließlich katholischen Connaught und Ulster, in dem der Protestantismus vorherrscht. Ulster ist durch Industrie reich geworden, Connaught gewährt ein Bild des Elends.

Man vergleiche, um abzusehen von den Staaten Nord- und Südamerikas, Nord- und Südeuropas, weil bei diesen der Einfluß des Klimas und der Race den Ausschlag hätte geben können, die protestantischen und katholischen Cantone der Schweiz mit einander: Neuchatel, Waadt, Genf mit Luzern, Hoch-Wallis und den Waldstätten. Die ersteren sind weit vor den letzteren voraus in Bezug auf Erziehung, Literatur, schöne Künste, Industrie, Handel, Reichthum, Sauberkeit, kurz in dem, was wir

Civiliſation nennen und zwar in jeder Art und Bedeutung des Wortes. Und dennoch ſind die erſteren lateiniſchen Urſprungs, aber Proteſtanten, die andern germaniſchen, aber Unterthanen Roms. Hier iſt es doch ſicherlich die Religion und nicht die Race, welche die Urſache der höheren Stellung der Erſteren bildet.

Demſelben Unterſchied begegnen wir innerhalb eines und deſſelben Canton. In Appenzell finden wir auf der proteſtantiſchen Seite (Außer-Rhoden) Erziehung, Thätigkeit, Induſtrie, Verkehr mit der Außenwelt, Reichthum, auf der katholiſchen Seite (Inner-Rhoden) Trägheit, Schlendrian, Unwiſſenheit, Armuth. Der proteſtantiſche Halbcanton wächſt an Wohlſtand und Bevölkerung, denn er nimmt jeden Fremden ohne Rückſicht auf ſein Bekenntniß auf, heißt jede neue Idee willkommen und eignet ſich jede Verbeſſerung am Webſtuhl an, dagegen der katholiſche Halbcanton ſchleppt ſich hin in Dürftigkeit und Schwäche, denn er verſchließt ſeine Thür gegen die ganze Welt, behält ſeine altmodiſchen Spiele und Kleidung, bleibt bei ſeiner Hirteninduſtrie, grade wie ſie im Mittelalter war, und ſieht mit ſouveräner Verachtung auf alle Verbeſſerungen, durch die ſeine Nachbarn gedeihen und vorwärts kommen.

Daſſelbe Verhältniß kehrt überall wieder, wo die beiden Confeſſionen in demſelben Lande zuſammen wohnen, in Canada, in den vereinigten Staaten, in Frankreich. Ueber letzteres Land berichtet Audiganne in ſeinen Studien über die arbeitenden Klaſſen in Frankreich, ein Beobachter, deſſen Zeugniß um ſo glaubwürdiger iſt, als er grade den Vorrang der Proteſtanten vor den Katholiken, ſo ſehr er ihn auch zugeben muß, nicht ihrem Proteſtantismus zuſchreiben will. „Wenn ſich eine und dieſelbe Familie in zwei Zweige theilt, ſagt er u. a., von denen der eine beim Glauben ſeiner Väter verbleibt, während der andere dem Banner der neuen Lehren folgt, ſo kann man faſt ausnahmslos im erſteren Fall ſich häufende Verwickelungen und Schwierigkeiten, im andern wachſenden Wohlſtand beobachten."

Ein Blick auf die proteſtantiſchen Nationen: die Niederlande, Schweden, England, Nordamerika, Preußen, zeigt, daß das

politische Uebergewicht auf dieser Seite liegt und nicht bei den katholischen Staaten: Frankreich, Oesterreich, Spanien, Italien, Südamerika. Noch vor zwei Jahrhunderten war das umgekehrt: die nicht-katholischen Staaten waren alle zweiten Ranges. Frankreichs Unglück ist sichtbar der Ultramontanismus. Er hat die mexikanische Expedition zu Wege gebracht, „um die katholischen Nationen Amerikas aufzurichten", er hat den Krieg mit Preußen angefacht, „um die Entwicklung der protestantischen Staaten Europas zu verhindern." In Italien und Belgien bereitet sich im Stillen ein Vernichtungskampf der Kirche gegen die staatliche Freiheit vor, und das römische Journal „Il Diritto" hat kürzlich ein bemerkenswerthes Werk über die Lage Italiens veröffentlicht unter dem Titel: „Das schwarze Italien", in welchem nachgewiesen wird, wie der Jesuitismus das ganze Land mit Vereinen und Genossenschaften übersäet hat, in deren Händen die nachwachsende Generation erzogen wird, erzogen im Hasse gegen die Freiheit des Staates. Der italienische Schriftsteller kommt zu demselben Resultat wie Laveleye „I popoli di religione papale," ruft er aus, „o sono già morti o vanno morendo." „Die Völker mit der Papstreligion sind entweder schon todt oder liegen im Sterben."

Levasseur verlas kürzlich im Institut de France eine Arbeit, in der er nachwies, daß Frankreich im Jahre 1700 allein 31 Prozent, also ein Drittel der Gesammtmacht der fünf großen Mächte repräsentirte, während es jetzt, wenn man sechs große europäische Mächte annehmen will, nicht mehr als 15 Prozent, also ein Sechstel von deren Gesammtmacht besitzt. Bekanntlich hat sich die Bevölkerung von Frankreich in den fünf Jahren nach dem großen Kriege um 336,000 Seelen vermindert, natürlich den Verlust von Elsaß-Lothringen nicht mitberechnet.

Dies die auf der Oberfläche jeder Beobachtung liegenden Thatsachen, wie sie Laveleye in seiner Broschüre dem Leser vorführt. Er hat aber nicht unterlassen, eben diesen Thatsachen noch etwas weiter nachzuspüren und nach ihren Ursachen zu fragen. Bei dieser Untersuchung stößt er auf eine zweite Reihe von Thatsachen, welche etwas tiefer unter der Oberfläche liegen, aber deshalb

für jeden, der sehen kann, nicht minder deutlich und womöglich noch belehrender sind.

Die Aufklärung, sagt Laveleye, ist die Grundbedingung alles Fortschritts. Jede Arbeit ist erfolgreich nur im Verhältniß zu der Intelligenz, mit welcher sie ausgeführt wird. Das Elend und die Dürftigkeit des Wilden ist nur das Resultat seiner Unwissenheit. Ebenso ist der Unterricht und die Erziehung das Fundament nationaler Freiheit und Gedeihens. In einem despotisch regierten Staat ist der Unterricht allenfalls noch entbehrlich, in einem freien Staat aber, wo jeder selbst die Vertreter des Volkes wählen soll, muß auch jeder Wähler ein gewisses Maß von Einsicht und Bildung besitzen, und je größer der Staat ist, desto unentbehrlicher ist ihm die allgemeine Bildung und Aufklärung. Aber bis zu diesem Augenblicke ist es allein den protestantischen Staaten gelungen, den Unterricht der Gesammtheit zu sichern. Vergebens erklären katholische Staaten wie Italien den Unterricht für obligatorisch oder verwenden große Summen darauf wie Belgien. Es gelingt ihnen nicht, die Unwissenheit der Massen zu brechen. In vorderster Reihe, was den Schulunterricht betrifft, stehen Staaten wie Sachsen, Dänemark, Schweden und Preußen, welche wenige oder keine Kinder zählen, die nicht den Schulunterricht genössen, dagegen zählen die katholischen Staaten wie Frankreich und Belgien ein Drittheil Ununterrichteter oder gar Dreiviertel wie Spanien, Italien, Portugal. Derselbe Unterschied wiederholt sich bei den katholischen und protestantischen Cantonen der Schweiz. Der Grund dieser Erscheinung ist klar: Die reformirte Religion beruht auf einem Buche, der Bibel: folglich muß der Protestant lesen können. Katholischer Gottesdienst dagegen beruht auf Ceremonien, die das Lesen nicht erfordern, folglich braucht man auch nicht nothwendigerweise lesen zu können. Ja, Lesen ist sogar gefährlich, denn es ist der Pfad zur Ketzerei, zur Prüfung der priesterlichen Lehren und Gebote. Die Organisation des Volksunterrichtes stammt daher nicht ohne Ursache aus der Zeit der Reformation und noch heute pflegt der protestantische Geistliche

den Schulunterricht, der katholische verhält sich ihm gegenüber meist feindlich.

Eine zweite Thatsache gesellt sich hinzu. Die Macht der Völker beruht auf ihrer Sittlichkeit, und die moralische Rangstufe der protestantischen Völker ist eine höhere, als diejenige der katholischen. Laveleye erklärt dies dadurch, daß der Katholicismus den Gebildeten keinen wahren religiösen Halt mehr zu gewähren vermöge, während die protestantischen Völker ihrem Glauben treuer ergeben bleiben. Er erwähnt die literarischen Produkte Frankreichs, die Novellen und Theaterstücke, welche dort Erfolg finden und vergleicht sie mit denen Deutschlands und Englands. Er sagt, in den Ländern, welche sich der Reformation angeschlossen hätten, sei es dem puritanischen Geist gelungen, der Sittenlaxheit Zügel anzulegen und einen sittlichen Ernst einzuführen, der mitunter übertrieben erscheinen könnte. In England und Amerika seien die größten Vorkämpfer der Freiheit gleichzeitig die strengsten Moralisten gewesen, während in Frankreich die Freiheitshelden zum größten Theil auch irreligiös und von leichten Sitten waren. Die Eitelkeit und der Ehrgeiz sind hier an die Stelle des Pflichtgefühls, der Religion und des Glaubens getreten. Napoleon feuert seine Soldaten mit den Worten an: „Von der Höhe der Pyramiden blicken vierzig Jahrhunderte auf Euch." — „Soldaten, wenn Ihr nach Hause zurückgekehrt seid, werdet Ihr sagen: Ich war bei Jena, bei Austerlitz." Nelson dagegen sagt bei Trafalgar zu seinen Seelöwen kurz und bündig: „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue." Die Revolutionsmänner der Niederlande, der vereinigten Staaten wenden sich an die Vaterlandsliebe, an das Pflichtgefühl ihrer Landsleute, an das göttliche Gesetz. Dort hat der Katholicismus es nicht vermocht, die Geister für die religiösen Ideen warm zu erhalten: sie haben sich dem Unglauben, dem Nihilismus zugewendet; hier hat die Reformation im Gemüthe des Volkes einen Glauben begründet, der mit der fortschreitenden Bildung sehr wohl zusammen zu bestehen vermag.

Laveleye zeigt weiter, wie sehr die Geschichte es bestätigt, daß die absolute Regierungsform dem Wesen der katholischen Völker entspricht, während die repräsentative den protestantischen Völkern

naturgemäß ist. Schon Voltaire legte sich die Frage vor, woher es wohl komme, daß die Regierungsweisen Frankreichs und Englands so außerordentlich weit von einander verschieden seien, wie diejenigen von Marokko und Venedig. „Ist nicht etwa der Grund in dem Umstande zu suchen", sagt er, „daß nach lange anhaltenden Klagen gegen das Papstthum die Engländer jenes schmachvolle Joch gänzlich abgeworfen haben, während ein Volk von leichterem Kaliber fortfuhr dasselbe zu tragen, angeblich darüber lachend und in seinen Ketten tanzend?" Heutzutage kann über diesen Einfluß der Cultusformen auf das politische Leben, den das 18. Jahrhundert nur ahnte, kein Zweifel mehr sein. Die Geschichte hat ihn seitdem zu deutlich gezeigt. Wo der Regent als Repräsentant der Gottheit gilt, wo die Staatsgewalt im Namen Gottes geübt wird, da giebt es keine Diskussion ihrer Maßregeln, denn sie gelten als Gebote des Himmels, da kann die Freiheit nicht festen Fuß fassen. Der französische Erzbischof Bossuet zeichnet die Grundbedingungen einer für ein rein katholisches Land passenden Regierung mit folgenden Worten: „Gott hat die Könige als seine Diener gesetzt und herrscht durch sie über die Völker. Die königliche Macht ist absolut. Ein Fürst ist Niemandem für seine Befehle verantwortlich. Man schuldet den Fürsten Gehorsam, wie der Gerechtigkeit selbst. Sie sind Gott und nehmen in gewisser Hinsicht an der göttlichen Unbeschränktheit Theil." Dagegen hat die Reformation naturgemäß, nachdem sie die absolute Despotie in der Kirche gestürzt, das Vorbild der republikanisch verfaßten Religionsgemeinde auch auf die staatlichen Einrichtungen übertragen. Die Ideen der französischen Revolution sind thätsächlich schon zur Zeit der Hugenotten in Frankreich verbreitet gewesen, und hätte Frankreich im 16. Jahrhundert die Reformation angenommen, so würde es Freiheit und Selbstregierung erlangt haben wie England, und das Jahr 1789 wäre ihm erspart geblieben. „Wir haben uns daran gewöhnt, die großen Prinzipien von 1789 der französischen Revolution in Anrechnung zu bringen; dies ist jedoch ein schwerer historischer Fehler. Glänzende Reden wurden allerdings in Frankreich darüber gehalten, aber respektirt wurden jene Freiheiten nie, nicht

einmal die heiligste von allen: die Gewissensfreiheit. Die Puritaner und die Quäker waren es, welche sie vor 200 Jahren in Amerika verkündigt und seitdem ausgeübt haben, und von ihnen und von England aus hat Europa diese Ideen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts adoptirt." Der Nachweis hierüber wird von Laveleye mit Berufung auf Bancrofts Geschichte ausführlich geführt. Indem er dann an einer Reihe bigotter Könige zeigt, daß eigentlich nicht sie, sondern durch ihren Beichtvater der Papst geherrscht hat, kann er mit dem wohlbegründeten Satze schließen: „In protestantischen Ländern gedeiht das konstitutionelle System naturgemäß, es befindet sich auf heimischem Boden, während es auf katholischer Erde als eine Aussaat der Häresie von den Priestern untergraben wird, außer wenn es zur Befestigung ihrer eigenen Herrschaft benutzt werden kann, und im letzteren Fall wird es entweder gefälscht oder von den Revolutionären über den Haufen geworfen."

Die Folge dieser Sachlage, sagt Laveleye endlich, ist die, daß die katholischen Völker nur dann in Frieden leben können, wenn sie sich Rom vollständig unterwerfen, wie es früher mit Spanien der Fall war und jetzt mit Tyrol noch ist. Sobald sie aber versuchen sich frei zu machen, vermeiden sie nur mit größter Schwierigkeit die Anarchie. Spanien und Frankreich sind beredte und klare Beläge dafür. Die Diener des Cultus sind nun einmal die einzigen Personen, welche zum Volke über Moral und Pflicht sprechen. Wenn nun diese Männer in der Achtung der großen Menge herabgesetzt werden, wie es im Katholicismus nothwendig bei fortschreitender Bildung geschehen muß, wer wird in diesem ihrem unentbehrlichen Berufe an ihre Stelle treten? Die Freidenker sicherlich nicht. Aus diesem Grunde kann nur eine mit den Fortschritten der Wissenschaft im Einklang bleibende Volksreligion die Sittlichkeit des Volkes gewährleisten; das ist aber der Protestantismus.

Wir haben den Gedankengang des belgischen Gelehrten hiermit in großen Zügen wiedergegeben. Wer die Schrift selbst in die Hand nehmen will, wird sie nicht ohne Genuß lesen. Daß sie ursprünglich französisch verfaßt ist, sichert ihr einen desto

größeren Leserkreis, wie wir ihn ihren Ausführungen besonders wünschen. Wir möchten sie aber auch bei uns allen denen dringend zur Beherzigung empfehlen, denen der ganze große welthistorische Gegensatz zwischen Rom und Deutschland in seiner vollen Bedeutung und abgrundmäßigen Tiefe noch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen ist. Hier können sie lernen, um was es sich handelt, und wie vielen Kampfes und wie großer Opfer das Ziel werth ist, welchem unsere Nation jetzt entgegenstrebt. Und auch jene evangelischen Christen unter uns, die in Rom immer noch einen Bundesgenossen für ihren autoritätsbedürftigen Bibelglauben erkennen, und so leicht geneigt sind, in der evangelischen Kirche alles schwarz zu sehen und über Abfall vom Glauben zu klagen, hier können sie einmal aus dem Munde eines draußen stehenden ausländischen Beobachters vernehmen, welchen Eindruck der Protestantismus und eine Vergleichung desselben mit dem Katholicismus auf unbetheiligte Zuschauer macht. Laveleye lebt im Herzen eines ultramontan regierten Landes, er hat die Segnungen dieses Regiments kennen gelernt. Danken wir Gott, daß sie uns erspart geblieben sind, und sorgen wir an unserem Theile dafür, daß Deutschland unter dem Banner des Protestantismus, nicht unter dem des Ultramontanismus seiner Zukunft entgegengehe.

## 33. Uebersicht der christlichen Confessionen.

Mitgliederzahl der verschiedenen Confessionen. Die griechisch-katholische, lutherische, reformirte, anglikanische Kirche, Baptisten, Mennoniten, Quäker, Irvingianer, Methodisten, Herrenhuter.

Das Christenthum zählt etwa den dritten Theil aller Bewohner der Erde zu seinen Bekennern. Wenn man nach einer allerdings nur sehr allgemeinen und ungefähren Schätzung 1400 Millionen Menschen auf dem Erdboden berechnet, so kommen davon auf das Christenthum etwa 400 Millionen. (Die Buddhareligion zählt etwa 450 Millionen Anhänger, Muhamed 169

Millionen, das Judenthum 7½ Millionen.) Von diesen 400 Millionen Christen gehören der römisch-katholischen Kirche annähernd 190 Millionen an, der griechisch-katholischen deren 78, der protestantischen 115 Millionen, der Rest gehört einer Anzahl kleinerer Kirchen, die wie die Armenische und Koptische, eine völlige Selbständigkeit behaupten. Ueber das Prinzip und die Lehre des römischen Katholicismus, welcher in Italien, Spanien, Frankreich, Oesterreich, Baiern, Rheinland, Westphalen und in Südamerika fast ausschließlich die Herrschaft führt, haben wir oben ausführlich gehandelt, wir geben also hier nur noch eine kurze Darstellung der übrigen christlichen Confessionen.

Die griechisch-katholische Kirche hat ihr eigentliches Gebiet in Rußland, Griechenland und den Ländern der Türkei, daher sie auch die morgenländische Kirche genannt wird. Sie gleicht in ihrem Prinzip wie in den Hauptstücken ihrer Lehre durchaus der römisch-katholischen Kirche und unterscheidet sich von derselben im Wesentlichen nur dadurch, daß sie als Ausdruck der unfehlbaren Wahrheit nur die Kirchenversammlungen der ersten acht christlichen Jahrhunderte gelten läßt und die Autorität des Papstes verwirft. Statt desselben hat sie vier Patriarchen in Konstantinopel, Antiochien, Jerusalem und Alexandrien, deren Jedem eine „heilige Synode", d. i. eine Versammlung von Erzbischöfen, zur Seite steht. In Rußland steht seit 1702 der Kaiser, in Griechenland seit seiner Unabhängigkeit (1833) der König an Stelle eines Patriarchen. Sie regieren die Kirche ebenfalls unter Mitwirkung einer „heiligen Synode", welche letztere aber in eigentlichen Glaubenssachen ziemlich unabhängig ist. Wie die römische Kirche hat auch die griechische ihren Heiligen- und Mariendienst, ihre geweihten Priester, ihre sieben Sakramente, ihre Klöster und ähnliche katholische Einrichtungen. Einzelnes, wie das Fegefeuer, den Ablaß und die Kelchentziehung bei den Laien, verwirft sie jedoch und steht durch ihre entschiedene Ablehnung der päpstlichen Oberherrschaft sogar in einem äußerlich meist ganz feindseligen Verhältniß zum römischen Katholicismus. Innerlich ist sie ihm, wie gesagt, doch nahe verwandt. Aeußere, mechanische, sinnliche Auffassung und Wirkung der Religion ist auch ihr

Grundprinzip. Mirakelglaube und Annahme rein äußerlicher Wirkung der kirchlichen Handlungen sind allgemein verbreitet, Bilder, Rosenkränze, vor allem aber das Zeichen des Kreuzes, gelten als wirksamste Waffen gegen den Bösen und seine Macht, die Theilnahme an gewissen Ceremonien, Leistungen und Uebungen für das Wesen der Frömmigkeit. Die Unwissenheit und Unbildung der Geistlichkeit ist großartig, unter hundert Priestern kann höchstens einer schreiben, welcher denn auch als besondere Auszeichnung ein Tintenfaß im Gürtel trägt. Der niederen Geistlichkeit bis zum Bischof ist einmalige Verheirathung geboten, nur die höhere Geistlichkeit lebt im Cölibat. Die unteren Priesterklassen bewegen sich ganz in den Sitten und in der Gemeinschaft des gewöhnlichen Volkes, müssen auch oft als Handwerker und Bauern für's tägliche Brot arbeiten und sind dadurch dem gemeinen Manne so gleichgestellt und so vertraut, daß sie von ihm ganz als seinesgleichen behandelt werden. Er ißt und trinkt mit ihnen und prügelt sie gelegentlich auch durch, wogegen denn die Unterwürfigkeit und Verehrung seltsam absticht, welche er ihnen bezeigt, sobald sie ihre amtliche Kleidung angelegt haben und priesterliche Funktionen verrichten. Die Russischen Geistlichen (Popen) tragen alle einen langen Bart und langes Haar, eine hohe schwarze Mütze und lange blaue oder braune Röcke, in der Kirche aber ein weißes oder hellfarbenes seidenes Gewand, woher sie auch die weiße Geistlichkeit heißen, im Gegensatz zu der schwarzen oder der Ordensgeistlichkeit, die eine schwarze Amtstracht führt.

Das Fasten wird in der Griechischen Kirche sehr streng gehalten, auch der Lasterhafteste beobachtet es gewissenhaft, und man enthält sich nicht bloß des Fleischgenusses wie die Römischen, sondern aller animalischen Kost. Jeder Mittwoch und Freitag ist ein Fasttag, und viermal im Jahr werden wochenlange große Fasten gehalten, außerdem noch kleinere. Nach Beendigung derselben läßt man dann aber dem sinnlichen Genuß um so wilder die Zügel schießen.

Die Unduldsamkeit gegen Andersgläubige ist oft ebenso groß, wie die der römischen Kirche, in Rußland z. B. ist auf das

Strengste jeder Austritt aus der orthodoxen Kirche, wie sich die Griechische nennt, verboten. Alljährlich vollzieht der Patriarch von Konstantinopel unter schauerlichen Ceremonien die feierliche Verfluchung aller Ketzer, zu welchen auch die Katholiken und Protestanten gehören. Der Papst bekommt dabei seinen eigenen Bannfluch besonders, und bei jedem Fluch verlöscht eins der in der Kirche brennenden Lichter, bis es ganz dunkel wird. — Hin und wieder sind auch in dieser Kirche, z. B. in Griechenland, freisinnigere Bestrebungen aufgetaucht, aber bis jetzt ohne bleibenden Erfolg.

Diejenigen Sekten, welche sich in Rußland von der Staatskirche getrennt haben, nennt man Raskolniken, d. h. Separatisten, sie selbst aber nennen sich Starowerzi, d. i. Altgläubige. Es sollen im ganzen 5 Millionen sein, die aber wieder in sehr verschiedene Gruppen und Parteien zerfallen. Bei den meisten sind es reine Aeußerlichkeiten, um deren willen sie sich absondern. Sie beten nicht für den Kaiser und gehorchen der Obrigkeit nur um des Zwanges willen.

Von der Griechischen Kirche hat sich im fünften Jahrhundert die Armenische getrennt, die im Kloster Etschmiadzin in Armenien ihren eigenen Patriarchen hat, zwar an die Dreieinigkeit, Gottheit Christi und die Fürbitte der Jungfrau Maria glaubt, aber die letztere nicht für frei von Erbsünde hält. Wie die Juden unterscheiden die Armenier reine und unreine Thiere und machen z. B. den römischen Katholiken auch daraus einen Vorwurf, daß ihre Bischöfe und Priester keinen Bart trügen.

In ähnlicher Weise verhalten sich auch die abessinische oder äthiopische, die koptische Kirche, die Nestorianer und Thomaschristen zur griechischen Kirche. Sie alle sind eigene, aber in bloßen Aeußerlichkeiten und in einigen ganz veralteten Dogmen unterschiedene Gestaltungen desselben Grundtypus.

Einige Theile der Griechischen Kirche hat der Papst wieder an sich zu ziehen gesucht, doch ist es bei diesen, die man unirte Griechen nennt, meist auch nur zur äußern Annahme des päpstlichen Regimentes gekommen. Diese unirten Griechen wohnen größtentheils in Ungarn, Illyrien, Dalmatien, Kroatien, Slavo-

nien, Galizien und Siebenbürgen. In Rußland sollen sie wieder zur Staatskirche zurückgetreten sein.

Entwerfen wir nun ein Bild der protestantischen oder evangelischen Kirchengemeinschaft, so können wir deutlich von der Zeit der Reformation her eine dreifache Gruppirung unterscheiden. In Deutschland, wo die Reformation von Wittenberg ausging, hat die lutherische Kirche, in der Schweiz, Holland und Schottland, von Genf und Zürich aus die reformirte, in England aber eine eigenthümliche Mischung von reformirter Lehre und katholischen Gebräuchen den Protestantismus in besonderer Form ausgeprägt, wozu dann noch eine Anzahl von kleineren Sekten und Parteien, meist aus der reformirten Kirche, gekommen sind. Alle diese Abtheilungen des Protestantismus sind darin einig, daß sie nur an Christus, d. h. an das von ihm verkündete Evangelium von der freien Gnade Gottes, glauben (daher „Evangelische" genannt) und gegen den Papst wie gegen jeden Gewissenszwang protestiren. (Daher der zuerst 1529 auf dem Reichstage zu Speyer gebrauchte Name „Protestanten".) Die lutherische Kirche, deren Hauptunterscheidungslehre die vom Abendmahl ist, herrscht noch jetzt in Mecklenburg, Hannover, Sachsen, Schweden, Dänemark und den russischen Ostseeprovinzen. Große Landeskirchen, die ihr früher gehörten, wie die Preußische und Badische und einige kleinere sind durch die Union (vgl. S. 363) in eine Verbindung mit den Reformirten getreten. In Deutschland, Holland und der Schweiz haben die früheren Gegensätze zwischen lutherisch und reformirt überhaupt ihre Bedeutung verloren und werden nur noch künstlich durch eine theologische Schule conservirt. Dagegen macht sich in allen deutschen Kirchen sowie auch bei den Evangelischen in Holland, in Frankreich und der Schweiz ein neuer Gegensatz zwischen orthodoxer und freisinniger Auffassung des Christenthums geltend, welcher allein gegenwärtig von Wichtigkeit ist. Die Orthodoxen wollen den Buchstaben der Bibel, und soweit sie sich confessionell nennen, auch die vor 300 Jahren entstandenen Bekenntnißschriften aus der Reformationszeit mehr oder minder streng festhalten, die Freisinnigen erstreben eine Versöhnung des Christenthums und der Kirche mit der gesammten

Culturentwicklung und Wissenschaft der Gegenwart auf dem Grunde des evangelischen Christenthums als eines geistigen Prinzipes. Ueber Inhalt und Tragweite dieser Unterschiede giebt das ganze vorliegende Buch in allen seinen Theilen hinreichenden Aufschluß. Auch die meisten Reformirten, welche früher durch die Lehre von der Prädestination (Vorherbestimmung aller Menschen durch Gott zur Seligkeit oder zur Verdammniß) sich schroff gegen andere Kirchen abschlossen, folgen gegenwärtig einem starken Zug zu liberaler Fortbildung ihres Christenthums. Die englische Staatskirche dagegen verhält sich im ganzen sehr conservativ. Sie hat aus dem Katholicismus viele Gebräuche, vor allem aber die Bischöfe und die Lehre von der apostolischen Succession beibehalten und behauptet also, daß durch Handauflegung von der Zeit der Apostel her der h. Geist den Bischöfen überliefert sei, und folglich nur durch deren Weihe ein Prediger ordinirt werden könne. Doch sind auch in ihr drei Richtungen zu Tage getreten, eine altgläubige, katholisirende, welche man die hochkirchliche nennt, eine entschieden liberale, welche breitkirchlich genannt wird, und dazwischen vermittelnd, conservativ in der Lehre, aber freier in den Kirchengebräuchen, eine dritte sogenannte niederkirchliche Partei. Nur die Hälfte des englischen Volkes etwa gehört dieser Staatskirche (established church of England) an, welche nach ihrer erwähnten Verfassung den Namen bischöfliche führt und auch in Amerika und den Colonien ihre zahlreichen Anhänger hat. — Alle diejenigen aber, welche aus irgend einem Grunde von dieser Staatskirche ausgeschieden sind, heißen in England Dissenters (Abweichende). Es sind darunter die verschiedensten Sekten und „Denominationen" (wie man in England sagt) zusammenbegriffen, manche sind von einander nur durch Fragen der Kirchenverfassung und ähnliche Aeußerlichkeiten getrennt, und die meisten haben auch in der neuen Welt ihre Verbreitung gefunden, wo außerdem noch eine Reihe sonderbarer, nur in Amerika möglicher religiöser Vereine hinzugekommen ist. Wir wollen nur die verbreitetsten, auch in Deutschland auftretenden dieser Sekten hier schildern.

Schon in der Reformationszeit gab es Baptisten oder Taufgesinnte, welche die Kindertaufe verwarfen und schon Getaufte

beim Uebertritt in ihre Gemeinschaft noch einmal tauften, daher auch Wiedertäufer (griechisch: Anabaptisten) genannt wurden. Die heutigen Baptisten leiden wie die meisten Sekten an dem Hochmuthswahn, daß nur die nach ihrer Art Getauften die wahren oder bekehrten Christen sind, daher sie sich selbst für die Heiligen halten, alle andern Menschen für Kinder der Welt oder des Teufels. Sie vollziehen ihre Taufen durch wirkliches Untertauchen und halten diese Form für wesentlich zur Wirkung des Sakraments.

Die Mennoniten, die auch schon aus der Reformationszeit stammen (ihr Stifter hieß Menno Simons und starb 1561) verwerfen ebenfalls die Kindertaufe, betrachten sich als eine Gemeinde von Heiligen und verbieten nach dem Wortlaut der Bergpredigt den Eidschwur und Kriegsdienst. Der in Holland lebende Theil dieser Kirchengemeinschaft ist jedoch freieren und wissenschaftlichen Ansichten über das Christenthum zugänglich geblieben und erkennt sehr richtig das Wesen unserer Religion in den Grundsätzen, welche Christus in der Bergpredigt aufgestellt hat.

Die Quäker, um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Georg Fox, einem Schuhmacher, in England gesammelt und dann von William Penn nach Nordamerika (Pennsylvanien) verpflanzt, setzen über das äußere Wort Gottes in der Schrift ein inneres Wort (auch inneres Licht genannt), das den Menschen erleuchtet, und erlauben daher Jedem, auch Frauen, in ihrer Versammlung zu reden, sobald Jemand den Trieb des Geistes dazu in sich fühlt. Wenn Niemand diesen Trieb empfindet, so sitzen sie stundenlang still und in sich gekehrt im Gotteshause und gehen, wenn sie umsonst gewartet haben, ruhig wieder heim. Den Namen Quäker (d. h. Zitterer) erhielten sie davon, daß früher die vom Geiste ergriffenen Redner in ihren Versammlungen vor heftiger innerer Erregung zu zittern pflegten. Sie verwerfen alle äußeren kirchlichen Ordnungen, auch die Sakramente und das geistliche Amt, tragen aber bestimmte Kleidung. Die Strengeren weigern sich Kriegsdienst zu thun, einen Eid zu leisten oder ein obrigkeitliches Amt anzunehmen, nennen Jedermann ohne Unterschied du, und meiden ängstlich alle weltlichen Vergnügungen. Die Quäker führen meist ein sehr arbeitsames und ehrbares Leben, erwerben oft

großen Wohlstand und haben der Welt durch ihre humanen Bestrebungen großen Segen gebracht. Die berühmte Verbesserin des europäischen Gefängnißwesens, Elisabeth Frey, die ihr Leben dem Dienste der Elenden und Gefallenen gewidmet hat, war eine Quäkerin. — Die Zahl der Quäker war nie sehr groß und nimmt beständig ab. In Nordamerika soll es etwa 42,000 geben, in der gesammten übrigen Welt 20,000. Der große Einfluß, welchen sie dessen ungeachtet auf das gesammte Leben in Amerika üben, zeigt, daß die Bedeutung einer Kirchengemeinschaft nicht in der großen Zahl ihrer Mitglieder, sondern in der sittlichen Kraft ihrer Ueberzeugung liegt.

Die Irvingianer sind von einem 1834 gestorbenen Londoner Prediger, Eduard Irving, zu dem Glauben gebracht worden, daß in unserer Zeit die Wundergaben des heiligen Geistes aus der apostolischen Kirche wieder aufleben müßten, halten sich für so begnadigt, daß ihnen diese Gabe wiedergegeben sei und nennen ihre Prediger und Lehrer daher Apostel, Evangelisten und Engel (letzteres war in der ersten christlichen Zeit auch ein Name für Prediger, da es eigentlich Bote bedeutet). Außerdem erwarten sie eine baldige leibliche Wiederkunft Christi zum Weltgericht und wollen genau die Zeit derselben wissen. Von ihren Mitgliedern erheben sie den Zehnten. Daß man sie Irvingianer nenne, hören sie nicht gern, geben sich selbst vielmehr den Namen „apostolische Kirche".

Die Methodisten, welche ihren Ursprung von den beiden Brüdern Wesley (1729) in England herleiten, sind ursprünglich aus einer ganz berechtigten Reaktion des christlichen Gemüths gegen das starre äußere Kirchenthum der bischöflichen Kirche hervorgegangen und wirken noch immer da, wo das religiöse Leben ganz darniederliegt, anregend und aufregend. Sie wollen die Bekehrung des Menschen durch eine gewisse, äußere Methode bewirken, die in tagelangen bald sanften, bald heftigen Bußpredigten und Gottesdiensten besteht und mit welcher so lange fortgefahren wird, bis einige der Hörer in Krämpfe und Verzückungen fallen. Diese gelten dann für gerettet und bekehrt. In

Nordamerika zählen sie mehr Anhänger als alle anderen Kirchen und Confessionen.

Die Brüdergemeinde endlich oder Herrenhuter (so genannt von ihrer Niederlassung Herrenhut bei Zittau), gestiftet vom Grafen Zinzendorf 1722, halten sich zur Augsburgischen Confession und betonen die Unterschiede in der Lehre der einzelnen evangelischen Kirchen weniger, verlangen aber von jedem Christen ein besonders inniges und brüderliches Verhältniß zu Jesu, welchen sie fast über Gott stellen. Ihre Gemeinden führen ein stilles gottseliges und arbeitsames Leben in eigenen Colonien. Sie feiern (nach Vorgang der alten Kirche) außer dem Abendmahl Liebesmahle im Gotteshause, (jedoch mit Thee und Brod) und lassen in wichtigen Angelegenheiten das Loos entscheiden. Die Heidenmission haben sie zuerst in der evangelischen Kirche getrieben und zwar mit rühmlichem Erfolg.

Ueberblicken wir alle diese Kirchenparteien noch einmal, so erkennen wir leicht, daß die meisten ihrer Unterschiede unwesentlich und veraltet sind, der Geist des Christenthumes bricht sich in der Gegenwart neue Bahnen in den Herzen der Christenheit, die überlebten und veralteten Dogmen früherer Jahrhunderte werden nicht lange mehr dem gewaltigen Strome der neuen Zeit und dem Geiste der Wahrheit aus Gott Widerstand leisten. Wenigstens in Deutschland, dem Lande der Reformation, mehren sich die Anzeichen, daß in der evangelischen Kirche der Geist den Sieg über den Buchstaben, die Liebe des Christenthums das Uebergewicht über den Haß der Confessionen gewinnen wird. Möge der Tag nicht mehr fern sein, wo wenigstens alle evangelischen Christen sich freudig die Bruderhand reichen, um nach der ursprünglichen und wahren Religion Christi, der Religion der Gottes- und Menschenliebe, wie sie in der Bergpredigt in unvergänglichen Zügen uns vorgezeichnet ist, einander anzuerkennen und bei mannichfacher Verschiedenheit der einzelnen Glaubensansichten sich zu einigen zu gemeinsamem Dienste des himmlischen Vaters im Geiste dessen, der als sein größter Prophet unser aller einiger Meister ist.

# 34. Vom Gebet.

Das Gebet eine Lebensäußerung der Frömmigkeit. In seiner Vollkommenheit nichts anderes als Leben in Gott. Werth von Formeln und vorgeschriebenen Gebeten. Erhörung immer gewiß, wenn wir um die wahren Güter bitten.

Das Gebet ist eine Lebensäußerung der Frömmigkeit wie der Athem eine solche des leiblichen Organismus ist. Der gesunde Mensch athmet voll, tief und regelmäßig, und der Körper gebraucht die Luft unbedingt zu seinem Leben, zur Erfrischung seines Blutes. Es wäre eine unsinnige Frage, wenn man Jemanden fragen wollte: Warum athmest du? Denn die Gesundheit des Körpers und die wunderbare Einrichtung der Athmungsorgane bringen von selbst diese Thätigkeit als einen Theil des gesammten Lebensprocesses hervor. Nur der kranke Mensch hat Athembeschwerden und im Tode steht der Odem still. So ist es auch mit dem Gebet. Die gesunde Frömmigkeit betet von selbst, ihre Gebete sind ein Theil ihres religiösen Lebens, nur die am inwendigen Menschen kranke oder dem Leben in Gott abgestorbene Seele betet nicht. Beten heißt also nichts anderes als die Luft der Ewigkeit athmen mitten in dem Staub und der Vergänglichkeit des Irdischen, beten heißt die Gemeinschaft des ewigen Gottes suchen und die Seele eintauchen in die Fluthen seines Geistes, seiner Liebe, seiner Erbarmung. Das ist dem religiösen Menschen für sein inneres Leben ein ebenso dringendes, unabweisliches Bedürfniß wie für den leiblichen Menschen die Lebensluft. An der Kraft und Innigkeit, an der Reinheit und Lauterkeit der Gebete kann daher alle Frömmigkeit wie mit heiligem Maße gemessen werden, wie umgekehrt die Aeußerlichkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit, Unlauterkeit des Gebetes ein Zeichen ist für den tiefen und unvollkommenen Standpunkt des Beters. „Sage mir, wie du betest, und ich will dir sagen, wer du bist, und wie viel deine Frömmigkeit werth ist," so könnten wir zu jedem Menschen sagen, und würden recht urtheilen, wenn wir wirklich seine Art zu beten und den Inhalt seiner Bitten belauschen könnten.

Aber kann es nach dem Gesagten nicht den Anschein gewinnen, als ob das Gebet im Grunde nichts anderes sei, als die Frömmigkeit selbst, als ob beten und fromm sein ein und dasselbe wäre? Denn auch die Frömmigkeit oder Religion haben wir ja gekennzeichnet als die Richtung des Geistes auf das Unendliche hin, als das Eingehen der Seele in die Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott, als das Ergreifen der Ewigkeit in Wille, Gefühl und Vorstellung. Was wäre denn nun das Gebet außer diesem noch besonderes? Was wäre es anders und mehr als eben das innere Leben des religiösen Menschen mit Gott selber? — Diese Frage ist durchaus gerechtfertigt und kann nur dazu dienen, das Wesen des Gebetes in klareres Licht zu stellen. Allerdings nämlich, müssen wir antworten, ist auf den Höhepunkten des religiösen Lebens, bei völliger Gesundheit des inneren Menschen das Gebet gar nichts anderes mehr und nichts weiter als eben dieses kräftige und gesunde Leben der Seele in Gott selbst. Wenn der Mensch geistig und religiös vollkommen gesund, vollkommen normal wäre, so müßte und würde ihm, um auf unser Gleichniß zurückzukommen, das Gebet grade so natürlich und selbstverständlich sein, so unentbehrlich und unwillkürlich wie dem leiblichen Menschen das Athmen. Es würde dann zu keinem Gebet erst eines Entschlusses, einer ausdrücklichen Willensrichtung bedürfen, sondern alle Gedanken, Gefühle und Entschlüsse würden von selbst und immerwährend auf das Ewige gerichtet sein und in Gemeinschaft mit Gott stehen. Alles Irdische und Weltliche, jedes Geschäft und jede Erholung, alles Arbeiten und alles Ausruhen, Freude und Schmerz, Leid und Lust, Alles, Alles ohne Ausnahme, würde getragen sein und regiert werden von dem stetigen Bewußtsein der Nähe Gottes, von dem Gedanken an ihn und von dem Gefühl lebendigster Einheit mit ihm. Das Leben des vollkommenen und heiligen Menschen wäre auf diese Weise zu einem immerwährenden Gebet, zu einem ununterbrochenen Lobgesang auf den Ewigen, zu einer reingestimmten vollen Harmonie geworden, aus deren Tönen allen immer der eine Grundton: Gott! mächtig und alles beherrscherd hervortönte. Das wäre in der That —

wer wollte es läugnen — das Ideal alles Betens, das wäre die höchste Stufe der Gemeinschaft mit Gott, welche die Religion erreichen könnte. Da wäre wirklich fromm sein und beten ein und dasselbe. Wir werden es leicht begreiflich finden, daß manche christliche Theologen grade diese höchste Stufe des Gebetes mit begeisterten Worten gepriesen, ja daß einige sie für die allein würdige, allein zu erstrebende, alles andere Beten aber wohl gar für unnütz erklärt haben. Das heißt nun aber doch über das Ziel hinausschießen. Der Mensch soll freilich trachten nach dem Vollkommenen, und auch wir wollen uns gern das Ziel vorhalten, zu welchem wir, was unser Beten betrifft, berufen sind. Allein bis wir dahin gelangen, bis wir zu jenem immerwährenden und vollkommenen Beten gekommen sein werden, welches mit der Frömmigkeit eins ist — und vielleicht wird dieses Ziel von Niemandem unter uns jemals ganz erreicht — können wir das Gebet überhaupt nicht entbehren, müssen es also auch in einer weniger vollkommenen und vollendeten Form gebrauchen, um unser inneres Leben dadurch zu nähren, zu fördern, zu heben und zu erleuchten. Denn das Gebet gleicht dem Athem auch darin, daß es nicht bloß Zeichen des vorhandenen Lebens ist, sondern auch Mittel, um dasselbe zu erhalten. Auch in dem Leben des frömmsten und besten Menschen kommen erfahrungsmäßig Zeiten der Anfechtung, Stunden der geistlichen Dürre und Oede vor, wo die Gemeinschaft mit Gott wie aufgehoben, die Flamme der Religion wie erloschen scheint, wo eben auch der Geist des Gebetes, das Bewußtsein der Nähe Gottes, überhaupt fast all und jede religiöse Kraft von uns gewichen ist. Und solche Zustände werden bei weniger entwickelten, weniger religiös gebildeten Seelen vielleicht die überwiegenden, die gewöhnlichen sein. Denen allen zu sagen: beten ist nichts anderes als fromm sein, ihr müßt nur alle eure Gedanken, Gefühle und Entschlüsse vor Gott überlegen und alles in seinem Namen ausführen, so betet ihr schon auf die rechte Weise — das heißt ihnen ein Ziel zeigen, ohne ihnen das Mittel zu gewähren, wodurch sie es erreichen, ohne ihnen den Weg zu weisen, auf welchem sie dazu kommen können. Das Beten ist, um ein nahe-

liegendes Gleichniß zu gebrauchen, allerdings eine hohe und edle Kunst, und es thut auch dem Lehrling mitunter gut, daß er die Meister beobachtet und belauscht, die auf dem Gipfel der Vollendung stehen, allein wenn er statt die Anfangsgründe zu studiren und sich in den Elementen zu üben, von Anfang an Meisterwerke liefern will, wird er gar bald inne werden, daß er nur Stümperarbeit fertigt. So will auch das Beten erlernt und geübt sein, und wer andern zeigen will, wie diese Kunst zu lernen ist, der darf nicht versäumen, mit dem Anfang anzufangen. Thun wir denn dies auch, so werden wir sagen: Alles Beten beginnt mit einem Gespräch der gläubigen Seele mit ihrem Gott. Diese Ansprache an den Ewigen mag anfänglich noch sehr unvollkommen, kindisch und thöricht sein, wir dürfen das doch nicht verachten, es verbirgt sich darin schon das Bewußtsein, daß nur in Gott und mit Gott, nur in seiner Gemeinschaft und im Genusse der Ewigkeit der Mensch wahren Frieden und wahre Ruhe der Seele findet. Dieser Umstand ist es, der uns z. B. ein betendes Kind so überaus lieblich und holdselig erscheinen läßt, wenn auch der Wortlaut seines Gebetes, wenn auch die Vorstellungen vom lieben Gott, die es ausspricht, noch recht thöricht und einfältig sein mögen. Jedes solche Gebet ist doch immer eine Richtung der Seele auf ihren ewigen Ursprung hin, ist wie das erste Flügelregen des unsterblichen Geistes, der in sich die Kräfte der Ewigkeit spürt, und selbst die schwächsten und unbeholfensten Versuche zu solchem Fluge des Geistes in seine ewige Heimath erregen mit Recht unser Wohlgefallen und unsere Freude. Aber zwischen diesem ersten Kindeslallen zu Gott und jener hohen Vollendung, da die mit Gott geeinte Seele Alles, was sie denkt und redet und thut, in Gott ruhend, d. i. betend vollbringt, wie unendlich viele Zwischenstufen geringerer oder größerer Vollkommenheit wird es geben. Wir dürfen keine schlechthin verwerfen, wir müssen glauben, daß in jedem gläubigen, andächtigen und innigen Gebet eine Kraft liegt den Menschen aufwärts zu ziehen und zu Gott emporzuheben, und wir dürfen nur diejenigen Gebete schlechthin verwerfen und verurtheilen, die, weil sie an sich schändlich, böse oder heuch-

lerisch sind, auch diese Kraft zur Gottseligkeit vermissen lassen. Das sind aber einerseits nur die andachtslosen, in bloßem Lippengeplärr ohne Herzensglauben, in reiner Aeußerlichkeit bestehenden Gebete, das pharisäische Plappern, das, wie Christus sagt, allerdings seinen Lohn dahin hat, d. h. umsonst und vergeblich ist. Das sind andrerseits nur jene Gebete, die etwas gradezu Böses, Sündhaftes von Gott erbitten, oder im Trotze des eigenen Herzens Gott etwas abzwingen und abdringen wollen. Diese sind unbedingt zu verwerfen. Im Uebrigen aber dürfen wir nie vergessen, daß Gott auch den Schwachen nahe, ja in ihrer Schwachheit mächtig ist, und aus diesem Grunde sollen wir keine Form und keine Art des Betens verwerfen, in welcher irgend eine Seele ihren wenn auch nur niedrigen Flug himmelan zu nehmen trachtet. Es kommt vielleicht für uns selbst, auch für den Frömmsten und geistig Mächtigsten unter uns die Zeit, wo auch wir gern und dankbar nach solchen unvollkommenen Formen, nach vorgeschriebenen Worten und bestimmten Ausdrücken greifen, weil unsre Seele die Spannkraft auf längere oder auf kürzere Zeit verloren hat, ohne Unterlaß zu beten und in steter Gemeinschaft mit dem Ewigen zu leben.

Hiermit sind denn nicht bloß ausdrückliche Anrufungen Gottes, eigentliche Gespräche der Seele mit ihm, sondern auch bestimmte Stunden zum Gebet, bestimmte Formeln für dasselbe, geschriebene oder gedruckte Worte zum Nachbeten in ihrem wahren Werthe erkannt und beurtheilt. Sie sind nicht das letzte und höchste Ziel, aber sie sind unentbehrlich für Tausende, deren Geist dieser Stütze bedarf, sie sind vielleicht unentbehrlich für alle in dunkeln Stunden und anfechtungsreichen Zeiten. Freilich, wer sie gebraucht, wer in feststehenden Formen und zu bestimmten Zeiten seine Gebete verrichtet, der sehe wohl zu, daß ihm diese äußeren Formen nicht zum Fallstrick werden, nicht zur Veräußerlichung seines ganzen Lebens dienen, ihn nicht zum todten Formeldienst verleiten. Wer sie aber ganz und gar nicht gebraucht, wer sie wohl gar verachtet und weit darüber erhaben zu sein glaubt mit seiner Frömmigkeit, der hüte sich vor dem andern Selbstbetrug, daß ihm nicht mit der festen Form und

Regel auch der Geist des Gebetes allmählich abhanden komme, daß er nicht in dem Wahne zu Grunde gehe, sein ganzes Leben sei ein ununterbrochenes Gebet, während vielleicht, ohne daß er es bemerkt hat, der Geist der Eitelkeit und Weltlust ihn mehr und mehr eingenommen und sein Herz von dem Ewigen losgerissen hat. Beide Arten der Täuschung sind gleich schlimm, sind gleich sehr zu meiden und zu fliehen. In der Regel wird es für die Reinheit und Kraft unsrer Gebete am zuträglichsten sein, wenn wir uns niemals ganz und allein auf die eine oder die andere Form des Verkehres mit Gott verlassen, sondern beides pflegen, sowohl die ausdrückliche, förmliche Anrufung des Ewigen, das Gespräch der Seele mit ihrem Schöpfer, der auch ihr Erlöser ist, und jene allgemeinere Form des Eintauchens aller unsrer Gedanken und Empfindungen in das Bewußtsein der Gottesnähe und Gottesliebe. Dieses thun und jenes nicht lassen, das wird auch hier die beste Regel sein, wie denn auch der Herr Christus es nicht verschmähet hat, den Seinen das Vaterunser, also eine feste Form, ein gültiges Mustergebet mitzutheilen, ohne daß er doch damit sie grade an diese Worte oder an diese Form unverbrüchlich und für jede Lage des Lebens hätte binden wollen.

Daß der Mensch im Gebete aber nicht bloß sich selber erhebt mit seiner eigenen Kraft, daß es nicht bloß *seine* Gedanken, *seine* Entschlüsse, *seine* frommen Gefühle sind, welche ihm das Gebet zum Segen machen und ihm Ruhe und Frieden in's Herz flößen, daß vielmehr Gott selber mit seinem Geist und seiner Kraft dem Beter entgegenkommt, daß *er* ihn erfüllt mit seiner Gnade und selber ihm Beistand leistet zu allem Guten, selber ihn stärkt in der Stunde der Versuchung, mit einem Worte, daß Gott das Gebet wirklich hört und erhört, daß wir es im Gebete nicht bloß mit einer frommen Uebung unsrer eignen Gedanken, Gefühle und Entschlüsse zu thun haben — auf dieser Ueberzeugung ruht der eigentliche Werth des Betens. Ohne diesen Glauben würde es herabsinken zu einem wenn nicht ganz überflüssigen, so doch jedenfalls auch durch andere Tugendübungen zu ersetzenden Werke. Wissen wir aber und glauben wir fest,

daß wir im Gebete und durch daſſelbe einen Beiſtand von Gott und eine Gemeinſchaft mit ihm erlangen, welche wir ohne Gebet nicht erlangen würden, ſo muß uns begreiflicherweiſe das Gebet in einem ganz andern und höheren Lichte erſcheinen als ohne dieſen Glauben. So verhält es ſich aber in Wirklichkeit. Denn der Menſch, der in den Prüfungen des Lebens nur ſeinem eigenen Herzen folgen will, der nicht aufwärts ſchaut nach göttlichem Licht und göttlicher Führung, der bleibt auch ohne beides. Zwar läßt der Allmächtige ſeine Sonne ſcheinen über Gute und Böſe und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, aber die Gaben ſeines Geiſtes hat er an die Bedingung geknüpft, daß der Menſch ſich ſtrecke und ſehne nach dem Heil; den Stumpfen und Unempfänglichen „giebt er dahin in ſeines Herzens Gelüſte und läßt ihn die bittern Früchte erndten, die er ſäete und zog. Wenn Jemand auf ſich ſelbſt ſich verläſſet, wenn er ſich über das Loos andrer Sterblichen erhaben glaubt, wenn er meint, daß nur die Andern Kindern des Staubes, feige und ſchwach, den Verſuchungen unterworfen ſeien, daß aber ſeine Seele ſtark ſei durch eigene Kraft, ſo daß weder Luſt noch Schmerz ihn von ſeinem Vorſatze abführen könnten, dann kommt der Hochmuth vor dem Falle, die Gefahr iſt dem Sichern am nächſten, der Geiſt Gottes fliehet den Hochmüthigen, und er muß ſeine Ohnmacht kennen lernen, wenn er erlöſt werden ſoll. Stellen wir uns aber vor, daß Jemand im Streite ſeines Lebens in ſein Kämmerlein geht und ſeine Thür ſchließt und mit ſeinem himmliſchen Vater ſpricht, der in's Vorborgene ſieht, und aus der Fülle einer aufrichtigen Seele ſpricht: Das, warum ich jetzt bitte, ſind nicht zweifelhafte Güter, es ſind nicht irdiſche Gaben, die ich vielleicht mißbrauchen könnte, nicht Befreiung von Schmerzen, worin es mir vielleicht noth thut erzogen zu werden, in dieſem Allen geſchehe mir, was du willſt; mein Gebet bezieht ſich auf das wahre, das unzweifelhafte Gut; ich weiß, wie leicht ich betrogen werden kann, daß meine Gedanken und meine Begierden ſich leicht verirren, daß ich manchmal in der Hitze der Leidenſchaft Das als Wahrheit und Recht geprieſen habe, was ich ſpäter für Irrthum erkannte, nach dem geſtrebt habe, was ich ſpäter bereute, darum rede, Herr,

dein Knecht höret, gieb Licht in die Seele, daß ich das Rechte erkennen möge, gieb Stärke und Beständigkeit im Willen, daß ich es wollen und vollbringen möge, und was du auch sonst nach deiner Weisheit geben oder nehmen wolleſt, ſchaffe in mir, o Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewiſſen Geiſt, verwirf mich nicht von deinem Angeſicht und nimm deinen heiligen Geiſt nicht von mir — wenn ein Menſch in ſeines Herzens Ernſt alſo betet, ſo iſt ſowohl Demuth als Vertrauen in ſeinem Gebete, ein ſolches Gebet erreicht gewißlich den Himmel Gottes und findet Gottes Ohr und Gottes Herz offen. Dann gehet in der zweifelnden Seele ein Licht auf, bei welchem wir klar das Wahre vom Falſchen unterſcheiden, dann bricht tief aus unſerm Gewiſſen ein Ja hervor, eine heilige Gewißheit, die den langen Streit endigt und uns vernehmen läßt, was der Wille Gottes an uns ſei. Und ſo wird ein Menſch mittelſt des Gebetes von Thorheit und Sünde erlöſt."*) —

Hiermit haben wir es nun aber zugleich auch ausgeſprochen, worin eigentlich die Erhörung aller Gebete beſteht. Sie beſteht immer und zuerſt und oft auch allein darin, daß Gott ſich ſelber, ſeinen Geiſt und ſeine Gnade, ſeinen Troſt und ſeinen Frieden dem Betenden mittheilt. Wer recht betet, der wird immer erhört, denn er empfängt das, was das höchſte Ziel und Streben jedes rechten Gebetes ſein ſollte, die Kräftigung ſeines inneren Lebens, die Erneuerung und Befeſtigung ſeiner Gemeinſchaft mit Gott. Wer dieſe Erhörung nicht erfährt, der hat nicht recht gebetet, hat, wie die Schrift ſagt, nicht gebetet, wie ſichs gebühret. Allerdings „viele beten nicht ſo, wie es ſich gebühret zu beten. Sie meinen, daß ſie das ſchon haben, worum ſie erſt bitten ſollen; ſie meinen, daß ihr eigner Geiſt ein heiliger Geiſt ſei, ſie bitten Gott nicht um Licht und Leitung, ſondern nur um Bekräftigung in ihren eigenen Gedanken, in demjenigen, was ſie aus ſich ſelbſt wollen; ſie beten in Hochmuth, nicht in Demuth, und darum kriegen ſie nicht, weil ſie übel bitten. Der heilige Geiſt der Zucht flieht vor ſolchem Selbſtbetrug und weichet von thörichten Gedanken,

*) Mynſter, Betrachtungen.

nur durch lange Erziehung, durch Streit und Selbstverläugnung und viele Schmerzen wird das Herz zu einer Wohnung für den heiligen Geist Gottes gebildet." Andere beten zwar nicht in Hochmuth, aber sie meinen nicht erhöret zu werden, wenn sie die einzelne irdische Gabe, den bestimmten Wunsch um Dies oder Jenes, warum sie gebeten haben, nicht erhalten. Ja die meisten Zweifel und Einwände gegen das Gebet überhaupt werden von dieser Erfahrung, von diesem angeblichen Nicht-erhört werden hergenommen. „Gott ist allwissend, sagen Viele, er weiß also alles, was wir bedürfen, wozu sollen wir es ihm noch in besonderen Worten oder Bitten vorhalten? Er ist zudem allgütig, er thut also auch ohne unsere Bitte, was zu unsrem Heil und Nutzen dient; folglich ist das Gebet überhaupt überflüssig." In solchen Worten ist Wahres und Falsches unter einander gemischt, aber des Falschen ist mehr darin als des Wahren. Zunächst wird das Wesen des Gebetes völlig verkannt, wenn man es als ein bloßes Bitten um bestimmte irdische Gaben, als ein Wünschen — noch dazu ein oft recht thörichtes — vor Gottes Angesicht bezeichnet. Nein, das Wesen des Gebetes, wenn es recht sein soll, muß immer die Sehnsucht nach Gott selber sein, neben diesem einen großen Gegenstand aller Gebete muß alles andere nur eine untergeordnete, ja eine verschwindende Bedeutung haben. Die Bitte ferner darf durchaus nicht als das eigentliche oder alleinige Wesen des Gebetes aufgefaßt werden, vielmehr wird Dank gegen Gott, Lobpreisung seines Namens wenigstens ebenso viel Raum und Geltung in dem gottgefälligen Gebete einnehmen wie die Bitte. Dem kindlich frommen und dankbaren Herzen ist es ein tiefes Bedürfniß und eine selige Freude, Dank und Lob für alles Gute vor den Thron des Allerbarmers zu bringen, die Dank- und Lobgebete haben also sicherlich in sich selbst ihren Werth, ihren Lohn, ihre Freude. Was aber die eigentlichen Bittgebete betrifft, so leidet es zwar keinen Zweifel, daß wir Gott bitten dürfen um Alles, was unser Herz in Aufregung und Bewegung bringt, sofern es nicht gradezu etwas sündhaftes ist, daß wir also auch die kleinsten Leiden unserm himmlischen Vater klagen und die kleinsten Wünsche vor ihm ausschütten dürfen, denn er heißt nicht

umsonst unser Vater und ist barmherzig auch gegen die Schwachen und Unmündigen, ja wie ein Vater sich über sein Kind erbarmet, wenn er mitleidig und zärtlich auch seine kindischen Sorgen und Klagen anhört, so erbarmt sich der Ewige über die, so ihn fürchten — aber so gewiß und so trostreich das auch ist, von der Pflicht entbindet es keinen Christen, daß wir bei allen Bitten um das Irdische unsere Kurzsichtigkeit und unsere Irrthumsfähigkeit zugleich mit vor Gott bekennen, daß wir also allen solchen Bitten immer das große, herrliche Wort Jesu hinzusetzen: „Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst." Nichts ist mehr geeignet unser Herz grade von seinen wenn auch nicht unerlaubten, so doch kleinlichen und thörichten Wünschen zu reinigen und zu läutern, als grade das Gebet, in welchem wir sie vor Gott bringen. Manches, was uns im Kampf oder in der Arbeit des Lebens unendlich wichtig erscheint, wie schrumpft es zusammen, wie unbedeutend, geringfügig, nebensächlich wird es in unsern Augen, wenn das Licht der Ewigkeit, wenn ein heller Strahl des göttlichen Geistes darauf fällt. „Laß sie also nach und nach im Gebete sinken alle die Wünsche, die den irdischen Sinn beschäftigen, übergieb dem allein weisen Gotte auch alle unschuldigen, reinen, erlaubten Wünsche, die aber doch das ungewisse, äußere Gut betreffen, laß sie ihre Ruhe in der Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit finden, vergiß immermehr, was nur der Welt gehört. Bleibt dir denn keine andere Bitte mehr? O wenn das Zeitliche sinkt, dann erwacht die eigentliche starke tiefe Sehnsucht in dem Herzen des Frommen, sie entwickelt sich zu deutlichen Gedanken, sie steigt als Gebet zu dem Ewigen hinauf: Herr, du lenkest alle Dinge, du sendest Sturm und erfreuliche Zeiten, je nachdem du willst; indem ich mich dem unruhigen Meere des Lebens anvertraue, so darf und will ich nicht um Dieses oder Jenes bitten; es möge nun aber das Schiff leicht dahin gleiten über die freundliche Fläche oder auf den empörten Wellen umhergeworfen werden, so laß den Stern deiner Wahrheit mir nicht verlöschen, daß ich ihn sehen und meinen Lauf nach seinem stäten Schimmer lenken möge! Oder betrachte ich mein Leben als eine Wanderung, so sehe ich von meinem Wege nur das nächste Stück,

das Uebrige verbirgt sich bald vor meinem Auge in wunderlichen Krümmungen, ob der Weg leichter oder schwerer werden solle, das weiß ich nicht und darum darf ich nicht anders bitten, als indem ich es dem Willen Gottes anheimstelle, aber, o Gott, wenn die Wanderung erfreulich ist, und Alles um mich her lächelt, dann laß Lust und Begierde mich nicht von dem rechten Wege ablocken, laß Ernst in meiner Seele sein, damit ich nicht vergesse, wohin mein Ziel geht, und wenn die Wanderung schwer und traurig ist, so gönne mir Kraft, daß ich nicht durch die Schwierigkeiten abgeschreckt werde, nicht unter der Last sinke, daß ich meinen Wanderstab nicht niederlege, bis ich dahin gekommen bin, wo du selbst sagst: Gehe ein zu deines Herrn Ruhe!

Es giebt ferner Wünsche, die mit etwas Gutem zusammenhängen, die in ihrem Ursprung darum nicht nur unsträflich scheinen, sondern sogar edel, dem Eifer für Wahrheit und Recht entsprungen, die aber etwas Unreines an sich nehmen, indem sie durch die vielen verworrenen Gänge des Herzens gehen, und dann erstickt statt genährt werden müssen. Du magst z. B. Recht haben gegen deine Widersacher, dein Verlangen kann durchaus billig sein, daß die Sache, für welche du kämpfst, siegen möchte; wenn du dann aber beinahe verlangst, daß die Strafgerichte des Himmels diejenigen treffen möchten, die auf der entgegengesetzten Seite stehen, dann ist Hochmuth und Haß in deinem Herzen, das Gebet aber soll nicht dazu dienen, den Zorn zu erhalten, sondern ihn zu bezwingen." Nirgends ist leider solche Gehässigkeit häufiger als grade bei solchen, die sich gegenseitig um religiöser Unterschiede und Meinungsabweichungen willen bekämpfen. Wie oft haben wir auch in unsern Tagen den schadenfrohen Ruf gehört: „Sehet da, den Finger Gottes!" wenn irgend ein Unglück Jemand betroffen hatte, der in seiner Religion oder Confession andere Ueberzeugungen vertrat. Dergleichen lieblose und gehässige Deutungen des Unglücks würden nicht gehört werden, wenn die, welche sie thun, sich in wirklichem Glauben und rechtem christlichen Gebet zu Gott erhoben und alle ihre Gedanken und Sinne von seinem Geiste hätten durchdringen und heiligen lassen. Denn dieser Geist ist ein Geist der Liebe und der Demuth. Wenn aber

Jemand dieſe Erfahrung an ſich gemacht hat, daß er durch die Erhebung im Gebete beſſer, weiſer, heiliger geworden iſt, wenn er es gefühlt hat, wie das Gebet ihn hinaushob über den Dunſtkreis bloß irdiſcher Gedanken, Intereſſen und Wünſche, wenn er die beſeligende Nähe Gottes an ſeinem Herzen geſpürt hat und die Kraft des göttlichen Geiſtes für die Förderung ſeines inwendigen Menſchen inne geworden iſt, ſollte der wohl noch an der Erhörung ſeines Gebetes zweifeln? Oder welche andere höhere Erhörung könnte er ſich noch wünſchen als dieſe? Dies iſt ja die ſchönſte und beſte, die es geben kann und zugleich eine ſolche, welche nie ausbleibt, denn wenn du im Gebete dich ſelbſt und all das Deinige gänzlich ohne Vorbehalt Gott übergeben haſt und nur noch bitteſt, daß Gott dir Kraft, Beſtändigkeit, Geduld, Glauben und Hoffnung geben wolle bei Allem, was er dir ſendet, dann geht ein Frieden auf in deinem Innern, von dem die Schrift ſagt, daß er höher iſt, denn alle Vernunft; „Keiner beſchreibt ihn denjenigen, die ihn nicht erfahren haben, er iſt höher als Alles, was genannt werden mag, Paulus nennt ihn einen Frieden Gottes, denn er hat nicht ſeinen Urſprung von Fleiſch und Blut, die Welt ſchenkt ihn nicht, ſondern wie alle gute und vollkommene Gabe kommt auch er von oben herab, und wer ihn ſchmeckt, fühlt ſich dadurch als Bürger in einem höheren Reiche. Dieſer Friede flieht manchmal die glücklichſten Zeiten des Lebens, nicht nur den Glanz und das Getümmel der Welt, ſondern auch den ruhigen Gang des Lebens, den keine äußere Widerwärtigkeit ſtört, dagegen kommt er bisweilen in Trübſal und Kummer, dann erhört Gott das Gebet des Leidenden, ſendet ſeinen Frieden in ſein Herz und macht ihn reich im Glauben und in der Hoffnung, während die Welt ihn arm und jammervoll nennt."

Wer Gott liebt und ſich ſelber kennt, wer alſo weiß, daß der Allmächtige die Liebe iſt und uns Alles giebt, was zu unſerm Frieden dient, und wer die Tiefen und Abgründe des eigenen Herzens kennt und das Wort der Schrift verſteht: ihr wiſſet nicht, was ihr bittet, der wird immer darin die beſte Erhörung aller ſeiner Gebete ſehen, wenn ſich Gott ſelber ihm giebt, und

alles Andere wird er in Demuth und Gelassenheit der ewigen Weisheit und Liebe seines Schöpfers anheimstellen. Von diesem Standorte und dieser Auffassung aus leuchtet aber die Herrlichkeit und der unendliche Segen des Gebetes erst besonders klar vor unseren Augen. Wie ein Engel Gottes erscheint es uns nun, der vom Himmel hernieder gesandt wird, um den Sterblichen die beste Gabe des Allerbarmers zu bringen, sie zu trösten in allem Weh, sie zu stärken in allen Versuchungen, ihnen hinüberzuhelfen über alles Schwere. Was hätten wir also, wenn wir das Gebet nicht hätten? Wo sollte das arme von so vielen Stürmen bewegte, von so vielen Leidenschaften zerrissene, das so oft kranke, zitternde, verwundete, blutende Herz Ruhe und Arzenei und Frieden finden, wenn wir nicht beten gelernt hätten? Was der Vogel ist, wenn er mit gelähmten Flügeln auf der Erde bleiben muß, das ist die Seele ohne Gebet. Und darum, du kalte Weisheit der Welt! sollst du nie das Gebet aus meinem Herzen reißen: ungeachtet alles Druckes, der auf ihr lastet, soll meine Seele dennoch ihre Schwingen ausbreiten und der Geist des Gebets soll sie hinauftragen über die Drangsal und Noth der Erde in die Arme des ewigen Vaters.

O du, vor dem die Stürme schweigen, vor dem das Meer versinkt in Ruh,
Dies wilde Herz nimm hin zu eigen und führ es deinem Frieden zu;
Dies Herz, das ewig umgetrieben, entlodert allzurasch entfacht
Und ach mit seinem irren Lieben sich selbst und andre elend macht.

Entreiß es, Herr, dem Sturm der Sinne, der Wünsche treulos schwankem Spiel;
Dem dunkeln Drange seiner Minne, gieb ihm ein unvergänglich Ziel;
Auf daß es, los vom Augenblicke, von Zweifel, Angst und Reue frei,
Sich einmal ganz und voll erquicke und endlich, endlich stille sei!

# 35. Taufe und Abendmahl.

Symbolische Handlungen in der Religion. Zahl der Sakramente. Aberglaube bei denselben. Ihr Wesen und innere Berechtigung. Die Taufe als christliche Sitte. Das Abendmahl als Gedächtniß- und Brudermahl.

Alle Religionen kennen und pflegen gewisse äußere Handlungen, in welchen sich die Frömmigkeit des Menschen einen besonderen Ausdruck in sinnbildlicher (symbolischer) Form giebt. Opfer und Opfermahlzeiten z. B. finden sich fast bei allen Völkern des Heidenthums ebenso wie bei den Juden. Das Passahmahl bei den letzteren galt als eine so wichtige und bedeutende religiöse Handlung, daß nach dem alten Gesetz jeder Israelit ausgerottet werden sollte aus seinem Volke, welcher ohne Grund und leichtsinnig die Theilnahme an dieser Feier versäumte. Alle Formen, Gebräuche, Speisen und selbst die zu sprechenden Worte der Erinnerung an die ursprüngliche Einsetzung sowie die Gebete waren genau vorgeschrieben und wurden pünktlich und gewissenhaft gebraucht. Andere Völker haben andere Handlungen dieser Art. Aber die heidnischen Gebräuche zeigen meist eine wenig ansprechende, oft sogar eine ästhetisch anstößige oder doch wenig befriedigende Form. In Birma z. B. befahl der König vor kurzem die Schließung aller Gerichtshöfe und Aemter auf 40 Tage, weil in dieser Zeit das Durchbohren der Ohren bei den Prinzessinen vorgenommen wird, offenbar eine nach dortigen Begriffen heilige und religiöse Handlung, die doch wenig nach unserm Geschmack ist.

Die christliche Kirche feierte von Anfang an ebenfalls mehrere heilige Handlungen, deren Form aber von vollendeter Schönheit und voller geistiger Beziehungen und Bedeutungen war, und deren Einsetzung auf Christus selbst zurückgeführt wird. Die hervorragendsten waren Taufe und Abendmahl. Man nannte sie in der griechischen Kirchensprache Mysterien, d. i. Geheimnisse, auf lateinisch Sakramente, und sie empfingen diesen Namen ursprünglich wohl nur deshalb, weil sie wegen der Verfolgungen und Verspottungen des Christenthums durch die Heiden mit allen ihren

Einzelheiten auf das sorgfältigste vor den Augen und der Kenntniß der Nichtchristen geheim gehalten wurden. Das Taufbekenntniß z. B. und die Worte des Vaterunsers wurden den Neubekehrten nicht eher mitgetheilt als unmittelbar vor der Taufe selbst und galten als christliche Geheimlehre, wie denn auch sowohl die Taufe als das Abendmahl nur unter ängstlicher Fernhaltung aller Nichtchristen, selbst der (noch nicht getauften) Katechumenen gehalten wurden. Der Aber- und Wunderglaube der alten Zeit umgab natürlich sehr bald solche geheimen Handlungen mit dem Zauber des Uebernatürlichen, des Wunders. Während die Heiden hinter diesen Geheimnissen der Christen arge Gräuel und Verbrechen vermutheten und u. a. behaupteten, es würden beim Abendmahl Kinder geschlachtet und verzehrt, bildete sich innerhalb der Kirche sehr früh schon die Meinung aus, daß die Sakramente eine zauberhafte Wirkung übten. Von der Taufe glaubte man, daß sie wie ein äußerlich wirkendes Mittel alle früher begangenen Sünden unfehlbar abwüsche und den Menschen vollständig davon reinige, weswegen z. B. Kaiser Constantin (wie auch viele Andere thaten) seine Taufe bis unmittelbar vor seinen Tod aufschob, um bis dahin noch ungestört sündigen zu können und dann doch, durch die Taufe gereinigt, sicher in's ewige Leben einzugehen. Im Abendmahl aber gaben die Worte Jesu: „Das ist mein Leib, mein Blut" Anlaß zu der Meinung, daß Brot und Wein nicht ihre gewöhnliche Substanz behielten, sondern auf wunderbare Weise in Fleisch und Blut Christi verwandelt würden. Diese später (seit 1215) von der römischen Kirche angenommene und festgehaltene Lehre war zwar bei den älteren Kirchenlehrern keineswegs allgemein herrschend, es giebt unter ihnen eine ziemliche Anzahl solcher, die weniger kraß oder ganz vernünftig von der Bedeutung des Abendmahls reden, aber im Volke fand begreiflicher Weise in jenen dunkeln Zeiten die wunderbarste und krasseste Form der Auffassung den meisten Beifall.

Was aber das Wesen der sakramentlichen Handlungen als solcher betrifft, so bildete sich allmählich in der Kirche die Ansicht aus, daß dazu drei Stücke gehörten: erstens die göttliche Einsetzung (durch Gott selbst oder durch Christus als seinen Ge-

sandten), zweitens das sichtbare, äußere Zeichen (Wasser, Brot und Wein, die man auch die Elemente der Handlung nennt), und drittens die unsichtbare göttliche Gnade oder Gabe, welche mittelst dieser sichtbaren Zeichen dem Menschen zu Theil werde. Es liegt auf der Hand, daß bei dieser Begriffsbestimmung des Sakraments über die Zahl solcher in der Kirche geltenden Handlungen leicht eine Verschiedenheit der Meinung entstehen kann, wie sie thatsächlich auch zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche zu Tage tritt. Die Katholiken führen ihre sieben Sakramente sämmtlich auf Gott selbst oder auf Christus und dessen Apostel zurück, während die Protestanten dies nur von Taufe und Abendmahl gelten lassen. Schon Melanchthon in der Apologie der Augsburgischen Confession hat es ausgesprochen, daß dies ein ziemlich müßiger Streit sei, man könnte ja mit Leichtigkeit noch mehr als sieben solche Handlungen ausfindig machen, deren Ursprung sich auf Christus zurückführen läßt, und bei denen auch ein sichtbares Zeichen vorhanden und eine göttliche Gnadengabe verheißen ist. Man denke z. B. nur an die Fußwaschung, wie sie bei Johannes (Cap. 13) erzählt wird. Da ist ja eine ausdrückliche Einsetzung Jesu: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe", und auch eine sehr bedeutsame Verheißung: „Werde ich dich nicht waschen, so hast du kein Theil an mir". Dennoch hat weder die katholische noch die evangelische Kirche die Fußwaschung zu einem Sakramente gemacht. Hieraus ersieht man also ganz deutlich, daß die Festsetzung solcher Handlungen und ihrer Anzahl der Hauptsache nach eine von der Kirche selbst, allerdings im Anschluß an die Worte und Weisungen ihres Stifters getroffene, aber doch wesentlich freie Bestimmung ist. Die Reformatoren schwankten daher anfänglich, ob sie nicht mehr als zwei Sakramente beibehalten sollten, und Luther zählte noch 1520 drei Sakramente, wie auch Melanchthon in der Apologie der Augsburgischen Confession neben Taufe und Abendmahl die Absolution als Sakrament aufführt, daneben aber bemerkt, man könne auch allenfalls das Gebet, das Almosengeben, die Ehe u. dgl. mehr Sakramente nennen, „kein verständiger Mann werde großen Zank

darüber machen, wie viele solcher Handlungen man zählen wolle". Das ist ganz die Ansicht der meisten Protestanten in der Gegenwart. Wir halten diese Handlungen für sehr gut und heilsam, für eine löbliche und zweckmäßige christliche Sitte, die sich theilweise auf Christus selbst zurückführen läßt und dadurch für uns an Ehrwürdigkeit und Ansehen noch gewinnt, aber für unbedingte und ausschließliche Mittel die göttliche Gnade zu erlangen halten wir sie nicht. Wir können auch in keiner Weise die spätere wieder halb katholisch gewordene Lehre der lutherischen Kirche annehmen, nach welcher bei der Taufe der Teufel aus dem Kinde ausgetrieben wird, alle ungetauften Kinder aber unter dem Fluche der Erbsünde bleiben und wenn auch nicht der ewigen Verdammniß, doch einem minder seligen Zustand nach dem Tode verfallen. Ebensowenig kann heutzutage Luthers eigenthümliche, auf einige Kirchenväter gestützte Ansicht vom Abendmahl noch auf irgend allgemeinere Zustimmung rechnen. Sie trägt zu deutlich das Zeichen ihres Ursprungs aus dem Katholicismus und seinem sinnlichen Prinzip an sich. Luther lehrte nämlich, im Abendmahl werde allerdings keine Verwandlung von Brot und Wein bewirkt (wie die Katholiken meinen), aber wohl verbinde sich auf eine geheimnißvolle und übernatürliche Weise der allgegenwärtige, himmlische Leib des Erlösers mit dem natürlichen Brot und Wein, so daß mit diesen Zeichen und gleichsam in ihnen verborgen („in, mit und unter dem Brot und Wein") der wahre, d. h. verklärte, himmlische Leib Jesu und ebenso in demselben Sinne sein wahres Blut von allen Abendmahlsgästen, auch von den Ungläubigen, genossen werde. Der Nutzen oder die Wirkung aber dieses Genusses bestehe darin, daß durch den himmlischen Leib Christi unser sterblicher Leib fähig gemacht werde zur Auferstehung. Diese sonderbare, nur durch grobes Mißverständniß der Schrift und der Worte Jesu entstandene Lehre, bei welcher die Behauptung eines allgegenwärtigen Leibes, also eines Körpers, der zugleich kein Körper ist, weil er keine Schranken haben soll, den handgreiflichsten Widerspruch in sich trägt, wird noch heute von den strenggläubigen Lutheranern mit Vorliebe festgehalten und vertheidigt. Allerdings hat Jesus nach dem Bericht

des Johannesevangeliums vom Essen seines Fleisches und Blutes, d. h. in der Sprache des Morgenländers von der Aufnahme seiner Persönlichkeit, seines geistigen Wesens, in die Seelen und Herzen seiner Jünger geredet, aber er hat diese Worte auch selbst gegen den fleischlichen Mißverstand der Juden geistig vertheidigt, und seine Apostel haben vor dem Blutgenuß, wie alle Juden, einen Abscheu gehabt, denselben ausdrücklich verboten, und gelehrt, daß nur der Geist im Himmelreiche gelte. Wie hätten sie, denen der Genuß von Thierblut ein Greuel war, glauben und lehren können, daß man im Abendmahl wirklich Fleisch und Blut eines Menschen oder Gottmenschen genieße? Nur wenn man die reiche Bildersprache des neuen Testamentes nicht mehr versteht, kann man auf solche Abwege der Erklärung gerathen. — Die folgenden Sprüche stellen Bild und Deutung desselben im geistigen Sinne neben einander und ermöglichen dadurch jedem Leser ein eigenes Urtheil.

Joh. 6, 51. Ich bin das lebendige Brot vom Himmel gekommen, wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit, und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Denn mein Fleisch ist die rechte Speise und mein Blut ist der rechte Trank. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibet in mir, und ich in ihm. Viele nun seiner Jünger, die das höreten, sprachen: Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Da Jesus aber bei sich selbst merkte, daß seine Jünger darüber murrten, sprach er zu ihnen: Aergert euch das? Wie wenn ihr denn sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, da er zuvor war? Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben.

1. Cor. 15, 50. Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben. 2. Cor. 3, 6. Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. Apostelg. 15, 20. Den Heiden wurde das Mosaische Gesetz nicht auferlegt, aber ihnen geschrieben, „daß sie sich enthalten sollten vom Blut."

Wir wollen hierzu nur noch bemerken, daß der Ausspruch Jesu Joh. 6: „Aergert euch das? Wie wenn ihr denn sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, da er zuvor war?"

offenbar die folgende Bedeutung hat. Jesus will sagen: „Das Mißverständniß von wirklichem Fleisch- und Blutgenuß wird ja unmöglich werden, sobald ich nicht mehr auf Erden weile, denn dann wird doch Niemand mehr glauben können, daß ich mein Fleisch und Blut zum Genuß anbiete." Hätte er geahnt, daß man es dennoch und trotz seines Heimganges zu Gott glauben werde, ja, daß man in Kirchen, die sich nach seinem Namen nennen, grade diese von ihm selbst verbotene und widerlegte Auslegung seiner Worte sanktioniren und den Genuß seines irdischen oder himmlischen Leibes und Blutes als das heiligste und größte Gnadenmittel Gottes preisen würde!*)

In der reformirten Kirche machte sich durch Zwingli eine freiere Auffassung der Sakramente geltend, während auch dort Calvin eine zur lutherischen hinneigende Ansicht vertrat. Der Zwinglischen Lehre, welche in Brot und Wein nur Zeichen des Leibes und Blutes Christi, in dem Abendmahl nur eine Gedächtnißfeier sah, machten die Lutheraner den Vorwurf, daß sie nüchtern und leer sei, und daß dadurch der Werth des Sakramentes vernichtet, das Brot und der Wein zu schlechten, d. h. gewöhnlichen, profanen Gegenständen gemacht würden. Diesem Vorwurf gegenüber hoben die Reformirten hervor, daß auch ihnen die äußeren sichtbaren Zeichen Unterpfänder, sichtbare Garantien der unsichtbaren Gnade Gottes seien, also nichts Unheiliges, Gewöhnliches, sondern sehr wesentliche und der sinnlichen Natur des Menschen angemessene Hülfsmittel für den Glauben und die Gewißheit des Heiles. In dieser Behauptung liegt eine große und wichtige Wahrheit, welche wir sogleich näher erläutern werden. Die alten Streit- und Unterscheidungslehren der verschiedenen Kirchen über die Sakramente aber haben für die Gegenwart und noch mehr für die Zukunft der Menschheit fast jede Bedeutung

*) Die Rabbiner zur Zeit Jesu sprachen in ganz ähnlichen Bildern. Sie sagten z. B.: zur Zeit des Königs Hiskia habe man den Messias gegessen, d. h. seine Segnungen genossen, und die Offenbarung Johannis (10, 9) schildert den Seher, wie er aus der Hand des Engels ein Büchlein empfängt und es aufessen, d. h. seine Weissagungen in sich aufnehmen muß. Wer könnte dergleichen buchstäblich verstehen!

verloren, der Katholicismus mit seiner Verwandlungslehre gehört augenscheinlich dem mittelalterlichen Vorstellungskreise an, aber auch Luthers und Calvins Ansichten sind veraltet und haben im Bewußtsein der Gegenwart kaum noch eine Stelle, die meisten Protestanten kennen sie nicht einmal. Doch ist im Volksbewußtsein die wahre und richtige Auffassung der Sakramente damit noch keineswegs zu völliger Klarheit und zu entschiedener Herrschaft gekommen. Der augenblickliche Stand der Sache ist vielmehr ein ziemlich trauriger, nämlich der, daß die meisten protestantischen Christen sich dieser Seite des kirchlichen Lebens gegenüber entweder in Zweifel und Unklarheit befinden, oder wohl gar eine offene und entschiedene Abneigung dagegen zeigen. Seit der Staat diese Handlungen nicht mehr fordert und erzwingt, hat die Theilnahme an ihnen, namentlich an dem Abendmahl, bedenklich abgenommen, und auch ungetaufte Kinder von christlichen Eltern giebt es in einigen großen Städten schon zu Tausenden. Auf der andern Seite findet man immer noch unter unserm Volke die abergläubischsten Vorstellungen von der Wirkung der Taufe und des Abendmahls, wie denn das bei der Taufe gebrauchte Wasser häufig als Medizin benutzt und dem Abendmahl eine magische Wirkung für Leben oder Sterben eines Kranken zugeschrieben wird. Bei dieser Lage der Sache kann nur eine völlig unbefangene, völlig offene Darlegung des wahren Sachverhalts etwas helfen und dazu beitragen, daß in unserm Volke der rechte und nöthige Gebrauch der Sakramente wieder hergestellt werde. Wir wollen versuchen in kurzen Zügen eine solche Darlegung des Werthes und der Bedeutung dieser Handlungen zu geben.

Tief in der menschlichen Natur liegt das Bedürfniß, Alles dasjenige, was uns geistig bewegt, auch leiblich oder äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Alle jene freundlichen oder zornigen oder erstaunten oder sonst eine Gemüthsstimmung bezeichnenden Bewegungen, welche wir unwillkürlich mit den Händen, mit den Augen, mit dem ganzen Körper ausführen, das ganze Mienen- und Geberdespiel bei unserer Unterhaltung, ja bei lebhafter Gedankenbewegung in völliger Einsamkeit, was ist es anders als

ein sinnlicher Ausdruck für geistige Vorgänge. Je lebhafter und heftiger der Mensch von seinen Gedanken, Empfindungen und Entschlüssen bewegt wird, desto kräftiger, schneller und entschiedener pflegen auch seine Geberden zu sein. Es ist unnatürlich und gezwungen, wenn wir uns anders verhalten, wenn wir jede Wiedergabe und Abspiegelung unseres Innern durch den leiblichen Organismus unterdrücken. Vollends andern Menschen gegenüber ist es sogar Unrecht und unter Umständen Sünde, wenn wir ihnen unser Inneres, unsere Gesinnung nicht durch die angemessene und entsprechende äußere Erscheinung offenbaren, nur Verstellung und Heuchelei, verstecktes und hinterlistiges Wesen kann darauf ausgehen sich anders zu geben, als man innerlich gestimmt und gesonnen ist. Handschlag und Gruß, Umarmung und Kuß, Lebewohl und Willkomm, Händeringen und Thränen — das sind lauter äußere Zeichen innerer Herzensbewegung. „Es ist ja richtig, daß z. B. ein Vater seinen Sohn segnen, und der Sohn an den Segen des Vaters glauben kann, ohne daß der Vater ihn grade an das Herz drückt oder die Hand auf sein Haupt legt. Aber es ist ebenso unbestreitbar in der Natur des Menschen begründet, daß der Vater die Fülle seiner Liebe auch in dieser Weise ausdrückt und der Sohn ob derselben doppelt froh wird.“*) So ist es nun auch mit den höchsten geistigen Erhebungen und Empfindungen in der Religion, sie verlangen gebieterisch eine äußere sinnliche Darstellung, sie wollen in bestimmten Handlungen und Formen sich gleichsam verleiblichen, und sobald das geschieht, wirkt die äußere Form und Handlung entschieden und kräftig zurück auf das Innere und trägt dazu bei, die geistige Erhebung festzuhalten und fruchtbar zu machen für lange Zeit. Es müssen furchtbar trockene und verknöcherte Menschen sein, die das nicht begreifen und nicht leiden mögen. Nur die völlige Unkenntniß der Bedürfnisse und Zustände des menschlichen Gemüthes kann alle diese symbolischen Handlungen in der Religion für unnöthig, überflüssig oder gar an sich schädlich erklären. Die evangelische Kirche hat diese Einseitigkeit nicht begangen, wenn sie auch im Gegensatze gegen die katholische Ueberschwänglichkeit und Ueber-

*) Elteſter, Materialien.

schätzung äußerer Formen manches abgeschafft hat, was im kirchlichen Leben des Katholicismus nach dieser Richtung hin und nach dem katholischen Prinzip zu wirken bestimmt ist. Außer Taufe und Abendmahl hat unsere Kirche auch die kirchliche Trauung und die Confirmation, zwar nicht als Sakramente, aber doch als sehr wichtige und heilsam wirkende kirchliche Handlungen, ja in zweiter Linie auch die Abordnung (Ordination) der Prediger und die Beichte oder Vorbereitung zum Abendmahl beibehalten. Von allen diesen Handlungen gilt das soeben Auseinandergesetzte, d. h. wir werden ihren Werth für das innere Leben, ihre große Bedeutung und Wirkung für die Betheiligten vollständig erkennen und anerkennen, ohne deshalb in den katholischen Fehler zu verfallen, daß wir sie als Zaubermittel für das Seelenheil auffassen.

Die Taufe ist gleichsam das Eingangsthor in den großen heiligen Garten des Christenthums, und zwar ein Portal, durch welches seit 1800 Jahren Tausende von Generationen, Millionen von Menschen eingetreten und in den Besitz der Heilsgüter, der großen geistigen Schätze und Errungenschaften unsrer Religion gekommen sind. Es ist zudem eine Pforte, welche Christus selbst durch seine Anordnung errichtet hat, und wenn auch vielleicht hin und wieder einmal der Gedanke Jemandem kommen mag, ob nicht ein anderer Aufnahmeritus ebenso schön oder zweckmäßig scheinen könnte, — wie denn die Kirche sich ganz unbesorgt die Freiheit genommen hat, die ursprüngliche Form des Untertauchens um der Gesundheit und äußeren Zweckmäßigkeit willen abzuändern und in ein bloßes Besprengen zu verwandeln — bei näherer Betrachtung wird man doch finden, daß das alte Eingangsthor ebenso sinnreich wie zweckmäßig gebaut ist und durch sein Alter ehrwürdig erscheint. Denn was kann sinnvoller und bedeutsamer sein, als wenn der Mensch bei seinem Eintritt in die heiligen Hallen der vollkommenen Religion daran erinnert wird, daß er sich innerlich reinige und von allen Flecken der Seele waschen lasse durch den Geist Gottes, dessen Sinnbild das Taufwasser ist? Welch eine reiche Mannichfaltigkeit von Gedanken, Gefühlen und Willensanregungen liegt in der einfachen sprechenden sym-

bolischen Handlung! Wie vielen Anlaß zum Nachdenken, zur Selbstprüfung und zu heiligen Entschlüssen giebt sie denen, die sie an sich selbst oder an Andern vollzogen sehen. Man muß sich nur erinnern, daß sie ursprünglich für die Aufnahme Erwachsener in die Kirche berechnet und bestimmt war. Wie tiefe Eindrücke mußten die Neubekehrten grade von ihrer Taufe mit hinwegnehmen! Das Untertauchen wurde ihnen als ein gänzliches Aufgeben des bisherigen sündhaften Lebens, das Hervorsteigen aus dem Wasser als ein Bild ihrer Erneuerung durch den Geist gedeutet. So legt es auch Paulus aus, wenn er sagt:

> Röm. 6, 3. Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Jesum Christ getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? V. 6. Wir wissen, daß unser alter Mensch sammt ihm gekreuzigt ist, auf daß der sündliche Leib aufhöre, daß wir hinfort der Sünde nicht dienen.

Daß nun aber seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums daraus eine Taufe der unmündigen Kinder geworden ist, läßt sich auch das vor dem Geiste des Christenthums und vor der ursprünglichen Absicht Jesu selber rechtfertigen? Die Baptisten behaupten, es sei eine Thorheit, ja ein Abfall vom wahren Christenthum, und man müsse nothwendig zu der Taufweise Christi selber zurückkehren. Wir können die Art der Begründung, welche man nicht bloß in der katholischen, sondern auch in der evangelischen Kirche gegen diese baptistischen Anklagen für die Kindertaufe geltend gemacht hat, keineswegs billigen. Die katholische Kirche macht sich diese Begründung am leichtesten, sie sagt gradezu, daß das Sakrament als solches wirke (als opus operatum), da kommt also auf die Kinder selbst und darauf, ob sie Bewußtsein haben, gar nichts an; aber auch die lutherische Kirche, welche die Wirkung des Sakramentes abhängig macht von dem Glauben des Empfangenden, hat zur Rettung der Kindertaufe die Aushülfe ersonnen, auch in den Kindern könne schon trotz ihres zarten Alters eine Art Glauben und Empfänglichkeit für die Gnadenwirkung vorhanden sein. Wer sieht nicht, daß das nur eine Ausflucht der Verlegenheit ist. Dergleichen Rechtfertigungsversuche sollte der Protestantismus gänzlich aufgeben. Die Wahrheit ist: wir behalten die Kindertaufe bei, weil wir sie

für eine sehr schöne, die ganze Häuslichkeit und das Familienleben weihende, mit der Religion und mit der Kirche in kräftige Berührung bringende Sitte halten. Dem neugebornen Kinde kann die Taufe unmittelbar und so lange es unbewußt und unmündig ist, offenbar keine größere und höhere Gnade Gottes verleihen, als ihm ohnehin schon sicher ist. Um die Kinder selig und seiner Gnade theilhaftig zu machen, dazu braucht Gott wahrhaftig nicht erst durch eine äußere Handlung bewogen zu werden, vor seiner Liebe und Erbarmung ist auch das kleinste und unmündigste Kind an sich selbst theuer und werth geachtet und zum ewigen Leben bestimmt. Aber daß von unserer Seite Alles geschehen soll und wird, um das Kind einzuführen in die Gemeinschaft mit Gott, daß die Eltern und die Taufzeugen vor Gott und vor der kirchlichen Gemeinschaft sich zur Erziehung des Kindes im lebendigen Christenthum verpflichten, daß Vater und Mutter im Kreise ihrer nächsten Angehörigen und liebsten Freunde dem Allmächtigen danken für die beste Gabe und den höchsten Segen der Ehe, den er ihnen mit der Geburt eines Kindes verliehen hat, — das und Alles, was damit an religiöser Erhebung, Andacht und Glaubensstärkung zusammenhängt, ist heutzutage die Bedeutung der Taufe. Eben weil wir den großen reichen Gottesgarten des Christenthums so hoch schätzen, weil wir wissen, daß eine Erziehung in den heiligen Grundsätzen der Religion Jesu das Beste ist, was wir den Kindern geben können, darum tragen wir sie, auch wenn sie noch nichts davon wissen, durch das Thor der Taufe mitten in diesen Garten hinein, damit sie von zarter Jugend an seine Lebensluft athmen, seine Lebensfrüchte genießen. Wir sichern ihnen gleichsam die Theilnahme an dem Besitze des Heiligthums und geben ihnen von ihrer Geburt an die Anwartschaft und das Recht auf eine christliche Erziehung. Wer da meint, die Taufe selbst als Handlung verleihe die Seligkeit, der verwechselt das Mittel mit dem Zweck, oder in unserm Bilde zu reden, das Eingangsthor mit dem Garten. Wer aber meint, mit der Taufe solle man warten, bis das Kind reif sei sie zu verstehen, der übersieht, daß die Erziehung im Geiste des Christenthums nicht früh genug an-

fangen kann, und daß also die Weihe dazu ebenfalls schon an den Anfang des Lebens und vor alle eigene Geistesthätigkeit des Kindes gehört. Was der junge Mensch dann seinerseits zu leisten, welche Pflichten er zu übernehmen, welche Aufgaben er zu erfüllen hat, das erkennt er durch den nachfolgenden Unterricht und verpflichtet sich dazu bei der Confirmation, die also in der That als eine ganz nothwendige Folge, wenn man will als eine Ergänzung der Kindertaufe anzusehen ist. —

Auch nach unserer Auffassung also wird die Taufe nur aus Unverstand oder aus entschiedener Feindschaft gegen die Religion, gegen das Christenthum unterlassen werden können. Daß man aber Niemanden mehr zwingt, seine Kinder taufen zu lassen, daß die religiösen Handlungen nur aus reiner Freiwilligkeit hervorgehen, das ist unseres Erachtens einer der größten Fortschritte, den das Christenthum in der Gegenwart gemacht hat. Denn die erzwungene Religiosität ist nie etwas werth gewesen, hat immer nur zu Heuchelei und zu desto größerer innerer Feindschaft gegen das Heilige geführt. Jetzt aber bei gänzlicher Aufhebung alles Zwanges muß doch offenbar werden, wie viel oder wie wenig Christenthum und Sinn für die kirchlichen Handlungen unter uns vorhanden ist, und erst dadurch, daß dies vor aller Augen offenbar wird, wird auch die Kirche energisch an ihre Pflicht erinnert und kann die bedrohten Punkte kennen lernen, an denen sie den Dienst ihrer helfenden und belehrenden Thätigkeit mit aller Kraft zu leisten hat. —

Was wir nun hier von der Taufe auseinandergesetzt haben, das gilt durchaus auch vom Abendmahl, nur daß das letztere nicht den Eintritt in das Christenthum, sondern die Bekräftigung in demselben bedeutet, und daher naturgemäß nicht Kindern, sondern nur denen gereicht wird, bei welchen das bewußte christliche Leben schon begonnen hat.

Das Abendmahl stellt sich durch die Einsetzungsworte Christi selbst zuerst dar als ein Gedächtnißmahl an ihn, unsern Meister. „Solches, hat er gesagt, thut zu meinem Gedächtniß." Wir feiern das Andenken seiner Liebe und Treue bis in den Tod, wir bekennen uns auf's Neue zu ihm als seine Jünger und

schwören zu seiner Fahne. Wir betrauern unsere eigene Schwachheit, Schuld und Sünde und stärken uns zu allem Guten durch die erneute Gemeinschaft mit Christus selbst und mit Gott. Sodann feiern wir das heilige Mahl auch als ein Bruder- und Liebesmahl mit allen unsern christlichen Glaubensgenossen jedes Standes, Alters und Geschlechtes, so daß sich immer neu das Wort des Apostels erfüllt: „Ein Brot ist es, so sind wir Viele ein Leib, dieweil wir alle eines Brotes theilhaftig sind" (1. Cor. 10, 16). Die, welche mit einander das Abendmahl, die höchste religiöse Feier in der Religion der Liebe, begehen, sollen dabei inne werden und zum Ausdruck bringen, daß sie allzumal Brüder und Schwestern, daß sie als Kinder des Höchsten vor ihm gleich, daß an diesem Tische die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sind. Es soll aus einem Becher und aus einem Herzen gehn. — Das sind doch wahrlich der hohen Gedanken und freudigen Beweggründe genug, um uns diese Feier inhaltreich und begehrenswerth erscheinen zu lassen. Wer sie mit demüthigem und liebevollem Herzen begeht, der kann unmöglich ohne Segen Gottes, ohne neuen Frieden des Gewissens, ohne kräftige Anregung zum Guten und ohne heilige Entschlüsse zum christlichen Wandel diesen Tisch des Herrn verlassen. Auch soll Niemand sich deshalb davon fern halten, weil er, wie man dies wohl öfter sagen hört, sich selbst nicht für würdig oder heilig genug halte zu so großer und wichtiger Feier. Das ist eine verkehrte Denkweise und eine thörichte Entschuldigung. Wer ist denn vollkommen würdig vor Gott und vor dem Lichte seiner Heiligkeit? Offenbar Niemand. Dann dürfte also das heilige Mahl gar nicht gefeiert werden. Nun hat aber Christus ausdrücklich gesagt, auch diese Handlung geschehe grade zur Vergebung der Sünden. Die Sünder hat er zur Buße gerufen, nicht die Gerechten. Darum ist Jeder zum Abendmahle geladen, der seine Unwürdigkeit fühlt und die Gnade Gottes begehrt. Die Selbstgerechten, die Tugendstolzen, die auf ihre Würdigkeit und Heiligkeit pochen, grade diese und diese allein sollten fern bleiben. Wer aber so hochmüthig und von sich eingenommen wäre, daß er sich hoch erhaben dünkte über alle solche äußeren

Formen und Handlungen, wer da meinen wollte, sein Geist und seine Religion bedürfe solcher Stützen und Hülfsmittel nicht, der würde damit nur sich selbst ein Armuthszeugniß ausstellen, nämlich ein Zeugniß seines Dünkels und seines Mangels an Selbsterkenntniß. In Wahrheit ist es auch nicht solcher Grund und solcher Gedanke, welcher in der Gegenwart so viele sonst vortreffliche Menschen und gute Christen von der Theilnahme am Abendmahl fern hält, sondern das liegt augenscheinlich zum größeren Theil an den Mißbräuchen, die sich leider bei dieser Feier allmählich in der Kirche eingeschlichen haben. Statt eines Bruder- und Liebesmahles haben die Priester und der Aberglaube aus der Stiftung Christi ein „mysterium tremendum" ein „furchtbares Geheimniß" gemacht, statt freundlicher Bilder von der Gnade und Liebe Gottes haben sie auch bei dieser Handlung mehr den Ernst und den Schrecken seines Gerichtes verkündet, und die oft gebrauchten mittelalterlichen Lehren von wahrem oder wirklichem Fleisch- und Blutgenuß mußten vollends dazu wirken, die ganze Handlung in den düsteren Nebel eines traurigen Wahnes zu rücken. In manchen Gemeinden leidet die Feier auch an der übermäßig großen Zahl der Gäste und an der Monotonie einer mehrstündigen Wiederholung immer derselben Worte. Das sind Thatsachen, welche der protestantischen Kirche eine ernste Aufgabe stellen. Diese Aufgabe heißt Belebung unserer Abendmahlsfeiern durch größere Mannichfaltigkeit der Formen, durch neue Befruchtung des Althergebrachten mit dem Geiste Christi selbst. Es wäre schon ein ziemlich bedeutender und Erfolg verheißender Fortschritt, wenn die zu großen Abendmahlsfeiern in eine Anzahl von kleineren Kreisen oder Gesellschaften zerlegt und mit Hülfe von geeigneten Laienkräften das heilige Mahl nach der Aehnlichkeit der ursprünglichen Feier gehalten würde, wie es in der Schweiz und in Schottland schon solche Einrichtungen giebt. Doch wird es vielleicht bei uns mit dem Verfall der kirchlichen Sitte noch tiefer gehen müssen, ehe man sich dazu entschließt, mit solchen neuen Formen auch nur für diejenigen, die bei den alten keine Befriedigung mehr finden, einen Versuch zu machen. Der Geist des Christenthums

aber — das hoffen wir zuversichtlich — wird auch hierin sich mit der Zeit mächtig genug erweisen, um die neuen Bahnen zu brechen und die Jünger Christi auf denselben zu führen. Inzwischen wollen wir nicht ermüden, auch das Vorhandene und Bestehende treulich zu benutzen. Das wird am besten geschehen, wenn wir den Geist Christi in uns lebendig und eben denselben mit der ganze Fülle seiner Wahrheit, Liebe und Demuth auch in dieser kirchlichen Gedächtnißfeier rege und wach zu erhalten suchen. Wie er, von den Seinen scheidend, offenbar von diesem einen Wunsch und Gedanken bei der Einsetzung des heiligen Mahles geleitet wurde, seinen Jüngern in dieser Stiftung einen besonderen Segen zu hinterlassen, wie seine Absicht noch im Angesicht des Todes vor allem andern darauf ging, ihnen, den Schwachen im Glauben, eine immerwährende Stärkung und Aufrichtung durch dieses Vermächtniß zu gewähren, wie er alle Sorge für sich selbst und seine Rettung aus der drohenden Gefahr so völlig vergaß, daß er wenige Stunden vor seinem sicheren Tode mit seinen geliebten Schülern noch einmal zur Mahlzeit sich niedersetzte und sprechen konnte: „Mich hat herzlich verlanget, dieses Ostermahl mit euch zu essen, ehe denn ich leide" — so soll es auch vor allem der christlichen Hausväter und Mütter erste Pflicht sein, in ihren Kindern und Hausgenossen durch die gemeinsame Theilnahme an der erhebenden Feier der Communion den wahren Herzensglauben zu nähren, zu pflegen, neu zu entzünden. Wenn sie das im Sinne und Geiste Jesu selber thun, wenn alle verkehrten, trübseligen, abergläubischen Vorstellungen unsern Kindern von Anfang an gänzlich fern gehalten, dagegen die Liebe zu Christo, die demüthige Bewunderung seiner Größe, seines Heldenmuthes, seiner himmlischen Gesinnung früh in ihre Herzen gepflanzt wird, wenn von dem Abendmahl im Gotteshause ein Geist des Friedens, der Sanftmuth, der Geduld, der tragenden und dienenden Liebe mit in unsere Häuser zieht, das alltägliche Leben dadurch geheiligt und gehoben und auch jedes andere häusliche Mahl zu einem Mahl des Herrn gemacht wird, bei welchem Große und Kleine von dem Frieden seines Abendmahles berührt und durchdrungen sind, wenn auf diese Weise

die Kräfte der zukünftigen Welt in dem großen Teſtament Chriſti ſichtbar werden und von ihm aus in unſer Leben überſtrömen, dann, ja dann wahrlich wird Niemand, der das erfährt, an der Kraft und an dem Segen des Sakramentes zweifeln, immer mächtiger und dringender wird der Zug des Herzens zur heiligen Feier uns treiben, und Jeder, der dieſen Zug des Herzens empfindet, wird immer wieder die Wahrheit der koſtbaren Verheißungen an ſich erfahren, die Chriſtus uns gegeben hat, als er ſprach: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig, ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch iſt ſanft, und meine Laſt iſt leicht. — Selig ſind, die da hungert und dürſtet nach der Gerechtigkeit, denn ſie ſollen ſatt werden. — Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausſtoßen."

## 36. Das ewige Leben.

Der Glaube an das ewige Leben ſeit Jahrtauſenden ein Quell des Segens. Materialiſtiſche Läugnung der Unſterblichkeit mit ihren Conſequenzen. Der Geiſt über der Natur. Beginn des ewigen Lebens ſchon im Diesſeits der beſte Weg zur Gewißheit. Sonſtige ſogenannte Beweiſe der Unſterblichkeit. Verheißungen Chriſti. — Bilder der Bibel über das Wie des zukünftigen Lebens. Fortleben der Perſönlichkeit, Wiederſehen, Vergeltung in der Ewigkeit.

Wenn wir uns im Geiſt in jene Zeiten zurück verſetzen, da das Chriſtenthum mit ſeiner bei den Juden verhaßten, bei den Heiden verſpotteten Predigt von einem gekreuzigten Weltheiland es unternahm die gewaltigen Mächte der Welt zu beſiegen und die Götzentempel über den Haufen zu ſtürzen, wenn wir ſehen, wie der verachtete Nazarener eine Nation nach der andern mit ſeinem Geiſte überwindet, und bald die ſtolzeſten Herrſcher der Erde zu ſeinen Füßen liegen, ſo kommt uns leicht die Frage, was es eigentlich an dem Chriſtenthume geweſen iſt, das ihm ſolche Gewalt über die Herzen verlieh, was es ſo unüberwindlich, ſo lebenskräftig, ſo ſiegesgewiß machte und ihm den Erd-

kreis unterwarf. Im Allgemeinen werden wir nicht zögern zu antworten, daß es eben seine innere Wahrheit und Göttlichkeit, sein Ursprung aus wirklicher Offenbarung und seine gottgegebene Bestimmung war, was ihm den Sieg über altgewordene und einseitige Religionsformen verschaffte. Aber sehen wir näher zu, untersuchen wir den Inhalt des christlichen Glaubens im Einzelnen, und vergleichen wir damit die Aussagen der damals lebenden Heiden, so springen alsbald einzelne besonders hervorragende Ideen in's Auge, die jedenfalls in erster Linie und in vorzüglichem Maße dazu beigetragen haben die Welt zu christianisiren. Welchen unendlichen Jubel erregte doch bei allen Unterdrückten, Armen, Elenden, welchen Anklang fand bei den unzählbaren Sklaven der damaligen Zeit allein schon die christliche Idee einer allgemeinen Verbrüderung und Gleichheit aller Menschen vor Gott! Welche Bewunderung flößte selbst den Gegnern die selbstverläugnende, opferbereite Liebe ein, womit die Christen sich unter einander, womit sie aber auch ihre Feinde liebten, und welchen ungeheuren Einfluß auf den Glauben und das Leben übte die Ueberzeugung, daß in Christo das Urbild aller Vollkommenheit, das Ideal der Menschheit erschienen sei, und der unsichtbare Gott sich damit unwidersprechlich klar geoffenbart habe! Gewiß, es waren weltbewegende Ideen, welche in dieser Gestalt dem Christenthume die Herzen bereiteten. Aber außer diesen und mindestens mit derselben Gewalt wie sie, zeitweise aber sie alle überragend und überflügelnd, tritt noch eine andere christliche Glaubenswahrheit in den Vordergrund des damaligen Kampfes mit dem Heidenthum, das ist der Unsterblichkeitsglaube, der Glaube an das ewige Leben. Ohne Zweifel, dieser Glaube war es vor allem, welcher den Christen eine solche unwiderstehliche Kraft der Begeisterung, einen solchen unerhörten und unvergleichlichen Todesmuth, eine solche Sterbensfreudigkeit im Angesichte der ausgesuchtesten Folterqualen verlieh. In diesem Glauben fanden zarte Kinder, schwache Frauen, gebrechliche Greise die Kraft, das Schwerste und Schrecklichste mit heiterer Miene, mit fröhlichem Herzen zu erdulden. Von ihren zeitlichen und ungerechten Richtern appellirten sie an das gerechte Gericht des allwissenden

Gottes, über die vergänglichen Qualen des Feuers oder unter den Zähnen wilder Thiere tröſteten ſie ſich mit der unvergänglichen Herrlichkeit des anderen Lebens, und alle die Blutzeugen der chriſtlichen Kirche, die Petrus, Paulus, Jakobus, Ignaz, Polykarp, Pothinus, Blandina, Perpetua, Pontikus, und wie ſie ſonſt heißen mögen, ſie alle erwarteten mit einer ſolchen Gewißheit und Zuverſicht, mit einer ſo hinreißenden Gewalt der Ueberzeugung den Eingang in das Reich der Herrlichkeit, daß dieſer Glaube förmlich anſteckend wirkte und unter den Widerſtrebenden ſelbſt immer neue Anhänger erwarb. Das Blut der Märtyrer wurde der Same der Kirche, aber die Keimkraft dieſes Samens lag in jenem unwiderſtehlich mächtigen Glauben an die perſönliche Unſterblichkeit. Alles, was Heiden und Juden an Ahnungen, Hoffnungen und Verheißungen in dieſer Richtung gehabt hatten, das erſchien gegen die Gewißheit des chriſtlichen Glaubens wie trübe Dämmerung neben dem ſiegreichen Glanze eines neuen Tagesgeſtirnes. Bis in die unterſten Schichten des Volkes drang jetzt das Licht, welches bisher nur einzelne Weiſe auserwählten Kreiſen in der Form von Myſterien und Symbolen geheimnißvoll gezeigt hatten, bis in die entlegenſte Hütte und bis in die fernſten Kreiſe trug man damit einen neuen, wunderbar wirkſamen Antrieb und Sporn zu heiligem Wandel, und die Gewiſſenhaftigkeit im Dienſte des allgegenwärtigen Gottes, des Richters der Lebendigen und der Todten, wurde in einer Weiſe geſchärft und geübt, deren Strenge die heidniſche Welt bald mit Bewunderung, bald mit Abſcheu erfüllte. Und ſo iſt es fort und fort gegangen durch alle Zeiten der chriſtlichen Kirche, der Glaube an das ewige Leben erſchien immer als das herrlichſte Kleinod der Kirche, als der ſüßeſte Troſt des Chriſtenthums, als der nothwendige Schlußſtein in dem Gewölbe der chriſtlichen Glaubenslehre. Alle Kirchenväter ſind voll von Zeugniſſen für die Herrlichkeit, Größe und Wahrheit dieſes Glaubens, alle Gottesdienſte, alle Lieder der Chriſten hallen aus in dieſen Schlußakkord der Hoffnung, alle großen Zeugen der Wahrheit werfen das Gewicht ihres Wortes in die Wagſchale für dieſe Lehre. Auch die Reformatoren ſtanden unerſchütterlich hierin feſt und

trotzten der Gewalt des Papstes und des Kaisers, wie den Drohungen aller Feinde in der Gewißheit, daß, was auch die Gegenwart und die Mächte der Welt ihnen schaden möchten, es nach allem Streit und Kampf ein Reich des ewigen Friedens und des gerechten Gerichtes gebe. So fand man nach Melanchthons Tode auf seinem Schreibtische ein Blatt, auf welchem er in lateinischer Sprache sich dasjenige aufgezeichnet hatte, womit er sich bei allen Widerwärtigkeiten zu trösten pflegte. Zur Rechten stand: „Du wirst in das Licht kommen, du wirst den Sohn Gottes anschauen; du wirst jene wunderbaren Geheimnisse erlernen, welche du in diesem Leben nicht hast verstehen können, z. B. warum wir so erschaffen sind, und wie die Vereinigung der Naturen in Christo beschaffen ist"; zur Linken: „Du wirst von der Sünde ablassen, du wirst von allen Mühseligkeiten befreit werden und von der Wuth der Gegner."

Gegen diesen allgemeinen Glauben der gesammten Christenheit aller Zeiten sind Widersprüche und Ausnahmen einer entgegengesetzten Ueberzeugung verhältnißmäßig selten vorgekommen. Man nahm immer ziemlich sicher an, der Glaube an die Unsterblichkeit gehöre zu den sichersten und unverlierbarsten Bestandtheilen menschlich edler Gesinnung überhaupt, da ja die Besten unter den Heiden, ein Sokrates, ein Plato, ihn auch gelehrt hatten. Seit einigen Jahrzehnten hat sich das geändert. In Folge der materialistischen Lehren ist ein tiefer Zweifel in die Herzen unzählig Vieler eingezogen, und jeder Kenner des Volkes weiß, in wie weiten Kreisen er Wurzel geschlagen und Verbreitung gefunden hat. Es sind hauptsächlich einige naturwissenschaftliche Erkenntnisse, auf welche er sich gründet, und mit denen er sich zu rechtfertigen sucht. Lassen wir diese Gedanken einmal voll und ganz zu Worte kommen, damit wir sie ernstlich und gründlich prüfen können.

Die Naturwissenschaft, sagt der Materialismus, hat uns gelehrt, daß die Materie oder der Stoff unzerstörbar ist, daß die Menge und die Qualität der Grundstoffe in der Welt ewig unveränderlich dieselbe bleibt. Nicht das kleinste Atom kommt hinzu oder geht verloren. Bei allen Veränderungen in der Natur,

in der unorganischen wie in der organischen, also auch bei allen lebendigen Wesen ändern sich nur die Formen und die Verbindungen, in welche die kleinsten Stofftheile (Atome) zu einander treten. Der Kohlenstoff, der im Holze ist, ändert seine Natur nicht bei der Verbrennung, er geht nur eine neue Verbindung ein und kann von dem Naturforscher in dieser neuen Verbindung wieder aufgefunden und nachgewiesen werden. „Ein Eisentheilchen ist zuverlässig dasselbe Ding, gleichviel ob es im Meteorstein den Weltkreis durchzieht, oder im Dampfwagen auf den Schienen dahinschmettert, oder in der Blutzelle durch die Schläfen eines Dichters rinnt.“*) Der Mensch aber verwandelt sich beständig und nimmt immer wieder neue Stoffe aus der umgebenden Welt in seinen Körper auf, so daß er nach einer Reihe von Jahren gar nicht mehr dieselben Stoffe in sich trägt, wie früher, ja während seiner Erdenlaufbahn trägt ein Jeder gewissermaßen einen Leib nach dem andern, weil er allmählich und in einer bestimmten Reihe von Jahren ganz neue und andere Stofftheile in sich aufgenommen, die alten aber abgelegt hat. Daß trotz dieses Stoffwechsels die Persönlichkeit, das Ich des Menschen dasselbe bleibt, das will der Materialismus daraus erklären, daß die Stoffe immer in derselben Form sich zusammensetzen. Im Tode aber zerfällt der Leib in seine materiellen Bestandtheile, welche sammt und sonders ohne Ausnahme wieder in den Kreislauf des Stoffes eintreten, die einen werden zur Erde, die andern gehen über in Pflanzen oder Thiere, ja vermittelst dieser beiden letzteren, welche von Menschen gegessen werden, kommen die Stofftheile aus dem Leibe todter Menschen wieder in den Organismus von Lebenden, so daß also dasselbe Atom in wer weiß wie vielen Pflanzen und Thier- oder Menschenleibern gewesen ist, bis es denselben Kreislauf wieder von neuem beginnt. Von einer Auferstehung des Leibes also in dem Sinne, daß wieder dieselben Stoffe denselben Leib bilden, der einstmals auf Erden lebte, kann schon darum nicht die Rede sein, weil diese Stoffe in sehr verschiedenen Leibern nach einander gewesen sind, und wiederum der einzelne Mensch während seines Erden-

*) Dubois-Reymond.

lebens auch seinerseits sehr verschiedene Leiber getragen hat. Der Geist aber, sagt die materialistische Weisheit nun weiter, von dessen Unsterblichkeit ihr redet, ist nichts anderes, als das Phosphoresciren des Gehirns, er ist nur eine Eigenschaft des Stoffes, eine Kraft, die nothwendig an materielle Bestandtheile gebunden ist, ein Geist ohne Leib ist also undenkbar und unmöglich, und folglich muß mit dem Augenblick, wo der Körper im Tode sich in seine Bestandtheile auflöst, auch der sogenannte Geist verfliegen und vergehen. Die persönliche Unsterblichkeit ist eine Illusion, die hervorgerufen ist durch die Träume, in welchen verstorbene Menschen den Lebenden als lebendig erschienen. Diese Phantasien des Schlafes hat man für reelle Wirklichkeit genommen, und so ist es gekommen, daß die Menschheit zu allen Zeiten von einer Unsterblichkeit des Einzelnen geträumt hat, während in Wahrheit nur die Stoffe des Weltalls unsterblich und unvergänglich sind, nicht aber die einzelnen zufälligen Verbindungen, und wären es selbst menschliche Personen, in welchen sie sich zusammengefunden haben.

Das ist die Lehre des Materialismus, wie sie einem Todeshauche gleich sich in bald feinerer, bald roherer Gestalt allmählich über Tausende unserer Zeitgenossen verbreitet und stellenweise sogar eine Art von gemeinsamem Glaubensbekenntniß erzeugt hat. So prangte eine Zeit lang über dem Kirchhofsportal der freien Gemeinde in Berlin die Inschrift: „Schafft hier das Leben gut und schön, kein Jenseits ist, kein Auferstehn.“*) Und in roherer Gestalt, ohne Hülle ausgesprochen, lautet dieses neue Evangelium des Fleisches also: Der Mensch ist das, was er ißt und trinkt. Je kräftigere und bessere Nahrung er zu sich nimmt, desto besser und kräftiger ist sein Geist. Wenn er aber stirbt, so ist Alles aus, Moder und Verwesung ist das Letzte von ihm. Darum ist es thöricht, sich Gedanken zu machen über das, was nach dem Tode kommen wird, denn wenn wir überhaupt nicht mehr sind, so werden wir auch nichts mehr empfinden. Der

*) Anmerkg. Es ist aber bezeichnend für die Haltlosigkeit dieser Lehre, daß selbst die freie Gemeinde im Februar 1880 die Beseitigung der Inschrift beschlossen hat.

Tod ist ein ewiger Schlaf, ohne Träume und ohne Aufwachen. Folglich kann es nur darauf ankommen, das Leben möglichst raffinirt zu genießen, die kurze Zeit des Daseins möglichst auszukaufen und diejenigen Freuden, die einem jeden den höchsten Genuß gewähren, in möglichst reichem Maße sich zu bereiten. Bei Einigen werden das auch geistige Freuden sein, bei Andern nur sinnliche. Das ist Geschmackssache, ein Jeder muß zusehen, wie er aus seiner Spanne Zeit für sich den größten Genuß herausschlägt. „Mir geht nichts über mich selbst, sagt einer der gelehrten Apostel dieser Anschauung,* Liebe, Tugend, Sittlichkeit, Gesetzlichkeit sind nur fixe Ideen, ich selbst bin die Menschheit und thue nichts für das Wohl einer andern Menschheit. Thor, der du dich aufspreizest, für eine andere Menschheit leben zu wollen, als du selbst bist! Ein Mensch ist zu nichts berufen und hat keine Aufgabe, keine Bestimmung, so wenig als eine Pflanze oder ein Thier einen Beruf hat. Die Blume folgt nicht dem Berufe, sich zu vollenden, sondern sie wendet alle ihre Kräfte auf, die Welt, so gut sie kann, zu genießen und zu verzehren, d. h. sie saugt so viel Säfte der Erde, so viel Luft des Aethers, so viel Licht der Sonne ein, als sie bekommen und beherbergen kann. Der Vogel lebt keinem Berufe nach, aber er gebraucht seine Kräfte so viel es geht: er hascht Käfer und singt nach Herzenslust. So auch der Mensch: einen Beruf hat er nicht, aber er hat Kräfte, die sich äußern, wo sie sind, und so wenig unthätig verharren können als das Leben. Wie die Rose von vornherein wahre Rose, die Nachtigall stets wahre Nachtigall ist, so bin ich nicht erst wahrer Mensch, wenn ich meinen Beruf erfülle, meiner Bestimmung nachlebe, sondern ich bin von Haus „wahrer Mensch". Bin ich aber der Mensch, und habe ich ihn in mir gefunden, so ist auch alles „wahrhaft Menschliche" mein. Alles ist mein eigen, darum hole ich mir wieder, was sich mir entziehen will, d. h. ich bin Egoist, mir hat nichts Werth als ich selber."

Es ist wahr, in dieser furchtbaren Rohheit, in dieser Grausen erregenden Consequenz werden die Lehren des Materialismus

*) Max Stirner, der Einzige und sein Eigenthum.

nicht oft ausgesprochen, aber wissen wir nicht, daß sie in dieser Gestalt nur zu leicht einen lauten Widerhall in den Herzen aller sinnlichen und selbstsüchtigen Menschen finden? Und sind diese Lehren nicht in Wahrheit wie darauf angelegt, die Menschheit zum rohesten Egoismus zu führen, ja gegen jedes Verbrechen gleichgültig zu machen? Man kann mit Sicherheit voraussagen, daß, wenn ein Zeitalter ganz in diesen Ansichten aufginge, eine neue Zeit der Barbarei über die Menschheit hereinbrechen, und, wie der Dichter sagt, „die Bestialität sich gar herrlich offenbaren" würde. Der Gedanke liegt doch jedem Menschen sehr nahe, daß es nichts besonders Schlimmes wäre, um Geld und Gewinn und Genuß das Leben anderer zu vernichten, wenn sie nur Fleisch, nur Anhäufungen des Stoffes sind. Selbst jene Massenmörder deren einer auch in unsrer Nähe sein verruchtes Handwerk getrieben, dürften sie nicht bei diesem Stoffglauben sich vor sich selbst gar leicht mit dem Gedanken trösten, daß sie ihren Opfern ein schnelles Ende bereitet und nichts gethan haben, als einige Stoffverbindungen menschlicher Leiber dem Kreislauf der Natur etwas eher als gewöhnlich zurückzugeben?

Wahrlich eine Lehre, die zu solchen Consequenzen treibt, die, wenn sie zur Herrschaft gelangte, die Menschheit auf die Stufe des Thieres zurückwerfen würde, kann nicht die Wahrheit sein! Irgendwo muß in ihren Behauptungen ein Irrthum, in ihren Rechnungen ein Fehler stecken, und diesen zu entdecken und nachzuweisen, muß die nöthigste Aufgabe jedes Freundes der Wahrheit sein. Uns scheint es, daß er in jener Behauptung liegt, die den Geist nur für ein Produkt des Stoffes erklärt. Was die Naturwissenschaft über den Kreislauf der Materie lehrt, das mag richtig sein und mag durch das Experiment, durch Wage und Mikroskop bewiesen werden können, aber ist es wirklich wahr, daß das Wesen des Geistes auf dem Wege empirischer Forschung gefunden, daß das Gemüthsleben der Seele als bloßes Resultat von Nervenschwingungen und elektrischen Strömen begriffen werden kann? Gewiß liegt hier einer der Grundfehler und Grundirrthümer des Materialismus. Der Geist ist und bleibt nun einmal etwas anderes als der Stoff, und es ist einfach nicht

wahr, wenn gesagt wird, daß nur im Gehirn des Menschen, nur als Produkt der Nerven oder Zellen Geist erzeugt werde. Lebt denn nicht vor unsern Augen auch in dem Universum ein uns verwandter Geist? Können wir nicht — wie Oersted gezeigt hat — durch bloße Arbeit unsres Geistes, durch Rechnung und Schlüsse aus bekannten Naturgesetzen andere ableiten, die wir später in der Erfahrung wirklich vorfinden? Es gelten also die Denkgesetze, nach welchen wir unsere Folgerungen machen, auch in der Natur selbst, es waltet in der Welt auch ohne Gehirnzellen und Nervenknoten jene große geistige Ordnung, die auf einen weisen Plan, auf eine ewige Vernunft in den Dingen hinweist (vgl. oben S. 144 und 164). Selbst materialistische Forscher gestehen, es sei sehr wohl denkbar, daß es auch außerhalb unseres Planeten denkende Wesen gebe, da nicht einzusehen sei, warum nicht gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen sollten. „Auch die körperliche Bildung ihrer Organe, sagt der Materialist Büchner, muß im Wesentlichen dieselbe sein, wenn auch vielleicht im Einzelnen verschieden, je nach Beschaffenheit und Einwirkung der äußeren Umstände. Doch können auch innerhalb der vorhandenen Kräfte und Stoffe so manchfache Combinationen und Modifikationen möglich sein, von denen wir hier keine Ahnung besitzen, daß man hier alsbald das Gebiet der Vermuthung betritt." Wie merkwürdig ist dies Geständniß eines Stoffgläubigen! Also es ist richtig: wir besitzen auf dieser Erde keine Ahnung von den Combinationen und Modifikationen, welche auch der Stoff erleiden kann, um andere Organismen, andere Leiber, andere Wesen hervorzubringen. Wir fragen billig: Liegt denn in diesem Zugeständniß nicht zugleich die Anerkennung, daß wenigstens die Möglichkeit einer persönlichen Fortdauer des Geistes nicht bestritten werden kann? Ueber das eigentliche Wesen des Stoffes weiß bekanntlich die Naturwissenschaft noch bis heute absolut nichts; nicht einmal ob die Materie continuirlich oder diskret zu denken sei, auch nicht, was eigentlich das Wesen des Aethers, mithin also auch des Lichtes ausmache, weiß sie. Ebensowenig ist es ihr bisher gelungen, das Leben selbst zu erklären oder als Produkt mechanischer Ursachen nachzuweisen. Und so lange man

über solche Grundfragen noch im Dunkeln tappt, will man die Dreistigkeit haben zu behaupten: Der Geist ist an den irdischen Leib gebunden und kann unter keiner Bedingung und in keiner andern Form mehr als derselbe d. h. als persönlicher fortbestehen? Uns will bedünken, die besonnene Naturwissenschaft könne hier weiter nichts sagen als: Ich weiß es nicht. Das aber ist für den Glauben auch genug. Denn grade da, wo die Wissenschaft aufhört, fängt der Glaube an. Nur wenn die Wissenschaft uns überzeugend beweisen könnte: Eine persönliche Unsterblichkeit ist absolut unmöglich, würden wir als denkende und vernünftige Wesen genöthigt sein, jede Hoffnung dieser Art aufzugeben. Aber so liegt, wie gesagt, die Sache durchaus nicht. Im Gegentheil fehlt es nicht an hocherleuchteten Forschern ersten Ranges, welche wie z. B. Oersted, umgekehrt lehren, daß alle Natur als eine Hervorbringung des schaffenden Geistes erkannt werden muß, daß das Geistige das Schöpferische, und das Körperliche das Hervorgebrachte ist, wie auch Schiller sagt:

Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Wer an Gott glaubt als an den schaffenden und erhaltenden ewigen Geist, wer diesen Gottesgeist in der Natur wahrnimmt und sein allmächtiges Walten über dem Stoffe anerkennt und verehrt, für den kann der Gedanke, daß auch der Menschengeist höher steht als sein leibliches Organ, und noch etwas anderes ist als bloße Blüthe der Materie, nichts Befremdendes und Unglaubliches haben. Man kann daher sagen, daß der Glaube an die Unsterblichkeit durchaus auf dem Glauben an Gott ruht. So hat auch Christus ihn begründet, als er den sadducäischen Zweiflern auf ihre Frage wegen der Auferstehung antwortete: „Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, ihm leben sie alle“ (Luc. 20, 38). In diesem Gedanken liegt für den religiösen Menschen ein unendlicher Trost. Weil wir Gottes Allmacht, Weisheit und Liebe kennen, dürfen wir ihm mit kindlicher Ergebung und Zuversicht auch unser künftiges Loos anheimstellen, ebenso wie wir an den Särgen unsrer Lieben ihr unsterbliches Theil getrost und mit freudiger Hoffnung ihm als dem Vater der Liebe befehlen. In dieser Gesinnung

sind auch heutzutage alle wahrhaft religiösen Menschen einig, und selbst Viele von denjenigen, welchen über ihren naturwissenschaftlichen Arbeiten, und weil sie alle Zweifelsgründe kennen, der Glaube an persönliche Unsterblichkeit einigermaßen unsicher und schwankend geworden ist, haben doch so viel Vertrauen zu Gottes Weisheit und Liebe, daß sie dem Tode ruhig und ergeben entgegensehn. So sagt der große Chemiker J. v. Liebig darüber höchst bezeichnend also: „In der Natur ist Alles nach ewigen und unwandelbaren Gesetzen so wohl geordnet, daß, was auch immer nach dem Tode aus uns werden mag, sicherlich das Beste daraus wird, was unter den gegebenen Umständen daraus werden kann." Das ist freilich sehr zurückhaltend und beinah zweifelnd gesprochen, aber es ist der Ausdruck derjenigen Ansicht, welcher gegenwärtig Unzählige unserer Zeitgenossen huldigen. Sie glauben und hoffen, aber sie können sich nicht von allen Bedenken und Zweifeln losmachen. So erwarten sie in Resignation und Geduld die große Stunde, da der Schleier fallen und die Gewißheit aufgehen wird, ähnlich wie auch Lessing gedacht hat: „Warum nicht das andere Leben so ruhig erwarten wie man den andern Tag erwartet?" Oder wie jener Römer, der sich tröstete: „Finde ich mich nach dem Tode wieder, so ist's ein frohes Wiedersehen." Der Christ aber kennt und erstrebt doch noch eine höhere und zuversichtlichere Art der Ueberzeugung und der Hoffnung. Seine Aufgabe besteht darin, das ewige Leben auf der Erde zu beginnen und schon hienieden in der Ewigkeit zu leben. Wer das thut, wer also mit Ernst und Eifer nach seiner Heiligung ringt, wer das verborgene Leben der Seele mit Gott beständig führt, der wird auch von den Zweifeln des kalten, grübelnden Verstandes immer weniger angefochten und seiner bleibenden Gemeinschaft mit Gott immer gewisser werden. Denn Gott hat dem Menschen die Ewigkeit in das Herz gelegt, sie ragt hinein in diese irdische Welt, und wir können sie mit dem Auge des Glaubens schauen und mit dem Arm der Liebe an uns ziehen. Ja, das neue Testament ermahnt uns gradezu: „Ergreift das ewige Leben!" Wie uns die Stimmen der Weltluft ihrerseits zurufen: „Ergreift das Vergängliche, ehe es ver-

geht, nützet den Augenblick, ehe er verfliegt!" In dieser verschiedenen, ja entgegengesetzten Mahnung liegt ein Fingerzeig für uns, wie wir mehr und mehr zur Gewißheit des ewigen Lebens kommen können. Es wird schwerlich geschehen durch bloßes Abwägen aller Verstandesgründe, aller sogenannten Beweise für und wider die Unsterblichkeit. Mit solchen Gründen und Beweisen geht es einem gewöhnlich so, daß bald der eine, bald der andere stichhaltig oder hinfällig erscheint. Es ist wie mit dem Glauben an Gott selber: Wenn das Herz den Ewigen nicht hat, wenn er nicht in der Seele lebt und wohnt, dann helfen alle Beweise für sein Dasein in der Regel gar nichts. So muß auch das ewige Leben in uns begonnen haben, wenn wir seiner froh und gewiß werden wollen. Der Mensch hat immer die Wahl, wofür er sich entscheiden will, ob für das Vergängliche oder für das Ewige. Folgt er der Stimme von unten, entscheidet er sich für das Sinnliche und greift nach dem Vergänglichen, so streckt die Vergänglichkeit ihre tausend Arme nach ihm aus, um ihn an sich zu ziehen, und bildet allmählich sein Wesen um zu etwas Vergänglichem, wie sie selber ist. Der Mensch, der nur im Diesseits lebt und wurzelt, jagt einem Schatten nach, sein eignes Dasein wird nach und nach nur wie ein großer Schatten, denn Alles, was er liebt, schwindet ihm mit der Zeit unter den Händen, alle Lust der Welt vergeht, und wer sein Herz daran gehängt hat, der vergeht mit ihr, alle Freuden der Erde werden zuletzt schaal und bitter, erquicken und erfreuen desto weniger, je länger sie genossen, je gründlicher sie ausgekostet werden. Mit jedem Genuß stumpft die Empfänglichkeit dafür sich ab, und der Mensch, der nur am Eitlen hängt, kommt zuletzt zu dem Bekenntniß: „Alles ist eitel." Das ist der Fluch des Dienstes der Vergänglichkeit. Einem Solchen wird naturgemäß schon die bloße Vorstellung des zukünftigen Lebens immer unangenehmer und widerwärtiger, der geheime Wunsch entsteht in ihm, es möchte doch lieber keine Ewigkeit geben, und aus diesem Wunsche wächst der entschiedene Unglaube hervor, welcher spricht: Es giebt auch keine. — Aber wie der Schatten, der an sich wenig oder nichts ist, immer einen wirklichen Körper voraussetzt, der ihn wirft,

so setzt das vergängliche Leben ein wahres und ewiges Leben voraus, worin es begründet ist, und welches sich in ihm offenbart. Entscheidet sich nun der Mensch in seinem ganzen Charakter und Wesen für das wahre und ewige Leben, ergreift er es, wie die Schrift sagt, so wird er auch seinerseits von demselben ergriffen, gehoben und getragen. Wenigstens in seinen besseren Stunden macht er dann die Erfahrung, daß die Kräfte der zukünftigen Welt sich in ihm regen, daß das Ewige ihn beherrscht und durchströmt. Ein solcher Mensch trägt in sich selbst das Zeugniß, daß er nicht in dem Vergänglichen, sondern in der Ewigkeit gewurzelt ist, und je kräftiger dieses höhere Leben sich in ihm regt, mit um so klarerer Gewißheit weiß er, daß es kein Traum ist, der ihn getäuscht hat, sondern daß dies das eigentlich Wirkliche und das wahre Wesen der Dinge ist. „Jedesmal also, daß du in deinem Herzen unterscheidest zwischen dem, was angenehm und dem, was Recht ist, jedesmal, daß du dir selbst sagst: Diese Lust, diesen Vortheil, diese Bequemlichkeit möchte ich gern gewinnen und genießen, aber ich darf es nicht, weil es Unrecht ist; diese Pflicht ist mir schwer zu erfüllen, diese Opfer sind mir kostbar, ich bringe sie ungern, aber ich soll es thun, denn es ist Recht: dann hast du hiermit ein Gesetz anerkannt, das nicht sinnlichen oder zeitlichen Ursprungs ist, und jedesmal, wo du diesem Gesetze gehorchest, irdische Lust und irdischen Gewinn um der Gerechtigkeit willen verläugnest, empfindest du die starken Kräfte des ewigen Lebens sich in dir regen. Jedesmal, wo du mit Sanftmuth dem Bösen, welches dir Menschen zufügen, begegnest, jedesmal, wo du mit Geduld dem Uebel, welches über dich verhängt wird, entgegentrittst, Sorgen und Schmerzen bezwingst und deine Seele ruhig und fest unter den Schlägen des Schicksals bewahrst, ist eine Kraft in dir, die die Welt überwindet, es ist das Ewige, welches die Seele stärkt, sowohl die unreine Herrlichkeit des Zeitlichen zu verschmähen, als die kurzen Drangsale desselben zu ertragen."

Dies ist der rechte Weg, wie der Christ aller Zweifel über seine Zukunft Herr werden soll. Daneben mag denn auch der Verstand hören und überlegen, was die Weisesten und Besten

unſeres Geſchlechtes je und je geſagt haben, um die Unſterblichkeit zu beweiſen, nur daß man dieſe Gründe des ſuchenden und forſchenden Verſtandes nicht zu einſeitig betone, oder ſie gar für das eigentliche Fundament des Unſterblichkeitsglaubens halte, denn Ahnung des gläubigen Gemüthes und Hoffnung des liebenden Herzens gelten auf dieſem Gebiete mehr, als alle Beweiſe des Verſtandes. Auf das Herz, auf die innere Stimme weiſt uns auch der Lieblingsdichter unſeres Volkes, wenn er ſagt:

Es iſt kein leerer ſchmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne der Thoren,
Im Herzen kündet es laut ſich an:
Zu was Beſſrem ſind wir geboren,
Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht.

Faſſen wir aber alle jene Beweiſe für Unſterblichkeit, welche ſeit alten Zeiten aufgeſtellt wurden, einmal in's Auge, ſo laſſen ſie ſich kurz in folgende Sätze zuſammenfaſſen: Die menſchliche Seele iſt mehr als der Leib, der Geiſt iſt der Herrſcher über das ſinnliche Triebleben, er kann, wenn er will, dieſes ganze ſinnliche Daſein ſogar freiwillig vernichten, um ſich ſelbſt und ſeine Freiheit zu behaupten. Damit erhebt der Menſch ſich über das Thier; in ſeinem Denken und Wollen beſitzt er ſich ſelbſt als ſein eigenſtes Eigenthum, während das Thier vielmehr von ſeinem thieriſchen Weſen beſeſſen und gleichſam gefangen gehalten wird. Der Menſchengeiſt ſteht alſo über der ſinnlichen Natur als ein Geiſt aus einer höheren Ordnung der Dinge, als ein Bürger aus der anderen Welt. Dieſen Beweis nennt man den pſychologiſchen. — Ferner iſt der Menſch ein ſittliches Weſen. Es liegt in ſeiner Idee und ſeiner Beſtimmung als Menſch, daß er in der vollendeten Sittlichkeit auch das höchſte Glück finde. Nun aber iſt das irdiſche Leben unvollkommen, die Tugend wird oft verachtet und ſitzt im Elend, das Laſter wird geehrt und genießt die Güter der Welt, äußere Leiden bedrücken oft in furchtbarer Weiſe auch die innere Freudigkeit des guten Menſchen, es muß alſo eine Ausgleichung geben zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit, zwiſchen Laſter und Strafe. Dieſe Ausgleichung tritt

hienieden niemals völlig ein, also fordert die Gerechtigkeit ihre Verwirklichung in einem zukünftigen Leben. Das ist der moralische Beweis. — Drittens: Die ganze Natur zeigt, daß alle Wesen in ihrer Art vollkommen sind, sich selbst genügen und sich mit Freude in den Schranken ihres eignen Wesens bewegen. Trieb, Anlage, Neigung auf der einen Seite, und Bestimmung, Verwirklichung des Triebes auf der andern Seite entsprechen sich bei allen Geschöpfen. Nur der Mensch trägt einen Zwiespalt in sich zwischen seiner höheren sittlichen Bestimmung und der traurigen Wirklichkeit seines sündigen, unvollkommenen Wesens, nur der Mensch strebt seiner Natur nach über sich selbst, über das Gegebene und Vorhandene hinaus einer ewigen Bestimmung, einer höheren Vollkommenheit nach. Dieser Zug in uns wäre unerklärlich und widersinnig, wenn er nicht seine Befriedigung fände in einem anderen Leben. Das ist der teleologische Beweis. — Endlich, wir glauben an einen Gott, der die Liebe ist. Liebe besteht in Gemeinschaft der Geister. Der ewige Geist kann die Geschöpfe, in denen er selbst das Bewußtsein der Ewigkeit geweckt und die Liebe zu ihm selber entzündet hat, nicht erbarmungslos wieder in das Nichts zurückstoßen, nachdem er sich ihnen offenbaret und das ewige Leben ihnen gezeigt hat. Der erste bewußte Gedanke der Ewigkeit im Menschengeiste ist selbst schon der Anfang eines ewigen Lebens, weil er der Anfang einer Liebesgemeinschaft mit Gott ist. Das ist der metaphysisch-religiöse Beweis für die Unsterblichkeit.

In der einen oder andern Form kehren diese Gedanken fast bei allen Völkern von einiger Bildung wieder, zum starken Zeugniß dafür, daß sie einem tiefen Bedürfniß des menschlichen Herzens entsprungen sind und einer gesunden Weise des menschlichen Denkens entsprechen. Wer aber auf alle Gegengründe hören will, welche der Unglaube gegen sie geltend macht, wird bald erfahren, daß die eigentliche Gewißheit des ewigen Lebens auf dem Wege des bloßen Denkens nicht gefunden wird. Die freudige Zuversicht, welche aus dem tiefen und innigen Gottesglauben wie von selbst hervorquillt, pflegt jene Gedankenwege nur selten zu betreten, und doch wie überzeugungsvoll und wie überzeugend

ſind die Verheißungen, welche aus ihrem Munde kommen! In dieſer Weiſe belehrt uns Chriſtus und das Evangelium:

Joh. 14, 2. 3. In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Wenn es nicht ſo wäre, ſo wollte ich es euch ſagen. Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten, und ob ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, ſo will ich doch wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr ſeid, wo ich bin.

Joh. 17, 24. Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir ſeien, die du mir gegeben haſt, daß ſie meine Herrlichkeit ſehen, die du mir gegeben haſt, denn du haſt mich geliebt, ehe denn die Welt gegründet ward.

Heb. 13, 14. 4, 9. Wir haben hier keine bleibende Statt, ſondern die zukünftige ſuchen wir. Darum iſt noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.

Röm. 8, 18. Ich halte es dafür, daß dieſer Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth ſei, die an uns ſoll geoffenbaret werden.

1. Cor. 2, 9. Das kein Auge geſehn und kein Ohr gehört hat und in keines Menſchen Herz gekommen iſt, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.

Offenb. 14, 13. Und ich hörte eine Stimme vom Himmel zu mir ſagen: Schreibe: Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben von nun an. Ja der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Wahrlich, das ſind Worte des ewigen Lebens, ſie wenden ſich unmittelbar an das allgemeine menſchliche Gefühl, ſie appelliren an unſer beſſeres Selbſt, an unſere Sehnſucht nach dem Vollkommenen, an unſere menſchliche Beſtimmung zu etwas Höherem, und darum antwortet ihnen kräftig die Stimme in unſerer eigenen Bruſt, und wir haben die mächtige Empfindung, daß ſolche Hoffnungen unmöglich Illuſionen, unmöglich Selbſtbetrug ſein können, daß ſie das Höchſte und Beſte ſind, wozu der Menſchengeiſt ſich aufſchwingen kann, aber nicht krankhafte Phantaſien, die ihn, wenn ſie das wären, entwürdigen und als Spielball thörichter Wünſche erſcheinen laſſen würden. Das Chriſtenthum iſt auch mit ſeiner Unſterblichkeitshoffnung die Erfüllung alles wahrhaft Menſchlichen, alle Ahnungen der Vorzeit ſollen in ihm ſich herrlich vollenden. Darum dürfen uns auch jene Verheißungen Chriſti und ſeiner Apoſtel als die ſchönſten Perlen

des neuen Testamentes gelten, die der größten Verehrung und Liebe werth sind. Wer vermag zu sagen, wie vielen Trost und Frieden, wie viele Seligkeit und wie vielen Opfermuth sie mit ihrer sanften, aber zuversichtlichen Freudigkeit schon über Tausende von Herzen ausgegossen, wie viel Kummer und Thränen sie gestillt, wie viel müde Streiter sie erquickt und gestärkt, wie viel schwankende und zagende Seelen sie zu neuem Lebensmuth und zu neuer Kampfesfreudigkeit angeregt haben! Folgen wir ihnen also getrost! Was den Menschen so sichtbar erhebt und adelt, was ihn in seinem wahren Berufe so stärkt und so freudig macht, das kann keine Täuschung, das muß die Wahrheit selber sein.

Darum zur Ruh mein wild Gemüth,
Nicht alles wird hier Frucht, was blüht,
Du trägst, der Erde stummer Gast,
In dir, was nur der Himmel faßt,
Was für und für so ruhelos
Dich dunkel treibt auf deinen Wegen,
Es ist das erste Flügelregen
Des Falters in der Puppe Schooß.
Dir selbst bewußt kaum ist dein Leid
Ein Heimweh nach der Ewigkeit. —

Es erübrigt uns noch, ein Wort zu sagen über die Vorstellungen, welche wir uns vom Jenseits und von dem zukünftigen Leben zu machen pflegen. Alles, was wir oben (S. 124) über die Art unsrer Gotteserkenntniß gesagt haben, das gilt auch hier: Wir vermögen auch das ewige Leben nur in irdischen Gleichnissen und Bildern zu erkennen. Wie die Raupe, wenn sie denken könnte, doch niemals sich den Zustand und die Lebensweise des Schmetterlings, den sie nie gesehen, und in den sie doch verwandelt werden soll, vorstellen würde, wie der Blindgeborne nie eine Anschauung von der Pracht und Mannichfaltigkeit der Farben gewinnen kann, so viel er auch davon reden hört, so muß auch der Zustand nach dem Tode und das Leben in einer höheren Daseinsform uns dunkel bleiben, so lange wir in den Banden des Irdischen gefangen sind. Alles, was wir davon sagen können, sind nur Bilder, die von irdischen Verhältnissen entnommen sind. Die alten Deutschen hofften mit den Helden der

Vorzeit in Walhalla zusammenzutreffen und malten dieses Himmelsleben mit den Farben ihres kampfgewohnten Daseins aus. Die Indianer sprechen von den ewigen Jagdgründen des großen Geistes, die Muhamedaner von den sinnlichen Genüssen des Paradiesgartens, die Juden hofften eine leibliche Auferstehung, und Paulus setzt 1. Cor. 15 auseinander, wie der Auferstehungsleib dem irdischen Körper nur so gleiche wie die Pflanze dem Samenkorn, er lehrt, daß es irdische und himmlische Körper gebe, und danach hat die christliche Theologie von einem verklärten Leibe der Himmlischen gesprochen, der keiner Sprache bedürfe, um sich verständlich zu machen, weil er als ein reiner und vollkommener Spiegel des Geistes von selbst alle Gedanken von sich ablesen lasse. Der Herr Christus hat es nicht verschmäht, das Reich der Herrlichkeit als eine große Tafel zu schildern, da die Heiden von allen Enden der Welt mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen werden, und hat selbst in der Abschiedsstunde vor seinem Tode die Jünger auf das Wiedersehen vertröstet, da er mit ihnen das Gewächs des Weinstocks abermals, aber neu trinken werde in seines Vaters Reich. Sokrates, der gestorben ist wie ein Christ, schilderte in der Scheidestunde seinen Schülern das Jenseits so ziemlich in den Begriffen und Vorstellungen seines Volkes: Die schwersten Sünder im Abgrund des Tartarus, die Seligen in den Sitzen der Ruhe, die, welche der Vergebung und Reinigung erst noch bedürfen, rastlos umgetrieben, bis sie beides erlangt haben. Die Kirche hat Himmel, Hölle und Fegefeuer sinnlich dargestellt. Es sind offenbar alles Bilder, um das anschaulich und vorstellbar zu machen, was doch seiner Natur nach über alle unsere Vorstellungen hinausgeht. Wir werden aber wohl thun, hierbei uns vor zwei Abwegen zu hüten. Der erste besteht darin, daß man das ewige Leben selbst mit diesen Bildern verwechselt, daß man mit allzu lebhafter Phantasie sich das Jenseits ausmalt, ja, über das Kleinste und über jede Einzelheit desselben belehrt und unterwiesen sein möchte. Zu welchen abenteuerlichen Theorien und Träumen hat doch diese vorwitzige Neugier schon verleitet! Der wohlbekannte Pfarrer Oberlin im Elsässischen Steinthal z. B. glaubte im

Jenseits so genauen Bescheid zu wissen, daß er eine Karte der verschiedenen Himmelsabtheilungen entworfen und in seinem Zimmer hängen hatte, auf welcher er seinen Gemeindegliedern den jedesmaligen Aufenthaltsort ihrer Verstorbenen mit einer bei ihm zur festen Einbildung gewordenen prophetischen Sicherheit zeigte. Zu welchen Ausdeutungen und Phantasien haben ferner auch die biblischen Bilder über die zukünftige Welt schon Veranlassung gegeben! Da muß man an des Paulus Wort erinnern, das wir hier nur im dunkeln Spiegel und räthselhaft erkennen, daß also in Ansehung der Ewigkeit Selbstbescheidung und Zurückhaltung uns ziemen. Aber der entgegengesetzte Abweg ist es, wenn Jemand, weil er die Bildlichkeit aller Aussprüche über das Jenseits erkennt, alle diese Bilder für leere Einbildung, für unnütze Phantasien hält, oder gar das ewige Leben selber läugnet, weil alle Bilder davon unangemessen und irdisch seien. Täuschung und leere Einbildung sind diese Bilder nicht, sie stellen bei aller Mannichfaltigkeit ihrer Formen und Worte doch immer einige große, überall wieder durchbrechende Hauptgedanken, einige allgemein menschliche und in der Vernunft begründete große und wahre Ideen uns vor. Diese Ideen liest der gebildete Mensch aus den Bildern heraus, der weniger im Denken Geübte dagegen erkennt sie nur in der Form der Bilder selbst. Er nimmt das Bild für die Sache, das Gleichniß für die Idee, aber im wesentlichen hat er doch, wenn auch in einer Hülle, die Wahrheit. Ja, es ist eben die Eigenthümlichkeit und der Vorzug dieser Bildersprache, daß sie sich allen Stufen der Erkenntniß anpaßt und Jedem nach seinem Vermögen die Ewigkeit im Spiegelbilde des Endlichen zeigt. Auch wer die Bildlichkeit aller Ausdrücke dieser Art kennt und durchschaut, kann ihrer nicht entbehren, sie verleihen den abstrakten Ideen Farbe, Bewegung und Leben, und sind deshalb aller Frömmigkeit, allem begeisterten Glauben an die Unsterblichkeit eigenthümlich. Vor allen andern sind es die biblischen Bilder von der Ewigkeit, welche einen unvergänglichen Werth für uns haben, weil sie fast ohne Ausnahme in keuschester Zurückhaltung und in schönster Form nur das vom Himmelreiche aussagen, was für alle Zeiten

als der reinste Ausdruck des Glaubens an die Unsterblichkeit gelten kann. So heißt es u. a.:

Dan. 12, 2. Und Viele, so unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen, etliche zum ewigen Leben, etliche zur ewigen Schmach und Schande.

Joh. 5, 28. 29. Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts.

1. Cor. 15, 43. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistlicher Leib. Denn dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit. Wenn aber dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche wird anziehen die Unsterblichkeit, dann wird erfüllet werden das Wort, das geschrieben stehet: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Davon sage ich aber, lieben Brüder, daß Fleisch und Blut nicht können das Reich Gottes ererben, auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche. Siehe, ich sage euch ein Geheimniß; wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden, und dasselbige plötzlich in einem Augenblick, zu der Zeit der letzten Posaune. Denn es wird die Posaune schallen, und die Todten werden auferstehen unverweslich, und wir werden verwandelt werden.

2. Cor. 5, 1. Wir wissen aber, so unser irdisch Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott erbaut, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel.

Pred. 12, 7. Der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.

Mat. 13, 43. Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich. Luc. 20, 36. Sie können hinfort nicht sterben, denn sie sind den Engeln gleich und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung. Mat. 22, 30. In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel.

Offenb. 21, 1—4. Und ich, Johannes, sahe die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne. Und hörete eine große Stimme von dem Stuhl, die sprach: Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und Er selbst, Gott mit ihnen (Immanuel),

wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen. V. 22. Und ich sahe keinen Tempel darinnen, denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel, und das Lamm. Und die Stadt bedarf keiner Sonne, noch des Mondes, daß sie ihr scheinen, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm. Und die Könige auf Erden werden ihre Herrlichkeit in dieselbige bringen.

Freilich sind das alles Bilder und Gleichnisse, aber sind es nicht die großartigsten, schönsten und darum auch unentbehrlichsten Bilder, unter denen wir die Ewigkeit uns nur vorstellen können? Diese Stadt mit den goldenen Gassen, deren Sonne die Herrlichkeit Gottes selber ist, diese Posaune des letzten Gerichtes, welche Alle zur Verantwortung ruft, dieses himmlische Leben, den Engeln Gottes gleich, dieser unendliche Trost, daß Gott selber abwischen wird alle Thränen von ihren Augen, und kein Tod wird mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen — rührt das Alles nicht an die tiefsten Saiten unseres Gemüthes, weckt es nicht die heiligsten Hoffnungen und Ahnungen unserer Seele? Und wie durchsichtig sind diese Gleichnisse! Wie klar leuchten aus ihnen die großen Ideen hervor, auf die wir immer wieder kommen, wenn wir an die Ewigkeit denken. Sprechen wir diese Ideen ohne Einkleidung aus, so können wir sagen: Es ist vor allen die Idee einer weiteren Entwicklung der Persönlichkeit auch nach dem Tode, einer fortgesetzten und immer innigeren Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Gott, ein Fortschreiten zu immer größerer Vollkommenheit, eine immer völligere Hingabe des Willens an Gott, und in Folge davon Heiligkeit und Seligkeit. Es ist weiter die Idee eines Zusammenhanges zwischen Diesseits und Jenseits, also einer gerechten Vergeltung. Was der Mensch säet, das wird er erndten. Der leibliche Tod allein, der doch nur etwas Aeußerliches, Mechanisches ist, kann sittliche Vollendung nicht bewirken, er kann nicht ohne weiteres aus dem Verbrecher und Sündendiener einen fleckenlosen Engel Gottes machen. Aber allerdings wird die göttliche Barmherzigkeit neue Entwicklung des Charakters ermöglichen, und vieles, was hienieden

nur durch Ungunst der Verhältnisse, durch Einfluß der Erziehung, der Umgebung u. dgl. verkümmerte, wird dort Gelegenheit erhalten seine Kräfte neu zu entfalten. Das fordert selbst die Idee der göttlichen Gerechtigkeit. Ohne Selbstbewußtsein und ohne Erinnerung an das irdische Leben werden wir uns deshalb die Ewigkeit nicht denken dürfen, denn wenn beides fehlte, wenn wir gleichsam als völlig andere Menschen uns dort vorfänden, so käme eben die Idee der Vergeltung und der persönlichen Entwicklung nicht zu ihrem Rechte; als einen wesentlichen Vorzug des andern Lebens preist deswegen das Christenthum grade die höhere Einsicht in die göttlichen Zwecke und Absichten, von denen auch die dunkeln Partien unserer irdischen Laufbahn geleitet werden, wie Gellert singt:

Da werd' ich das im Licht erkennen, was ich auf Erden dunkel sah,
Das wunderbar und heilig nennen, was unerforschlich hier geschah;
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank die Schickung im Zusammenhang.

Der Pantheismus freilich lehrt ein Aufgehen der einzelnen Persönlichkeit in Gott und behauptet, das sei grade die höchste Stufe der Liebe, wenn der Mensch an sich selbst und sein kleines Ich gar nicht mehr denke, sondern sich nur freue, aufzuhören und unterzugehen in der Unendlichkeit Gottes. Wer den Allmächtigen selbst nur als Weltseele, aber nicht als persönlichen Gott denkt, dem mag auch die Persönlichkeit des Menschen nur wie die Blume des Feldes, für einen Sommer bestimmt, scheinen, wie das Rückert in klassischer Form als die Empfindung der sterbenden Blume, als ihren Schwanengesang an ihre Mutter, die Sonne, dargestellt hat:

Nimm mein fliehend Leben, nimm's, Ewige, zu dir hinauf!
Ja, du sonnest noch den Gram aus der Seele mir zuletzt.
Alles, was von dir mir kam, sterbend dank ich es dir jetzt:
Aller Morgenlüfte Zug, dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug, die um mich im Tanz geschwebt,
Herzen, die mein Duft erfrischt, Augen, die mein Glanz erfreut,
Wie aus Duft und Glanz gemischt, du mich schufst, dir dank ich's heut.
Eine Zierde deiner Welt, wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blühn im Feld, wie die Stern' auf höh'rer Flur.

Einen Odem hab' ich noch, und es soll kein Seufzer sein,
Einen Blick zum Himmel hoch und zur schönen Welt hinein.
Laß verglühen mich an dir, Himmel, spann dein blau Gezelt!
Ewig Flammenherz der Welt! Mein vergrüntes welket hier.
Morgenlicht, Heil deinem Schein! Frühlingsluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf ich ein, ohne Hoffnung aufzustehn.

Gewiß macht die bescheidene Resignation, wie sie in diesen wundervollen Versen ausgesprochen wird, einen tiefen Eindruck auf jeden Leser, und man kann es wohl begreifen, wie diese pantheistische Denkweise manchen Anhänger gewinnt, manchen edlen Menschen begeistert. Aber genauer gesehen, hat sie doch ihre großen und schweren Bedenken. Der Mensch ist eben keine Blume, sondern mehr als die Rose und mehr als der Wurm, die Bescheidenheit also, welche sich in dieser Resignation ausdrückt, ist eine falsche, so sehr auch der Irrthum durch die herrliche Poesie verdeckt und gleichsam verklärt wird. Der Gott, der den Menschen als ein selbstbewußtes und wollendes Wesen schuf, der ihm sein göttliches Ebenbild einprägte, sollte der wirklich die Vernichtung dieser seiner eigenen Schöpfung als das höchste Ziel, als der Weisheit letzten Schluß uns gesetzt haben? Und kann man den allgemeinen Trieb, die tiefe Sehnsucht des Menschen nach Fortdauer und ewiger bewußter Gemeinschaft mit Gott wirklich Selbstsucht nennen? Kann man den Wunsch und die Hoffnung tadeln, das zu bewahren, was Gott selbst uns gegeben hat? — Wir können all diese Fragen nur auf das Entschiedenste verneinen und in der pantheistischen Begeisterung für den eigenen ewigen Untergang nur eine poetische Schwärmerei erblicken, für deren überspanntes Wesen auch bekanntlich die Menschheit im Großen wenig Sinn und Empfänglichkeit besitzt. Für das Volk haben pantheistische Religionen immer wieder eine andere Art von Glauben und Lehre suchen müssen, denn selbst wenn man dieses pantheistische Fortleben in Gott mit Aufhebung der Persönlichkeit ein ewiges Leben oder eine Unsterblichkeit genannt hat, so wird doch jeder unbefangene Beurtheiler sagen, daß eine solche Unsterblichkeit eine schreckliche Aehnlichkeit mit dem Tode, ja mit der materialistischen Unsterblichkeit des Stoffes hat. Sollen wir

ohne Bewußtsein und ohne Erinnerung, ohne Persönlichkeit und ohne Individualität nur im allgemeinen Weltwesen fortleben, so scheint doch wenig Unterschied für uns darin zu liegen, ob wir dieses Weltwesen Stoff oder Kraft oder Seele aller Dinge nennen. Wir, wie wir sind und denken und fühlen und hoffen, würden dann eben nicht mehr sein. Soll daher das Wort Unsterblichkeit für uns einen guten Sinn und eine wirkliche Bedeutung haben, so muß es schon eine persönliche Unsterblichkeit oder etwas ihr Entsprechendes sein, jede andere würde uns im Wesentlichen unbefriedigt lassen. Der irdische Lenz mit seinen tausend Blüthen, deren jede nur einmal blüht, um dann für immer abzufallen und andern Jahrgängen oder Generationen das Feld zu räumen, mag also wohl als Bild des Erwachens zu neuem Leben gebraucht werden, aber doch nur als ein Schattenbild, über welches die Hoffnung und Erwartung hinausgeht auf einen andern Frühling, der auch die verwelkten Blätter wieder zum Leben ruft, wie Uhland es ausgesprochen:

Wohl blühet jedem Jahre sein Frühling mild und licht:
Auch jener große, klare, getrost! er fehlt dir nicht.
Er ist dir noch beschieden am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden, und droben bricht er an.

Ist nun unsere Hoffnung gerechtfertigt, daß das unsterbliche Theil des Menschen droben im Lichte verklärt wird, aber doch seinem persönlichen Wesen nach dasselbe bleibt, so knüpft sich hieran von selbst der tröstliche Glaube, daß auch eine Gemeinschaft der Seligen, ein Wiedersehen und Wiederfinden zur Seligkeit des ewigen Lebens gehören wird. Je reiner und heiliger die Liebe ist, welche Menschen hier auf Erden mit einander vereint, desto fester und zuversichtlicher darf auch die Hoffnung sein, daß uns unverloren bleiben wird, was wir in Gott geliebt haben, und zu den größten Erwartungen des Christen darf es gezählt werden, daß wir mit denen einst in Gemeinschaft treten werden, die, wie die Helden der Kirche, uns hier schon mit ihrem Geist genährt, mit ihrem Glauben begeistert, mit ihrer Liebe entzündet haben. Auch den Herrn Christus selber, sagt Johannes, werden wir sehen, wie er ist.

1. Joh. 3, 2. Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist.

„Dort, schrieb Zwingli an den König von Frankreich, wirst du Abel, Henoch, Noah, Abraham, Sokrates, Aristides, Cato und Scipio, den heiligen Ludwig und deine Vorfahren alle sehen, welche im wahren Glauben gewandelt haben. Kein guter Mann ist gewesen, kein heiliger Sinn, keine treue Seele, von Anfang der Welt bis an's Ende, die du nicht dort bei Gott finden wirst." Dabei drängen sich denn wohl hundert andere Fragen der Sehnsucht oder einer sehr begreiflichen, weil selbst interessirten Wißbegierde vor unsere Seele. Man fragt wie einst zu Pauli Zeit: Mit welcher Leiblichkeit werden die Todten kommen? Wo sind die Stätten und Wohnungen des Vaterhauses, auf andern Weltkörpern oder ohne alle Körperlichkeit über Zeit und Raum erhaben? Ist der Tod selbst der Beginn des neuen Lebens oder giebt es einen Zwischenzustand? Ist die Ruhe, die dem Volke Gottes noch vorhanden ist, ein Aufhören alles Wirkens, oder öffnen sich dort neue Bahnen für den rastlos strebenden Geist mit neuer Arbeit und anderen Zielen? — Die Antwort auf diese Fragen kann nicht allgemein gültig und unwidersprechlich klar gegeben werden. Das liegt in der Natur der Sache, welche alle Vorstellungen des Diesseits übersteigt. Den Müden und Ruhe bedürftigen Seelen mag das Jenseits schöner winken, wenn sie's als ewige Rast nach der schweren Arbeit des Erdenlebens denken dürfen, die starken aber und thätigen Geister meinen nur im unermüdlichen Schaffen volle Genüge zu finden und weisen auf die unendliche Mannichfaltigkeit von Geistern hin, zu deren Vervollkommnung auch dort noch mitzuhelfen höchste Freude und höchster Genuß sein müsse. Die katholische Kirche hat der Phantasie ihrer Gläubigen mit Fegefeuer, Hölle und Himmel ein buntes farbenreiches Gemälde geboten, und unter den Protestanten glauben auch Viele nicht ohne ähnliche bestimmte Vorstellungen auskommen zu können. „Ich habe mir, sagt der gemüthvolle „Wandsbecker Bote" in

seiner kindlich frommen Weise, einen hellen schönen Stern am Himmel ausgesucht, wo ich mir in meinen Gedanken vorstelle, daß Er (Christus) da sein Wesen mit seinen Jüngern habe. Ich segne den Stern in meinem Herzen und bet' ihn an, und oft, wenn ich des Nachts unterwegen an den Rabbuni denke und zu dem Stern aufsehe, überfällt mich ein Herzklopfen und eine so kühne überirdische Unruhe, daß ich wirklich manchmal denke, ich sei zu etwas Besserem bestimmt, als zum Briefstragen." Dergleichen gläubige und bestimmte Vorstellungen haben ihr gutes Recht für jeden einzelnen Menschen. Sie helfen, die Ewigkeit dem Herzen näher zu bringen und sind ähnlich wie die biblischen Bilder Brücken, welche das Herz über die Kluft zwischen Diesseits und Jenseits zu schlagen sucht. Darin haben sie ihren Werth. Wollen sie aber mehr sein als dies, beanspruchen sie das Wesen der ewigen Dinge selbst vollkommen getreu darzustellen, verlangt man, daß jeder Christ sie für buchstäblich wahr und zutreffend halte, als könnte das Jenseits geschildert werden wie eine irdische Landschaft, wie ein Schauplatz menschlicher Thätigkeit und sinnlicher Beobachtung, dann muß man diese Anmaßung zurückweisen und die Bedeutung aller Aussagen über die Ewigkeit auf das rechte Maß beschränken. — Was man aber vor allem häufig als nothwendigen Bestandtheil der christlichen Lehre von strenggläubiger Seite festzuhalten trachtet, das ist die kirchliche Ansicht von der Ewigkeit der Höllenstrafen, weil angeblich ohne diese Lehre der Leichtsinn und die Gleichgültigkeit gegen die Sünde bedenklich zunehmen würden. Die wahre Liebe hat doch zu allen Zeiten gegen diese fürchterliche Lehre auf die Größe der göttlichen Barmherzigkeit sich berufen und auf eine endliche allgemeine Bekehrung oder Wiederbringung aller Bösen gehofft, wenn auch ein erleuchteter Freund dieser milden Auffassung meinte: wer hinter dies Geheimniß der schließlichen göttlichen Erbarmung für Alle gekommen sei, der solle es für sich behalten und nicht dem rohen Volke ausplaudern, um Mißbrauch zu verhüten. In der Gegenwart liegt für uns die Sache so, daß die Annahme einer ewigen Verdammniß auch in den Augen des Volkes kaum noch mit den geläuterten Begriffen von Gottes Liebe zu reimen

ist. Ein Gott, der in ewiger Seligkeit thronen und dabei die hölliſchen Folterqualen der Verdammten ohne Ende mit anſehen könnte, das wäre wahrlich nicht der Gott der Liebe, welchen das Chriſtenthum verkündigt; und für die Abwehr des Leichtſinns, wenn derſelbe überhaupt abzuwehren iſt, reicht es aus, daß wir wiſſen: die Wirkungen unſrer Thaten reichen hinein bis in das Jenſeits, die Erde iſt das Saatfeld, die Ernte beginnt dort, das Leben hier iſt Anfang einer Ewigkeit, was wir hier angeknüpft und begonnen haben, das wird ſich dort fortſetzen, und das Böſe an uns und in uns wird nicht anders getilgt werden als durch bittere Schmerzen, durch ſchwere Wege, die der ewige Vater auch dort uns führen wird, führen muß, um uns zu vollenden. Dies halten wir feſt, im Uebrigen aber geſtehen wir offen unſer Nichtwiſſen bei den meiſten jener Fragen der Neugierde und tröſten uns mit dem Gedanken, daß Gott nicht den Schleier des Geheimniſſes und das Dunkel der Todesnacht vor die Zukunft gebreitet haben würde, wenn es uns nicht heilſam und gut wäre. Die hellen und freundlichen Sterne aber, welche uns aus dieſer geheimnißvollen Nacht vielverheißend entgegenwinken, die Sterne des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, behalten wir feſt im Auge und blicken freudig zu ihnen empor in jeder trüben Stunde, in jedem heißen Kampf, bei jeder mühevollen Arbeit unſeres Lebens, ja auch in den Tagen der Freude vergeſſen wir ihre Mahnungen nicht, immer leuchten ſie uns hell und klar auf unſerm Pfade, immer reden ſie zu uns eine ernſte und doch fröhliche Sprache, immer künden ſie uns laut das Räthſel unſeres Daſeins und zeigen uns die wahre Heimath der Seele, die hier nur ein Gaſt und ein Pilgrim iſt und auf die Heimkehr wartet in's ewige Vaterhaus.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.